Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,687,128

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DD
801
B465
A2
Sn 7
v.5

Lebensläufe aus Franken

Herausgegeben im Auftrag
der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

von

Anton Chroust

Fünfter Band

Erlangen
Universitäts-Buchhandlung Palm & Enke
1936

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

Siebente Reihe:

Lebensläufe aus Franken

Fünfter Band

Erlangen
Universitäts-Buchhandlung Palm & Enke
1936

Digitized by Google

Lebensläufe aus Franken

Herausgegeben im Auftrag
der Gesellschaft für Fränkische Geschichte

von

Anton Chroust

Fünfter Band

Erlangen
Universitäts-Buchhandlung Palm & Enke
1936

Digitized by Google

DD
801
.B465
A2
Ser. 7
v. 5

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis
des fünften Bandes.

Seite

Amira, Karl v., Rechtshiſtoriker (1848—1930). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Hans Liermann in Erlangen 1

Breu, Simon, Muſikpädagoge und Komponiſt (1858—1933). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Oskar Kaul in Würzburg 10

Burger, Georg Mathias, der „Nürnberger Myſtiker" (1750—1825). — Von Wilhelm Kunze in Nürnberg 15

Conrad, Michael Georg, Schriftſteller (1846—1927). — Von Dr. Friedrich Möhl, Schriftſteller in München 21

Crailsheim, Krafft Graf v., bayeriſcher Staatsminiſter (1841—1926). — Von Maria Gräfin Crailsheim in München 38

Daumer, Georg Friedrich, Religionsphiloſoph und Dichter (1800—1875). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Oskar Kaul in Würzburg 61

Dürrner, Johannes, Komponiſt (1810—1859). — Von Oberſtudienrat a. D. Dr. Thomas Stettner in Ansbach 71

Endreß, Bernhard, rechtskundiger Bürgermeiſter von Ansbach (1788—1842). — Von Juſtizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach 76

Feuerbach, Amalie, Anſelm Feuerbachs Mutter (1805—1829). — Von Oberſtudienrat a. D. Dr. Thomas Stettner in Ansbach 80

Gebſattel, Ludwig Freiherr v., bayeriſcher General der Kavallerie (1857 bis 1930). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Max Buchner in München . 85

Geyer, Chriſtian Karl Ludwig, Hauptprediger in Nürnberg (1862—1929). — Von Prodekan Georg Merkel in Nürnberg 100

Graudaur, Bernhard, Kabinettsſekretär König Ludwigs I. (1776—1838). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Max Spindler in München 115

Hampe, Theodor Eduard, zweiter Direktor des Germaniſchen Muſeums in Nürnberg (1866—1933). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Karl Hampe in Heidelberg 133

Hegel, Karl, Profeſſor der Geſchichte in Erlangen (1813—1901). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Heinrich Dannenbauer in Tübingen 142

Leube, Wilhelm Olivier, Profeſſor der innern Medizin in Würzburg (1842 bis 1925). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Georg Sticker in Würzburg 150

Digitized by Google

Seite

Luxburg, Friedrich Graf von, Verwaltungsbeamter, Regierungspräsident von Unterfranken (1829—1905). — Von Karl Graf Luxburg, kaiserlicher Gesandter a. D. in Schloß Aschach bei Bad Kissingen 155

Mayer, Ernst, Rechtshistoriker an der Universität Würzburg (1862—1932). — Von Universitätsprofessor Dr. Helmut Mayer in Rostock 181

Memminger, Anton, Publizist und Politiker (1846—1923). — Von Dr. August Memminger, Schriftsteller in Würzburg 197

Meyer, Julius, Jurist und Lokalhistoriker (1835—1913). — Von Justizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach 211

Meyern, Wilhelm Friedrich v., Offizier und Schriftsteller (1759—1829). — Von Oberstudienrat a. D. Dr. Thomas Stettner in Ansbach 214

Mölter, Georg v., bayerischer Generalmajor (1775—1846). — Von Georg Gilardone, Major a. D. und Konservator in München 223

Müller, Iwan v., Professor der Philologie und Pädagogik an der Universität München (1830—1917). — Von Universitätsprofessor Theodor Dombart in München 232

Mummenhoff, Ernst, Archivdirektor in Nürnberg (1848—1931). — Von Dr. Emil Reicke, Archivdirektor a. D. in Nürnberg 244

Nedwitz, Oskar Freiherr v., Dichter (1823—1891). — Von P. Expeditus Schmidt O.F.M. in Dettelbach (Unterfranken) 262

Richter, August (1856—1920)
„ Johann Michael (1822—1886)
„ Johann Stephan (1780—1857)
„ Karl (1853—1915)
„ Otto (1858—1932)
sämtlich Buchdrucker, später Zeitungsverleger in Würzburg. — Von Dr. Leo Günther in Würzburg 267

Rinecker, Franz von, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1811 bis 1883). — Von Universitätsprofessor Dr. Georg Sticker in Würzburg 279

Rochholz, Ernst Ludwig, Sprachforscher und Volkskundler (1809—1892). — Von Oberstudienrat a. D. Dr. Thomas Stettner in Ansbach 288

Rudhart, Ignaz von, Verwaltungsbeamter, Statistiker und Politiker (1790 bis 1838). — Von Dr. Ferdinand Koeppel in München 297

Sachs, Ernst, Großindustrieller in Schweinfurt (1867—1932). — Von Geheimrat Robert Allmers, Präsident des Verbandes der deutschen Automobilindustrie in Berlin 311

Schönlein, Johann Lukas, Professor der Medizin (1793—1864). — Von Geheimrat und Universitätsprofessor Dr. Friedrich v. Müller in München . 332

Schubert, Gotthilf Heinrich v., Naturforscher und Naturphilosoph, Professor an den Universitäten München und Erlangen (1780—1860). — Von Frau Emma Lothar-Reinsch in Schloß Buchenau 349

Schuh, Johann Georg v., I. Bürgermeister der Stadt Nürnberg (1846—1918). — Von Stadtschulrat a. D. Konrad Weiß in Nürnberg 359

Digitized by Google

69 295 AA A 30-2

Seite

Schwab, Johann Baptiſt, Profeſſor der Kirchengeſchichte in Würzburg (1811 bis 1872). — Von Dr. Hubert Ulſamer in Würzburg 372

Stieber, Wilhelm von, Großinduſtrieller (1846—1915). — Von Hofrat Dr. Sörgel in Freilaſſing bei Salzburg 377

Stromer von Reichenbach, Karl Otto Freiherr von, I. Bürgermeiſter der Stadt Nürnberg (1831—1891). — Von Stadtſchulrat a. D. Konrad Weiß in Nürnberg 382

Tann-Rathſamhauſen von und zu der, Ludwig Freiherr, bayeriſcher General der Infanterie (1815—1881). — Von Georg Gilardone, Major a. D. und Konſervator in München 392

Urlaub, Georg Karl, Maler (1745—1811). — Von Michael Urlaub, Major in München 404

Wagner, Coſima, die Gattin Richard Wagners (1837—1930). — Von Dr. Karl Grunsky in Stuttgart 412

Wagner, Johann Martin v., Plaſtiker und Maler (1777—1858). — Von Privatdozent Dr. Emil Kieſer in Würzburg 439

Wagner, Moriz, Geograph und Forſchungsreiſender (1813—1887). — Von Otto Corbach, Schriftſteller in Berlin 459

Walther von Walderſtötten, Ritter, bayeriſcher General der Infanterie (1805—1889). — Von W. von Walther-Walderſtötten, Major in Gauting bei München 467

Weber, Georg Michael Ritter v., Rechtslehrer, Schriftſteller und Staatsbeamter (1768—1845). Von Dr. Georg Kaiſenberg, Miniſterialrat in Berlin 479

Welſer, Dr. Ludwig Freiherr von, Verwaltungsbeamter und Geſchichtsfreund (1841—1931). — Von Hans Freiherrn von Welſer, Staatsſekretär a. D., in München 492

Wirth, Johann Georg Auguſt, Rechtsgelehrter, Politiker und Schriftſteller (1798—1848). — Von Dr. Albert Becker, Oberſtudiendirektor a. D., in Heidelberg 509

Wohlgemuth, Johann Caſpar, Baudirektor in Ansbach (1738—1803). — Von Juſtizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach 521

Zahn, Theodor von, Profeſſor der Theologie in Erlangen (1838—1933). — Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Hans Preuß in Erlangen 523

Zorn, Philipp, Rechtslehrer, Hiſtoriker und Politiker (1850—1928). — Von Dr. Konrad Zorn, Finanzgerichtsdirektor in Minden i. W. 530

Digitized by Google

Digitized by Google

Gmelin
Hist.
Univ.
2115/65
2340 c-124

Vorwort

Volle sechs Jahre mußten vergehen, ehe wir unser Versprechen einzulösen vermochten, dem IV. Band der „Lebensläufe aus Franken" bald einen V. folgen zu lassen. Nicht etwa, daß der Stoff für biographische Darstellungen sich schon erschöpft hätte — er ist noch fast unabsehbar reich —; nicht etwa, daß uns die Aufnahme der bisherigen Bände etwa enttäuscht hätte — sie war wie immer sehr anerkennend, was wir dankbar verzeichnen möchten —; aber die Einengung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft für fränkische Geschichte seit 1930 hat uns sehr gegen unsern Willen Zurückhaltung in unserer Tätigkeit auferlegt. Nur in größeren Abständen können wir ein so kostspieliges Unternehmen wie die „Lebensläufe" fördern, mögen auch die veränderten Anschauungen und Umstände heute noch weit mehr als zuvor empfehlen, sich eines Werkes anzunehmen, in dem eindringlich und an faßbaren Beispielen gezeigt wird, welche Bedeutung der Vererbung von Wesenseigenschaften und Fähigkeiten innerhalb einer Familie zukommt, wie wichtig es ist, Vertreter der vergangenen Geschlechter mit ihren Gewohnheiten, Anschauungen, Neigungen und Anlagen von berufener Seite und in sachlich-nüchterner Form für eine große Gemeinde abzeichnen zu lassen und damit das Erbgut kenntlichzumachen, das dem jetzt lebenden Geschlecht von Urgroßväterzeiten mitgegeben worden ist. Mit trockenen Angaben der Stammbäume kann man wohl Familiengenealogie treiben, aber man kann nicht aufzeigen, wie gemeinsames Blut die Menschen ähnlich macht und sie antreibt, unbewußt dieselben Wege zu gehen und fortzusetzen, die die Vorfahren gewandelt sind. Von dieser Seite her dürfen wir heute für unsere „Lebensläufe aus Franken" gesteigerte Beachtung und Unterstützung erwarten, wie diese Betrachtungsweise auch von uns fordert, den Unternehmen der „Lebensläufe" erhöhte Pflege zu widmen und uns zu bemühen, dem V. recht bald einen VI. Band folgen zu lassen.

Freilich ist dieser Wunsch leichter in Worte zu fassen als auszuführen, da sich uns und dem so zeitgemäßen Unternehmen mancherlei Hindernisse in den Weg stellen. Das ernsteste ist die angedeutete Beschränktheit unserer wirtschaftlichen Mittel. Aber wir müssen es auch beklagen, daß das Verständnis für das, was wir mit den „Lebensläufen" erstreben, nicht allseitig vorhanden ist. Immer wieder muß der Herausgeber dagegen ankämpfen, daß der Raum, der für den einzelnen Beitrag zugemessen werden kann, nicht in unbilliger Weise überschritten werde, und nicht immer werden die darauf bezüglichen Erinnerungen mit Verständnis und Freundlichkeit aufgenommen! Namentlich muß immer wieder betont werden, daß, wenn nahe

Digitized by Google

Familienangehörige mit der Abfassung der Biographie ihres Vaters, Oheims usw. betraut werden, sie im Interesse der Sachlichkeit und zur Wahrung des wissenschaftlichen Ranges unseres Unternehmens sich einer gewissen Zurückhaltung in der Beurteilung der Persönlichkeit befleißen mögen, die in den Augen anderer nicht auf jene unbedingte Verehrung zu rechnen hat, die ihr der Sohn oder Enkel aus Familiengefühl und Pietät entgegenbringen wird. Gerade auf diesem Gebiet muß sich jeder Mitarbeiter um der dargestellten Persönlichkeit willen befleißen, Distanz zu wahren. — Der Herausgeber mag nicht von den sonstigen Nöten viele Worte machen, die mit der Schriftleitung eines solchen Sammelwerkes verbunden sind, von den unerfüllten Versprechungen, von den Unpünktlichkeiten, von der äußern Form der Einsendungen, die so oft erhebliche Korrekturkosten verursacht. — Andererseits vermag der Herausgeber nicht, es allen recht zu machen, und so muß er auch den Vorwurf einheimsen, daß in den bisher erschienenen Bänden der „Lebensläufe" das Leben so mancher bedeutender Persönlichkeit aus Franken immer noch vermißt werde, während Männer mit bescheidenem Wirkungskreis und engbegrenzter Tätigkeit in unserm Werk bereits ihren Platz gefunden hätten. — Darauf muß erwidert werden, daß leider die Zahl der Federn, die die Möglichkeit, die Lust und die Fähigkeit haben, sich des Lebenswerkes solcher bedeutender Persönlichkeiten anzunehmen, spärlich ist — fünf und sechs Anfragen bei verschiedenen Schriftstellern wegen eines solchen Beitrages werden abschlägig beschieden. Aber davon abgesehen, dürfen auch weniger hervorragende Persönlichkeiten nicht ganz im Schatten bleiben. Sich über Richard und Cosima Wagner zu unterrichten, ist auch ohne unsere „Lebensläufe" leicht möglich; über andere bedeutende Geister in und aus Franken gibt die „Allgemeine Deutsche Biographie" auch heute noch hinreichende Auskunft. Aber mancher Schriftsteller und Tondichter minder hohen Ranges, mancher wirkungsvolle Lehrer, mancher Seelenhirt, der eine große Gemeinde zu leiten und zu erbauen vermocht, mancher Beamte und Soldat, der weit mehr als seine Pflicht getan hat, würde ganz in Vergessenheit geraten, wenn sich nicht das jetzt noch lebende Geschlecht seiner in Wort und Schrift erinnerte. Und dabei ist das Wirken einer solchen bescheidenen Persönlichkeit im kleinen Kreis zuweilen ergreifender und segensreicher gewesen als die Tätigkeit manches Trägers eines großen Namens. — Aber es ist zu hoffen, daß mit der Zeit in unsern „Lebensläufen" alle zu ihrem Recht kommen werden, deren Wirken in Franken ihnen einen Anspruch gibt, daß auch kommende Geschlechter sich ihrer erinnern. Denn die Erinnerung an das fruchtbare Wirken und Walten der Vorfahren wird immer eines der stärksten Mittel bleiben, die kommenden Geschlechter zu gleichen und größeren Taten anzufeuern — zum Heil der engeren fränkischen Heimat und des größeren deutschen Vaterlandes.

Würzburg, den 1. Juni 1936.

Anton Chroust.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des ersten bis fünften Bandes.

Seite

Abert, Friedrich Philipp von, Professor der Theologie, Erzbischof von Bamberg (1859—1912). — Von Geheimrat Dr. Oskar Braun, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 1

Adelmann, Karl, Kunstschriftsteller und Sammler (1859—1910). — Von Geheimrat Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 1

Amira, Karl von, Rechtshistoriker, Professor an der Universität Würzburg (1848—1930). — Von Universitätsprofessor Dr. Hans Liermann in Erlangen . . . . . V., 1

Arnheim, Fischel, Politiker (1812—1864). — Von Dr. A. Eckstein, Distriktsrabbiner in Bamberg . . . . . II., 11

Aufseß, Hans Freiherr von und zu, Altertumsforscher, Gründer des Germanischen Museums (1801—1872). — Von Geheimen Hofrat Dr. Gustav von Bezold, Direktor a. D. des Germanischen Museums in Nürnberg I., 1

Autenrieth, Georg, Schulmann, Rektor des Alten Gymnasiums in Nürnberg (1833—1900). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . . . I., 11

Bandel, Ernst v., Bildhauer (1800—1876). — Von Prof. Dr. Ernst Anemüller in Detmold . . . . . IV., 1

Batz, Johann Friedrich, katholischer Theologe und Schulmann (1770 bis 1807). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . III., 4

Batz, Johann Joseph, katholischer Theologe und Philosoph (1775 bis 1814). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Hochschulprofessor in Bamberg . . . . . III., 20

Bauernfeind, Karl Max v., Professor an der technischen Hochschule in München (1818—1894). — Von Dr. Sigmund Günther, Geheimen Hofrat und Professor an der technischen Hochschule in München . . . III., 26

Bechtolsheim, Anton Freiherr v., gen. **Mauchenheim,** österreichischer General der Kavallerie (1834—1904). — Von Generalmajor Joseph Ritter v. Oskar Paic in Wien . . . . . IV., 14

Beder, Valentin Eduard, Tondichter (1814—1890). — Von Universitätsprofessor Dr. Kaul in Würzburg . . . . . IV., 25

Behr, Wilhelm Joseph, Staatsrechtslehrer, Bürgermeister und Politiker (1775—1851). — Von Studienprofessor Dr. Franz Leininger in Würzburg . . . . . IV., 29

Digitized by Google

Seite

Behringer, Edmund, Schulmann und Dichter (1828—1900). — Von Oberstudiendirektor Dr. J. Straub in Aschaffenburg . . . . . III., 29

Beusen, Heinrich Wilhelm, Schulmann und Lokalhistoriker (1798—1863). — Von Oberstudiendirektor a. D. August Schnizlein in Rothenburg o. T. . . . . IV., 59

Berg, Franz, katholischer Theologe, Historiker und Philosoph (1753 bis 1821). — Von Geheimrat DDr. Sebastian Merkle, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 14

Berolzheimer, Heinrich, Industrieller und Philanthrop (1836—1906). — Von Dr. Michael Berolzheimer, Hofrat und Justizrat in München . . . . . II., 25

Bezzel, Hermann von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München. — Von Kirchenrat Gottfried Sperl in Wittelshofen am Hesselberg in Mittelfranken . . . . . II., 29

Bomhard, Christian von, Schulmann, Professor und Rektor am Gymnasium in Ansbach (1785—1862). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . I., 14

Bomhard, Georg Christian August, evangelischer Theologe, Kirchenrat und Dekan in Augsburg (1787—1869). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . I., 19

Boveri, Theodor, Professor der Zoologie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Fritz Baltzer, Universitätsprofessor in Bern II., 40

Brater, Karl, Parlamentarier und politischer Schriftsteller (1819 bis 1869). — Von Frau Agnes Sapper, geb. Brater, in Würzburg . I., 25

Braun, Karl Guido Robert, Kanonikus und Dompfarrer in Würzburg (1841—1909). — Von Dr. Alfred Winterstein, Kanonikus und Dompfarrer in Würzburg . . . . . I., 38

Braungart, Richard, Professor an der landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan bei Freising (1839—1916). — Von Pfarrer Hermanns in Gruiten bei Elberfeld . . . . . II., 57

Brentano, Franz, Professor der Philosophie an der Universität Wien (1838—1917). — Von Geheimrat Dr. Karl Stumpf, Universitätsprofessor in Berlin . . . . . II., 67

Breu, Simon, Musikpädagoge und Tondichter (1858—1933). — Von Universitätsprofessor Dr. Oskar Kaul in Würzburg . . . . . V., 10

Burger, Georg Mathias, „der Nürnberger Mystiker" (1750—1825). — Von Wilhelm Kunze in Nürnberg . . . . . V., 15

Burgschmiet, Jakob Daniel, Erzgießer, Bildhauer und Maler (1796 bis 1858). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Theodor Hampe, II. Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg . . . . . IV., 68

Caspari, Karl Heinrich, evangelischer Pfarrer in Sommerhausen (Unterfranken), dann in München Schriftsteller (1815—1861). — Von Geheimen Hofrat Universitätsprofessor D. Walter Caspari in Erlangen I., 47

Digitized by Google

Seite

Castell-Castell, Graf Friedrich Karl Wilhelm Ernst, Standesherr (1826 bis 1886) und seine Gemahlin Emma, geb. Gräfin v. Solms-Rödelheim (1831—1904). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . . . . II., 85

Castell-Rüdenhausen, Fürst Wolfgang, Standesherr (1830—1913). — Von Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen in Rüdenhausen (Unterfranken) . . . . . I., 55

Conrad, Michael Georg, Schriftsteller (1846—1927). — Von Dr. Friedrich Möhl, Schriftsteller in München . . . . . V., 21

Craemer, Karl, Politiker (1818—1902). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der technischen Hochschule in München . . . . . II., 96

Crailsheim, Krafft Graf v., bayerischer Staatsminister (1841—1926). — Von Marie Gräfin v. Crailsheim in München . . . . . V., 38

Cramer-Klett, Theodor Freiherr v., Großindustrieller (1817—1884). — Von Dr. Wilhelm Hotzelt, Studienrat in Nürnberg . . . . . III., 36

Craven, Elisa, Gemahlin des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth (1750—1828). — Von Wilhelm Freiherrn v. Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . . . . III., 46

Daumer, Georg Friedrich, Religionsphilosoph und Dichter (1800—1875). — Von Universitätsprofessor Dr. Oskar Kaul in Würzburg . . . . V., 61

Dauthendey, Max, Schriftsteller (1867—1918). — Von Studienrat Dr. Michael Gebhardt in Kitzingen (Unterfranken) . . . . . III., 53

Deinlein, Michael von, Erzbischof von Bamberg (1800—1875). — Von erzbischöflichem Sekretär Rathgeber in Bamberg . . . . . IV., 89

Delitzsch, Franz, Professor der alttestamentlichen Studien an der Universität Erlangen (1815—1890). — Von D. Wilhelm Lotz, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 98

Dellau, Johann Paul Joseph, Pfarrer in Wiesentheid und Lokalhistoriker (1762—1828). — Von Studienprofessor a. D. Max Schmitt in Würzburg . . . . . IV., 100

Dombart, Bernhard Heinrich, Schulmann und Patristiker (1832—1907). — Von Dr. Theodor Dombart, Universitätsprofessor in München IV., 105

Döderlein, Ludwig v., Philologe und Schulmann, Universitätsprofessor in Erlangen (1791—1863). — Von Geheimen Regierungsrat und Universitätsprofessor Dr. Otto Stählin in Erlangen . . . . . III., 68

Döllinger, Ignaz, Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Würzburg (1770—1841). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 79

Döllinger, Ignaz, katholischer Theologe, Professor der Kirchengeschichte an der Universität München, Präsident der Akademie der Wissenschaften (1799—1890). — Von Professor Dr. Hugo Koch in München . . . I., 63

Dürrner, Johannes, Komponist (1810—1859). — Von Oberstudienrat a. D. Dr. Thomas Stettner in Ansbach . . . . . V., 71

Digitized by Google

Seite

Ebner, Adalbert, Professor der Theologie am Lyzeum in Eichstätt (1861 bis 1898). — Von D. Ludwig Eisenhofer, Professor an der Hochschule in Eichstätt . . . . . III., 95

Egloffstein, August Karl Freiherr von und zu, großherzoglich sächsischer Generalmajor (1771—1834). — Von Dr. Hermann Freiherr von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischen Kammerherrn in Würzburg I., 78

Egloffstein, Caroline Gräfin von und zu, Hofdame in Weimar (1789 bis 1868).

„ Henriette Gräfin von und zu (1773—1864).

„ Julie Gräfin von und zu, Hofdame und Malerin in Weimar (1792—1869).

Von Dr. Hermann Freiherr von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischen Kammerherrn in Würzburg . . . . . III., 97

Eisenmann, Johann Gottfried, Politiker und Arzt (1795—1867). — Von Dr. Leo Günther, Privatgelehrter in Würzburg . . . . . IV., 116

Elsperger, Christoph von, Schulmann und Gymnasialdirektor in Ansbach (1798—1873). — Von Geheimrat Dr. Philipp Zorn, Universitätsprofessor und preußischer Kronsyndikus a. D. in Ansbach und Dr. Wilhelm Elsperger, Studienrektor in Hersbruck (Mittelfranken) . . . . II., 104

Endreß, Bernhard, rechtskundiger Bürgermeister der Stadt Ansbach (1788—1842). — Von Justizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach . . . . . V., 76

Engelhardt, Johann Georg Veit, Professor der Kirchengeschichte in Erlangen (1791—1855). — Von D. Hermann Jordan, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . III., 130

Englerth, Sebastian, Begründer der Weinbauschule in Franken (1804 bis 1880). — Von Dr. P. Kilgenstein, Pfarrer in Randersacker bei Würzburg . . . . . III., 188

Essenwein, August Ottmar von, Architekt und Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg (1831—1892). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Theodor Hampe, II. Direktor des Germanischen National-Museums in Nürnberg . . . . . III., 146

Ewald, Paul Hermann August, Professor der Theologie an der Universität Erlangen (1857—1911). — Von DDr. Karl Schornbaum, Pfarrer und Dekan in Roth a. S. in Mittelfranken . . . . . I., 87

Faber, Johann, Bleistiftfabrikant in Nürnberg (1819—1901). — Von Dr. Theodor Bitterauf, Universitätsprofessor in München . . I., 88

Faber, Lothar Freiherr von, Großindustrieller in Stein bei Nürnberg (1817—1896). — Von Dr. Theodor Bitterauf, Universitätsprofessor in München . . . . . I., 90

Fechenbach, Georg Karl Freiherr von, Fürstbischof von Würzburg (1749 bis 1808). — Von Dr. Leo Günther, Privatgelehrter in Würzburg IV., 133

Ferdinand, Großherzog von Würzburg (1769—1824). — Von Universitätsprofessor Dr. Anton Chroust in Würzburg . . . . . IV., 142

Digitized by Google

Seite

Feuerbach, Amalie, die Mutter Anselm Feuerbachs (1805—1829). — Von Dr. Thomas Stettner, Oberstudienrat a. D. in Ansbach . . V., 80

Feuerbach, Anselm v., d. Ä., Kriminalist (1775—1833). — Von Georg Boeke, Oberlandesgerichtsrat in Ansbach . . . . . IV., 173

Feuerbach, Ludwig, Philosoph, Privatdozent an der Universität Erlangen (1804—1872). — Von Universitätsprofessor Dr. Ludwig v. Aster in Gießen . . . . . IV., 187

Fick, Adolf, Professor der Physiologie an der Universität Würzburg (1829 bis 1901). — Von Dr. Friedrich Fick, Fabrikdirektor in Würzburg I., 94

Forster, Helene von, Philantropin und Vorkämpferin der Frauenrechte (1859—1923). — Von Studienrätin Dr. Bertha Kipfmüller in Nürnberg . . . . . III., 166

Frey, Franz Andreas, Kirchenrechtslehrer und Kirchenpolitiker in Bamberg (1763—1820). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Professor an der Hochschule in Bamberg . . . . . II., 119

Fröhlich, Franz Joseph, Gründer und erster Direktor des Musikinstituts in Würzburg (1780—1862). — Von Hofrat Max Meyer-Olbersleben, Direktor a. D. des Konservatoriums in Würzburg . . . II., 133

Fürst, Hermann von, Forstdirektor und Direktor der forstlichen Hochschule in Aschaffenburg (1837—1917). — Von Dr. Lorenz Wappes, Regierungsdirektor in Speier . . . . . I., 101

Gademann, Johann Georg, Industrieller in Schweinfurt (1754—1813). — Von Dr. Friedrich Gademann, Fabrikbesitzer in Schweinfurt II., 138

Gebsattel, Ludwig Freiherr von, bayerischer General der Kavallerie (1857—1930). — Von Universitätsprofessor Dr. Max Buchner in München . . . . . V., 85

Gegenbaur, Karl, Professor der Anatomie an der Universität Heidelberg (1826—1903). — Von Dr. Wilhelm Lubosch, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 144

Geigel, Nikolaus Alois, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1829—1887). — Von Universitätsprofessor Dr. Richard Geigel in Würzburg . . . . . I., 106

Geiger, Konrad, Maler in Schweinfurt (1751—1808).
„ Margarethe, Malerin in Schweinfurt (1783—1809).
Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt . . . . . II., 157

Gerhardt, Karl, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1833—1902). — Von Dr. Dietrich Gerhardt, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 116

Geyer, Christian Karl Ludwig, Hauptprediger in Nürnberg (1862—1929). — Von Prodekan und Pfarrer Georg Merkel in Nürnberg . . . V., 100

Gleichen-Rußwurm, Emilie Freifrau von, geb. Schiller (1804—1872). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in Bonnland (Unterfranken) . . . . . I., 119

Digitized by Google

Seite

Gleichen-Rußwurm, Heinrich Ludwig Freiherr von, Maler und Gutsbesitzer (1836—1901). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in Bonnland (Unterfranken) . . . . . I., 124

Göpfert, Franz Adam, Professor der Moraltheologie an der Universität Würzburg (1849—1913). — Von Geheimen Regierungsrat D. Valentin Weber, Professor an der Universität Würzburg . . . . . III., 176

Graudaur, Bernhard, Kabinettssekretär des Königs Ludwig I. von Bayern (1776—1883). — Von Universitätsprofessor Dr. Max Spindler in München . . . . . V., 115

Grillenberger, Karl, sozialdemokratischer Politiker (1848—1897). — Von Wilhelm Blos, Schriftsteller und Staatspräsident a. D. in Stuttgart I., 126

Grübel, Johann Konrad, Flaschnermeister und Dialektdichter in Nürnberg (1736—1809). — Von Gymnasialprofessor Dr. Karl Frommann in Nürnberg . . . . . I., 145

Güll, Friedrich Wilhelm, Volksschullehrer und Liederdichter (1812—1879). — Von Dr. Johannes Orth, Stadtschulrat in Ansbach . . . . . III., 182

Günther, Siegmund, Mathematiker und Geograph (1848—1923). — Von Dr. Ludwig Günther, Studienprofessor in München . . IV., 204

Haenle, Sigfrid, Rechtsanwalt und Ortsgeschichtsforscher (1814—1889). — Von Justizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach . . IV., 219

Hammer, Christian Friedrich, Major und Kartograph (1760—1838). — Von Frau Emma Lothar-Reinsch auf Schloß Buchenau . . III., 191

Hammer, Friedrich Ludwig, Professor der Naturwissenschaften in Straßburg (1762—1837). — Von Frau Emma Lothar-Reinsch auf Schloß Buchenau . . . . . II., 167

Hampe, Theodor Eduard, zweiter Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Kunst- und Kulturhistoriker (1866—1933). — Von Geheimen Hofrat Dr. Karl Hampe, Universitätsprofessor in Heidelberg . . . . . V., 133

Harles, Gottlieb Christoph, Professor der Beredsamkeit an der Universität Erlangen (1738—1815). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Otto Stählin, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 177

Harleß, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1806—1879). — Von Geheimen Hofrat D. Philipp Bachmann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 183

Hartmann, Jakob, bayerischer General der Infanterie und kommandierender General in Würzburg (1795—1873). — Von Karl R. v. Landmann, Generalleutnant a. D. in München . . . . . I., 157

Hauser, Kaspar, der „Findling" (1812?—1833). — Von Dr. Ivo Striedinger, Direktor der staatlichen Archive Bayerns . . . . . III., 199

Hefner-Alteneck, Friedrich von, Elektrotechniker (1845—1904). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . I., 161

Digitized by Google

Seite

Hefner-Alteneck, Jakob Heinrich von, Altertumsforscher, Kunstschriftsteller und Direktor des Nationalmuseums in München (1811—1903). — Von Geheimen Hofrat Dr. Robert Piloty, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . I., 168

Heine, Johann Georg, Orthopäd (1770—1838). — Von Dr. Hans Nahrath, Assistenzarzt am Juliusspital in Würzburg . . . . . IV., 223

Hegel, Karl, Professor der Geschichte in Erlangen (1813—1901). — Von Dr. Wilhelm Dannenbauer, Universitätsprofessor in Tübingen V., 142

Held, Johann Christoph, Rektor des Gymnasiums in Bayreuth (1791 bis 1873). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . . . III., 215

Henle, Friedrich Gustav Jakob, Professor der Anatomie an der Universität Göttingen (1809—1885). — Von Geheimen Medizinalrat Dr. Friedrich Merkel, Professor an der Universität Göttingen . . . . . I., 183

Hergenröther, Johann Adam Gustav, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg, Kardinal in Rom (1825—1890). — Von Geheimrat DDr. Sebastian Merkle, Universitätsprofessor in Würzburg . I., 188

Heßler, Franz, Indologe (1798—1890). — Von Universitätsprofessor Dr. Franz Babinger in Berlin . . . . . III., 219

Hettinger, Franz Seraph, Professor der Theologie an der Universität Würzburg (1819—1890). — Von Geheimrat Dr. Theodor Henner und von DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessoren in Würzburg . . . . . II., 202

Hezel, Johann Wilhelm Friedrich, Orientalist und Professor an der Universität Dorpat (1754—1824). — Von Universitätsprofessor Dr. Franz Babinger in Berlin . . . . . III., 225

Hoffmann, Johann Joseph, Professor der asiatischen Sprachen an der Universität Leiden (1805—1878). — Von Universitätsprofessor Dr. Franz Babinger in Berlin . . . . . I., 197

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig von, Reichskanzler (1819 bis 1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Felix Rachfahl, Professor an der Universität Freiburg i. B. . . . . II., 215

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Prinz Alexander Leopold Franz, von, Titularbischof von Sardika, der „Wundertäter" (1794—1849). — Von Geheimrat Dr. Sebastian Merkle, Professor an der Universität Würzburg . . . . . I., 204

Hollweck, Joseph, Domkapitular und Hochschulprofessor in Eichstätt (1854 bis 1926). — Von Domkapitular und Hochschulprofessor D. Ludwig Bruggaier in Eichstätt . . . . . IV., 239

Hörber, Adam, Glasermeister und Dichter des Rothenburger Festspiels (1827—1905). — Von Martha Faber in Rothenburg o. T. . . . III., 235

Holzner, Joseph, Philosoph und Lyzealrektor in Aschaffenburg (1806 bis 1871). — Von Dr. Wilhelm Büttner in Rück bei Klingenberg (Unterfranken) . . . . . III., 239

Digitized by Google

Seite

Hornthal, Johann Peter v., Jurist, Politiker und romantischer Dichter (1794—1864). — Von Dr. Oskar Krenzer, Oberstudienrat a. D. in Bamberg . . . . . III., 244

Jacobs, Johannes, Professor der Mathematik an der Universität Bamberg (1721—1801). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Professor an der Hochschule in Bamberg . . . . . III., 277

Jaeck, Heinrich Joachim, Exzisterzienser von Kloster Langheim, Schriftsteller, Vorstand der Bibliothek in Bamberg (1777—1814). — Von Oberbibliothekar Dr. Hans Fischer in Bamberg . . . . . I., 214

Jean Paul (Friedrich Richter), Dichter (1763—1825). — Von Dr. Eduard Berend, Privatgelehrter in Berlin . . . . . III., 281

Kalb, Charlotte von, geb. Marschalk von Ostheim (1761—1843). — Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller und Gutsbesitzer in Bonnland (Unterfranken) . . . . . I., 235

Kistler, Cyrill, Tondichter (1848—1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg . . . . . II., 228

Kleinfeller, Gustav Adolf, Begründer des Realschulwesens in Bayern, Rektor der Industrieschule in München (1824—1899). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Universitätsprofessor in Kiel . I., 237

Kliebert, Karl, Tondichter, Direktor der Musikschule in Würzburg (1849 bis 1907). — Von Professor Hermann Ritter in Würzburg . . . I., 241

Knebel, Karl Ludwig von, Goethes „Urfreund" (1744—1834). — Von Dr. Thomas Stettner, Oberstudienrat a. D. in Ansbach . . . . IV., 247

Kolliker, Rudolf Albert, Professor der Anatomie und der Histologie an der Universität Würzburg (1817—1905). — Von Dr. Paul Bonwiller, Professor an der Universität Zürich . . . . . I., 247

Kolde, Theodor von, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen (1850—1913). — Von DDr. Karl Schornbaum, Pfarrer und Dekan in Roth a. S. (Mittelfranken) . . . . . II., 234

König, Friedrich, Erfinder der Schnellpresse, Großindustrieller (1774 bis 1833). — Von Albrecht Bolza, Fabrikdirektor in Zell bei Würzburg III., 297

Krauseneck, Wilhelm von, General der Infanterie und Chef des preußischen Generalstabs (1774—1850). — Von Wilhelm Freiherrn von Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . . . . III., 323

Kreling, August von, Maler und Bildhauer (1819—1876). — Von Dr. Thomas Stettner, Oberstudienrat a. D. in Ansbach . . . . IV., 259

Kreß, Georg Freiherr von, Rechtsanwalt, Politiker und Geschichtsforscher in Nürnberg (1840—1911). — Von Dr. Ludwig Freiherrn von Welser, Regierungspräsident a. D. in Neunburg bei Lauf (Mittelfranken) I., 266

Külpe, Oswald, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg (1862—1915). — Von Dr. Karl Bühler, Professor an der Universität Wien . . . . . II., 244

Kundmüller, Hans, Porträtmaler in Bamberg (1837—1893). — Von Anton Kundmüller, Regierungsdirektor a. D. in München . . I., 274

Digitized by Google

Seite

Lang, Karl Heinrich Ritter von, Regierungsdirektor, Geschichtsforscher und Schriftsteller (1764—1835). — Von Justizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach . . . . . III., 329

Laubmann, Georg von, Direktor der Staatsbibliothek in München (1843 bis 1909). — Von Geheimrat Dr. Hans Schnorr von Carolsfeld, Generaldirektor der Staatsbibliothek in München . . . . . II., 256

Lefflad, Michael, Professor der Kirchengeschichte am Lyzeum in Eichstätt (1828—1900). — Von Dr. Franz Heidingsfelder, Professor an der Hochschule in Regensburg . . . . . II., 261

Leiningen, Ernst Leopold Victor, Fürst zu, Standesherr und britischer Admiral (1830—1904). — Von Dr. Richard Krebs, Oberarchivrat in Amorbach in Unterfranken . . . . . II., 269

Leonrod, Franz Leopold Freiherr von, Bischof von Eichstätt (1827 bis 1905). — Von Kanonikus Professor Dr. Karl Vogt in Eichstätt . I., 277

Leube, Wilhelm Olivier, Professor der innern Medizin an der Universität Würzburg (1842—1925). — Von Universitätsprofessor Dr. Georg Stiker in Würzburg . . . . . V., 150

Leyer, Mathias von, Professor der deutschen Philologie an den Universitäten Würzburg und München (1830—1892). — Von Dr. Friedrich Wilhelm, Professor an der Universität Freiburg i. B. . . . . I., 292

Linder, P. Dionysius, O.S.B., in Kloster Banz, Naturforscher (1762 bis 1838). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Professor an der Hochschule in Bamberg . . . . . IV., 267

Löhe, Johann Konrad Wilhelm, evangelischer Theologe, Gründer der Anstalten von Neuendettelsau (1808—1872). — Von Dr. Heinrich Weber, Direktor in Neuendettelsau (Mittelfranken) . . . . . I., 297

Lommel, Eugen, Professor der Physik an den Universitäten Erlangen und München (1837—1899). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 264

Luxburg, Friedrich Graf von, Verwaltungsbeamter, Regierungspräsident von Unterfranken (1829—1905). — Von Karl Graf Luxburg, kaiserlicher Gesandter a. D. in Schloß Aschach bei Bad Kissingen . . . . V., 155

Mack, Johann Christoph Karl Freiherr von, österreichischer Feldmarschall-Leutnant (1752—1828). — Von Wilhelm Freiherrn von Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . . . . IV., 276

Mann, Johann Georg Friedrich, Schulmann (1825—1906). — Von Ewald Mann, Oberstudienrat a. D. in Würzburg . . . . . IV., 283

Marschalk von Ostheim, Freiherr von, Sammler und Geschichtsfreund in Bamberg (1841—1903). — Von Dr. Hans Fischer, Oberbibliothekar a. D. in Bamberg . . . . . I., 305

Mauchenheim s. unter **Bechtolsheim.**

Maximilian, Herzog in Bayern, Schriftsteller und Tondichter in München (1808—1888). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller und Bibliothekar in München . . . . . I., 310

Digitized by Google

Seite

May, Andreas, Jurist und Dichter (1817—1899). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller und Bibliothekar in München . . . . . III., 351

Mayer, Ernst, Professor der deutschen Rechtsgeschichte an der Universität Würzburg (1862—1932). — Von Dr. Helmut Mayer, Universitätsprofessor in Rostock . . . . . V., 181

Memminger, Anton, Publizist und Politiker (1846—1923). — Von Dr. August Memminger, Schriftsteller in Würzburg . . . . . V., 197

Merkel, Johann, Bürgermeister von Nürnberg (1785—1838). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . . III., 370

Merkel, Paul Wolfgang, Kaufmann und Marktvorsteher in Nürnberg (1756—1820). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . . . . . III., 355

Messerschmitt, Pius Ferdinand, Maler (1858—1915). — Von Dr. Hans Fischer, Oberbibliothekar a. D. in Bamberg . . . . . II., 280

Meyer, Julius, Jurist und Lokalhistoriker (1835—1913). — Von Justizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Bamberg . . . . . V., 211

Meyern, Wilhelm Friedrich von, Offizier und Schriftsteller (1759 bis 1829). — Von Dr. Thomas Stettner, Oberstudienrat a. D. in Ansbach . . . . . V., 214

Michel, Julius v., Professor der Augenheilkunde an der Universität Würzburg (1843—1911). — Von Geheimrat Dr. Karl Wessely, Professor an der Universität München . . . . . II., 288

Mölter, Georg von, bayerischer Generalmajor (1775—1846). — Von Georg Gilardone, Major a. D. und Konservator in München . V., 223

Montag, Eugen, O.S.B., Geschichtsforscher und letzter Abt von Ebrach (1741—1811). — Von Dr. Johann Jaeger, Gymnasialprofessor in Nürnberg . . . . . II., 297

Morgott, Franz von Paula, Professor der Philosophie, dann der Dogmatik am Lyzeum in Eichstätt (1829—1900). — Von Geheimen Regierungsrat D. Martin Grabmann, Universitätsprofessor in München IV., 295

Müller, Friedrich von, sachsen-weimarscher Kanzler (1779—1849). — Von Dr. Hermann Freiherrn von und zu Egloffstein, großherzoglich sächsischer Kammerherr in Würzburg . . . . . II., 312

Müller, Iwan von, Professor der Philologie und Pädagogik an den Universitäten Erlangen und München (1830—1917). — Von Universitätsprofessor Dr. Theodor Dombart in München . . . . . V., 232

Mummenhoff, Ernst, Archivdirektor in Nürnberg (1848—1931). — Von Dr. Emil Reicke, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . . . . . V., 244

Muncker, Theodor von, Bürgermeister von Bayreuth (1823—1900). — Von Geheimen Hofrat Dr. Franz Muncker, Professor an der Universität München . . . . . I., 327

Nägelsbach, Karl Friedrich, Professor der klassischen Philologie an der Universität Erlangen (1806—1859). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . . . III., 379

Digitized by Google

Seite

Rehr, Johann Georg, Schulmann und Geschichtsschreiber (1765—1854). — Von Universitätsprofessor Dr. Franz Babinger in Berlin . . . II., 323

Oberthür, Franz, Professor der Theologie an der Universität Würzburg (1745—1831). — Von Geheimen Hofrat Dr. Remigius Stölzle, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . I., 336

Ottl, Georg von, Bischof von Eichstätt (1794—1866). — Von Dr. Johann Baptist Götz, Stadtpfarrer in Ingolstadt . . . . . II., 329

Ohm, Georg Simon, Professor der Physik in Nürnberg, dann an der Universität München (1789—1854). — Von Geheimen Hofrat Dr. Eilhard Wiedemann, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . II., 337

Palm, Johann Philipp, Buchhändler in Nürnberg (1766—1806). — Von Dr. Otto Brandt, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . IV., 300

Petzet, Georg Christian, Schriftleiter und Schriftsteller (1839—1905). — Von Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar in München . . . . . III., 392

Petzet, Johann Heinrich, evangelischer Pfarrer in Nürnberg (1829—1889). — Von Dr. Erich Petzet, Oberbibliothekar in München . . . III., 384

Pickel, Johann Balthasar Ignaz, Exjesuit, Professor der Mathematik und Physik (1736—1818). — Von Geistlichen Rat Dr. Franz Sales Romstoeck, Professor an der Hochschule in Eichstätt . . . . . I., 358

Pühn, Theodor von, Direktor der Hypotheken- und Wechselbank in München (1829—1900). — Von Sophie Kleinfeller, geb. Pühn, Universitätsprofessorsgattin in Kiel . . . . . I., 364

Ranke, Johannes, Physiologe und Anthropologe (1836—1916). — Von Anna Seiler, Pfarrersgattin in Kattenhöchstatt in Mittelfranken . IV., 309

Rayski, Ferdinand von, Maler (1806—1890). — Von Dr. Fritz Knapp, Professor an der Universität Würzburg . . . . . III., 399

Redwitz, Oskar Freiherr von, Dichter (1823—1891). — Von P. Expeditus Schmidt, O.F.M. in Dettelbach (Unterfranken) . . . . . V., 262

Reisach, Karl August Graf von, Bischof von Eichstätt, Erzbischof von München-Freising (1800—1869). — Von Dr. Johann Bapt. Götz, Stadtpfarrer in Ingolstadt . . . . . I., 371

Remeis, Karl, Naturforscher (1837—1882). — Von Dr. Ernst Zinner, Universitätsprofessor in Bamberg . . . . . IV., 313

Richter, Friedrich s. unter **Jean Paul.**

Richter, Hans, Kapellmeister in Bayreuth (1843—1916). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wolfgang Golther, Universitätsprofessor in Rostock III., 404

Richter, August (1856—1920)
„ Johann Michael (1822—1886)
„ Johann Stephan (1780—1857)
„ Karl (1853—1915)
„ Otto (1858—1932)
sämtlich Buchdrucker und Zeitungsverleger in Würzburg. — Von Dr. Leo Günther, Privatgelehrter in Würzburg . . . . . V., 267

Digitized by Google

Seite

Rinecker, Franz von, Professor der Medizin an der Universität Würzburg (1811—1883). — Von Dr. Georg Sticker, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . V., 267

Ritter, Alexander, Tondichter in Würzburg und München (1833—1896). — Von Geheimrat Präsident Sigmund von Hausegger in München I., 379

Rochholz, Ernst Ludwig, Sprach- und Kulturforscher (1809—1892). — Von Dr. Thomas Stettner, Oberstudienrat a. D. in Ansbach . . V., 288

Röntgen, Wilhelm Konrad, Physiker und Professor an der Universität Würzburg (1845—1923). — Von Universitätsprofessor Dr. Ludwig Zehnder in Basel . . . . . IV., 319

Roppelt, Johann Baptist Georg, O.S.B., Exbenediktiner des Klosters Banz, Professor der Mathematik und Topograph in Bamberg (1744—1814). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wilhelm Heß, Professor an der Hochschule in Bamberg . . . . . I., 386

Roth, Karl Ludwig, Rektor des Gymnasiums in Nürnberg (1790—1868). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg III., 415

Roth, Ludwig, Bergwerksdirektor, Gründer der Karlstadter Portland-Zement-Werke (1845—1911). — Von Dr. Ludwig Roth, Rechtsanwalt in Wetzlar a. d. L. . . . . II., 346

Roth, Paul Rudolf von, Professor an der juristischen Fakultät und Direktor der Universitätsbibliothek in München (1820—1892). — Von Geheimen Justizrat Dr. Georg Kleinfeller, Universitätsprofessor in Kiel . . . . . II., 355

Rudhart, Ignaz von, Verwaltungsbeamter, Statistiker und Politiker (1790—1838). — Von Dr. Ferdinand Koeppel in München . . . V., 297

Ruland, Anton, katholischer Geistlicher, Politiker und Oberbibliothekar der Universitäts-Bibliothek in Würzburg (1809—1874). — Von Dr. Otto Handwerker, Bibliotheksdirektor und Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 359

Sachs, Ernst, Großindustrieller in Schweinfurt (1867—1932). — Von Geheimrat Robert Allmers, Präsident des Verbandes der deutschen Automobilindustrie in Berlin . . . . . V., 311

Sachs, Julius, Professor der Botanik an der Universität Würzburg (1832 bis 1897). — Von Dr. Hans Kniep, Universitätsprofessor in Berlin II., 372

Sattler, Wilhelm, Fabrikbesitzer und Erfinder des „Schweinfurter Grün" (1784—1859). — Von Elsbeth Sattler in Schweinfurt . . . . I., 395

Schädler, Franz, Domdechant und Politiker in Bamberg (1852—1913). — Von Dr. August Knecht, Professor an der Universität München I., 401

Schäffler, August, Archivar und Geschichtsforscher (1837—1891). — Von Dr. August Sperl, Direktor des Staatsarchivs in Würzburg . . II., 386

Scharold, Karl Gottfried, Geschichtsforscher (1769—1847). — Von Dr. Leo Günther, Privatgelehrter in Würzburg . . . . . IV., 340

Digitized by Google

Seite

Scharrer, Johannes, Kaufmann, Finanzpolitiker und II. Bürgermeister von Nürnberg (1785—1844). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Archivdirektor a. D. in Nürnberg . . . . . I., 410

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von, Professor der Philosophie an den Universitäten Würzburg und Erlangen (1775—1854). — Von Universitätsprofessor Dr. Traugott Konstantin Oesterreich in Tübingen III., 418

Schenerlin, Georg, Lehrer und Dichter (1802—1872). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller und Bibliothekar in München . . . . . III., 435

Schmitt, Joseph Adam, Musiker und Lehrer (1745—1808). — Von Max Schmitt, Studienprofessor a. D. in Würzburg . . . . . III., 439

Schnee gans, Heinrich, Professor der romanischen Philologie an der Universität Würzburg (1863—1914). — Von Dr. H. Heiß, Universitätsprofessor in Freiburg i. B. . . . . II., 393

Schön, Johann, Meteorolog und Mathematiker, Professor an der Universität Würzburg (1771—1839). — Von Dr. Rudolf Schmidt, Chemiker in Weißwasser in der Oberlausitz . . . . . III., 442

Schönborn-Wiesentheid, Franz Erwein Graf von, Standesherr und Kunstfreund (1776—1840). — Von Dr. Joseph Friedrich Abert, Archivdirektor in Würzburg . . . . . IV., 348

Schönlein, Johann Lukas, Professor der Medizin in Würzburg und Berlin, Leibarzt König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen (1793—1864). — Von Geheimrat Dr. Friedrich von Müller, Professor an der Universität München . . . . . V., 332

Schubert, Gotthilf Heinrich von, Naturforscher und Naturphilosoph, Professor an den Universitäten München und Erlangen (1780—1860). — Von Frau Emma Lothar-Reinsch auf Schloß Buchenau . . V., 349

Schuckert, Johann Sigmund, Elektrotechniker und Großindustrieller in Nürnberg (1846—1895). — Von Direktor Dr. Joseph Cassimir in München . . . . . II., 399

Schuh, Johann Georg von, Bürgermeister von Erlangen, dann von Nürnberg (1846—1918). — Von Stadtschulrat a. D. Konrad Weiß in Nürnberg . . . . . V., 359

Schuler, Georg Michael, katholischer Geistlicher und Schriftsteller in Würzburg (1833—1909). — Von Dr. A. Dreyer, Schriftsteller und Bibliothekar in München . . . . . I., 427

Schwab, Johann Baptist, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg (1811—1872). — Von Dr. Hubert Ulsamer, Schriftsteller in Würzburg . . . . . V., 372

Seiler, Christoph von, Bürgermeister von Nürnberg (1822—1904). — Von Dr. Ernst Mummenhoff, Stadtarchivdirektor a. D. in Nürnberg . . . . . II., 406

Seuffert, Johann Adam von, Professor der Rechte an der Universität Würzburg, Politiker und Dichter (1794—1857). — Von Uta von Weech in München . . . . . IV., 378

Digitized by Google

Seite

Seuffert, Lothar von, Professor der Rechte an den Universitäten Gießen, Würzburg und München (1843—1920). — Von Walter Seuffert, Referendar in München . . . . . IV., 390

Soldner, Johann Georg, Astronom und Geodät in München (1776 bis 1833). — Von Dr. Franz Joseph Müller, Obergeometer in Augsburg . . . . . I., 417

Spiegel, Friedrich, Orientalist und Professor an der Universität Erlangen (1825—1905). — Von Professor Dr. Eugen Wilhelm in Jena . . III., 461

Sprenger, P. Placidus Johann Philipp, O.S.B., Exbenediktiner aus Banz, katholischer Theologe (1736—1806). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Heß, Professor an der Hochschule in Bamberg . . . . IV., 398

Stählin, Adolf von, Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München (1823—1897). — Von Geheimen Regierungsrat und Universitätsprofessor Dr. Otto Stählin in Erlangen . . . . . II., 427

Stahl, Georg Anton von, Bischof von Würzburg (1805—1870). — Von DDr. August Amrhein, Dekan und Pfarrer in Eßfeld in Unterfranken . . . . . I., 432

Stamminger, Johann Baptist, Bibliothekar und Politiker (1836—1892). — Von Dr. Franz Segner, Direktor der Universitätsbibliothek in Würzburg . . . . . III., 466

Staudt, Wilhelm von, bayerischer General der Infanterie und Chef des Generalstabs der bayerischen Armee (1825—1917). — Von Karl Heller, Major a. D. in Rothenburg o. T. . . . . I., 437

Stauffenberg, Schenk von, Franz Freiherr, bayerischer Parlamentarier (1834—1901). — Von Geheimen Hofrat Dr. Sigmund Günther, Professor an der Technischen Hochschule in München . . . II., 437

Stein zum Altenstein, Karl Freiherr von, preußischer Kultusminister (1770—1840). — Von Dr. Georg Winter, Staatsarchivrat in Berlin IV., 410

Stieber, Wilhelm von, Großindustrieller (1846—1915). — Von Hofrat Dr. Sörgel in Freilassing bei Salzburg . . . . . V., 377

Stirner, Max, Philosoph (1806—1856). — Von Universitätsprofessor Dr. Ludwig v. Aster in Gießen . . . . . IV., 443

Stoeber, Karl, Heimatdichter (1796—1865). — Von Dr. Thomas Stettner, Oberstudienrat a. D. in Ansbach . . . . . IV., 454

Stöckl, Albert, Professor der Philosophie am Lyzeum zu Eichstätt (1823 bis 1895). — Von DDr. Georg Wunderle, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 440

Strauß, Andreas, Historiker und Bibliothekar des Klosters Rebdorf bei Eichstätt (1751—1805). — Von Geistlichen Rat Dr. Franz Sales Romstöck, Professor an der Hochschule in Eichstätt . . . . . II., 443

Stromer von Reichenbach, Karl Otto Freiherr von, Bürgermeister der Stadt Nürnberg (1831—1901). — Von Stadtschulrat a. D. Konrad Weiß in Nürnberg . . . . . V., 382

Digitized by Google

Seite

Stürtz, Heinrich, Buchdruckereibesitzer und Großindustrieller in Würzburg (1852—1915). — Von Geheimen Regierungsrat Dr. Theodor Henner, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . III., 471

Suttner, Joseph Georg, Dompropst von Eichstätt, Diözesan-Historiker (1827—1888). — Von Geistlichen Rat, Hochschulprofessor Dr. Franz Sales Romstöck und Domkapitular Dr. Karl Vogt, beide in Eichstätt . . . . . I., 445

Tann-Rathsamhausen, von und zu der, Ludwig Freiherr, bayerischer General der Infanterie (1815—1881). — Von Georg Gilardone, Major a. D. und Konservator in München . . . . . V., 392

Thalhofer, Valentin, Dompropst und Professor der Liturgik an dem Lyzeum in Eichstätt (1825—1891). — Von Dr. Ludwig Eisenhofer, Professor an der Hochschule in Eichstätt . . . . . II., 445

Thomasius, Gottfried, Professor der Theologie in Erlangen (1802 bis 1875). — Von D. Hermann Jordan, Universitätsprofessor in Erlangen . . . . . I., 451

Thon, August, Universitätsprofessor in Jena (1839—1912).
„ Christian August, sachsen-eisenachscher Kanzler (1755—1829).
„ Georg Philipp Friedrich, Amtmann von Lichtenberg und Stadtrichter zu Ilmenau (1761—1834).
„ Gustav, großherzoglich sächsischer Staatsminister (1804—1882).
„ Heinrich Christian Kaspar, sächsisch-eisenachscher Hofrat und Amtmann von Lichtenberg (1730—1807).
„ Heinrich Christoph, Hofadvokat in Eisenach (1756—1835).
„ Heinrich Johann Wilhelm, württembergischer Salinendirektor, großherzoglich sächsischer Legationsrat (1759—1834).
„ Johann Heinrich Christian, sächsisch-eisenachscher Amtmann von Lichtenberg (1699—1784).
„ Johann Karl Salomon, Oberkonsistorialdirektor in Eisenach (1752 bis 1830).
„ Karl, großherzoglich sächsischer Kammerpräsident in Eisenach (1795—1880).
„ Karl Christian Thon von Dittmer, Bankier in Regensburg (1763 bis 1831).
„ Ottokar, Geheimer Legationsrat in Weimar (1792—1832).
„ Theodor, Universitätsprofessor in Jena (1792—1838).
„ Therese, vermählte Pfennig, Kaufmannswitwe (1800—1890).
Von Geheimen Staatsrat Dr. M. Vollert, Kurator der Universität Jena . . . . . II., 449

Thüngen, Hans Karl Freiherr von, Präsident des Appellgerichts in Aschaffenburg (1804—1850). — Von Rudolf Freiherrn von Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs (Unterfranken) . . . . . I., 476

Thüngen, Hans Karl Freiherr von, Reichsrat der Krone Bayern und Agrarpolitiker (1851—1926). — Von Rudolf Freiherrn von Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs (Unterfranken) . . . . IV., 460

Digitized by Google

Seite

Thüngen, Johann Sigmund Karl, Freiherr von, Präsident des Reichskammergerichts in Wetzlar (1730—1800). — Von Rudolf Freiherrn von Thüngen, Oberst a. D. in Heilsberg bei Zeitlofs (Unterfranken) . III., 475

Truchseß von Wetzhausen, Christian Freiherr von, der „Ritter von der Bettenburg" (1755—1826). — Von Dr. Oskar Krenzer, Oberstudienrat a. D. in Bamberg . . . . . IV., 479

Urlaub, Georg Karl, Maler (1745—1811). — Von Michael Urlaub, Major in München . . . . . V., 404

Urlichs, Karl Ludwig von, Professor der klassischen Philologie und Archäologie an der Universität Würzburg (1813—1889). — Von Max Urlichs, Senatspräsident a. D. in München . . . . . III., 489

Virchow, Rudolf, Professor der pathologischen Anatomie an den Universitäten Würzburg und Berlin (1821—1902). — Von Geheimen Hofrat Dr. Martin Benno Schmidt, Universitätsprofessor in Würzburg . II., 465

Vogler, Georg Joseph, Tondichter (1749—1814). — Von Dr. Oskar Kaul, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . IV., 503

Vogt, Johannes Nikolaus, Universitätsprofessor und historisch-politischer Schriftsteller (1756—1836). — Von Professor Dr. Reinhold Lorenz in Wien . . . . . IV., 514

Wagner, Cosima, die Gattin Richard Wagners (1837—1930). — Von Dr. Karl Grunsky, Schriftsteller in Stuttgart . . . . . V., 412

Wagner, Johann Martin von, Plastiker und Maler (1777—1858). — Von Dr. Emil Kieser, Privatdozent an der Universität Würzburg V., 439

Wagner, Johann Peter, Bildhauer in Würzburg (1750—1809). — Von Dr. Fritz Knapp, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 476

Wagner, Johann Rudolf, Professor der Technologie an der Universität Würzburg (1822—1880). — Von Dr. Alfred Heibuschka, Professor an der technischen Hochschule in Dresden . . . . . I., 483

Wagner, Moriz, Geograph und Forschungsreisender (1813—1887). — Von Otto Corbach, Schriftsteller in Berlin . . . . . V., 459

Wagner, Richard, Tondichter (1813—1883). — Von Geheimen Hofrat Dr. Wolfgang Golther, Universitätsprofessor in Rostock . . . . I., 488

Waldenfels, Karl Wilhelm Ernst, Freiherr von, preußischer Hauptmann und Mitverteidiger von Kolberg (1772—1807). — Von Wilhelm Freiherrn von Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . I., 506

Waldenfels, Rudolf August Ferdinand, Freiherr von, Präsident des Appellgerichts in Bamberg (1767—1855). — Von Wilhelm Freiherrn von Waldenfels, Generalleutnant a. D. in Bayreuth . . . III., 502

Walther von Walderstötten, Wilhelm, Ritter von, bayerischer General der Infanterie (1805—1889). — Von Major W. Walther von Walderstötten in Gauting bei München . . . . . V., 467

Weber, Ferdinand Wilhelm Matthäus, Pfarrer in Neuendettelsau (1836 bis 1879). — Von Professor Dr. Heinrich Weber in Bayreuth . . IV., 531

Digitized by Google

Seite

Weber, Georg Michael, Ritter von, Rechtslehrer, Schriftsteller und Staatsbeamter (1768—1845). — Von Dr. Georg Kaisenberg, Ministerialrat in Berlin . . . . . V., 479

Weikert, Johann Wolfgang, Mundartdichter (1778—1856). — Von Dr. Friedrich Bock, Direktor der Stadtbibliothek in Nürnberg . . . IV., 538

Welser, Ludwig, Freiherr von, Verwaltungsbeamter und Geschichtsfreund (1841—1931). — Von Hans Freiherrn von Welser, Staatssekretär a. D. in München . . . . . III., 492

Welz, Robert, Ritter von, Professor der Augenheilkunde an der Universität Würzburg (1814—1878). — Von Dr. Friedrich Helfreich, Professor an der Universität in Würzburg . . . . . III., 506

Wetzel, Friedrich Gottlob Karl, Arzt und Schriftsteller (1779—1819). — Von Geheimrat DDr. Sebastian Merkle, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . II., 488

Wilmersdoerffer, Max von, Numismatiker (1824—1903). — Von Theodor Wilmersdoerffer, sächsischer Generalkonsul in München . I., 511

Windischmann, Karl Joseph Hieronymus, Professor an den Universitäten Aschaffenburg und Bonn (1775—1839). — Von Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Universitätsprofessor in Bonn . . . . . II., 494

Winterbach, Johann David Wilhelm von, Verwaltungsbeamter und Ortsgeschichtsforscher (1772—1856). — Von August Schnizlein, Oberstudiendirektor a. D. in Rothenburg o. d. T. . . . . III., 515

Wirth, Johann Georg August, Rechtsgelehrter, Politiker und Schriftsteller (1798—1848). — Von Dr. Albert Becker, Oberstudiendirektor a. D. in Heidelberg . . . . . V., 509

Wislicenus, Johannes, Professor der Chemie an der Universität Würzburg (1835—1902). — Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wislicenus in Tübingen . . . . . II., 500

Witschel, Johann Heinrich Wilhelm, religiöser Schriftsteller (1769 bis 1847). — Von Lic. G. Geitz, Studienprofessor in Koburg . . . IV., 543

Woerner, Ulrike Carolina, Schriftstellerin (1865—1911). — Von Dr. Roman Woerner, Universitätsprofessor in Würzburg . . . . . I., 513

Wohlgemuth, Johann Caspar, Baudirektor in Ansbach (1738—1803). — Von Justizrat Dr. Adolf Bayer, Rechtsanwalt in Ansbach . . V., 521

Wolff, Joseph, Reisender und Judenapostel (1795—1862). — Von Dr. Franz Babinger, Universitätsprofessor in Berlin . . . . . I., 519

Würtzburg, Ludwig, Freiherr von, bayerischer Oberst und Politiker (1845—1922). — Von Dr. Wilhelm Hotzelt, Studienprofessor in Nürnberg . . . . . IV., 555

Yelin, Julius Konrad, Oberfinanzrat und Physiker (1771—1826). — Von Dr. Franz Joseph Müller, Obergeometer in Augsburg . . . II., 512

Zahn, Theodor von, Professor der Theologie in Erlangen (1838 bis 1933). — Von Universitätsprofessor Dr. Hans Preuß in Erlangen . V., 523

Digitized by Google

Seite

Zezschwitz, Karl Adolf Gerhard von, Professor der Theologie in Erlangen (1825—1886). — Von G. von Zezschwitz, Pfarrer in Burgbernheim (Mittelfranken) . . . . . I., 528

Zipperer, Wilhelm, Schulmann und Dichter (1847—1911). — Von Franz Grafen Pocci in Ammerland (Oberbayern) . . . . . II., 514

Zirkel, Gregor, Bischof von Hippo und Weihbischof von Würzburg (1762 bis 1817). — Von Dr. August Friedrich Ludwig, Hochschulprofessor in Freising . . . . . I., 533

Zöpfl, Heinrich, Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg (1807—1877). — Von Geheimen Hofrat Dr. Karl Rieker, Professor an der Universität Erlangen . . . . . I., 550

Zorn, Philipp, Rechtslehrer, Historiker und Politiker (1850—1928). — Von Dr. Konrad Zorn, Finanzgerichtsdirektor in Minden i. W. . V., 530

Zürn, Georg von, Bürgermeister der Stadt Würzburg (1834—1884). — Von Geheimen Hofrat Philipp Ritter von Michel, Oberbürgermeister der Stadt Würzburg . . . . . I., 553

Digitized by Google

1. Amira, Karl von,
Rechtshiſtoriker,
1848—1930.

Mit Franken verbindet Karl von Amira ſeine Abſtammung mütterlicherſeits und ſein Geburtsort Aſchaffenburg. Er wurde dort als Sohn des kgl. bayer. Kreis- und Stadtgerichtsaſſeſſors von Amira am 8. März 1848 geboren. Seine Mutter war eine Tochter des Aſchaffenburger Schuldirektors Wüſt.

Während der Familienname Wüſt deutſch und nicht ſelten auch im fränkiſchen Gebiet anzutreffen iſt, fällt der fremde Klang des Vaternamens Amira ohne weiteres auf. Er ſoll nach der Familienüberlieferung türkiſchen Urſprungs und gleichbedeutend mit unſerem Fremdwort „Admiral“ (arab. amir al mâ = Befehlshaber zur See) ſein. Jedenfalls ſteht feſt, daß Karl von Amiras Urgroßvater, Georg Alexander Amira, von Lesbos ſtammte und ſich in Warſchau als Kaufmann niederließ. Der Großvater iſt im Kriegsdienſt unter Napoleon geadelt worden, der Vater war bayeriſcher Beamter. Und der Urenkel jenes von den griechiſchen Inſeln kommenden Georg Alexander, deſſen Taufnamen in typiſcher Zuſammenſtellung zwei Heilige der öſtlichen Kirche nennen, war dazu berufen, den Blick der deutſchen Rechtswiſſenſchaft nach dem äußerſten Norden zu lenken — fürwahr eine eigentümliche Verkettung von Menſchen und Dingen!

Der äußere Lebensgang Karl von Amiras iſt einfach zu berichten. Ein deutſches Gelehrtenleben um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts pflegt als Einzelſchickſal in der Regel nicht reich an dramatiſchen Ereigniſſen zu ſein. Die Familie verließ bereits im Jahre 1852 Aſchaffenburg. Der Vater war als Richter nach München verſetzt worden. So kam Karl von Amira vierjährig in die Stadt, in der er den größten Teil ſeines Lebens verbringen ſollte. Damit löſen ſich auch die Beziehungen zu Franken — wenigſtens äußerlich. Das gilt im allgemeinen auch für ſein ſpäteres Schaffen. Hier laſſen ſich nur wenig Spuren finden, die nach der fränkiſchen Heimat zurückführen. Der Siebzigjährige behandelt in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften (Philoſ.-philol. u. hiſt. Klaſſe, Jahrgang 1918, 9. Abhdlg.) die Neubauerſche Chronik, eine von dem Weinwirt Neubauer in Nürnberg geſchriebene und reich

Digitized by Google

illustrierte Chronik aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Dabei interessieren aber Amira, der seit Jahren dem Recht im Bild seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte, nicht lokalgeschichtliche Fragen, sondern in erster Linie die Bilder, insbesondere die Darstellungen des Vollzugs von Todes- und Leibesstrafen, die gleichfalls ein Gebiet seiner besonderen Forschungstätigkeit sind. Eine andere wissenschaftliche Beziehung zu Franken war durch das Lehramt gekommen. Amira las als Rechtshistoriker in München die Vorlesung über „Rechtsentwicklung in Bayern". Das sorgfältig geführte Kollegheft eines im Weltkrieg gefallenen Hörers, das dem Verfasser dieses Lebenslaufes in die Hand gekommen ist, zeigt, daß sich Amira bei dieser Vorlesung keineswegs besonders auf die altbayerischen Verhältnisse beschränkte. Vielmehr beweist sein liebevolles Eingehen auf die doch äußerst verwickelte territoriale Rechtsgeschichte Frankens mit reichlich eingestreuten charakteristischen Bemerkungen aus der Spezialliteratur, daß dem Meister der Rechtsgeschichte diejenige seiner ersten Heimat nicht fremd geblieben ist, wenn ihn auch seine eigentliche Forschungstätigkeit meist weit von fränkischer Rechtsgeschichte wegführte.

Doch zurück zu den ersten Münchener Jahren! Sie dauern fast ein Vierteljahrhundert, von 1852 bis 1875, und umfassen die gesamten Lehrjahre von der Volksschule bis zur Privatdozentenzeit. Der Abiturient wählt im Jahre 1867 das juristische Studium, weniger aus innerer Neigung als aus Vernunftgründen. Ein reines Studium der Geschichte, wozu die eigentliche Liebe vorhanden war, verboten die beschränkten Mittel. Der im Jahre 1861 vaterlos Gewordene mußte auf „Versorgung" hin studieren. Dafür bot das solide Brotstudium der Jurisprudenz die besseren Aussichten. Es ging also Amira so wie unendlich vielen jungen Juristen bis zum heutigen Tage, die bei der Jurisprudenz das im wahrsten Sinne des Wortes „trockene" Brot suchen. Und doch lag auch für ihn, wie für so viele andere in gleicher Lage, die resignierend mit Scheffels Trompeter das: „Also ward ich ein Jurist!" aussprechen, in der Juristerei schließlich ein Segen. Denn ob der Forscher, der begeistert auf Neuland vordrang und manche kühne Hypothese wagte, die seine volle Größe erst ausmachende Mäßigung und Skepsis gegenüber eigenen Gedankengängen immer so bewahrt hätte, wenn er nicht durch die strenge Geistesschule juristischen Denkens hindurchgegangen wäre, ist eine Frage, die in diesem Zusammenhang zum mindesten aufgeworfen werden muß.

Digitized by Google

Das Münchener Studium wurde für den ganzen späteren Lebensgang entscheidend. Es machte Amira zum Schüler Konrad von Maurers und wies ihn damit zugleich auf ein Hauptgebiet seiner späteren Forschung, das nordgermanische Recht und seine Geschichte. Seine Dissertation „Das altnorwegische Vollstreckungsverfahren" (1874) ist „Seinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Konrad Maurer in Dankbarkeit gewidmet". Diese Arbeit, welche die Studienjahre äußerlich abschloß, zeigt Amira schon gleich als das, was er sein Leben lang geblieben ist, als wagenden wissenschaftlichen Einzelgänger, der ausgetretene Pfade verabscheut. Im Vorwort lautet ein Satz, den man über sein gesamtes Lebenswerk schreiben könnte (S. VII): „Da es an Vorarbeiten der Wissenschaft über meinen Gegenstand vollständig gebrach, so war ich lediglich auf die Quellen angewiesen."

Nach kurzer Tätigkeit als Privatdozent (Habilitationsschrift: Erbenfolge und Verwandtschafts-Gliederung nach den alt-niederdeutschen Rechten, München, 1874) in München erhielt Amira bereits 1875 zwei Berufungen, nach Bern und Freiburg i. Br. Dem Ruf nach Freiburg folgte er und wirkte dort siebzehn Jahre, ohne sich jemals völlig heimisch zu fühlen. Es ging ihm in der schönen Breisgaustadt ähnlich wie einem anderen Großen aus dem Reich der Geschichte, Heinrich von Treitschke, der dort gelebt hat und über Freiburg die bitteren Worte gesprochen haben soll: „Von schöner Gegend lebt man nicht." Schuld an Amiras Abneigung war die damalige Enge der Verhältnisse, die Freiburg als Universität beinahe dem aufstrebenden und von oben begünstigten Straßburg zum Opfer fallen ließ. Und doch wurde Freiburg für Amira die Stätte langer Jahre häuslichen Glücks. Dort führte er eine Tochter des bekannten Pädagogen Ferdinand Stiehl, des langjährigen Leiters des Volksschulwesens im preußischen Kultusministerium, Marie Stiehl, als Gattin heim; dort wurden ihm seine Kinder geboren. Daß Amira doch nicht, trotz eigener anderslautender Aussage, so unglücklich in Freiburg gewesen sein muß, beweisen die drei von ihm zugunsten von Freiburg abgelehnten Berufungen nach Breslau, Würzburg und Prag. Auch die Herausgabe des „Endinger Judenspiels" (1883), eine Arbeit, deren Vorwort sich liebevoll in Geschichte und Volkstum des Oberrheins vertieft, zeigt innere Verbundenheit mit Freiburg und seiner Landschaft.

Endlich erreichte Amira im Jahre 1892 — allerdings nicht ohne Widerstand der Münchener Fakultät, deren Gründe aber auf persön-

Digitized by Google

lichem, nicht auf sachlichem Gebiet lagen — zugleich mit einem Angebot von Wien die Berufung auf den Münchener Lehrstuhl, die ihm wohl von Anfang an als wissenschaftliches Lebensziel vorgeschwebt hatte. In München konnte er auf der Höhe seines Lebens nochmals neu beginnen mit den Hilfsmitteln, welche dort zur wissenschaftlichen Arbeit reichlich zur Verfügung standen, in die Breite und — wie es ihm vor allem lag — in die Tiefe wirken. Hier empfing er die vielen Ehrungen, Ehrendoktorate, Mitgliedschaften wissenschaftlicher Gesellschaften, Titel und Orden, denen er persönlich vollständig gleichgültig gegenüberstand.

In München nahm auch dieses innerlich reiche Leben seinen Ausgang nach einem nicht ungetrübten Lebensabend. Im Jahre 1925 starb Amira die Gattin; ein Bruch des Oberschenkels und Verlust der Sehkraft des einen Auges warfen ihn die letzten Jahre aufs Krankenlager, bis er unter der treuen Pflege seiner Tochter am 23. Juni 1930 entschlafen ist.

In die letzten Jahre seines Lebens fällt der Zusammenbruch des Vaterlandes, an dem Amira schwer trug, nachdem er sich in der Vaterlandspartei für Widerstand bis zum Äußersten eingesetzt hatte. Die Quittung war der — allerdings vergebliche — Versuch der Münchener Räterepublik, sich seiner als Geisel zu bemächtigen. Wenn Amira unter der Nachkriegszeit litt, so war es weniger die Umgestaltung der äußeren Verhältnisse, die ihn erschreckte. Hier sah er als echter Historiker nur Episode und das ewige Auf und Ab. Viel mehr als die Sorge um die äußeren Dinge erregte ihn das Abgleiten der deutschen Kultur. Hier sah er Werte — wie er meinte — unwiederbringlich verloren gehen! Seine politische Tätigkeit lag darum, wenn er überhaupt hervortrat — Politiker im eigentlichen Sinne war er nicht! —, auf kulturellem Gebiet. So wirkte er im Antiultramontanen Reichsverband und vor allem beim Deutschen Hochschullehrertag, wo er in seiner Art, gerade und ohne Rücksicht auf Personen, das erstrebte, was er einmal für richtig erkannt hatte. „Fortschrittlich und konservativ zugleich" — beides im besten Sinne genommen — ist vielleicht die treffendste Charakteristik des politischen Amira.

Die gerade und unbeirrbare Art drückt überhaupt seiner ganzen Persönlichkeit den Stempel auf. Wie Amira wissenschaftlich ein Einzelgänger war, so schritt er auch im Grunde allein, eine hohe Gestalt mit wallendem Vollbart, durch eine Zeit, die so ganz anders war als er selbst. Was er erreicht hat, hat er sicher nicht „liebens-

Digitized by Google

würdigen" Eigenschaften, sondern allein seiner Leistung zu verdanken. Darauf allein sah er auch bei anderen, gerecht und streng gegenüber Studenten und Fachgenossen ebenso wie sich selbst gegenüber. Er konnte es nicht vertragen, wenn jemand sich aus gekränkter Eitelkeit gegen berechtigte wissenschaftliche Kritik, die er selten aber scharf zu geben pflegte, wehrte, ebensowenig wie er Nichtskönner im Examen vertragen konnte. Er war darum beim Durchschnittsstudenten mehr gefürchtet als beliebt. Zahlreich sind die Anekdoten von schlagfertigen Studenten, die, nachdem sie im Examen alle Hoffnung aufgegeben haben, dem ob ihrer Unkenntnis grob werdenden Professor von Amira witzig entgegnen. Aber es spricht doch Hochachtung daraus, daß ihn die Studenten „den Mann, der nie lächelt", nannten. So kam es, daß er nur eine kleine Schar wirklich hochbegabter Schüler an sich fesselte, die ihm dann Treue über das Grab hinaus gehalten haben. Für die meisten stand er zu sehr über dem Durchschnitt und hielt das Herabsteigen zu ihnen nicht für notwendig. Der letzte Grund für diese innere Haltung war nicht Dünkel, sondern Sorge. Er sah so viel Halbbildung um sich und erkannte ihre Gefahr, so daß er seinerseits nichts tat, um sie irgendwie zu fördern.

Ein anderer Zug des persönlichen Wesens Amiras ist seine künstlerische Begabung. Er verstand sich auf Architektur und Malerei und war vor allem, ausübend und hörend, ein begeisterter Musikfreund. Bei allen Veranstaltungen des Münchner Musiklebens war der Professor von Amira, wie er sich selbst am liebsten nennen hörte — denn der „Geheimrat" lag ihm ganz und gar nicht! — Jahrzehnte hindurch eine bekannte, niemals fehlende Erscheinung.

Der künstlerische Sinn hat auch sein Schaffen als Gelehrter befruchtet. Nur ein Mann mit wirklichem Blick für das Wesentliche in der bildenden Kunst war befähigt, den bildlichen Darstellungen mittelalterlichen Rechtslebens die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse abzugewinnen, die einen Hauptertrag von Amiras Lebensarbeit ausmachen. Den äußeren Anstoß dazu gab ihm die von der Sächsischen historischen Kommission übertragene Aufgabe, die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels mit einem Kommentar ihrer Rechtssymbolik herauszugeben. Amira unterzog sich dieser ihm besonders liegenden Aufgabe mit wahrem Feuereifer und der ihm eigenen Arbeitskraft. So konnte, nachdem der Plan 1900 gefaßt war, bereits 1902 die Faksimileausgabe des Codex erscheinen. In den Jahren 1925 und 1926 folgte — durch Krieg und Nachkriegszeit verzögert — der Kommentar in zwei Halbbänden. Immer wieder

Digitized by Google

staunt man, wie dem Scharfblick des Rechtshistorikers, der zugleich Künstler ist, nichts, auch nicht die kleinste Kleinigkeit, in jenen auf den ersten Blick so naiv-einfachen und doch so ungeheuer sprechenden mittelalterlichen Darstellungen deutschen Rechtslebens entgeht. Liebevoll wird auf Tracht, Charakteristika und vor allem die für das Recht so wichtigen Gebärden der dargestellten Personen eingegangen. Bis zur Haltung der Finger wird nichts außer acht gelassen und damit das Ergebnis gewonnen, das Amira einmal in einer der zahlreichen Nebenarbeiten, die aus der Arbeit an der Bilderhandschrift herauswuchsen und für die Wissenschaft mit ihr ein unteilbares Ganzes bilden, folgendermaßen formuliert: „Erst mit Hilfe dieser Zeichnungen ermessen wir ungefähr die Folgerichtigkeit, womit das deutsche Recht den Parallelismus von sichtbarer und hörbarer Form durchgeführt hat." (Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. Abhandl. der Philos.-philol. Klasse der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Bd. 23, 1905, 2. Abt., S. 261.) Zu den wertvollen Früchten der Arbeit an der Bilderhandschrift zählen ferner die „Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels", gleichfalls in den Abhandlungen der Philos.-philol. Klasse der Münchener Akademie (Bd. 22, 2. Abt., 1902) erschienen, und die Abhandlungen über die große Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm (Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1903, 1917; Faksimile-Ausgabe 1921). In der großen Bilderhandschrift zu Wolframs Willehalm fand Amira das Vorbild, das in der subjektiven Symbolik dem ersten Illustrator des Sachsenspiegels als Muster diente, und damit das Mittelglied, welches die große Sachsenspiegel-Illustration mit der älteren profanen Buch-Illustration verbindet. Wenn heute weite Kreise im deutschen Volk an der billigen Ausgabe der Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels durch den Insel-Verlag ihre Freude haben, so zehren sie dabei von der Lebensarbeit Karl von Amiras, wie der Herausgeber, Eberhard Frhr. v. Künßberg, in der Einführung pietätvoll hervorhebt!

Der Sachsenspiegel ist nicht das einzige rechtsarchäologische Arbeitsfeld Amiras geblieben. In den Jahren 1907/08 (veröffentlicht 1909) überreichte er der Münchener Akademie eine andere große Arbeit, „Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik", deren Kritik durch Otto von Gierke eine zweite Schrift über „Die Wadiation" (Münch. Akad. 1911), die mit dem Stabproblem eng zusammenhängt, hervorrief. Wenn auch Amiras Herleitung aller Stäbe im germanischen Rechtsleben aus dem Wanderstab noch immer umstritten ist, so bleibt

Digitized by Google

doch auch hier der Blick, mit dem die Bedeutung des Stabes für das germanische Rechtsleben erkannt wurde, von dauerndem Wert, selbst wenn einzelne Thesen des Entdeckers sich auf die Dauer nicht halten lassen sollten. Welch unerschöpfliches Material bietet allein das im Anhang zusammengestellte Verzeichnis von 300 bildlichen Darstellungen des Richters mit dem Stabe! So war die Rechtsarchäologie Amiras eigentliches Lieblingskind geworden. Ihr galt auch seine letzte Arbeit, „Das Femgerichtsbild des Soester Stadtarchivs" (1927).

In einer anderen Abhandlung, der schon genannten „Neubauerschen Chronik" (1918), überschneidet sich bei ihm die rechtsarchäologische Forschungsmethode mit einem anderen Hauptarbeitsgebiet, der Rechtsgeschichte der Todesstrafe. Auch hier wird sein Werk „Die germanischen Todesstrafen" (1922), das reife Ergebnis der Quellenkenntnis eines langen Gelehrtenlebens, noch auf Jahre hinaus führend bleiben.

Die Rechtsgeschichte der germanischen Todesstrafe führt zu den Uranfängen germanischen Rechtslebens überhaupt, hinein in die Zeit, da der Brecher heiligen Friedens als Opfer der erzürnten Götter sühnen mußte. Damit schließt sich der Kreis von Amiras Lebensarbeit. Er ging einst, angeregt von seinem Lehrer Konrad von Maurer, von der Erforschung nordgermanischen Rechtes aus. Denn er hatte früh erkannt, daß jede deutsche Rechtsgeschichte, insbesondere der Frühzeit, Torso bleiben muß, wenn sie nicht allen entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz auch auf den Quellen nordgermanischen Rechtslebens aufbaut, welche gemeingermanische Züge länger und bis in das hohe Mittelalter hinein schärfer erkennbar bewahrt haben. Diese ihm von Konrad von Maurer vermittelte Erkenntnis hatte der junge Amira bereits in seiner Freiburger Antrittsrede vom 15. Dezember 1875 „Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte" klar ausgesprochen. Deswegen weisen auch eine Reihe von grundlegenden Arbeiten des Mannesalters neben der Doktordissertation, die schon in anderem Zusammenhang genannt ist, nach dem Norden. Hier ist vor allem sein zweibändiges „Nordgermanisches Obligationenrecht" (1882/1895) zu nennen. Aber auch der in drei Auflagen (zuletzt 1913) erschienene „Grundriß des germanischen Rechts" trägt die Spuren intensiver Beschäftigung mit dem nordgermanischen Rechtskreis. Zeigen die rechtsarchäologischen Arbeiten Amira als Historiker und Künstler, so tritt er uns auf dem Gebiet des nordgermanischen Rechts vor allem auch als Jurist und geschulter

Digitized by Google

Philologe entgegen. Er, der die überfeine Dogmatik der modernen BGB.-Juristen seiner Zeit, welche uns heute unter den Händen zerrinnt, mit Recht ablehnte, konstruiert doch juristisch scharf und unbestechlich mit dem spröden Material der nordischen Quellen und hat im Zusammenhang damit das schwierige juristische Problem von Schuld und Haftung weitgehend geklärt. Er ist abhold aller falschen Romantik, zu der ihn sein Stoff nur zu leicht verleiten konnte. Und zu der juristischen Genauigkeit kommt die philologische. Er lehnte es ab, ohne genaue Kenntnis der Sprachen und Dialekte als Nur-Jurist auf einem Gebiet zu dilettieren, das nun einmal den Juristen und Philologen in gleichem Maße verlangt und deswegen ewig spröde bleibt, wenn es nicht mit vollem Ernst und mit dem Rüstzeug eines normale Grenzen überschreitenden Wissens angepackt wird. Hier ist beste Grimmsche Tradition. Aber auch Amiras wissenschaftlicher Stammbaum läßt sich bis zu Jakob Grimm lückenlos hinaufführen. Denn dem Altmeister deutscher Rechtskultur verdankte einst Amiras Lehrer Konrad von Maurer den Hinweis auf die nordgermanische Rechtswelt, um dann seine Begeisterung weiter auf seinen größten Schüler zu übertragen. Jedenfalls gilt, was Amira in seinem „Grundriß des Germanischen Rechts" (3. Aufl., S. 6) von Jakob Grimm sagt, auch für ihn selbst, er „vereinigte in sich die philologische Ausrüstung mit der juristischen Vorbildung".

So darf das Frankenland, das zwar Amira nicht voll zu den Seinen zählen kann, doch als sein Ursprungsland stolz auf ihn sein. — In den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels, denen Amiras Lebensarbeit galt, ist der Franke immer als besonders vornehm charakterisiert. Er trägt in der naiven Bildersprache einen Pelz. Wenn Vornehmheit, innerlich genommen, eine fränkische Eigenschaft ist, so war Amira ein echter Sohn fränkischer Erde.

Schriften: Das altnorwegische Vollstreckungsverfahren. München, 1874. — Erbenfolge und Verwandtschafts-Gliederung nach den alt-niederdeutschen Rechten. München, 1874. — Über Zweck und Mittel der Germanischen Rechtsgeschichte. München, 1876. — Nordgermanisches Obligationenrecht. Bd. 1, Altschwedisches Obligationenrecht, Leipzig, 1882; Bd. 2, Westnordisches Obligationenrecht, Leipzig, 1892/1895. — Das Endinger Judenspiel. Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 41. Halle, 1883. — Thierstrafen und Thierprocesse. In: Mitteilungen des Instituts für Oesterreichische Geschichtsforschung. Bd. XII, S. 545 ff. Innsbruck, 1891. (Auch als Sonderdruck im Buchhandel erschienen.) — Grundriß des Germanischen Rechts. Grundriß der Germanischen Philologie. Bd. 5. 3. Aufl. Straßburg, 1913. — Die Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. Abhandlungen der Philosophisch-Philologischen Klasse der

Digitized by Google

Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch. Bd. 22. München, 1902. — Die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Leipzig, 1902, 1925, 1926. — Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. Abhandlungen der Philosophisch-Philologischen Klasse der Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch. Bd. 23. München, 1905. — Die große Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch. Jahrgang 1903, S. 213 ff. München, 1904. — Die „große Bilderhandschrift von Wolframs Willenhalm". Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie d. Wissensch. Philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrgang 1917, 6. Abhandlung. München, 1917. — Die Bruchstücke der großen Bilderhandschrift von Wolframs Willehalm. Farbiges Faksimile und zwanzig Tafeln nebst Einleitung. München, 1921. — Konrad von Maurer. Gedächtnisrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften zu München am 25. November 1903. München, 1903. — Bayerns Übergang vom feodalen zum modernen Staat. 2. Ausgabe einer akademischen Festrede „Zur Erinnerung an den 1. Januar 1806". (Süddeutsche Monatshefte, Januarheft 1906.) München, 1914. — Vom Wesen des Rechts. Vortrag. Beilage z. Allgemeinen Zeitung Nr. 284/1906. — P. v. Roth. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 53, 1907, S. 538 ff. — Die Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes. Schriften der Münchener Hochschulzeitung Nr. 1. 1908. — Wie studiert man Rechtswissenschaft? Ein Vortrag vor der Münchner Freistudentenschaft. München, 1909. — Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik. Abhandlungen in der Philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch., XXV. Band, 1. Abhandlung. München, 1909. — Die Wadiation. Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaft. Philosophisch-philologisch und historische Klasse. Jg. 1911, Abhandlung 2. — Die Neubauersche Chronik. Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaft. Philosophisch-philologische und historische Klasse. Jg. 1918, Abhandlung 9. — Die germanischen Todesstrafen. Untersuchungen zur Rechts- und Religionsgeschichte. Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wissensch. Philosophisch-philologische und historische Klasse. Bd. XXXI, Abhandlung 3. München, 1922. — Das Femgerichtsbild des Soester Stadtarchivs. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Soest und dem Verein für die Geschichte von Soest und der Börde mit einer Einleitung von Karl von Amira. Leipzig, 1927. — Zu diesen monographischen Werken kommen Aufsätze in Zeitschriften und Buchbesprechungen. Amiras Beiträge für die Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung, sind aus dem Generalregister dieser Abteilung zu Bd. I bis L (1932) zu entnehmen. — Ferner sind an Schriften, welche nicht von Amira selbst herrühren, in diesem Zusammenhang zu nennen: Festschrift für Karl von Amira. Zu seinem sechzigsten Geburtstage gewidmet von seinen Schülern. Berlin 1908. — Claudius Freiherr von Schwerin, Karl von Amira †. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung, 51. Bd. (1931), S. XI ff. — Alfred Schultze, Nachruf auf Karl v. Amira. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Philologisch-historische Klasse, Bd. 82, Heft 2. Leipzig, 1930, S. 31 ff. — Ein kurzer Nachruf mit Bild findet sich im „Bayerland", Jahrgang 1930, S. 751 f.

Hans Liermann (Erlangen).

Digitized by Google

2. Breu, Simon,
Musikpädagoge und Tondichter,
1858—1933.

Nicht die Stimme fränkischen Bluts und Bodens klingt aus der Seele dieses Musikers entgegen, dem erst in reifen Jahren Franken zur zweiten Heimat wurde, aber ein reiner und starker deutscher Grundton, denn die Summe seines erzieherischen Wirkens ist ein beredtes Zeugnis deutschen Kulturgewissens, sein musikalisches Schöpfertum ein begeistertes Bekenntnis zum deutschen Liede.

Simon Breu stammte aus dem bayerischen Innviertel, seine Heimat hat ihm die kernige und urwüchsige Art ihres mit der Scholle fest verwachsenen Menschenschlags tief eingeprägt. Zu Simbach a. Inn am 15. Januar 1858 als Sohn eines Frauenschneiders geboren, verlebte er im sangesfrohen Elternhause eine sonnige Jugend, zu deren schönsten Eindrücken die ersten eigenen Musizierversuche gehörten. Entgegen seiner ursprünglichen Neigung zum Technikerberuf ward er zum künftigen Lehrer bestimmt und verließ mit zwölf Jahren das Vaterhaus, um auf der Präparandenschule in Pfarrkirchen und danach im Lehrerseminar zu Straubing die Vorbereitungszeit zu absolvieren. Nicht allein für seine pädagogische Ausbildung boten ihm die Lehrjahre reichen Gewinn, sie brachten zugleich seine musikalischen Anlagen zu kräftiger Entfaltung. Im Klavier-, Orgel- und Geigenspiel sorgsam angeleitet durch den vortrefflichen Straubinger Kirchenmusiker Alois Edenhofer und in kurzem soweit gefördert, daß er den Posten des Hilfsorganisten an der dortigen Jakobskirche übernehmen konnte, dazu Pflege der Kammermusik und erste Kompositionsversuche — das war der verheißungsvolle Anfang jener andern Laufbahn, die ihm freilich damals noch nicht als Berufsziel vorschwebte, wenngleich er wohl schon im stillen den Wunsch hegte, Schule und Musik dereinst in seiner Lebensaufgabe irgendwie vereinigen zu können. Ungeachtet dieses Zukunftstraums war der junge Lehreraspirant auf jede Möglichkeit bedacht, sich in der Musik weiterzubilden und auch nach außen hin sich zu betätigen, soweit es die bescheidenen Verhältnisse an den ersten Wirkungsstätten, in Hengersberg (Bayer. Wald) und Neuburg a. d. Donau, zuließen. Überdies trat er in engere Beziehung zur Regensburger Kirchenmusik und zu den führenden Männern der Caecilianischen Bewegung (Witt, Haberl, Haller, Renner), während die Freundschaft mit dem Leiter der „Liedertafel" in Kelheim, Innozenz Holzapfel, dem Tonsetzer viel-

Digitized by Google

fache Anregungen zur Chorkomposition gab. Immer mehr in den Bannkreis der Tonkunst gezogen, hätte Breu damals den Lehrerberuf am liebsten aufgegeben, um an der Münchener Akademie weiterzustudieren und sich ganz der Musik zu widmen, wenn nicht das Machtwort des Vaters dagegen entschieden hätte. Er brauchte das Scheitern dieses Plans nicht zu bereuen; denn sein nächster Wirkungskreis, wiederum Straubing, wohin er 1881 an die Kreistaubstummen-Anstalt berufen wurde, bot seinen künstlerischen Interessen soviel neue Nahrung, sowohl im Verkehr mit dem Chor- und Kirchenkomponisten Max Filke wie auch als Dirigent des Straubinger „Liederkranzes", daß er sich so recht in seinem Fahrwasser fühlte.

Mit dem größten Erlebnis dieser Jahre, dem Besuch der Bayreuther Festspiele, verließ Breu als 27jähriger seine niederbayerische Heimat, um in Unterfranken sein eigentliches Lebenswerk aufzubauen und zu vollenden. Zwar wies ihm die Versetzung nach Würzburg an die Kreistaubstummen-Anstalt (1885) zunächst noch nicht den Posten an, auf welchem er seine erzieherische Arbeit in den Dienst der Kunst hätte stellen können, aber der Komponist und Praktiker fand in der mainfränkischen Hauptstadt, wo ein Valentin Becker das deutsche Chorlied so liebevoll betreute, von vornherein den günstigsten Boden. Und außerdem bot sich ihm hier jetzt endlich die ersehnte Gelegenheit zum weitern planmäßigen Musikstudium an der unter Karl Klieberts Leitung stehenden Kgl. Musikschule. Bald nach seinem Eintreffen wurde er Chormeister des „Würzburger Sängervereins", den er in zwölfjähriger erfolgreicher Tätigkeit auf eine bedeutende künstlerische Höhe brachte, ebenso wie der „Akademische Gesangverein" Würzburg dank seiner zielbewußten Leitung durch beinahe zwei Jahrzehnte hin eine höchst beachtliche Leistungsfähigkeit erzielte. Sein auf umfassender praktischer und theoretischer Erfahrung beruhendes Wirken als Chor- und Gesangspädagoge fand die beste Anerkennung darin, daß er 1894 als Lehrer für Theorie und Chorgesang an die Würzburger Musikschule und somit auf eine Stelle berufen wurde, auf welcher er erst in vollem Umfange sein musikalisches Können und Wissen nutzbar machen konnte. Die Methodik des Chorsingens war für ihn zu einem immer wichtigeren Problem geworden, zumal seitdem er auch den Gesangsunterricht am Neuen Gymnasium übernommen und eine Reform der gesamten Schulmusikpflege als dringend notwendig erkannt hatte. Mehr und mehr davon überzeugt, daß die bisherige, mechanisch ans Instrument gebundene Methode nicht zum Ziele führen könne, daß hingegen

Digitized by Google

die Chorschulung vom bewußten Singen auf Grund der Tonvorstellung auszugehen habe, setzte er sich mit aller Tatkraft für die von Carl Eitz (Eisleben) erdachte „Tonwort-Methode" ein, die ihm nach genauester Prüfung unter manchen anderen neuen als die einzig brauchbare erschien. Und der Erfolg hat ihm recht gegeben, denn das neue Lehrverfahren hat sich in der Praxis aufs beste bewährt. Breus Initiative aber ist es zu verdanken, daß es an allen bayerischen höheren Lehranstalten eingeführt und damit eine völlige Neugestaltung des Schulmusikunterrichts in die Wege geleitet wurde. Ebenso gebührt ihm das Hauptverdienst an dem Aufbau eines neuen Lehrplans für die Ausbildung der Schulmusiker; er war der geistige Urheber der 1912 ins Leben gerufenen Vorbereitungskurse für das Lehramt der Musik an den höheren Schulen Bayerns und fürderhin der ständige und maßgebende Sachberater des Kultusministeriums in allen das musikalische Unterrichtswesen betreffenden Fragen, wie denn auch die Beaufsichtigung des Schulmusikunterrichts in Nordbayern und der Pfalz keinem erfahreneren Manne als ihm anvertraut werden konnte. Sein schöpferischer Anteil an dem ganzen Reformwerk kam außerdem in der Herausgabe eines wertvollen Lehrmittels „Das elementare Notensingen" zum Ausdruck, sowie in dem weitverbreiteten „Jugendliederbuch", das ebenso von hervorragendem pädagogischen Geschick wie von seiner Liebe zur Jugend und heiliger Begeisterung fürs deutsche Lied Zeugnis ablegt. Was Breu während dreißig Jahren seines Wirkens am Würzburger Staatskonservatorium als Musikerzieher geschaffen hat, reicht in seiner Bedeutung weit über die Schulmusik hinaus, denn der reiche Gewinn kam nicht nur auch dem Männerchorwesen zugute, sondern der ganzen Volksgemeinschaft, deren musikalische Seele bereits durch das Singen in der Schule entscheidend geformt wird. Die völkische Musikerziehung im Dritten Reich bringt heute am deutlichsten zum Bewußtsein, welch fruchtbare Vorarbeit der unentwegte Kämpfer um seine Sache hier geleistet hat.

Als Dienst am Volk im schönsten Wortsinne muß auch die andere Seite seines Lebenswerkes, das Schaffen des Tonsetzers, gewertet werden. Heiße Liebe zum deutschen Lied war die Triebkraft seines Schöpferwillens, in der schlichten, herzlichen Sprache seiner Musik findet sie ihren reinsten Widerhall. Nichts lag seiner Muse weniger, als sich in Szene zu setzen, sie geizte nicht danach, ihre Gaben vom Glorienschein des äußern Erfolges umgeben zu sehen. Der Konzertsaal schafft ihr wenig Behagen, dafür fühlt sie sich in Haus und Schule,

Digitized by Google

im geselligen Kreise und unter dem Volk umso heimischer. Der Entwicklungsweg des Tonsetzers war durch die pädagogische Laufbahn und vor allem durch das Wesen seiner Persönlichkeit zu klar vorgezeichnet, als daß er durch äußere Einflüsse hätte abgebogen werden können, etwa durch das in jungen Jahren erhoffte Studium an der Münchener Akademie der Tonkunst, der damaligen Hochburg des nachwagnerischen Romantizismus. Es widersprach seiner geraden, zielsicheren Art, sich in Zeitströmungen hineinreißen zu lassen oder mit großer Geste über den Bereich seines schöpferischen Vermögens hinauszugreifen. So reges Leben in seiner Werkstatt herrschte, sie war gleichsam umfriedet von einem stillen Garten, durch den keine Dämonen des hastenden Kunstgetriebes zu ihm dringen konnten, und was er, unbehelligt von solchen, geschaffen, das mußte den Weg zum deutschen Volk finden, weil es aus warmem Herzen und reinster Gesinnung kam und weil es in seiner anspruchslosen Schlichtheit dennoch von großem Können zeugt. Es ist für seine Selbstkritik bezeichnend, daß er nur in den seiner Gestaltungskraft gemäßen Formen, hier aber umso vielseitiger, sich ausspricht. Das Lied in jeglicher klingenden Gestalt ist für ihn der naturgegebene Mittler seiner Phantasie, vor allem das Chorlied, das als musikalische Gemeinschaftsform dem volksverbundenen Tondichter besonders nahe lag. Wohl am stärksten kommt in dem stattlichen Ertrage von annähernd 100 (meist unbegleiteten) Männerchören zum Ausdruck, was Breu aus seinem sangesfrohen Herzen zu künden hat. Ihre gesunde und frisch dahinströmende Melodik ist von edler Empfindung getragen, welchem Textgehalt immer sie ihre Sprache leiht, und der ungekünstelte, doch technisch meisterliche und sangbare Satz bietet seinerseits Gewähr für die echte Volkstümlichkeit dieser Musik, die denn auch in ihren schönsten Blüten, wie „Sonntag ist's", „Frühling am Rhein", „Ewig liebe Heimat", „Das deutsche Lied" u. a. mehr, wahres Volksgut geworden ist. Ein Gleiches gilt von den wenigen gemischten Chören und den meist aus besonderen Anlässen entstandenen einstimmigen Volkschören, eindringlichen Kundgebungen gehobener Festesstimmung. Wie hätte der Freund der Jugend, der doch fast seine ganze praktische Lebensarbeit diente, seine eigene Kunst ihr versagen können! Da sind zahlreiche Studentenlieder, ganz auf den Ton der Burschenherrlichkeit eingestimmt, darunter ein stolzes Denkmal das „Verbandslied" des „Sondershäuser Verbandes deutscher Sängerverbindungen", und den Kleinen und Kleinsten widmet er sonnige und herzige Kinderlieder, auch dies köstliche Gaben, da er sich so gut auf das kindliche

Digitized by Google

Gemüt verstand. Zum Teil sind sie in Märchenspiele („Christwunder", „Goldfriedel", „Teeprinzessin" u. a.) eingeflochten. Diese Werkgruppe enthält außerdem Singspiele nach Stoffen aus der Geschichte, Sage und Legende („Kaiser Friedrich", „Wielands Flug", „Kiliani Frankenfahrt"), die ohne großen Aufwand an darstellerischen Mitteln wirksam ihren Zweck erfüllen, indem sie deusche Art verherrlichen. So tief Breus musikalisches Empfinden im Volkstümlichen verwurzelt war, so selbstverständlich mußte ihn auch das klavierbegleitete Kunstlied zu schöpferischer Betätigung reizen. Über ein Halbhundert Sologesänge kennzeichnen ihn als liebenswerten Lyriker, der zwar keine eigenen neuen Wege sucht, sondern lieber in den romantischen Ausklang der Schumann-Nachfolge mit einstimmt, im übrigen aber dem Zuge seines Herzens folgend auch hier den echten Volkston nicht verleugnet, wie in den „Spielmannsliedern".

Kein besserer Lohn konnte Simon Breu zuteil werden, als daß seine Musik weithin durch deutsche Lande klang und sein Erziehungswerk schönste Früchte trug. Dem entsprachen auch äußere Ehren und Anerkennungen. Sein segensreiches Wirken am Würzburger Staatskonservatorium ward ausgezeichnet durch die Ernennung zum Professor, stellvertretenden Direktor und schließlich zum Oberstudienrat. Als Berater des Fränkischen und des Deutschen Sängerbundes genoß er nicht minder hohes Ansehen denn als Preisrichter bei Gesangswettstreiten, galt er doch als eine Autorität auf dem Gebiet des Männerchorwesens, und die Ehrenmitgliedschaft in zahlreichen Sängervereinen zeugt für seine allgemeine Beliebtheit und Hochschätzung. Diese bezog sich aber gleicherweise auf den schlichten, vornehm und edel gesinnten Menschen, der nicht nur als aufrechter, unbestechlicher Charakter imponierte, sondern durch sein liebenswürdiges und lebensfrohes Wesen sich herzliche Zuneigung gewann. Sein Hinscheiden am 9. August 1933 nach einem ungetrübten, im Ruhestande verbrachten Lebensabend bedeutete für die musikalische Welt einen schmerzlichen Verlust, denn Simon Breu war einer der treuesten Hüter deutscher Musikkultur.

Musikalische Werke. Ein vollständiges, bis 1928 reichendes Werkverzeichnis ist der Breu-Biographie von B. Ziegler als Anhang beigegeben. Sämtliche Urschriften, auch von später entstandenen Werken sind, soweit sie sich in der Hand des Komponisten befanden, in den Besitz der Bayer. Staatsbibliothek in München übergegangen. Hier sei aus den einzelnen Werkgruppen außer dem bereits Erwähnten nur das Wichtigste noch angeführt. Märchen-, Sing- und Volksspiele: 5 Weihnachtsspiele, „Das heilige Mirakel", „Der Rattenfänger von Hameln", „Prinzeß Sonnenstrahl", „Siegrat der Selige". — Schul- und Kinderlieder: „Deutsches Jugend-

Digitized by Google

liederbuch", „Frohe Kinder", „Puppenlieder". — Kunstlieder: 5 Lieder eines fahrenden Gesellen, „Wanderstab und Fiedel", „Stucknechtslied". — Kommerslieder: „Das rechte Burschenherz", „Heidelberg—Würzburg", „Moselweinlied". — Volkschöre: „Deutsches Flottenlied", „Deutschland, sei wach", „Schillerhymne". Männerchöre: „Deutsche Romanze", „Frundsbergs Fähnlein", „Vale carissima", „Wahlspruch des deutschen Sängermuseums". — Außerdem Bearbeitungen fremder Lieder für Männerchor.

Literatur: Dr. Benno Ziegler, Simon Breu. Ein Lebensbild des Chorliederkomponisten und Musikpädagogen. Würzburg 1928. — Dr. Alfons Dreyer, Ein bayerischer Chorliederkomponist. Bayer. Zeitung (Unterhaltungsbeilage vom 11. Januar 1933).

Oskar Kaul (Würzburg).

3. **Burger**, Georg Matthias, der „Nürnberger Mystiker", 1750—1825.

Georg Matthias Burger war als ein Bauernsohn am 19. Januar 1750 zu Dittenheim bei Gunzenhausen geboren. Sein Taufpate war der „Spielbergische Bäckermeister" Johann Georg Lutz, was insoferne bedeutsam scheinen kann, als sich Georg Matthias gleichfalls — und zwar sehr frühzeitig — dem Bäckerhandwerk zuwandte. Ebenso frühzeitig war er jedoch auch auf seine ausgezeichnete mathematische Begabung aufmerksam geworden. Er hatte in der Dorfschule Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt; die Rechenkunst hatte für ihn besonderen Reiz und war später die Veranlassung, daß er sich der Mechanik zuwandte. Als Bäckergehilfe begab er sich auf die Wanderschaft, etwa sechs Jahre war er unterwegs, aber den größten Teil dieser Zeit verbrachte er in Nürnberg. Als im Bayerischen Erbfolgekrieg (1778/79) ein preußischer Oberbäckermeister, Trübler aus Liegnitz, im Reich Feldbäcker sammelte, ließ er sich von diesem anwerben, um mit zur Armee nach Schlesien zu gehen. In diesem Krieg gab er ein ungewöhnliches Beispiel seiner Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, indem er — an der Ruhr erkrankt und von den Österreichern gefangengenommen — den Feinden nicht nur das Versprechen gab, ihnen nach Prag ins Quartier nachzukommen (da seine Krankheit es ihm unmöglich machte, mitzugehen), sondern dieses Versprechen unter Gefahr seines Lebens auch tatsächlich, natürlich aber ohne Erfolg, erfüllte. Nicht lange darauf war er in Nürnberg durch einen

Digitized by Google

in den religiösen und kirchlichen Kreisen dieser Stadt hervorragenden Mann, den Kaufmann Tobias Kießling, der dem Bäckergehilfen manche Bücher lieh, auf den württembergischen Pfarrer Philipp Matthäus Hahn aufmerksam geworden. Pfarrer Hahn, der damals noch in Kornwestheim lebte und später nach Echterdingen übersiedelte, genoß als Mechaniker einen ausgezeichneten Ruf. Es wird erzählt, daß er sogar einen Ruf als Professor für Mathematik ausgeschlagen hat. Auch hat im Dezember des Jahres 1779 Goethe an der Seite des Herzogs Carl August von Weimar Hahns mechanische Werkstätte in Kornwestheim (wo auch Hahns Brüder arbeiteten) aufgesucht. Kießling ermöglichte dem wenig bemittelten Bäckergesellen die Reise nach Württemberg zu Hahn, und Burger studierte zunächst bei den in Kornwestheim verbliebenen Brüdern Hahns, ehe er dann schließlich noch ein Vierteljahr bei Hahn selbst in Echterdingen zubrachte. Burger hat seinen Nürnberger Gönner in dieser Zeit nochmals um Geld bitten müssen, welches ihm Kießling auch ohne Umstände nach Württemberg sandte.

Die Beziehung zu Pfarrer Hahn ist für die weitere Entwicklung Burgers von größter Bedeutung geworden. Wenn er später sagen konnte, die Philosophie Oetingers sei und bleibe ihm die liebste, so kommt darin der Einfluß Hahns zum Ausdruck, der als Vertreter der schwäbischen Theosophie ein Schüler des Prälaten Oetinger gewesen ist. Durch Hahn wurde Burger nicht nur in den Kenntnissen der Mechanik, sondern auch weltanschaulich unterrichtet. Neben Friedr. Christoph Oetinger war es vor allem Joh. Albrecht Bengel, dessen Theosophie unseren Burger stark beeindruckte. Nach seiner Rückkehr aus Württemberg wandte er sich in Nürnberg wieder dem Bäckerhandwerk zu, betrieb aber nebenher lebhafter als zuvor seine mechanischen Arbeiten. Einer seiner Zeitgenossen hat später im „Journal von und für Deutschland" berichtet, daß er sich durch „diese Art von Arbeiten in Nürnberg bekannt gemacht" und „seit Jahr und Tag mehrere dergleichen Uhren (Universalsonnenuhren usw.) gefertigt habe, welche durch Kaufleute an verschiedene Orte in und außer Deutschland verschickt wurden, und noch immer mehrere Bestellungen nach Lissabon, Cadix, Petersburg usw. veranlaßten. Auch werden sehr bequeme Schrittzähler von Liebhabern häufig bestellt und gekauft. Er verfertigt mechanische Waagen, worauf man mit einerlei Gewicht von einem Viertel Loth bis 50 Pfund wägen kann. Er besitzt auch die Geschicklichkeit, Himmels- und Erdkugeln, welche durch Uhrwerke in Bewegung gesetzt werden, wie auch Kopernikanische

Digitized by Google

Systeme im großen und kleinen zu verfertigen, deren Planeten und Trabanten in der strengsten Ordnung ihren Lauf fortsetzen". Da er auch viele unheilbare Uhrwerke für Privatpersonen der Stadt reparierte, erweckten seine Erfolge den Neid der Nürnberger Uhrmacher, die nun beim Handwerksgericht im Jahre 1789 gegen ihn vorzugehen versuchten. Burger arbeitete damals im Hause des Bäckers Christian Rosenbauer im Nadlersgraben. Nach längerem Hin und Her wies das Rugsamt die Klage der Uhrmacher und Schlosser ab.

Am 15. Oktober 1790, er soll durch eine Erbschaft zu Geld gekommen sein, hat sich Georg Matthias Burger mit Susanne Walburg Trinklein, eines Metzgers zu Gräfensteinberg Tochter, verheiratet. Am 1. Oktober des gleichen Jahres hatte er ein Haus Ecke Stöpselgasse und Brunnengäßchen in Nürnberg (alte Nr. S. 662) aus der Konrad Kornhammerischen Konkursmasse um 2300 fl. gekauft. Es wird zur gleichen Zeit gewesen sein, daß er sich als Bäckermeister selbständig machte. Sein Haus ist in der Folge unter dem Namen „Haus zur weißen Rose" bekannt geworden, er selbst ist als „der Rosenbäcker" in die Literatur eingegangen; beide Bezeichnungen mögen mit dem im Brunnengäßchen befindlichen „Rosenbad" im Zusammenhang gestanden haben. — Dieser ersten Ehe Burgers entsprangen vier Kinder, von welchen lediglich eine Tochter Anna Maria Jakobina (1793—1832) am Leben blieb. Am 30. April 1799 starb Burgers Ehefrau Susanne Walburg. In den später zu erwähnenden Familienaufzeichnungen notiert er unter diesem Datum: „Ist mir meine zärtlich geliebte Frau durch eine schnelle Auszehrung selig gestorben. Ach, wie viel könnte ich von ihrem Krankenbette schreiben — —. Selig hast du, ihr und mein Erlöser, sie vollendet. — — Ach, welch ein Schmerz. — — Ach, wäre ich auch wie Du schon vollendet. Doch ich weiß, ich werde dich in kurzem, zu deiner und meiner Freude, in großer Herrlichkeit nebst unsern Kindern wiederfinden. — — Ach, Herr, mache mich nur täglich treuer! Amen." Schon am 10. August desselben Jahres heiratete der Rosenbäcker die Halbschwester seiner ersten Frau, Margareta Barbara, die ihn um volle fünfundzwanzig Jahre überlebt hat (sie starb 1850 im Alter von 71 Jahren). In der zweiten Ehe hatte er acht Kinder, von denen aber wiederum vier bei seinen Lebzeiten (und oft kurz nach der Geburt) wegstarben. Es überlebten ihn außer der bereits genannten Tochter vier Söhne: Johann Carl Sigmund (1803—1827), Johann Paulus (1805—1842), Andreas (1811—1833); der 1807 geborene

Digitized by Google

Johann Thomas hat als der einzige das Geschlecht weitergeführt, aus welchem heute noch ein Enkel von ihm am Leben ist.

Dem genannten Urenkel Georg Matthias Burgers verdankt der Schreiber dieser Zeilen die Kenntnis einiger handschriftlicher Aufzeichnungen des Rosenbäckers, die außer familiären Nachrichten auch ein paar Notizen weltanschaulichen Charakters und den Bericht über einen bedeutsamen Traum umfassen; außerdem befindet sich im Besitz des Urenkels ein Porträtbildnis Burgers von unbekannter Hand. Der Urenkel erzählte mir, daß sie als Kinder aus den vorhandenen, auf große Bogen gemachten mechanischen Zeichnungen des Urgroßvaters ihre Drachen gefertigt hätten. Das „Haus zur weißen Rose" wurde, wie aus den Familienaufzeichnungen hervorgeht, von Burgers Sohn Joh. Thomas in den Jahren 1838—39 umgebaut.

Die Hauptquelle aller Nachrichten über den „Nürnberger Mystiker" sind des Naturphilosophen Gotthilf Heinrich Schuberts (1780—1860) autobiographische und andere (vornehmlich die erbaulichen) Schriften. Für Schubert selbst ist der Rosenbäcker zum entscheidenden Erlebnis geworden; er bezeichnet die in Nürnberg von 1809—1816 verbrachten Jahre als seine „Lehrer- und Lehrjahre", wobei er die letztgenannte Bezeichnung ausdrücklich auf sein Verhältnis zu Burger bezogen wissen will. In der Tat scheint die Wirksamkeit des „Nürnberger Mystikers", die allein auf persönlichem Verkehr mit ihm beruhte, in geistiger und religiöser Hinsicht von überragender Bedeutung gewesen zu sein. Schubert erzählt, daß sich an Wochentagsabenden und an Sonntagnachmittagen in Burgers Zimmer die Freunde versammelt hätten: schlichte Bäckergesellen, kunstfertige Meister, vornehmer Stadtadel, Gelehrte und Geistliche seien dagewesen. In diesen Kreis gehörte neben dem früher erwähnten Kaufmann Kießling auch der bemerkenswerte Pfarrer Joh. Gottl. Schöner. Ausdrücklich sagt aber Schubert gelegentlich, daß Burger — trotz seiner Beziehungen zu Schöner — kein Pietist gewesen sei; er sei ein Mystiker gewesen, weil er sich mit den Gedanken an die Welt des Jenseits beschäftigte, deren Sein und Wesen allerdings ein Mysterium sei. Schubert selbst hat im Winter 1813 auf 1814 eine Schrift, „Die Symbolik des Traumes", geschrieben, die in gewissem Sinne als Ergebnis dessen anzusehen ist, was er durch seine Schülerschaft bei Burger erwarb. Durch Schubert kam auch der Mythologe Joh. Arnold Kanne, der 1824 zu Erlangen als Professor der orientalischen Literatur gestorben ist, mit dem Rosenbäcker in Beziehung und ge-

Digitized by Google

denkt seiner mit diesen Worten: „Ich suchte ihn und er ließ sich finden, und lieh mir aus seiner seltenen und ansehnlichen Sammlung religiöser Schriften aller Art ein Buch nach dem andern, und hiedurch und durch seinen Umgang gedieh ich in der Erkenntnis immer weiter." Sehr wahrscheinlich ist durch Schubert und Kanne auch Jean Paul, als er 1812 nach Nürnberg kam, mit dem „Nürnberger Mystiker" in Beziehung getreten. Wir haben nachzutragen, daß auch Joh. Kaspar Lavater auf seiner Reise nach Kopenhagen (1793) in Nürnberg dem Rosenbäcker begegnete: „der mir einmal geschrieben und dem ich eine Antwort, die er nicht vergaß, gesendet hatte . . . Der Mann gefiel mir und ich freute mich jedes vertrauensvollen Wortes, das in meinem Briefchen an ihn stand."

Schubert zeichnet uns das Antlitz dieses Mannes, indem er es mit Porträtbildnissen von Hans Memling, Wolgemut und Dürer vergleicht; es war „ein Angesicht, nicht von neumodischem, sondern von altem Zuschnitt; so geistig kräftig, so väterlich ernst und mild, dergleichen man zu unserer Zeit unter den lebenden Menschen kaum noch eines sieht". Er berichtet dann, daß Burger auch als geschickter Uhrmacher bekannt und im Glasschleifen und Fertigen von Mikroskopen wohlgeübt und geschickt gewesen sei. In seinem Zimmer wäre bei Land- und Himmelskarten auch ein Erdglobus und ein Fernrohr gestanden. „Und die Bücher selber, die höchste Merkwürdigkeit seines Zimmers, von welch seltsamer Mannigfaltigkeit waren diese!" Schubert zählt auf: Wertvolle neuere Schriften von mathematischem, geographischem, physikalischem und naturgeschichtlichem Inhalt, darunter auch Kupferwerke; Schriften der berühmtesten Württemberger Theologen (namentlich Bengels, Oetingers, Hahns u. a.). Dann solche (wie die Lavaters), die „von der Ewigkeit handeln". Unter den vorzufindenden alten Mystikern werden genannt: Tauler, Ruysbroeck, Jakob Böhme, Thomas von Kempis, Bunyan, Angelus Silesius, Baxter, Swedenborg, Antoinette Bourignon. Eine willkommene Ergänzung dieser Nachrichten bildet des Romantikers Henrik Steffens Aufzeichnung vom Jahre 1817 unter der Überschrift „Der nürnberger Mystiker". Er habe, schreibt er, einen Nürnberger Bürger besucht, der unter den Mystikern Süddeutschlands wohl bekannt sei. „Auch die ausgezeichneteren Geister der neuesten Zeit, insofern sie sich zum Mystizismus neigten, kannten und schätzten ihn. So war er mit Franz Baader, Clemens Brentano, Ringseis usw. in Verbindung, und der Besitzer einer der ausgezeichnetsten Bibliotheken der mystischen Literatur, mit einem großen Reichtum der

Digitized by Google

seltensten Werke. Ich traf ihn in seiner Bibliothek; ein kleiner, lebhafter, sehr mitteilsamer, doch in sich gekehrter Mann . . ." In seinen Studien herrsche mehr ein unruhiger doktrinärer Dilettantismus als das Erbauliche vor.

Georg Matthias Burger hat selbst keine Bücher geschrieben. Aber da und dort wird noch eine seiner mechanischen Arbeiten aufbewahrt. So besitzt etwa das Deutsche Museum in München eine Sonnenuhr von ihm. Wenn er sich später ausdrücklich als einen Schüler Hahns bezeichnet hat, so hat er damit freilich nicht nur seine technische Schülerschaft gemeint; auch als Mystiker stand er, wie wir gesehen haben, zu Hahn in diesem Verhältnis. Einen Hinweis darauf, daß auch Goethe, als er im Herbst 1797 in Nürnberg weilte, nicht an Burger vorübergegangen ist, glaube ich in Goethes Brief an Schiller vom 10. November des genannten Jahres zu sehen: „. . . Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an, alte Kunstwerke, mechanische Arbeiten, so wie sich auch über politische Verhältnisse manche Betrachtungen machen lassen . . ." Man muß freilich den erwähnten Besuch Goethes in Hahns Werkstatt vom Jahre 1779 damit zusammenhalten.

Am 2. April des Jahres 1825 ist Georg Matthias Burger, „Bäckermeister und Mechanikus", wie er sich gewöhnlich genannt hat, im Alter von 75 Jahren gestorben. Er wurde auf dem Johannisfriedhof zu Nürnberg unter großer Beteiligung bestattet.

Quellen: Handschriftliche Aufzeichnungen Georg Matthias Burgers. — Ehe-, Tauf- und Beerdigungsbücher im „Landeskirchlichen Archiv" Nürnberg. — Amtsgerichtsbestände im „Bayer. Staatsarchiv" Nürnberg. — Journal von und für Deutschland, Jg. 1790: „Nachricht von zweien mechanischen Kunstgenies". — Dasselbe abgedruckt in „Fränkisches Archiv", herausgegeben von Büttner, Keerl und Fischer. I. Bd. 1790. — Joh. Casp. Lavater: „Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793". 1. Heft. 1793. — Gotthilf Heinrich Schubert: „Symbolik des Traumes", 1814. — Joh. Arnold Kannes Selbstbiographie in „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen". 1816/17. — Gotth. Heinr. Schubert: „Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde". Bd. I und Bd. III. 1817—1841. — Gotth. Heinr. Schubert: „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (Selbstbiographie). Bd. II, 2. Abt. 1853—66. — Henrik Steffens: „Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik" (Auswahl von Fr. Gundelfinger). 1908. — Wilhelm Kunze: „Der Rosenbäcker Georg Matthias Burger, der ‚Nürnberger Mystiker'", in „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg". Bd. 31. 1933. — Wilhelm Kunze: „Ein Bildnis des Rosenbäckers Gg. Matth. Burger, des Nürnberger Mystikers" (Veröffentl. des Porträts) in „Fränkische Heimat", 13. Jg. 1934. — Wilhelm Kunze: „Der Nürnberger Mystiker Gg. Matth. Burger" (Veröffentlichung der Aufzeichnungen B.'s) in „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung", 67. Jg. 1934.

Wilhelm Kunze (Nürnberg).

Digitized by Google

4. Conrad, Michael Georg,
Schriftsteller.
1846—1927.

Es dürfte wenige Dichter, Gelehrte und Künstler geben, die, von Franken ausgehend, die gesamte Welt des Geistes und der Kultur durchwandernd, durchforschend und verstehend, ihre Erkundungen und Erkenntnisse dem Kampfe für die deutsche Kultur widmeten und ihre Heimat so liebten wie Michael Georg Conrad.

Sein Geburtshaus in dem schönen Frankendorfe Gnodstadt bei Marktbreit am Main, wo er am 5. April 1846 das Licht der Welt erblickte, hat er selber geschildert, zuerst in seinem Gedichtbuche Salve regina (Berlin 1899).

In Gnodstadt — das Haus ist heute um- und angebaut — wohnte seit nachweisbar fünf Jahrhunderten das Bauerngeschlecht der Conrad, hier wuchs Michel-Jörg auf, ein echtes Kind der ostfränkischen Scholle, das in den Umständen und Schicksalen seines langen Lebens die vortrefflichen wie auch bedenklichen Kräfte und Eigenheiten seiner Rasse und seiner Ahnen zu außerordentlicher Blüte entwickelte. Sein Landsmann, Jörg Geuder, hat in einer Festrede zum 80. Geburtstag M. G. Conrads dieses eigenartige Stammeserbtum über den gegenwärtigen Zweck hinaustragend festgestellt: „In unserem bäuerlichen ostfränkischen Geschlecht schlummert unsagbar viel Selbsteigenes, Lebensfrisches, Unmittelbares, Kernhaftes, auch viel Heiteres und Schalkiges, Hochspielendes und Frommes, Schollenfreudiges und Vaterländisch-Völkisches. Rassenechte Vollblutfranken halten es mit dem Bibelwort von der freimachenden Wahrheit, sind drum im Kampf um das Zu-Recht-Erkannte unerbittlich streng, vergreifen sich daher auch manchmal im Wort, werden hart, rauh, derb, grob, wenn nicht gar spitz und nadelspitz. Der Franke stößt öfters an, ohne es eigentlich zu wollen. Der Mut zur ungetrübten Wahrheit liegt ihm eben im Blut: er kann unmöglich anders . . ." In der Tat: in diesem ungeschminkten Charakterbild des ostfränkischen Bauern erblicken wir, die wir unserem Michael Georg in seinem späteren Leben freundschaftlich nahekamen, das ureigene Wesen unseres Freundes; wer sich in dieses fränkische Wesen nicht einzufühlen vermag, wird auch die Persönlichkeit M. G. Conrads nicht verstehen und lieben.

Die Liebe zu seiner fränkischen Heimat war der Anker und zugleich der Stern in allen Lebensstürmen unseres Kämpfers und Dichters:

Digitized by Google

„Fränkischer Heimat traute Gauen,
euch mit den Augen des Herzens zu schauen
ungetrübt,
ich greife mein Glück,
so oft meine Seele heimgefunden.
Aus Auslands-Fernen
und Traumes-Sternen,
bei Tag und bei Nacht in heiligen Stunden,
wie wandelt' ich selig die Wege
zurück zu dir!
Wie grüßt' ich dich froh mit Mund und Hand,
Meine Frankenheimat, mein Jugendland!
. . . . . .
Nichts, wo ich auch suchte, kommt dir gleich,
mein Jugendsonnen-, mein Friedensreich!"

Wie echt und deutsch diese Heimatliebe M. G. Conrads war, hat er in dem Werke bewiesen, das ich für sein bestes, reifstes halte: in seinem fränkischen Dorfroman „Der Herrgott am Grenzstein", der in Gnodstadt („Bullendorf") spielt und auf den ich noch zurückkommen will, wenn wir den Lebensweg und die geistige Entwicklung unseres Dichters betrachtet haben werden.

Diese Schilderung ist in dem hier gebotenen Raume nicht leicht; denn Conrad war auch in dem Sinne ein deutscher Geist, weil er die Welt umspannte. Wenn man die naturwissenschaftliche Leidenschaft Goethes durch die musikalische Conrads ersetzt, könnte man beide wohl vergleichen. Als den Urgrund des Wesens unseres Dichters erkenne ich die Musik, die innerliche musikalische Begabung und Auffassung. Bis zum 16. Lebensjahre besuchte er in seinem Heimatort die Volksschule und genoß offenbar vorzüglichen Privatunterricht im Kantor- und Pfarrhaus. Mit erstaunlicher Begabung und Regsamkeit bildete er sich in alten und neuen Sprachen, in Musik und Zeichnen. Das Lehrerseminar in Altdorf bei Nürnberg absolvierte er im Jahre 1864 und blieb dann vier Jahre im bayerischen Schuldienst. Wie sehr ihn damals schon die Musik fesselte und erhob, geht daraus hervor, daß er bereits als „Schullehrling" durch sein Orgelspiel Aufsehen erregte, manchmal unliebsam; als er einmal zum Nachspiel in der Kirche ein Walzerthema variierte, soll ihn der gestrenge Herr Vikar beim Ohr genommen haben — in Italien hätte man ihn dafür wohl als jungen Maëstro gefeiert. — Die musi-

Digitized by Google

kalische Grundlage seines Wesens war auch die Quelle seiner vorbildlichen, zündenden Begeisterungsfähigkeit. Unmusikalische Menschen sind nicht begeisterungsfähig für andere; sie können Idealisten sein, bleiben aber in der Regel Egoisten und werden leicht kalte Fanatiker. Ein unmusikalischer Künstler ist auch wie „ein Tier auf dürrer Heide" ... Die große, begeisterte Liebe zur Kunst der Töne machte Conrad später zum Apostel des Meisters von Bayreuth. Leidenschaftlich nahm er den Kampf auf zum Schutze des „Parsifal", auch im Ausland. Den amerikanischen Theaterunternehmer Conried, der den Parsifal in Neuyork ausbeuten wollte, den „Gralsräuber", befehdete er so heftig, daß daraus der berühmte Prozeß „Conried gegen Conrad" entstand, der in München zuungunsten Conrads endigte. Nicht weniger aufopfernd trat er immer für noch nicht anerkannte Begabungen der Dicht- und Tonkunst ein. Als z. B. Hugo Wolf in den achtziger Jahren fast hilflos nach München kam, war es Conrad, der den Meister des Gesanges, Eugen Gura, gewann, Wolfs Mörike- und Eichendorff-Lieder zu singen. So schuldet die deutsche Kultur ihm nicht nur Dank, weil er der mächtigen Literaturbewegung zu Ende des 19. Jahrhunderts den Weg bereitete, sondern auch treuester, selbstloser Förderer der edelsten Musik und ihrer neuen, starken Talente war. Nach dieser Richtung hatten wir damals in München das Glück, die hingebendsten Vorkämpfer zu besitzen: Heinrich Porges, Oskar Merz, Paul Marsop. Der schlagkräftigste war Michael Georg Conrad.

Es ist klar, daß dieses große, feurige Talent sich nicht allein in der Stille und Enge Gnodstadt-Bullendorfs und im bayerischen Volksschuldienst bilden konnte. 1868 ging er nach Genf, wo er an der deutsch-lutherischen Schule und Kirche als Lehrer und Organist Anstellung gefunden hatte. Unermüdlich bereicherte er hier seine Kenntnisse, namentlich in der französischen Sprache und Literatur. Sein leicht entflammtes gutmütiges Herz verführte ihn zum Bunde mit einer unglücklichen Frau, die er in seiner Pension kennengelernt hatte. Die Ehe war nicht harmonisch und nicht von Dauer. 1871 siedelt er nach Neapel über und pflegt neben seiner Lehrtätigkeit hier und in Rom das Studium der Archäologie, der romanischen Sprachen, Kunst und Dichtung. Bald trat er in regen Verkehr mit politischen und geistigen Führern der neuen Heldenzeit des Risorgimento, mit Giuseppe Garibaldi in der Villa Solara in Rom, mit Luigi Settembrini, dem Rektor der Universität Neapel, und mit dem gelehrten Benediktiner Padre Abela zu Montecassino.

Digitized by Google

Conrad war schon in seiner Jugend ein deutscher Gott-Sucher. Diese innere, tolerante Religiosität führte ihn zur Freimaurerei, in der und für die er zeitlebens treu mit Wort und Schrift wirkte. Als deputierter Meister der Loge Pestalozzi in Neapel gehörte er dem italienischen Großorient in Rom an, war also in alle „Geheimnisse" der Loge eingeweiht. Hier glaubte er ein erzieherisches Ideal verwirklicht, wie es seinem verehrten Meister, dem großen deutschen Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi vorschwebte, über den er schon 1873 eine gedankenreiche Schrift veröffentlichte. Meines Wissens hat er auch mit einer einschlägigen Dissertation promoviert. Sein Buch „Die Freimaurer" erschien erst 1885, als er sich in München niedergelassen hatte. Es ist, mag man sich zur Freimaurerei stellen wie man will, als lautere Informationsquelle von Bedeutung. Conrad faßte auch die Probleme und Aufgaben einer idealen „Arbeitsgemeinschaft der Menschen im Dienste des großen Baumeisters aller Welten" mit tiefstem, echt deutschem Pflichtgefühl auf.

In den Jahren 1878 bis 1882 lehrt er, seine Studien eifrig fortsetzend, am Institut Polyglotte in Paris. Hier und in der Pariser Gesellschaft hält er in italienischer und französischer Sprache Vorträge, hauptsächlich über deutsche Kultur, Literatur und Kunst; er wird zum leidenschaftlichen Kultur-Pionier. Nachdem er ein Jahr an Max Nordaus Stelle die feuilletonistische Vertretung der Frankfurter Zeitung in Paris geführt, entwickelt sich sein eigentlicher Beruf: der Journalismus. Er wird Mitbegründer und Korrespondent der „Täglichen Rundschau" in Berlin, jener vornehmen, an der Spitze der deutschen Presse und Kultur so lange strebenden und ausharrenden Zeitung, bis auch sie den veränderten geistigen und materiellen Lebensbedingungen der neuesten Zeit zum Opfer fiel. Er wird regsamster Mitarbeiter der „Allgemeinen Musikzeitung", des „Magazins für Literatur des In- und Auslandes", der „Wiener Allgemeinen Zeitung". Seine vielseitigen Beziehungen zu führenden Geistern, seine eindringenden Kenntnisse, die er rastlos zu bereichern trachtete, seine sprachliche Gewandtheit und Eleganz, vor allem aber sein stürmendes Temperament machten ihn zu einem der hervorragendsten Journalisten seiner Zeit, der den Wettbewerb mit den fähigsten Journalisten des Auslandes aufnehmen und siegreich bestehen konnte.

Im Geheimnis des Blutes und des Bodens ruht das Geheimnis der Kunst. Dieses Evangelium hat keiner mit solcher Her-

Digitized by Google

zensluſt bekannt wie Conrad, der ehemalige Schüler Peſtalozzis. Die Leidenſchaft ſeiner Seele glich einem Elementarereignis. Elementarereigniſſe aber haben ihre eigenen Manieren. Sie ſchreiten nicht zierlich und leiſe einher und machen Hinz und Kunz ihr Kompliment. Wem heiliger Eifer die Feder führt, der hat nicht mit dem Anſtandsbuch zu rechnen. Immer wieder verwies er auf Nietzſches Wort: „Folge dir ſelbſt! Werde, der du biſt!" In aller Anfechtung trug er den Kopf am zuverſichtlichſten, und wenn es ſein mußte, ſchuf er für zehn. Das ſtählte manchen, der wanken wollte, und ſchloß Freunde zu einem Trutzbund zuſammen. Wir verkennen nicht, daß dieſes „Folge dir ſelbſt! Werde, der du biſt!" der grundſätzliche Individualismus und Liberalismus, obgleich er das Kennzeichen einer ſtarken geiſtigen Jugend iſt, auch bei einem ſo tief religiöſen, vaterländiſch und deutſch geſinnten Manne wie Conrad manchmal bis in ſein hohes Alter zu weit nach links ausſchlug, und wir verſtehen unſere Zeit nur, wenn wir das ewige Geſetz des Pendels auch in den geiſtigen und politiſchen Bewegungen wirkſam ſehen: der weit, zu weit nach links gezogene Pendel ſchlägt weit, zu weit nach rechts aus, bis er die maßvolle, richtige Bewegung wiederfindet.

In jener Zeit wurde Conrad nicht nur von dem jungen Friedrich Nietzſche, von Richard Wagner und Böcklin künſtleriſch beeinflußt, ſondern auch von den Führern der franzöſiſchen Literatur, namentlich von Emile Zola, zu dem er perſönliche Beziehungen aufnahm und begeiſtert unterhielt. Er wurde in Paris Mitbegründer der Association littéraire unter Viktor Hugos Vorſitz. Es iſt ungemein anregend, den Einfluß ſeines Freundes Zola auf den grunddeutſchen Charakter und die journaliſtiſche Eigenart Conrads in ſeinen Werken zu verfolgen. Sein oſtfränkiſches Bauernblut wurde keineswegs überfremdet, nicht vermiſcht und verwäſſert, aber die Eindrücke der Fremde zuſammen mit dem Sturm und Drang der journaliſtiſchen Vielſeitigkeit und Leidenſchaft erſchwerten ihm zeitlebens die für große, über Zeit und Raum ragende Werke der Epik und Dramatik notwendige Ruhe, Sammlung und Folgerichtigkeit. So geiſtſprühend, urkräftig und deutſch auch ſeine großen Romane ſind, vielleicht mit Ausnahme des erwähnten fränkiſchen Heimatromanes, fehlt ihnen, was wir klaſſiſche Geſchloſſenheit nennen.

Man muß ſich vergegenwärtigen, in welchem literariſchen Tiefland damals, in den ſiebziger Jahren, das deutſche Schrifttum lebte und ſchaffte. Während auf wirtſchaftlichem Gebiet gewiſſenloſe Spekulanten und „Gründer" einen materiellen Bankrott aufs Spiel

Digitized by Google

setzten, war die Kultur durch die Plattheit und Verlogenheit der Epigonenliteratur bedroht. Mit wenigen Ausnahmen schienen die Romane von Gouvernanten geschrieben, in der Lyrik wurde Süßholz geraspelt, die Dramatik war kraftlos und der Natur entfremdet. Da kamen die ersten Vorstöße der Empörung gegen diesen Zustand, eine Flut neuen Lebens: Vom Westen Zola, vom Osten Dostojewskij. Ein glücklicher Zufall brachte die kraftstrotzende Persönlichkeit unseres M. G. Conrad in unmittelbaren Verkehr mit Emile Zola; der jugendfrische Journalist mußte den schöpferischen Geist des großen französischen Naturalisten bewundern, vergöttern, der sich in seinem Streben, in seiner Gier nach Wahrheit und Gerechtigkeit verzehrte. Eine Art literarischer Sozialismus verband die Kämpfer und Bahnbrecher. Dieser Sozialismus war nationalfranzösisch bei Zola, kerndeutsch bei Conrad. Wenn wir es heute noch oder heute wieder schmerzlich empfinden, daß Zola in seinen Romanen auch sittenwidrige Dinge und Leidenschaften aufgerührt hat, die eine unreife Leserschaft verwirren und verführen können, so wollen wir doch nicht vergessen, daß er durch seine gewaltige Erzählungs- und Gestaltungskunst seinem Vaterlande („La débâcle"), den ärmsten Volksgenossen, die unter der Erde schaffen („Germinal"), wie allen Stiefkindern des Glückes unvergängliche Dienste geleistet, daß er es wagte, eines Tages dem Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, sein „J'Accuse..." entgegenzuschleudern um der Gerechtigkeit willen! Das ist der „Naturalismus", den von da an M. G. Conrad auf seine Fahne schrieb. Ursprünglichkeit, Wahrheit, Wirklichkeit, aber kein Abschreiben der Natur, kein geistloser Abklatsch der Wirklichkeit:

„Ohne Heiligung durch Geist- und Seelenwunder
ist aller Naturalismus roher Plunder."

Kann man die Plattheiten und Auswüchse eines unbeseelten Naturalismus, einer unbesonnenen literarischen Mode schärfer spalten und zerschlagen als mit diesem Keil unseres deutschen „Naturalisten" M. G. Conrad? Wenn wir sehen, wie seinen lyrischen, epischen und politischen Schriften — ausgenommen vielleicht einige lockere Pariser Geschichtchen nach damals berühmten Mustern — immer hohe künstlerische und sittliche Ideale, der glühend angestrebte kulturelle Fortschritt seines Vaterlandes und der Menschheit zugrunde lagen, werden wir Conrad überhaupt nicht unter die Schablone und die Dogmen des gewöhnlichen

Digitized by Google

Naturalismus zwingen. Er war ebensowenig eingeschriebener Naturalist als „Demokrat" im landläufigen Sinne, obwohl ihn später die demokratische Deutsche Volkspartei als einen ihrer Abgeordneten in den Reichstag schickte. In der Reihe der von Georg Brandes herausgegebenen „Literatur" hat Conrad (1906) ein Bändchen seinem Verkehr mit Emile Zola gewidmet. In der Einleitung bekennt er sich offen zur Aristokratie des Geistes: „Die höhere Kultur in Europa ist des Spektakels und Getöses der Massen müde. Selbst wo die Massen das Bild der Größe und Heldenhaftigkeit gewähren, in organisierten Kämpfen um Brot und Recht wie in blutigen Schlachten und Revolutionen, sind sie im Grunde nicht besser als da, wo sie sich ducken und blöde dem harten Einerlei ihres Lebensbetriebes im grauen Alltag sich unterwerfen . . . Die Höhe der Kultur bemißt sich nach der Zahl und Stärke der Siege, die von den schöpferischen freien Geistern gegen Volk, Masse, Pöbel und deren überlieferte Meinungen gewonnen werden. Es gibt im irdischen Daseinskampfe keine wertvolleren Siege."

Es ist das unveräußerliche, souveräne Vorrecht der Aristokratie des Geistes, der Intelligenz im besten Sinne, in der Politik wie in der Kunst eigene Wege zu gehen, gehen zu müssen. Gewaltherrschaft und kleinliche Zensur haben diese Aristokratie in vielen Epochen der Menschheitsgeschichte zu unterdrücken gesucht und einem irgendwie organisierten Massenwahn geopfert, aber nie zum Segen eines Volkes. Es ist kennzeichnend, daß Conrad z. B. in seiner aus der Bismarck-Literatur hervorleuchtenden Schrift „Bismarck als Künstler" (1890) das Lebenswerk des großen Kanzlers als Werk eines freien Künstlers, seine Natur als die eines Künstlers meisterhaft dargestellt hat. Bismarck war ihm „Sinnbild des deutschen Volkes, seiner stärksten und feinsten Willens- und Gemütskräfte". Damit hat er, meines Erachtens mit Recht, das Wesen des deutschen Volkes als künstlerisch begriffen und folgerichtig gegen jede ungeistige Gewaltherrschaft, gegen eine Massenherrschaft und einen Militarismus zu herrschsüchtigen Zwecken Front gemacht. Auch wenn wir heute in unserem Glauben an den ewigen Fortschritt des Menschengeistes und der Kunst wankend geworden sind, werden wir die politischen und kulturpolitischen Leitsätze M. G. Conrads mit gewissen Einschränkungen zu den tiefsten menschlichen Erkenntnissen rechnen dürfen, die wert sind, allgemein beachtet zu werden.

Von Paris aus unternahm Conrad große Studienreisen nach Spanien, Holland und England. Es zeugt für das außerordentliche

Digitized by Google

Ansehen, das der etwa dreißigjährige Publizist in weitesten Kreisen genoß, daß er zum Präsidenten des ersten internationalen Pressekongresses in Lissabon gewählt wurde. Für seine Freunde und Berufsgenossen war ihm bis in seine letzten Tage keine Arbeit zu mühsam, kein Opfer zu groß. Bedürftigen Schriftstellern, die er für ursprünglich begabt hielt, half er immer mit Rat und Tat, oft weit über seine Mittel hinaus. Als er nach München übergesiedelt war, gründete er mit Wolfgang Kirchbach und Professor Richard Weltrich sofort den Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein, um den kläglichen gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Berufsgenossen einen geistigen und sozialen Rückhalt zu schaffen. Dieser älteste literarische Verein in München, der auch die segensreiche, nachmals leider der Inflation zum Opfer gefallene „Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller" ins Leben rief, wurde wesentlich durch seine Mitarbeit eine der bedeutendsten Organisationen des deutschen Schrifttums. Wiederholt hat er den Vorsitz geführt und mit seiner kraftvollen, zündenden Rednergabe, mit seinem unbändigen Temperament und seiner großen Liebe und Güte sogar widerstrebende Elemente der gemeinsamen Sache und dem Fortschritt gewonnen. Auch wenn man nicht immer seine Meinung teilte, war es eine herzliche Freude, seine humorvollen Donnerreden zu hören. Wenn sich die Aussprache mit den heftigsten, oft übertriebenen Anklagen gegen die bösen Redakteure und Verleger wandte, beschwichtigte er lächelnd: „Man muß es nicht als persönliche Kränkung nehmen, wenn man Manuskripte zurückerhält oder wenn sie in Redaktionen auf Nimmerwiedersehen verschwinden — der Papierkorb will auch was haben!" Als ich nach dem Kriege, beruflich überlastet, den Vorsitz im Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein niederlegen mußte, erklärte er sich trotz seines hohen Alters bereit, das nicht immer leicht zu führende Ehrenamt nochmals zu übernehmen. Er hatte es bis zum Jahre 1922 inne, indem er zum Ehrenpräsidenten ernannt wurde, fünf Jahre vor seinem Hinscheiden. Im Jahre 1911 war er mit mir zum letzten großen, internationalen Pressekongreß nach Rom entsandt worden. Da war er in seinem Element. Wenn der deutsche Riese, der glänzend französisch und italienisch vorzutragen verstand, das Podium betrat, in dem prächtigen Haus der italienischen Presse an der Piazza Colonna (nahe dem nachmals so berühmt gewordenen Palazzo Chigi), lauschte und bewunderte die internationale Pressegesellschaft

Digitized by Google

und beneidete Deutschland um diesen führenden Geist. — Es war das letztemal, daß er Rom sah, das seinem Geist und Herzen nahestand, nicht wie ein gelehrtes Buch, sondern wie eine geistige Ahnenreihe von Ewigkeit zu Ewigkeit, ihm, dem treuen Sohn des deutschen Bauerngeschlechtes von Gnodstadt.

Im Jahre 1882 war Conrad also nach München gezogen. Die literarischen Verhältnisse, die er antraf, habe ich schon angedeutet. Heiliger Arbeitseifer und Zorn ergriff den vielgewanderten, in der Vollkraft seines Dichter- und Denkertums stehenden Mann. Als Kampforgan gründet er 1885 die 17 Jahre von ihm geleitete Zeitschrift „Die Gesellschaft". Sein Programm: „Unsere ‚Gesellschaft' bezweckt die Emanzipation der periodischen geistigen Literatur und Kritik von der Tyrannei der höheren Töchter und der alten Weiber beiderlei Geschlechts." Diese Sturm- und Drangzeit nennt er später treffend den „Bauernkrieg der deutschen Dichtung". Er entdeckt, sammelt, fördert, weit erfolgreicher und nachhaltiger als die Brüder Hart mit ihren „Kritischen Waffengängen" in Berlin, die jungen „modernen" Schriftsteller und einige ältere, die dem neuen realistischen Kunstideal vertrauten und durch ihre Begabung hervorragten, unter ihnen Gerhard Hauptmann, Liliencron, Henckell, Ernst v. Wolzogen, Max Kretzer, Arno Holz, Johannes Schlaf, Wolfgang Kirchbach, Karl Bleibtreu und Otto Julius Bierbaum. Er kämpft mit den schärfsten Waffen für Zola, Ibsen und Tolstoi, Nietzsche; in der Kunst für Richard Wagner und Hugo Wolf, für Böcklin. Seine ungestüme Leidenschaft, die sich in einer wohl einzig dastehenden Fülle von blitzenden Gedanken und Einfällen, von nie versagendem, oft beißendem und niederreißendem Witz in Wort und aus dem Vollen quellender Schrift austobte, verirrte sich mitunter in kühne Bilderstürmerei — selbst die schönen Bilder des berühmtesten Antipoden der Bewegung, Paul Heyses, wurden „auf den Mist geworfen" —, doch hat kaum je eine literarische deutsche Zeitschrift so fruchtbar und anregend gewirkt, ist so reich an Aufsätzen von bleibendem Wert und hohem Geist gewesen als Conrads „Gesellschaft", Dr. Georg Hirths „Jugend" und Albert Langens „Simplizissimus", die später in München zum Teil Conrads Spuren folgten und ohne die Vorarbeit Conrads nicht möglich gewesen wären, haben „Die Gesellschaft", was den literarischen Wert des Textes anlangt, keineswegs erreicht. Es ist die, wie es scheint, unvermeidliche Tragik jeder Revolution, der literarischen, künstlerischen und politischen, daß sie nur mit rücksichtsloser Bilderstürmerei ihren

Digitized by Google

Zweck und ihre Aufgabe erfüllen zu können glauben und in der Regel nur ein Verdienst gelten lassen — das eigene. In diesem Betracht teilen wir nicht mehr den felsenfesten Glauben M. G. Conrads an die fortschreitende Macht des freien Menschengeistes und der schönen Gesittung, dürfen aber feststellen, daß die Stürme der literarischen Revolution der achtziger Jahre verhältnismäßig verschwindend geringen Schaden anrichteten, vielmehr der deutschen Dichtung und Kunst einen neuen, reichen Lebensinhalt gaben, an dem wir heute noch zehren.

Den trotz seiner Kampffreudigkeit nie herzlosen, noch weniger bewußt parteiischen und ungerechten Kritiker M. G. Conrad lernte ich schon in jungen Jahren, als Gymnasiast, kennen und schätzen. Auf dem ständigen Sperrsitz meines Vaters, der mit der Münchener Künstlerwelt enge Fühlung hatte, saß ich jede Woche im Parkett des Hof- und Nationaltheaters zufällig zwischen den literarischen und kritischen Größen, wie Paul Heyse, Baron Mensi, Dr. Max Bernstein und M. G. Conrad. Neben dem ehrfürchtig geachteten Paul Heyse machte Dr. Conrad nicht nur ob seiner, ein literarisches Jünglingsherz entflammenden, urkräftigen Aussprüche, sondern schon durch seine germanische Hünenerscheinung auf mich den größten Eindruck. So, dachte ist, muß ein Mann aussehen, der uns Germanen führt. In der Tat war ja auch Bismarck „so einer". — Ein Mann, eines Hauptes größer als die Mannen war Conrad, ein Mann in seiner deutschen Vollkraft mit dichtem blonden Haar, blauen Augen, Spitzbart und gewaltigen Händen, die weich waren, aber die Hand des anderen umspannten, wenn er sie freundschaftlich schüttelte. Die übermäßig breite Brust verhüllte der stets bis zum Hals geschlossene doppelreihige Jägerrock. Seine Stimme klang voll und immer sicher, bedeutend, ohne sich etwa zum Pathos Ernst v. Possarts zu versteigen, doch nie haftend. Schon die kernhafte Art zu sprechen wirkte bei seinen Vorträgen und Reden unmittelbar überzeugend.

Im Münchener Hoftheater lernte ich auch, zunächst von der Bühne her, die Hofschauspielerin und Schriftstellerin Marie Ramlo kennen, die Dr. M. G. Conrad im Jahre 1887 heiratete. Vor vier Jahren hatte sie ihre Ehe mit dem Schriftsteller Ludwig Schneegans gelöst, einem stillen, gelehrten Männchen, mit dem diese Frau unmöglich auf die Dauer harmonieren konnte. Sie wurde aber die treueste Lebensgefährtin und Mitarbeiterin unseres Dichters Conrad, mit dem sie unter dem Decknamen L. Willfried mehrere dra-

Digitized by Google

matische Werke verfaßte, denen freilich kein dauernder Erfolg beschieden war. Marie Conrad-Ramlo war eines der größten Talente der deutschen Schauspielkunst; Ibsens „Nora" spielte sie zu des Dichters höchster Zufriedenheit hier überhaupt zum erstenmal, unvergeßlich allen alten Münchener Theaterfreunden. Sie ist 1921 ihrem Gatten im Tode vorangegangen und ruht jetzt neben seiner Asche im Ehrengrab zu Gnodstadt.

Gegen Frauen war der in kulturellen Dingen oft so wild scheinende Conrad der liebenswürdigste Kavalier; Zärtlichkeit war seine zweite Natur. Nach dem Tode seiner getreuen Lebensgefährtin versorgte seine und seiner Frau alte, verehrungswürdige Freundin, Gräfin Helene v. Schweinitz, das Hauswesen des hart getroffenen Witwers, pflegte ihn im Leid und verschönte seine letzten Tage.

Conrad gehörte nicht zu den damals zahlreichen deutschen Denkern und Dichtern, denen die Politik „wurst" oder gar ein Greuel war. 1896 ließ er sich sogar durch eine Ersatzwahl in das parteipolitische Getriebe locken. Er vertrat von 1896 bis 1898 im Reichstag den Wahlkreis Ansbach-Schwabach für die Demokratische Volkspartei. Mit Ausnahme einiger Kulturreden konnte er sich als Politiker nicht durchsetzen; den Grund habe ich schon angedeutet: Parteipolitik, ideale Vaterlandsliebe, Kultur- und Menschheitsziele sind gewöhnlich unvereinbar. Ich erinnere mich, als Student von ihm eine Donnerrede gegen eine Flottenvorlage gehört zu haben. Damals war ich nicht seiner Meinung, aber heute hat unsere nationalsozialistische Reichsregierung sich zu der vor vierzig Jahren von Conrad vertretenen, richtigen Anschauung bekannt, daß ein Flottenwettbewerb mit England nicht dient zum Besten Deutschlands, des Binnenlandes in Europas Mitte. In den politischen Schriften und Aufsätzen Conrads finden sich wie in den literarischen und künstlerischen wichtigste und nützlichste Erkenntnisse und Mahnungen, oft von prophetischer Treffsicherheit. In seinem Geleitwort zu einer Schrift „Nationale Erziehung" von Prof. F. W. Frhr. v. Bissing (München 1916) steht z. B. der Absatz:

„Uraltes Wesen taucht geisterhaft mahnend und gebietend aus der Vergangenheit und wird unmittelbare Gegenwart: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! — Aber mit Reden und Theorien allein wird der nationale Mensch so wenig auf feste Beine gestellt, wie sein Staat durch das freie Spiel der Kräfte stich- und hiebfest gemacht und gegen Wind und Wetter gesichert wird. Alles, was

Digitized by Google

von Lagarde bis auf Chamberlain in gedankenreichen, kulturpolitisch außerordentlich bedeutungsvollen Friedens- und Kriegsaufsätzen dem deutschen Haus- und Staatsmenschen an Belehrung in Zorn und Güte angeboten worden ist, hat schließlich praktisch doch nur den Wert eines Beichtspiegels, darin der nationale Sünder sich in all seinen Blößen und Verfehlungen zu erkennen und Besserung zu geloben vermag. Greift nicht die Hand eines starken Zuchtmeisters ein in Stunden furchtbarer Not, geht die Wirkung nie höher als bei all den bekannten, verehrten und nach ihrem Tode heilig gesprochenen Predigern in der Wüste. Nationale Festigkeit, Folgerichtigkeit und Würde im innen- und außenpolitischen Handeln, unerschrockene staatsbürgerliche Weltfreudigkeit und Unternehmungslust werden durch keine Theorie, durch keine Dogmatik gewonnen."

Überhaupt, wer M. G. Conrads früheste, spätere und letzte Schriften liest, wird oft mit verblüffendem Gleichlaut nationalsozialistische Gedankengänge dargelegt finden, daneben sehr vieles, was zweifellos wert wäre, in das nationalsozialistische Gedankengut und seine Auswirkung aufgenommen zu werden, schließlich auch gar manches, was nur aus Zeitverhältnissen, augenblicklichen Eingebungen und leidenschaftlichen Übertreibungen der Polemik verstanden werden kann, Hiebe und Seitenhiebe des Furor Teutonicus und des individualistischen Freiheitsdranges. Wie unserem altbayerischen Klassiker Ludwig Thoma, so blieb auch dem evangelischen Franken M. G. Conrad die hämische Bemerkung unentwegter, gedankenloser Kritiker nicht ganz erspart, er sei durch den Krieg und die Nachkriegszeit eines Besseren belehrt in sich gegangen, ja er sei in seinem hohen Alter gar Pietist geworden. Gewiß, man hat ihn während der letzten Jahre seines langen Lebens öfter in der Kirche gesehen, in der protestantischen wie der katholischen, und sehr vieles, was er dreißig oder vierzig Jahre alt sprach und schrieb, hat und hätte er als Siebzig- und Achtzigjähriger nicht mehr gewagt und gesagt. „Ich würde mich schämen", bemerkte er einmal, „heute noch die gleichen Bücher im Ranzen zu tragen, wie vor fünfzig und mehr Jahren"! Falsch und ungerecht aber ist es, Männern wie Conrad eine Neigung zu unterstellen, sich dem, was ihnen nützlich sein konnte, anzubequemen. Sich dem aufrichtig anzuschließen, was der Volksgemeinschaft, der Nation in völlig veränderten Zeitverhältnissen nützlich ist, beweist geradezu eine lautere, männliche Gesinnung. Von Altersschwäche konnte bei Conrad kaum in körperlicher und schon gar nicht in geistiger, sittlicher Beziehung die Rede sein. Sein Deutsch-

Digitized by Google

tum und sein Christentum stand in seiner Jugend so fest wie in seinem Alter. Daß er, der Protestant, seinen engeren Landsmann, den Münchener Kardinal Michael Faulhaber als hervorragenden, mächtigen Kanzelredner besonders verehrte und seine Predigten gerne besuchte, zeugt für die Vorurteilslosigkeit und Ehrlichkeit des deutschen Christen Michael Georg Conrad.

Es ist nicht der Zweck dieses Lebensbildes, eine eingehende und lückenlose Bibliographie der Werke und Schriften unseres Kämpfers, Denkers, Dichters und Künstlers zu bieten. Hätte er, wie es bei Tondichtern üblich ist, seine Opera numeriert, wäre er wohl auf eine Zahl über sechzig gekommen; sie füllen einen stattlichen Bücherkasten. Ich will versuchen, das Bedeutendste herauszugreifen:

Was der Zeitungsmann und Zeitschriftsteller Conrad geleistet hat, stelle ich obenan. Er war vom Jahre 1870 an bis kurz vor seinem Tode im Jahre 1927 einer der glänzendsten, begabtesten Tagesschriftsteller deutscher Zunge. Selbst dann, wenn er Gegenstände behandelte, die dem Leser ferner lagen, packte er durch geistvollen Inhalt und ehernen, blitzenden Ausdruck. Neben zahllosen Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften sind gegen dreißig politisch-gesellschaftliche Schriften von ihm erschienen. Ich nenne: „Erziehung des Volkes zur Freiheit; „Spanisches und Römisches"; „Die religiöse Krise"; „Pumpanella"; „Deutsche Weckrufe"; „Wallfahrten"; „Der Übermensch in der Politik"; „Wirtschaftliche Kämpfe und höhere Kultur"; „Zur Wiedergeburt der Kulturmenschheit"; „Münchener Flugschriften"; „Rettende Politik" (1919); „Wir und sie, die Deutschen und die Franzosen" (1925). Besonders die „Deutschen Weckrufe" (1890) sind heute noch beachtenswert. Conrad geht von dem bitteren, leider durch die Geschichte gerechtfertigten Worte des scharfsichtigen Tacitus aus, der vor 2000 Jahren von den Germanen sagen durfte: „sie beeiferten sich, in Knechtschaft zu stürzen" (ruere in servitium). „Nach innen": — zürnt Conrad — „Servilismus; Byzantinismus. Ein großer Teil dieser knechtischen Gesinnung ist völlig freiwillig, sie scheint als Vererbung im Blut zu liegen. Namentlich bei dem zu Geld und geschäftlicher Machtstellung gelangten Bürgertum . . . Nach außen: Blinde Verehrung alles Fremden . . ." An einer anderen Stelle: „Den Deutschen die Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit aus Kopf, Herz und Gliedern zu treiben und sie insgesamt vom Ersten bis zum Letzten, vom Höchsten bis zum Geringsten in allen Stücken, namentlich aber in geistigen Dingen, zu charaktervollen,

Digitized by Google

stolzen, freudigen Vertretern und kühnen Zeugen unseres ursprünglichen, lauteren deutschen Volkstums zu machen; Gott und den Menschen und allen Realisten ein Wohlgefallen: Dazu bedarf es wohl noch der Arbeit und des Kampfes von Menschenaltern . . ." In der Zeitschrift „Die Gesellschaft" (1893, 5. Heft) sagt er: „Ein Volk, ein wirkliches Volk, das kommt erst zustande durch seinen Willen zur Macht, durch den gewaltigen Zug seiner Lebensenergie ins Große, durch Zusammengehen einer möglichst großen Zahl von Persönlichkeiten, die für sich selbst etwas bedeuten, die heldenhaft sich auf sich selbst stellen, die nicht bloß Befehle annehmen, sondern Befehle geben, die einen richtig gewachsenen, stolzen, unbeugsamen Charakter haben, nicht einen solchen, der äußerlich aufgepappt ist durch Titel, Stellung, Auszeichnung, gnädige und huldvolle Ernennung. Ein Volk, dessen Geist sich ausprägt in einer Fülle rein eigenartiger Schöpfungen, ein Volk, dessen Herz und Phantasie in seiner Kunst und Dichtung sich täglich stärker und frischer offenbart, ein Volk, das auf seine völkischen Geistestaten hält und sie tonangebend macht in der Welt . . ." Im „Deutschen Literaturblatt" vom 1. April 1911, das Conrad im Verlag Memminger, Würzburg, bis 1913 herausgab, spricht er von dem „vollständigen Mangel an nationaler Erziehung", der sich selbst bei der Beurteilung eines Bismarck im deutschen Volk zeigte: „. . . Unabhängig von den Schablonen der Partei muß die gesunde Kritik sein. Sie muß eine weltgeschichtliche Größe in ihrer Gesamtheit und in der Summe ihrer Wirkung zu nehmen wissen und das Bewundernswürdige auch da anerkennen und preisen, wo das Parteiinteresse mit seinen vergänglichen Alltagsansprüchen zu kurz gekommen. Höher als jedes Parteiwesen steht die menschliche Wahrhaftigkeit, wichtiger als jedes Parteilob ist der Ruhm des Vaterlandes."

Auf künstlerischem Gebiet haben seine Schriften „Rossini und Wagner", „Die Musik in Italien" und „Wagners Kunst und Geist in Bayreuth" bleibenden Wert. Conrad war in München auch Vorsitzender des Richard-Wagner-Vereins gewesen. In Wagners Werken sah er die lebendige Verkörperung der von ihm zeitlebens ersehnten großen deutschen Kunst.

Nachdem Conrad in zwei Bänden „Französische Charakterköpfe" geschildert hatte, erschienen 1882 seine ersten erzählenden Werke: Skizzen und Novellen in den Sammelbänden „Madame Lutetia", „Parisiana" und „Lutetias Töchter". Unter dem Einfluß der Art

Digitized by Google

und der Schilderungen seines Freundes Zola stehend, hat Conrad in diesen Novellenbüchern seine Pariser Eindrücke und Erlebnisse unterhaltsam, manchmal blendend, aber in literarischer Hinsicht nicht immer wertvoll wiedergegeben. In München plante er, Zolas berühmtem Romanzyklus Rougon-Macquart eine Reihe Münchener Romane an die Seite zu stellen. Es erschienen: 1885 „Was die Isar rauscht", 1889 „Die klugen Jungfrauen" und „Die Beichte des Narren" — keine Romane im akademischen Sinne, aber farbenfrohe, stets fesselnde Schilderungen des münchnerischen und bajuwarischen Bodens mit seinen eigenartigen Menschen und ihrem widerspruchsvollen Getriebe zwischen Kultur und Roheit, Edel-Menschlichem und Gemeinem, für das Conrad wie Zola keine Schminke kennt. Mit Ausnahme der feinen Kunst der Schilderung der Umwelt macht sich der deutsche Erzähler durchaus frei von dem Einfluß des Französischen, ringt sich empor zu naturhafter Frische seines urdeutschen Wesens — auf dem Hintergrunde der kulturellen Tragikomödie, die er erleben muß. „In purpurner Finsternis" (1895) ist eine phantastisch-satirische Roman-Improvisation „aus dem 30. Jahrundert". Vorher erschienen seine „Evangelischen Erzählungen" (Bergfeuer), Stimmungsbilder voll schlichter Innigkeit und frommem, dichterischem Empfinden; bald darauf sein kostbarer Band lyrischer Gedichte „Salve regina", dem 1916 ein zweiter „Am hohen Mittag" folgte. Nach Form und Inhalt sind diese Verse einfach und klar, Blüten eines treuen, tiefen deutschen Gemütes, der Liebe zur Heimat, zu allem Schönen und Hohen. — In dem tragischen Künstlerroman „Majestät" (1902) hat Conrad versucht, auf Grund eindringlicher Forschung die Gestalt des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern darzustellen und von innen heraus zu verklären — zu erklären wäre wohl zu wenig gesagt. Das darf ich wohl behaupten, weil ich, von meinem Vater, dem Architekten der Gärten Ludwigs II., aus erster Quelle unterrichtet, bei allem Streben Conrads nach Wahrheit den romantischen Schimmer zu würdigen weiß, den der begeisterte, von der Tragödie des Künstler-Königs ergriffene Dichter meisterhaft über Allzu-Menschliches eines grausam gestörten Seelenlebens gebreitet hat.

Zur Höhe unserer besten Heimatdichter, zur Höhe eines Rosegger oder Ludwig Thoma erhebt Conrad seine Erzählerkunst in seinem fränkischen Heimatroman „Der Herrgott am Grenzstein", den er im Frühjahr 1904 in der Turmstube der alten Pipinsburg Schwanberg im Steigerwald schrieb, „im Angesicht der lieblichen mainfränkischen Landschaft mit ihren gesegneten Fluren,

Digitized by Google

Weinbergen, Wiesen und Feldern, die den Schauplatz dieses Dorfromans bilden. Kein einzelner ist der Held der Geschichte. Die ganze Gemeinde spielt mit: Die fränkische Heimatseele wird lebendig und gibt dem Leser ein Stück ihres Lebens zum besten." Diese Sätze aus einer Vorbemerkung der Süddeutschen Buchgemeinschaft, die den Roman in ihre erste Jahresreihe aufgenommen hat, muß ich unterschreiben. Da ist wirklich ein echtes Stück fränkisches Leben, beleuchtet von überlegenem Geist und Witz, vergoldet von innigster Heimatliebe. Es ehrt Gnodstadt (im Roman „Bullendorf"), daß es dem Dichter manche gutgemeinte Ironie nicht nachtrug, sondern ihm bis zum Tode Treue und Dankbarkeit bezeugte. Der Kampf zwischen fortschrittlichen Bestrebungen und althergebrachten Gewohnheiten und Gesinnungen in bäuerlicher Umwelt, und in diesen Verhältnissen die Selbsterziehung eines ehrlichen Schwärmers (des Lehrers Reinhardt, des Spiegelbildes Micheljörg Conrads) ist so kunstvoll, anregend und liebenswürdig dargestellt, daß ich diesen Roman, wie gesagt, für das beste Buch Conrads halte, das verdient, überall und immer wieder in deutschen Landen gelesen zu werden.

Nach dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurde es still um Conrad. Die Sturmzeit, die er in seinem Büchlein „Von Zola bis Hauptmann" frisch und frei kennzeichnet, war vorüber; Berlin, wohin zu gehen er sich nicht entschließen konnte, herrschte in der Literatur. Die Kenner und Freunde feierten den immer rüstigen, jungen Alten zum 70., 75., 80. Geburtstag, aber obgleich er unermüdlich und tapfer weiterarbeitete und das Beste seiner reichen Erfahrung, seines kernhaften Feuergeistes, seiner deutschen Weisheit anbot, dem Dichter und Kämpfer M. G. Conrad blieb das Los vergessener Meister in Deutschland nicht erspart.

Wohl schon länger heimlich leidend, starb Michael Georg Conrad am 20. Dezember 1927 nach dreimonatiger Krankheit an einer Herzlähmung. Schon 1912 hatte die treue Heimatgemeinde Gnodstadt an seinem Geburtshause eine Gedenktafel anbringen lassen, 1916 verlieh sie ihm das Ehrenbürgerrecht; in einem Ehrengrab wurde dort seine Asche am 8. Januar 1928 feierlich beigesetzt neben Frau und Bruder. Sein Sohn Erwin S. Conrad lebt in München als Schriftsteller. Michael Georg Conrads literarischer Nachlaß wurde vom Münchener Stadtrat für die Ratsbibliothek erworben. Er enthielt über 10 000 Blätter Handschriften veröffentlichter und unveröffentlichter Dichtungen, über 20 000 Briefe, zum Teil von großer

Digitized by Google

zeitgeschichtlicher und literarischer Bedeutung, ferner eine Büchersammlung von fast 3600 Bänden.

*

Zusammenfassend kann man sagen: Unser deutscher Kämpfer und Dichter aus Franken hat das Leben stets über die Kunst gestellt, und die Kunst schätzte er nur, wenn sie Leben war. Offenheit und Ehrlichkeit ging ihm über alles. Er wollte kein „Heiliger" sein, aber ein echter, wahrer Mensch. Einer der redlichsten deutschen Kritiker, der verstorbene Dichter Hans v. Gumppenberg, hat in der köstlichen Sammlung dichterischer Parodien „Das Teutsche Dichterroß", die Schattenseite der Geradheit Conrads, der zur ersten Ausgabe des „Dichterrosses" selbst das Vorwort schrieb, satirisch getroffen:

Erst zum Schinder
Die mit dem Zylinder!
Dann totgedroschen
Die mit den Galoschen!
Was muckerbeflissen
Ins Müllfaß geschmissen!
Zerbläut elendig,
Was nicht wurzelständig!
Die Dämmerungsgeister
Ertränkt in Kleister,
Die in Wolken schwärmen,
Gehenkt an den eigenen Blähungsdärmen!
Wer noch übrig ist dann,
Der ist mein Mann:
Forsch und wacker
Bestell er den Acker
Und such sich ein redliches Frankenbett!
Dann hat er das Glück komplett.

Die Sonnenseite, das große Verdienst Conrads um die deutsche Literatur, würdigte Detlev v. Liliencron mit diesen Versen:

Seit wieviel Jahren streitest Du,
seit wieviel Jahren reitest Du
hinein in Schlacht und Strauß?
Und immer gleich ist Deine Glut
und immer gleich Dein hoher Mut,
dem Fähnlein weit voraus.

Digitized by Google

Das blanke Schwert in Deiner Faust
hat manchen Feindesschopf zerzaust
im langen, langen Krieg.
So reitest Du, so streitest Du,
die kleine Schar geleitest Du
allendlich doch zum Sieg!

Zum 75. Geburtstage widmete auch ich meinem Freunde Conrad einige Glückwunschverse, die mit dem Ruf schlossen: „. . . bleib' der Du bist — Michael Georg Conrad!" — Das ist auch nach seinem Tode unser herzlichster Wunsch: möge uns Deutschen Bild und Werk dieses ganzen Mannes bleiben! Möge bleiben, was er für deutsche Geistes-, Herzens- und Charakterbildung Großes geschaffen!

Als wir einmal vom Schwabinger Friedhof heimgingen, wo ich am Grabe eines gemeinsamen Freundes gesprochen hatte, sagte Conrad zu mir: „An meinem Sarg darfst du keine Rede halten, obwohl ich weiß, daß du mir's ordentlich besorgen und nur sagen würdest, was wirklich wahr ist! Wenn ein Mensch gestorben ist, soll man seine Asche dahin tragen, wo er geboren, und soll ein Kreuz darüber machen. Basta!" Friedrich Möhl (München).

5. Krafft Graf von Crailsheim,

bayerischer Staatsminister,
1841—1926.

Die Familie der Freiherrn von Crailsheim gehört dem besten fränkischen Uradel an, wie schon ihr schönes, schlichtes Wappen beweist. Die ersten Erwähnungen in Dokumenten gehen bis in die frühen Jahrhunderte zurück. Aber richtig urkundlich zu verfolgen ist das Geschlecht erst ab 1221. Die Herrn von Crailsheim waren Ritter — vielleicht auch Raubritter —, Kriegsherrn, Kreuzritter, Äbte, Gutsherrn, Beamte der Markgrafen, mit denen sie aber auch oft in bitterer Fehde lagen, wobei es meist um Besitz und Jagdrecht ging, insbesondere um die berühmte Reiherhalde der Morsteiner. Später waren sie vielfach Offiziere, Forstleute, sowie Beamte der Staaten und des Reichs.

Die Hervorragendsten unter unseren Ahnen waren ein Bernulf, der sich, nachdem die Familie zum Protestantismus übergetreten war, Gustav Adolf anschloß, mit ihm kämpfte, und als sein Hofmarschall

Digitized by Google

seine Leiche nach Schweden brachte. Stolz und dankbar gedenkt das Geschlecht des klugen, mächtigen Ahnherrn Krafft, der im 17. Jahrhundert weitschauend die Güter zu einer Stiftung zusammenfaßte, mit hohen Summen aus eigener Tasche finanzierte und so der Gründer der beiden segensreichen Güter- und Fideikommißstiftungen wurde. Wenig später hat ein Hannibal viel für die Erweiterung des Familiengrundbesitzes getan, sich dabei aber auch in große Schulden gestürzt. — Der Weltkrieg forderte von der Familie fünf Todesopfer, vom jüngsten Leutnant bis zum General.

In unserer Zeit ist wohl Krafft Graf von Crailsheim der alle weit überragende Sohn unseres Geschlechts.

Die Zeit ist flüchtig, rasch verwischt sind die Spuren der Menschen. Mein Vater hat vor neun Jahren die Augen geschlossen, ist seit noch nicht 17 Jahren aus der Öffentlichkeit ausgeschieden. Und schon ist es schwer, jemand zu finden, der unter oder mit ihm gearbeitet, der ihn aber zugleich auch rein menschlich ganz genau gekannt hat. So kam denn an mich, die Tochter, die durch ein langes, reiches Leben an seiner Seite gestanden, die ehrenvolle Aufforderung, einen kurzen Abriß über ihn zu bringen, als Staatsmann und vor allem aber als Menschen.

In der lieben Markgrafenstadt Ansbach erblickte mein Vater am 15. März 1841 das Licht der Welt als drittes Kind und einziger Sohn seiner Eltern. Sein Vater, Richard, ein sehr begabter, dichterisch hochveranlagter Mann, starb schon mit 38 Jahren als Oberleutnant, wie sein Söhnchen noch nicht zwei Jahre alt war. Die Mutter, Sabine, geb. von Zumpf, gleich ihrem Manne rein fränkischen Blutes, war eine sehr kluge, aber eher kühle und harte Natur, die ihre Kinder äußerst streng erzog. Obwohl mein Vater immer vorzüglich lernte und ein braver Knabe war, war seine Kindheit, so glaube ich, nicht immer sonnig. Ich weiß wenig aus dieser Zeit, nur, daß er in Schule und Gymnasium viele liebe Kameraden hatte, darunter in den Ferien auch meist seinen Freund Ludwig Welser, und daß für ihn stets der Höhepunkt des Jahres die Ferienwochen waren, die er bei seinem heißgeliebten Großvater bis zu dessen Tode 1852 in dem reizenden Schlößchen von Burgbernheim verbringen durfte, einem Besitz, den zu seinem großen Schmerz seine Mutter der Familie nicht erhalten hat. Es wurde mir oft erzählt, daß er auf die Frage, was er einmal werden wolle, als kleiner Kerl stets erwiderte: Postillion oder Minister; niemand wußte, wie er auf den letzteren Beruf kam. In gewissem Sinne wurden ihm beide Wünsche

Digitized by Google

erfüllt: Minister war er durch 23 Jahre, und als Chef der Verkehrsanstalten gewissermaßen oberster Postillion, auch wenn er nicht mit Zylinder und Federbusch, Horn, weißen Hosen und hohen Stiefeln auf dem Bock saß, wie es wohl sein Traum gewesen war.

Er kam auf das Gymnasium in Ansbach unter dem von ihm hochverehrten Rektor Elsperger und war auf und auf der erste seiner Klasse. Durch das Überspringen einer Klasse konnte er schon mit 17 Jahren sein Examen ablegen. Zufällig wurde gerade 1858, im Jahre seines glänzenden Absolutoriums, der dicke, runde Turm des Gymnasiums, eines alten, burgartigen Gebäudes, restauriert. Ein großer Turmknopf krönt ihn. In diesen wurde ein Dokument eingelegt, in dem u. a. die Namen der drei besten Absolventen des Jahres aufgeführt waren: Mein Vater, sein Freund Ebermayer, der später als Generaldirektor der Eisenbahnen sein treuer, äußerst wertvoller Mitarbeiter war, und ein dritter, Hornung, der evangelischer Pfarrer wurde. Vor Jahren fand sich gelegentlich von Erneuerungsarbeiten am Turme die Kapsel vor und wurde unter Hinzufügung der drei besten Schüler des laufenden Jahres wieder in den Turmknopf eingelegt. Welch tiefen Eindruck übrigens gerade dieses Examen selbst auf solch sichere Schüler macht, erhellt daraus, daß es immer wieder Vaters Träume beschäftigte. Dabei war das Schlimmste, daß er sich meist im Traume wohl bewußt war, Minister des Kgl. Hauses zu sein und doch als solcher zu seiner Schande stets in der komplizierten Geschichte der Wittelsbacher versagte.

Vater entschloß sich zum juristischen Studium und ließ sich an der Universität Erlangen immatrikulieren. Dort trat er sofort in das Korps „Onoldia" ein. Er war und blieb ein begeisterter Anhänger und Verfechter der „Ansbacher", wie der Korps überhaupt, denen er eine große Anzahl seiner besten Freunde verdankte. Später besuchte er in München, wenn irgend möglich, die Philisterabende der Onolden, die lange Zeit in dem durch König Ludwig I. historisch berühmten, primitiven „grünen Baum" an der Isar stattfanden, in einem Raume mit dem hochtönenden Namen „Apollosaal", an dessen Decke sich besonders große Herrn den Kopf anstießen. Mein Vater versäumte auch kein Jubiläum, weder seines Gymnasiums, noch der Universität oder des Korps. Die Universität Erlangen ernannte ihn später zum Doctor juris honoris causa, worüber er sich sehr freute. Die Onoldia aber hielt nach seinem Rücktritt eine solenne Ehrenkneipe ab, und die Aktiven sowie die Philister fehlten weder an seinem 70. und 80. Geburtstage, noch bei seiner Beisetzung in Ansbach.

Digitized by Google

Sein Korpsbruder Regelsberger, später Professor und Rektor der Universität Göttingen, war damals in Erlangen Privatdozent. Mein Vater schloß sich sehr an ihn an, der ihm ein vorzüglicher Lehrmeister wurde. Nach zwei Jahren ging mein Vater nach Leipzig, dann zurück nach Erlangen. Als aber Regelsberger als Professor nach Zürich berufen wurde, beschloß er, ihm dahin zu folgen, um dort in Abgeschiedenheit während seines letzten Semesters besonders intensiv zu studieren und sein Examen vorzubereiten. Oft wurde mir erzählt, wie seine Kommilitonen ihn bewunderten, als er, ein starker Raucher, von einem Tag zum andern das Rauchen vollständig aufgab, um seine Nerven für das Examen frisch zu halten. Er nahm es dann erst nach vielen Jahren in bescheidenstem Maße wieder auf, als er im Finanzausschuß des Landtags stets so fürchterlich angeraucht wurde, daß er sich nur durch mäßiges Mittun retten konnte.

Die Zurückgezogenheit in Zürich und das erwähnte Opfer taten denn auch das ihre: Im Sommer 1862 machte mein Vater in Erlangen sein Examen mit Auszeichnung und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er drei Jahre praktizierte. Meine Eltern haben mir oft von den damals so besonders netten, gesellschaftlichen Verhältnissen in Ansbach unter Präsident Feder u. a. erzählt. Hier lernte er dann auch ein reizendes, junges Mädchen kennen, meine Mutter. Luise Freiin von Lindenfels war gleich ihm dem fränkischen Uradel entsprossen, auch durch ihre Mutter, einer Freiin von Holzschuher, rein fränkischen Blutes. Die Herzen der zwei edlen, schönen jungen Menschen flogen sich entgegen, und so geschah es denn, daß die beiden, noch vor Vaters Staatskonkurs, im Oktober 1865 in der berühmten Schwanenritterkapelle vor den Traualtar traten, nachdem Vater zum Kammerjunker ernannt worden war. Das junge Eheglück aber hielt ihn nicht von der Arbeit ab; im Februar 1866 bestand er das Staatsexamen als erster unter 22 Praktikanten mit Note I und dem Vermerk: „Ausgezeichnete Begabung". Er kam sofort als Akzessist zur Kammer des Innern an der Regierung in Ansbach und wurde 1868 Bezirksamtsassessor in Brückenau. Meine Eltern haben oft gesagt, diese zwei Jahre dort wären die glücklichsten ihres Lebens gewesen, wenn nur nicht der Einstand in Brückenau durch einen schweren Schicksalsschlag getrübt worden wäre. Sie hatten ein Söhnchen, von dessen herzigem Wesen alle, die das Kind gekannt haben, noch lange nachher erzählten. Kaum waren wir — ich im Alter von sechs Wochen — in Brückenau eingezogen, als die damals mörderische Diphtherie das zweijährige Bübchen hinwegraffte. Meine Eltern

Digitized by Google

haben den Verlust des einzigen Sohnes und gar dieses sonnigen, lieben Kindes nie ganz überwunden.

Meines Vaters Stellung in Brückenau war ebenso angenehm wie lehrreich. Sein Chef, Herr von Weinbach, ein feiner, aber oft kränkelnder Junggeselle, schloß sich herzlich an das junge Paar an, in dessen warmer Häuslichkeit er sich wohl fühlte; er verliebte sich in mich, so bald ich auf eigenen Beinchen stehen konnte und verwöhnte mich nach Kräften. Infolge seiner schwankenden Gesundheit mußte er meinem Vater viel überlassen, insbesondere die Außenbezirke. So kam dieser u. a. häufig nach Kissingen, oft in Mutters Begleitung. Brückenau selbst bot als Badeort im Sommer viel Leben und Abwechslung; die umliegenden Güter brachten angenehmen Verkehr, und die herrlichen Wälder ringsum wurden von den Eltern nach allen Richtungen durchstreift. Mit den Brückenauern standen die Eltern ausnahmslos auf gutem Fuße, und diese wahrten Vater auch die Treue, sie ehrten ihn später durch Ernennung zum Ehrenbürger und Schaffung einer Gedenkbank an seinem täglichen Wege von der kleinen Stadt zum Bad.

So war es denn mit einem lachenden und einem weinenden Auge, daß meine Eltern im Frühsommer 1870 die Berufung meines Vaters an das Handelsministerium in München empfingen. Vater mußte sofort sein geliebtes Franken verlassen; allein der Umzug konnte erst erfolgen, als eine Wohnung gefunden war. Da plötzlich schlug gleich einer Bombe die Kriegserklärung ein, und Umzug und Reise fielen mitten in die Mobilmachung. Unsere Möbel waren, zum Glück bei trockenem Wetter, acht Tage per Achse unterwegs, da kein Zug sie annahm, und die Eisenbahnfahrt von Mutter und mir, der noch nicht Zweijährigen, währte 24 Stunden, da wir wegen der Truppentransporte überall liegen blieben. Verzweifelt rannte mein Vater Tag und Nacht fünfmal zur Bahn, sein Liebstes abzuholen; wir kamen nicht, doch auch der Telegraph war unterbunden. Halbtot und ausgehungert zogen wir endlich in München ein; es waren ja weder Milch noch Speisen in dem Trubel zu erreichen gewesen.

Die Tätigkeit meines Vaters als Regierungsassessor im Handelsministerium unter Herrn von Schlör war nur von kurzer Dauer, da Anno 1872 dieses aufgelöst und mein Vater an das Ministerium „des Königlichen Hauses und des Äußeren" berufen wurde. Dies gab den Ausschlag für sein ganzes weiteres Leben.

Sein neuer Chef, Staatsminister von Pfretzschner, schätzte ihn sehr, was für uns allerdings eine fatale Nebenwirkung hatte. Er war

Digitized by Google

Junggeselle, sein Haushalt ganz auf ihn allein eingestellt. So kam ihm denn nie ein Gedanke daran, daß eine junge Familie geregelte Stunden und freie Abende haben möchte. Er war wohlwollend, ja freundschaftlich gegen seinen jungen, tüchtigen Beamten; aber er behielt meinen Vater sehr häufig bis 9 und 10 Uhr abends bei sich; meine Eltern konnten sich einfach nie etwas für den Abend vornehmen. Dafür aber ging meines Vaters Laufbahn im Eiltempo aufwärts. Nachdem er 1874 königlicher Kämmerer geworden, ward er im gleichen Jahre zum Legationsrat, 1879 zum geheimen Legationsrat befördert, um im März 1880 auf Vorschlag seines Chefs, noch nicht 39jährig, den gewaltigen Sprung zum Minister zu machen.

Damit war die höchste Ambition, die meine Eltern als echte Franken in ihrer Jugend gehegt hatten, der Regierungspräsident in Ansbach, weit überholt. Ziemlich bekannt ist die kleine Anekdote, daß, als mein Vater bei der Firma van Hees die Staatsrats- und Ministeruniform bestellte, nach allen Besprechungen über die Goldstickereien usw. van Hees sagte: „Ja, zum Maßnehmen müßte sich nun leider Ihr Herr Vater selbst zu uns bemühen!" Mein Vater war nach dem damaligen Gange der Beamtenlaufbahn allerdings für einen Minister sehr jung, auch sah er sehr jugendlich aus; groß, schlank, elegant, blond, mit tiefblauen Augen, was ihm bei dem berühmten und gefürchteten Sigel des „Bayerischen Vaterland" den Beinamen des „Ministers des angenehmen", oder auch „des schönen Äußern", sowie die Erwähnung der „sanften Taubenaugen Seiner Exzellenz" eintrug.

Trotz seiner angestrengten Bureauarbeit hatte mein Vater sich nebenher immer weiter gebildet. So kam allsonntäglich ein Franzose zu uns, bei dem er die Lücken seiner französischen Sprache ausfüllte, da im Gymnasium die modernen Sprachen doch stark vernachlässigt waren. Dies kam ihm nun in der neuen Stellung sehr zustatten, da Französisch in der Diplomatie die übliche Umgangssprache war. Mir kam dieser Tage u. a. ein Dokument in die Hand, ein Schreiben aus der Geheimkanzlei König Ludwigs II., worin ihm 1883 der König seine hohe Befriedigung darüber aussprach, wie glänzend er die hier versammelte „Conférence du Droit international" geleitet habe. Daran knüpft sich für mich die Erinnerung an eine Reise, die mein Vater mit mir, dem Backfisch, kurz vorher in das Salzkammergut gemacht hatte; unterwegs verfaßte er seine Begrüßungsrede und ich kann noch heute die ganze Einleitung auswendig, die begann mit: „Sa Majesté le Roi, mon auguste Souverain etc."

Digitized by Google

Im März 1880 war nun mein Vater Mitglied des Ministeriums Lutz geworden. 23 lange Jahre trug er die enorme Arbeitslast, seit 1890 nach dem Rücktritt von Baron Lutz als Vorsitzender im Ministerrat. Er hat Großes und Schönes erlebt, an dem ganzen herrlichen Aufstieg von Reich und Staat mitgeholfen, aber fast übermenschlich gearbeitet und schwere Kämpfe ausgefochten. Seine Hauptziele waren: Ein gutes Einvernehmen zwischen Bayern und Reich, die Befestigung der Autorität der Krone gegenüber dem Landtag, insbesondere dem immer mächtiger werdenden Zentrum und der Sozialdemokratie, und endlich der Ausbau der Verkehrsanstalten und die Verbesserung der Lebensbedingungen von deren unterem Personal.

Während der Erkrankung von Baron Lutz hatte er zu all seiner eigenen Arbeit noch im Landtag die Vertretung des ihm ferne liegenden Kultusetats, was ein enormes Studium erforderte, dem er einen ganzen Urlaub geopfert hat.

Die Gefahr, daß seine Untergebenen im Ministerium, die fast alle älter waren als er, sich ungern unter die Führung des jüngeren Chefs stellen würden, kam nicht zum Ausdruck; er fand in ihnen beinahe ausnahmslos glänzende Mitarbeiter, mit denen ihn vielfach herzliche Freundschaft verband. Seine eigenen Erfahrungen unter Herrn von Pfretzschner wirkten sich allerdings auch in besonders großer Rücksichtnahme auf seine Herrn aus. Unter ihnen überragten alle der „seine rechte Hand genannte" und als Arbeiter wie als Mensch gleich prächtige, spätere Staatsrat von Mayer, sowie insbesondere der nachmalige Handelsminister von Meinel, von Müller u. a.

Ein großer Schmerz fiel mitten in seine Ministerzeit, der frühe Tod seiner edlen Gattin, die 1891 einem schweren Leiden erlag, nachdem meine Eltern im Oktober des Vorjahres ihrer schon damals sehr zarten Gesundheit wegen in aller Stille in Pallanza die silberne Hochzeit begangen hatten. Sie war durch Dekret des Prinzregenten kgl. Palastdame gewesen.

Drei getrennte Aufgaben waren es, die mein Vater im Ministerium zu lösen hatte: die des „Königlichen Hauses", die des „Äußern" und endlich die der Verkehrsanstalten. Die beiden ersten berührten sich häufig durch die Wechselbeziehungen zwischen Kaiser- und Königshaus und Bayern und Reich. Alle drei Sparten aber lösten enorme Arbeit und häufig schwere Kämpfe mit dem Landtag, seltener mit dem Reichsrat aus.

Als Minister des Kgl. Hauses hätte er in normalen Zeiten eine relativ ruhige Arbeit gehabt. Bei einer Reihe von Hochzeiten in

Digitized by Google

der Kgl. Familie mußte mein Vater, soferne die Braut dem Hause Wittelsbach angehörte, die Ehekontrakte beraten und abschließen, und die standesamtliche Trauung vollziehen. Bei allen Geburten in der Kgl. Familie hatte er zugegen zu sein. Prinzessin Pilar kam zur Welt, während bei uns zu Ehren des Prinzregenten ein Rout mit über 600 Gästen im Gange war, die ich ohne Hausherrn empfangen mußte. Ebenfalls war er verpflichtet, bei Todesfällen sofort zur Protokollierung in das Trauerhaus zu kommen. Ab 1886 mußte er auch alljährlich einmal nach Fürstenried zu dem unglücklichen König Otto, der aber meist nicht die geringste Notiz von seinen Besuchern nahm.

Ferner waren dem Ministerium das Haus- und Staatsarchiv, die Bergbehörden und das Reichsheroldsamt, das in Deutschland für vorbildlich galt, angegliedert. Die schwierigste Aufgabe war es, die Höhe der Zivilliste festzulegen und deren Forderungen vor die Kammern zu bringen. Durch Vaters Hand gingen alle Ordensverleihungen sowie die Gewährung der Theresienordenspräbenden; dazu galt es, manche auftauchende Uneinigkeit innerhalb der Kgl. Familie in finanziellen oder Rangfragen beizulegen, endlich — und dies greift schon in die zweite Sparte seiner Tätigkeit hinüber — Verhandlungen und die Ausgleichung von Schwierigkeiten zwischen dem Kaiser- und dem Königshaus, zwischen Bayern und Reich zu pflegen. Was dies betrifft, so hat mein Vater gleich zu Beginn seiner Ministerlaufbahn einen äußerst glücklichen Griff getan durch die Ernennung des Grafen Hugo Lerchenfeld zum bayerischen Gesandten in Berlin und somit zum Vertreter Bayerns im Bundesrat. An diesem klugen, feinen Diplomaten hatte er einen Mitarbeiter, wie er keinen besseren hätte finden können.

Damit wären normalerweise die Pflichten eines Ministers des Kgl. Hauses erschöpft. Aber meinem Vater legte sein Dienst am Königshause und der Nation eine besonders schwere Bürde auf, die in der Königskatastrophe endete, auf die ich später des längeren zurückkommen werde.

Doch sei hier gleich eingefügt, wie warm mein Vater den auch ihm sehr gnädig gesinnten Prinzregenten verehrte. Dieser war ein schlichter, für sich persönlich ganz anspruchsloser Mann, und dennoch Fürst und Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, vornehm, großherzig, gewissenhaft, gütig und vernünftigen Vorstellungen stets zugänglich. Ihm hat mein Vater auch nach seiner Entlassung treueste Anhänglichkeit bewahrt, aber auch bis zum Tode des greisen Fürsten viele

Digitized by Google

Beweise von gnädiger und liebevoller Gesinnung erhalten. Ein halbes Jahr vor seinem Tode, schon sehr schonungsbedürftig, sah er uns noch einmal bei einem reizenden, intimen Diner bei sich, das mir durch einige besonders nette, witzige Bemerkungen des Neunzigjährigen, neben dem ich saß, unvergeßlich bleibt. Wir sahen ihn erst wieder, als er, ganz kurz nach seinem Tode, noch rosig, im gemütlichen Jägerjöppchen dalag, wie schlafend, mit einem Ausdruck, als wolle er eben etwas Liebes und Fröhliches sagen.

Dem Ministerium des „Äußeren" unterstanden alle diplomatischen Vertreter Bayerns, sowohl bei den vier größten Bundesstaaten, wie in Wien, Paris, St. Petersburg, beim Vatikan und beim Quirinal, ebenso die Berufskonsuln Bayerns. Bei anderen Großstaaten hatten wir auch unsere Diplomaten, doch gemeinsam mit Preußen und dem Reich, die gleichfalls häufig zu Besprechungen nach München kamen, wie denn auch die nach Berlin entsandten Vertreter dieser Staaten gleichzeitig in Bayern beglaubigt waren. Mein Vater fand manche sehr tüchtige bayerische Diplomaten vor, hatte aber auch weniger taugliche Herrn zu beseitigen und zu ersetzen. Die jungen Herrn, die in den Außendienst treten wollten, mußten im Ministerium ihr diplomatisches Examen ablegen.

Natürlich hatte mein Vater mit allen fremden Diplomaten am hiesigen Hofe zu verhandeln, auch mit den Vertretern Preußens und der anderen Bundesstaaten. Hier setzte er seine ganze Persönlichkeit ein, um das Verhältnis zum Reich immer inniger zu gestalten, was nicht leicht war. Denn er mußte so manche bayerische Reservatrechte, die dem Prinzregenten am Herzen lagen, verteidigen, wenn das Reich die Hand danach ausstreckte; doch hat er stets vermieden, einen ernsten Riß in dem angebahnten Freundschaftsverhältnis entstehen zu lassen. Den härtesten Kampf mit dem Reich löste die Frage des Militärgerichtshofes aus, in dem Bayern Sieger blieb.

Alljährlich fand in Kissingen eine Zusammenkunft mit Bismarck mit langer Aussprache statt. Fürst Bismarck hat sich mit meinem Vater wie mit dem Grafen Lerchenfeld immer sehr gut verstanden. Diese Tage und Stunden waren stets Höhepunkte im Leben meines Vaters.

Mit den Diplomaten des Auslandes waren es mit Ausnahme der Nuntiatur, die in Berlin keinen Vertreter hatte, und vielleicht Österreichs, mehr nur gesellschaftliche Verpflichtungen, da die fremden Staaten die wichtigsten Wünsche ja eigentlich direkt in Berlin äußern mußten; aber sie benutzten doch oft und gerne Bayern als Sprachrohr und bereiteten dadurch meinem Vater manche Schwierigkeiten.

Digitized by Google

Durch die Wechselbeziehungen zwischen Bayern und dem Reich mußte mein Vater sehr häufig nach Berlin, oft zu unvergeßlichen Festen, oft aber auch in höchst unangenehmer Mission. Er durfte dort die Vermählung Kaiser Wilhelms II. wie das 25jährige Jubiläum des Tages von Versailles miterleben, war als Begleiter mit dem ehrwürdigen Regenten in Berlin, als dieser dem Kaiser seinen Gegenbesuch machte, war bei den Trauerfeiern für die beiden Kaiser Wilhelm I. und Friedrich zugegen. Er hatte in Berlin am Tische des greisen Kaisers Wilhelm gesessen und lange Gespräche mit Kaiserin Augusta gehabt, war sehr häufig im Hause Bismarcks, wie der Reihe nach bei nahezu allen politischen und höfischen Größen in Berlin. Aber sehr oft führten ihn auch recht schwierige diplomatische Aufträge dahin, wenn er scharf die Belange Bayerns verteidigen oder so manche schwerwiegende Entgleisungen hoher Herrn auf beiden Seiten ausgleichen mußte; auch die Beibehaltung der bayerischen Post und Eisenbahn war ein wichtiges Streitobjekt, insbesondere während der Ära Stephan. Er wurde auch in offizieller Mission vom König von Württemberg nach Stuttgart geladen und war nach Beseitigung langjähriger, höfischer Spannungen in Vertretung des greisen Regenten mehrere Tage Gast des edlen Großherzogenpaars in Karlsruhe.

Damit komme ich zu der dritten seiner Aufgaben, die weitaus die größte Arbeit mit sich brachte: die Verkehrsanstalten, die nach Vaters Rücktritt sofort in ein besonderes Ministerium zusammengefaßt werden mußten. Allein fast zwei Drittel aller Sitzungen im Finanzausschuß und im Plenum der Abgeordnetenkammer fielen auf dieses Ressort. Es gab da schwere Schlachten bei dem stetig anwachsenden Ausbau der Bahnen, die bis dahin selbst in ihren Hauptstrecken noch eingleisig gewesen waren, bei der Schaffung der vielumstrittenen Lokalbahnen, der Hebung der Angestellten des unteren Dienstes und der Arbeiter — alles gab Anlaß zu Schwierigkeiten und Kämpfen im Landtag. Der war ja die schwerste Belastung in der Tätigkeit meines Vaters, insbesondere, als die rechtsstehenden Parteien, Altliberale und Konservative, immer mehr zurückgedrängt wurden; denn wenn mein Vater als Minister selbstredend keiner Partei angehörte, so waren diese doch noch zu Anfang seiner Ministerschaft die Säulen der Regierung gewesen. Die Sozialdemokratie begann sich mächtig zu entwickeln; aber so lange der kluge Volmar sie in der Hand hatte, ließ sich immerhin damals noch mit ihr hausen. Gefährlicher wurde bald der Ultramontanismus. Durch den bayer. Kirchenstreit stand er im schärfsten Gegensatz zum Ministerium Lutz, betrachtete es auch

Digitized by Google

aus scheelen Augen, daß dieses vorwiegend Franken aufwies: außer meinem Vater den Ministerpräsidenten und Kultusminister Freiherrn von Lutz, den Finanzminister Freiherrn von Riedel, den Staatsminister des Innern Freiherrn und späteren Grafen von Feilitzsch, etwas später noch den Justizminister Freiherrn von Leonrod, darunter drei Protestanten und unter Hinzunahme des Justizministers Dr. von Fäustle, dem Vorgänger Leonrods, zwei Katholiken in Mischehe mit protestantischen Kindern. Preußen — wozu das Zentrum gerne Franken zählte — und Protestanten waren ihm ja das rote Tuch. Wo es konnte, warf es der Regierung Steine in den Weg. Nach dem Rücktritt von Lutz trat eine kurze Waffenstille ein, insbesondere, als mein Vater sich für die Zulassung der Redemptoristen einsetzte. Aber bald trat es ihm unter Orterer, Daller, Pichler, Schädler, Heim überund überall feindlich in den Weg. Auch setzten Intriguen aller Art ein, die teils aus Angst vor den Ultramontanen, teils aus persönlichen Machtgelüsten hervorgingen und Vaters Vorzugsstellung bei dem im Grunde überparteilichen, gütigen Regenten untergraben sollten. So stieg der Kampf höher und höher; eine an sich unbedeutende Sache, die bekannte unselige Swinemünder Depesche des Kaisers, brachte den Stein ins Rollen. Als mein Vater seine Kollegen schwanken sah, und Unstimmigkeiten im Ministerrat entstanden, reichte er seinen Abschied ein und erhielt ihn auch, allerdings in besonders gnädiger Form und unter dem Vorbehalt, daß er Titel und Rang beibehielt. Nun folgte das Ministerium des seitherigen Kultusministers Freiherrn von Podewils, das schon eine verschleierte Zentrumspolitik trieb, trotzdem aber später dem Ministerium des Freiherrn von Hertling Platz machen mußte. Die Hoffnung auf Frieden mit den gegnerischen Parteien, die den alten, der Fehde müden Prinzregenten zu dem Systemwechsel getrieben hatten, war nicht erfüllt worden.

Mein Vater konnte mit Recht sagen, daß er mit blankem Schilde scheide. Seine Beamten, die ihn alle liebten und verehrten, äußerten sich damals, sie empfänden seinen Verlust wie ein Familienunglück.

Eine Fülle von Auszeichnungen ergossen sich im Laufe der 23 Jahre seiner Amtstätigkeit als Staatsminister über ihn. Auf seine Ernennung zum Ministerpräsidenten folgte 1895 seine Berufung als lebenslänglicher Reichsrat in die Erste Kammer, in der er bis zu deren Auflösung durch die Revolution viel arbeitete, und nach seinem Rücktritt vom Ministerium als II. Präsident neben dem ihm sehr nahe stehenden, tüchtigen I. Präsidenten, dem Fürsten Ernst Fugger eine Reihe großer und schwieriger Referate übernahm. 1901 erfolgte

Digitized by Google

am 80. Geburtstage des Prinzregenten seine Erhebung in den erblichen Grafenstand. Es regnete Ordensverleihungen auf ihn; er hatte nahezu alle deutschen Hausorden: Schwarzer Adler, Hubertusorden und Stephansorden seien als die vornehmsten genannt. Bei seinem Tode fanden sich u. a. allein 38 Großkreuze vor, welche die Gesamtfamilie erhalten wissen wollte und, wo nötig, zurückkaufte in der Erwägung, daß unter dem Wandel, der inzwischen die ganze Welt ergriffen hatte, dergleichen kaum mehr vorkommen dürfte. Zahlreiche Ehrenbürger- und Huldigungsadressen aller Art, selbst aus Arbeiterkreisen, sind gleichfalls in Verwahrung der Familie.

Er war Ehrenbürger in acht Orten, davon fünf in Franken, vor allem in Ansbach und Nürnberg.

Um nicht in den Verdacht töchterlicher Parteilichkeit zu kommen, führe ich hier eine Schilderung meines Vaters an, wie sie damals in Zeitungen aller Färbungen, selbst gegnerischen, zu lesen stand: „Edelmann alten Schlags, dagegen nicht adelsstolz oder gar hochmütig", „stets gleich freundlich mit Hoch und Niedrig, vornehm, zurückhaltend", „stets gütig und gerecht, von jener Vornehmheit, die aus dem Innern kommt", „geborener Diplomat mit staatsmännischer Rednergabe", „von immenser Arbeitskraft und seltenem, juristischem Wissen", „kein verknöcherter Bürokrat, der sich mimosenhaft gegen die Presse abschloß", „vielleicht nur zu sehr drauf vertrauend, daß die anderen so anständig dächten wie er selbst", „ein echter Bayer und Deutscher, von unerschütterlicher Treue gegen sein Herrscherhaus" usw. Ich setze hinzu: und ein treuer Franke. Wenn er auch später nicht mehr anderswo als in München seinen dauernden Wohnsitz hätte aufschlagen mögen, die Heimat blieb ihm doch Franken. Weiter möchte ich noch sagen: er war von Natur ernst, konnte aber in der Familie oder in intimerem Kreise heiter, ja, ausgelassen lustig sein. Er war die Mäßigkeit selbst; im Essen anspruchslos wie wohl nur wenige Herren, dazu ein Gläschen leichten Weins mittags, ein einziges Glas Bier am Abend — dies seine Gewohnheit. Aber wenn es sein mußte, konnte er auch hier seinen Mann stellen. Als bei dem großen Volksfest, das Anno 1911 der Großfürst von Oldenburg der Expedition des Norddeutschen Lloyd in Gagri am Fuße des Kaukasus gab, die beiden eingeborenen „Fürsten" an unserem Tisch auf das Wohl unseres Kaisers das große Büffelhorn geleert hatten, sollte nun auch einer der deutschen Gäste Bescheid tun auf das Wohl des Zaren. Alle weigerten sich, auch recht trinkfeste Herrn. Da rettete mein Vater die Situation und trank das mit kaukasischem Wein

Digitized by Google

halb gefüllte Horn aus, ohne daß man später nur im geringsten irgendwelche Folgen bemerken konnte. Und nun noch eines: Mein Vater brachte zu seinem Beruf einen Umstand mit, der nicht hoch genug zu schätzen ist: er kannte keine Nerven. So stand er auch ruhig der Revolution und gerecht und abgeklärt den späteren Ereignissen gegenüber, wie ihn auch die schärfsten Angriffe der Presse kühl ließen. Denn selbstverständlich wurde er darin auch häufig heruntergerissen, und in manchen Blättern kein guter Faden an ihm gelassen; an jedem Eisenbahnunglück z. B. war er, war das „System Crailsheim" schuld usw. Und wenn meine Mutter und ich uns darüber aufregten, sagte er stets lächelnd: Solche Elaborate seien doch keiner Aufregung wert.

Ehe ich zu seinem Leben im Ruhestand übergehe, noch die Schilderung der größten Ereignisse seiner Ministerlaufbahn. Zunächst zum Schwersten. Schon zu Beginn seiner Tätigkeit war der Verkehr mit König Ludwig II. nicht leicht. Dennoch sah ihn mein Vater durch Vermittlung Herrn von Zieglers noch des öfteren, da der König ihm wie meiner Mutter wohlgewogen war. Ich fand u. a. einen vom König unterzeichneten Brief, in dem er unter Übersendung eines Riesenbuketts mitteilte, er habe heute von meiner Mutter geträumt. Das war freundlich, gnädig, wenn auch schon mit einem Zug zum Größenwahn! Allein die Arbeit wurde von Tag zu Tag schwieriger unter einem König, der, in der Jugend strahlend schön und in jeder Hinsicht hochbegabt, abnorm veranlagt war, seine Minister fast nie vor sich ließ, nie mehr nach München kam, oft wochenlang zu keiner wichtigen Unterschrift zu bewegen war, und dessen Bauwut die Zivilliste in riesige Schulden stürzte. Schließlich wurde die Situation unhaltbar, die Forderungen stiegen höher und höher, der Landtag verweigerte jeden weiteren Kredit. Berühmte Irrenärzte gaben — trotz der zeitweise völligen Geisteshelle des unglücklichen Königs, ohne jede Beschränkung geistige Umnachtung zu, und zwar unheilbare Paranoia. Nun galt es, nachdem sein armer Bruder Otto längst interniert war, seinen Onkel und nächsten Agnaten, den schlichten, schon 65 Jahre alten Prinzen Luitpold dahin zu bringen, daß er die Entmündigung aussprach, und die Regentschaft übernahm. Der alte Herr wollte nicht. Er war kein Streber, sah die neue Würde nur als Bürde an, und wußte wohl, was das dem König blind ergebene Volk sagen werde, wenn er, der scheinbar dadurch gewann, den König absetzen würde. Und doch konnte dies einzig und allein nur von ihm ausgehen. Aber die Ereignisse überstürzten sich, und endlich nach zahllosen heimlichen Zusammenkünften

Digitized by Google

an der Öffentlichkeit unbekannten Orten mit den Ministern, Ärzten und Leuten aus des Königs nächster Umgebung rang er sich durch zu dem Entschluß unter der Bedingung, daß die Entmündigung dem König in feierlicher und schonendster Form würdig mitgeteilt werde.

So begab sich am Nachmittag des 9. Juni 1886 die Kommission, bestehend aus Feilitzsch, meinem Vater, Oberstallmeister Graf Holnstein u. a., nach Hohenschwangau. In der Nacht — denn nur nachts war der König, der längst infolge seiner Krankheit und Menschenscheu die Nacht zum Tage gemacht hatte, zu sprechen — begaben sie sich feierlich, in voller Uniform, nach Neuschwanstein, um dem König mitzuteilen, daß „nach ärztlichem Gutachten seine Gesundheit zeitweilige Ruhe und Fernbleiben von allen Geschäften bedinge und darum, so lange er die Regierung niedergelegt habe, sein Onkel die Regentschaft übernehme!" So ungefähr war der Sinn der beabsichtigten Mitteilung. Allein die Nachricht von der Ankunft der Kommission hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Man weiß, wie es ging; wie durch ein Versehen des Ministers des Innern die Polizei in Füssen nicht verständigt und die Wache im Schloß nicht durch eingeweihte Leute abgelöst war, und wie die Herrn bei ihrer Ankunft sofort verhaftet und in ein Dienerzimmer gesperrt wurden. Auf der Schloßbrücke rief eine infolge überschwenglicher Liebe zum König geistig nicht normale Dame der Hofgesellschaft die Feuerwehr und das Volk zum Schutze des Königs auf und ließ Bier auffahren, um sie anzufeuern. Der Wachtmeister der Polizeiwache im Schlosse verlor ganz den Kopf, faselte, daß er die Befehle „seines obersten Kriegsherrn" ausführen müsse, obwohl er als Polizeiorgan nicht diesem, sondern dem Ministerium des Innern unterstand. Ich habe mit eigenen Augen den abgerissenen Fetzen Papier gesehen, den der König ihm übergab, und der wohl jetzt im Staatsarchiv liegt, auf dem mit des Königs riesiger, aber unsicherer Schrift stand: „Mit starken Ketten fesseln und bis aufs Blut peitschen! Ludwig." Mündlich fügte er hinzu: und die Augen ausstechen! Dies machte nun den Wachtmeister doch stutzig, und der famose Kammerdiener Mayer, derselbe, der, wie noch ein zweiter, sich zeitweilig nur mit einer Maske vor dem Gesicht dem König nahen durfte, und dem die Ärzte wichtige Aufschlüsse verdankten, setzte ihm den Kopf zurecht. Zum Glück hatte mein Vater sofort bei seiner Ankunft in Füssen das Telegraphenamt in Beschlag genommen, und war es gelungen, dorthin einen Befehl zu bringen. So kam nachmittags die Ablösung für die Wache aus München, und die Herren wurden frei, und kamen abends nach München zurück.

Digitized by Google

Dort begann sofort eine fieberhafte Tätigkeit zwecks Überleitung der Regierung. Der berühmte Psychiater Dr. von Gudden war inzwischen in Neuschwanstein angekommen, um den König zu bestimmen, nach Schloß Berg zu übersiedeln, das im stillen rasch instand gesetzt und mit vergitterten Fenstern versehen worden war, um ein Unglück zu verhüten.

Ich höre noch heute, wie mein Vater am Pfingstsonntagabend sagte: „Heute hoffe ich einen tiefen Schlaf zu tun. Gudden ist mit dem König in Berg, und der König ist ruhiger." Vater war die drei Nächte kaum aus den Kleidern gekommen; hatte seit Wochen keine Nacht richtig geschlafen mit all der Sorge und der Trauer auf dem Herzen, hatte von da ab seine ersten grauen Haare. Es kam anders. Lärm, Wagengerassel, man stürzte die Treppe herauf: Nachricht: Der König und Gudden sind verschwunden; man findet sie nicht! Bald darauf die Depesche: Im See gefunden, beide tot! Sofort begaben sich die Herren zum Regenten, die ganze Nacht wurde durchgearbeitet. Da es noch kein ausgedehntes Telephonnetz gab, war alles sehr zeitraubend und schwierig. Es mußte die Vereidigung der Truppen sofort vorbereitet werden, da man Unruhen fürchtete. Am frühen Morgen kam mein Vater mehr tot als lebendig heim, ruhte knapp ein paar Stunden, und fuhr dann mit Beamten und Ärzten nach Berg. „Haltet euch in den Hofzimmern auf, es könnte vorne leicht sein, daß uns die Fenster eingeworfen werden!" Dies seine Abschiedsworte. Die Erregung im Volke war natürlich riesengroß. Zitternd erwarteten wir Vater zurück, in Angst um ihn, aber auch um das Resultat der Sektion; denn die Ärzte hatten gesagt, daß es Fälle schwerer Paranoia gebe, bei denen man im Gehirn keine sichtbare Abnormität nachweisen könne. Dies wäre natürlich sehr schlimm gewesen. Endlich kam Vater zurück mit guter Nachricht. Nach Abhebung der Hirnschale, einer Prozedur, der er beiwohnen mußte, zeigte sich, was selbst ein Laie sofort sehen mußte, wie eine Gehirnhälfte total geschwunden und degeneriert war, was die Photographie auch deutlich zeigte. Vater erzählte, welch tiefen Eindruck auf sie alle das wutverzerrte und in der Wut erstarrte Gesicht des unglücklichen Königs im Gegensatz zu dem durchaus friedlichen Ausdruck bei Gudden gemacht habe.

Der Vorgang selbst des furchtbaren Ereignisses bleibt ein ewiges Geheimnis. Die Möglichkeit, daß es überhaupt geschehen konnte, ist auf ein Mißverständnis zurückzuführen. Zwei Wächter hatten den Auftrag, den beiden stets unauffällig im Park zu folgen. Der König

Digitized by Google

bemerkte sie aber doch, und scheint Gudden befohlen zu haben, sie wegzuschicken. Nun war vereinbart, daß die Leute unter keinen Umständen den König aus den Augen lassen sollten. Wohl sich hierauf verlassend, gab Gudden ein Zeichen, das heißen sollte: sich nicht sehen lassen! Die Wächter aber hielten sich für entlassen und gingen, entgegen ihrer Instruktion, zum Schlosse zurück. Schicksal!

Dies waren die schwersten, traurigsten, gefährlichsten Tage in Vaters amtlichem Leben; dagegen will ich noch von einem interessanten Höhepunkt berichten. Im Herbst 1892 reiste er mit mir nach Rom. Es handelte sich um eine hochwichtige Staatsaktion. Mein Vater, ausgerechnet ein Protestant, sollte von Papst Leo XIII. empfangen werden als erster deutscher Ministerpräsident seit dem Kulturkampf. Baron Cetto war damals unser vorbildlicher Gesandter beim Päpstlichen Stuhle, während Podewils Vertreter am Quirinal war. Ein und eine Viertelstunde saßen wir beide mutterseelenallein im kleinen Empfangszimmer dem 82jährigen Papst gegenüber. Weiß der kleine Thronsessel, weiß Gewand und Käppchen, weiß Gesicht und Hände, die in ständiger Bewegung waren. Farbe hatten nur die scharfen, leuchtenden, lebhaften und doch milden schwarzen Augen. Es war erstaunlich, was da alles besprochen wurde, dem ich als stumme Zeugin zuhörte. Wenn sich auch der Papst sicher vorbereitet hatte, so kamen doch Dinge und Namen zur Sprache, die man nicht hatte voraussehen können; in allem wußte er Bescheid, in bayerischen und Reichsangelegenheiten, Parteien, Staatsmännern, Parlamenten. Die Sprache war ein tadelloses Französisch mit leisem italienischem Akzent, langsam, bedächtig, klar; die Hände redeten um so lebhafter mit. Von schärfstem Verstande, ein großer Diplomat und Politiker, aber abgeklärt, milde, gütig, so wirkte er auf uns. Mir legte er, trotzdem er wohl wußte, daß ich nicht katholisch bin, zuletzt segnend die Hand auf und überreichte mir, da er meinem Vater als Protestanten ja keinen päpstlichen Orden verleihen konnte, „sein Bild, eine Kamee, als Medaillon kostbar in Gold gefaßt und mit Rubinen besetzt".

Ganz anders, aber nicht minder eindrucksvoll war der Empfang, den uns danach Rampolla in seinen fürstlichen Räumen gab. Allmächtig damals, gefährlich, besonders für Deutschland, eine prachtvolle Erscheinung mit einem elementaren Feuergeist, imposant in dem herrlichen, schleppenden, roten Moirégewande. Und doch, seine ganze Größe lernten wir erst 20 Jahre später erfassen, als wir ihn 1912 als gefallene Größe in seinem bescheidenen Heim wiedersahen,

Digitized by Google

und an Stelle des Mannes, der zur Intrigue geboren schien, und die ganze Welt hätte auf den Kopf stellen können, einen schlichten Gelehrten und Asketen fanden, der nie den leisesten Widerstand gegen Pius X. versucht hatte, mit keinem Worte die frühere Zeit streifte, der nur der Wissenschaft, sowie seinen geistlichen Übungen lebte, und sein Vermögen zum Teil zur Ausgrabung und zum Ausbau einer altrömischen unterirdischen Kapelle benutzte.

Noch einem Höhepunkt in unserem, besonders meinem Leben waren wir ganz nahe, als das Schicksal grausam diese Hoffnung zerschlug. Gelegentlich einer Nordlandreise im Jahre 1898 sollten wir vor der Ausfahrt als Gäste des alten Fürsten nach Friedrichsruh kommen. Ich war außer mir vor Freude, aber auch in Sorge, ob es dazu kommen werde. Und richtig, in Hamburg fanden wir einen Eilbrief Rantzaus vor, der Fürst sei nicht ganz wohl, der Arzt verbiete Besuche; aber der Fürst lasse uns bitten, uns sofort nach unserer Rückkehr bei ihm zu melden. Betrübt fuhren wir nach ein paar Tagen ab. Und als wir nach zweitägiger Fahrt in Norwegen einen Lotsen an Bord nahmen, brachte er die Nachricht: Bismarck ist tot!

Mit dem März 1903 war nun meines Vaters offizielles Leben abgeschlossen. Den letzten Abend seiner Amtszeit verbrachten wir bei Fritz August von Kaulbach. Da nun die Schleier gelüftet werden durften, sagte Vater in einer kurzen Tischrede, wie glücklich er sei, den letzten Abend seines Ministerdaseins in solch liebem, kunsterfülltem Kreise bei herrlicher Kammermusik zu verbringen. Diese Nachricht schlug wie eine Bombe ein. Der Hausherr ließ sofort Sekt bringen und hielt eine Rede auf Vater, und ich sehe noch heute die dicken Tränen, die der bildschönen Hausfrau über die Wangen liefen. Kurz darauf, bei einer größeren Musikfoiree, dem letzten Fest, das wir in den schönen Räumen des Ministeriums gaben, hielt Baron Cramer-Klett aus dem Stegreif eine wundervolle Rede, in der er — obwohl doch selbst römisch eingestellt — seinem Jammer und seiner Empörung über die Gründe von Vaters Rücktritt deutlichsten Ausdruck verlieh.

Aber mein Vater war nicht unglücklich darüber, daß er nun den Staatsdienst verlassen und in den sogenannten Ruhestand eintreten sollte. Ruhe aber gab es freilich nicht, Ruhe wollte er auch nicht. Zu vieles war es, dem er sich jetzt widmen wollte und konnte. Von seiner Tätigkeit im Reichsrat sprach ich schon. Diesem gehörte auch sein ihm innig verbundener Schwager, Baron Lindenfels, an. Nun wandte er sich auch der Wirtschaft zu. Er hatte immer bedauert, daß seine Zeit es ihm nicht erlaubte, sich mit ihr, die ihn stets inter-

Digitized by Google

essierte, weiter als es sein Amt mit sich brachte, zu befassen, ganz abgesehen davon, daß er ja als aktiver Staatsbeamter nicht persönlich in ihr tätig sein durfte. Nun war die Bahn frei. Schon 1904 trat er in den Aufsichtsrat der Bayerischen Vereinsbank ein, die ihm längst nahe stand, und wurde schon im darauffolgenden Jahre Präsident ihres Aufsichtsrates. Gleichfalls 1904 trat die Anilinfabrik mit demselben Ansinnen an ihn heran. Da ihm dies Feld völlig fremd war, lehnte er zunächst ab. Aber auf die Vorstellung hin, wie wichtig es für dies Riesenunternehmen sei, ihn als juristischen Berater hier an der Quelle aller einschlägigen Behörden zu haben, nahm er an und konnte auch der Fabrik in eifriger Tätigkeit vielfach nützen. Bald verband ihn herzlichste Freundschaft und Verstehen mit ihrem überragenden Präsidenten, Geheimrat von Brunck, und nach dessen allzu frühem Tode wurde er neben dem ihm gleichfalls nahestehenden Geheimrat von Glaser 2. Präsident des Aufsichtsrates. Er blieb dabei, bis ihn 1919 die für sein Alter beschwerlichen, zu häufigen Reisen bewogen, trotz aller Gegenvorstellungen seinen Austritt zu erklären. 1915 erbaten ihn sich auch noch die Oberbayerischen Kohlenwerke als ersten Vorsitzenden. Auch konnte er sich jetzt mehr als bisher den Crailsheimschen Familiengeschäften, die ihm sehr am Herzen lagen, widmen. Überall arbeitete er mit seiner ganzen Kraft, so daß meine liebe, alte Kammerjungfer, die 46 Jahre hindurch bis zu ihrem Tode unser guter Hausgeist war, einmal sagte: „Exzellenz sitzen aber immer am Schreibtisch! Man merkt gar nicht, daß ‚wir' in Pension sind."

Soweit der Mann der Öffentlichkeit. Nun noch einiges über sein Privatleben und seine Neigungen.

Er hatte stets einen äußerst stark ausgeprägten Familiensinn gehabt, trachtete, die Familie zu heben, sie zusammenzuschließen, wo er nur konnte. Er rief 1901 die Familientage ins Leben, die alle drei Jahre die weit zerstreuten Mitglieder zu Besprechungen zusammenführen und untereinander, sowie mit den Familiengütern, bekanntmachen sollten. Er stand den Administratoren stets mit Rat und Tat zur Seite, und seine größte Genugtuung war es, als er 1919 einen einstimmigen Familienbeschluß zustande brachte, durch den die außerhalb der Stiftung liegenden Güter dieser zugestiftet und somit dem zersetzenden Fideikommißgesetz der Revolution entzogen werden konnten. Er war der Mittelpunkt der Familie, lange Jahre auch ihr Senior, von allen geliebt und verehrt. Bis zu seinem Tode empfing er stets am Sonntagnachmittag einen intimen Kreis von Ver-

Digitized by Google

wandten, früheren Mitarbeitern und nahen Freunden in seinem Heim an der Seestraße. Wer kommen wollte, konnte ihn da treffen und sprechen, und so blieb er stets in Kontakt mit der Familie und der Außenwelt.

Großen Wert legte er überhaupt auf eine gepflegte Geselligkeit in seinem Hause. Während seiner Amtszeit gehörte sie ja auch zu seinen Aufgaben, die er weit über die Grenzen seiner Verpflichtungen erfüllte. Er sorgte aber dafür, daß in seinem Hause nicht nur die Spitzen des Staates und Hofes, Politiker, Offiziere, Adel und Diplomaten verkehrten, sondern auch alle anderen Kreise, Angehörige der Künste, der Wissenschaft, der Wirtschaft. Dieser Mischung verdankten denn auch seine Bälle, Diners und Routs im Ministerium, wie die intimeren Einladungen in seinem Eigenheim an der Seestraße große Beliebtheit, zumal er stets sehr darauf bedacht war, daß Diners und Weine möglichst vorzüglich waren. Er ging nicht allzu gerne aus, sah viel lieber viele Menschen bei sich; aber in der Hauptsaison verging kaum ein Tag, an dem er nicht ein Lunch, ein Diner, eine Soiree besuchen mußte, manchmal alle drei. Wer ist doch alles in unserem Hause gewesen! Der Prinzregent und alle Prinzen und Standesherrn, sämtliche Hofchargen, all die ungezählten am bayerischen Hofe beglaubigten Diplomaten, die wie ein Kaleidoskop in den vielen Jahren an uns vorüberzogen; darunter viele ganz hervorragende, ich nenne nur einige aus der großen Zahl, wie die Nuntien Agliardi, Ruffo Scilla; ferner von Preußen den alten, fast zum Wahrzeichen gewordenen Grafen Werthern, den blendenden, hochmusikalischen, uns nahe befreundeten Fürsten Eulenburg, der später so traurig endete; den Grafen Rantzau mit seiner Frau, Bismarcks Tochter, Herrn von Schlözer und den sie alle überragenden Grafen Monts, mit dem ihn, nachdem sie sich zusammen gerauft hatten, herzliche Freundschaft bis zu seinem Tode verband, den früheren badischen Gesandten Baron Bodmann, den formellen Sachsen Baron Fabrice, den echt schwäbischen Baron Soden, ferner Sir Drummond, Graf d'Aubigny, den glänzenden Grafen Osten-Sacken, aber auch den Fuchs Iswolsky, der in Paris später „sa petite guerre" gegen Deutschland betrieb, und Barrère, der als Botschafter in Rom gegen uns mobil machte, von Österreich Baron Bruck, den Fürsten Wrede, Grafen Zichy, und wie viele mehr, nach Vaters Rücktritt insbesondere Baron Reck, von Baden, und Herrn v. Moser von Württemberg. Jedes zweite Jahr versammelte mein Vater auch die Spitzen des Reichsrats und Landtags zu einem parlamentarischen Diner, von dem sich nur die

Digitized by Google

Sozialdemokraten prinzipiell ferne hielten, während es den geistlichen Gegnern trotz allem vorzüglich schmeckte.

Fürst Bismarck saß leider nie an unserer Tafel; er mied München aus dem Gefühl heraus, daß sein Besuch am hiesigen Hofe wenig Freude wecken würde; dies war leider wahr, aber sehr zu Unrecht, denn er behandelte Bayern immer gut. Nach seinem Rücktritt kam er hieher zu Lenbach. Obwohl mein Vater, der die Entlassung des Kanzlers als Nationalunglück betrachtete — was sie auch war — durch sein Amt gezwungen gewesen war, offiziell neutral zu bleiben, kam nun der Fürst, vor dessen Erscheinen der Hof und verschiedene Staatsmänner die Flucht ergriffen hatten, freundschaftlich zu einem langen Besuch zu ihm. Aber unter den vielen auswärtigen Gästen fehlten sonst die großen Namen nicht. 1894 Ignatiew — der allgewaltige Russe und Deutschenfresser, der Kardinal sowie der Reichskanzler Hohenlohe, Böttticher, Caprivi, Posadowsky, Podbielsky, Jagow, Bülow, Tirpitz, der kluge, durch seine weitschauenden Dokumente im Weltkrieg bekannt gewordene Belgier, Baron Greindl, die Minister der großen Bundesstaaten, wie von Mittnacht, von Brauer, von Metzsch, von Heim, dann wieder persische, japanische, türkische Abgesandte. Allerdings sind mir die Namen solcher illustren Gäste erst seit dem Tode meiner Mutter erinnerlich, als ich von da ab, trotz meiner Jugend, an ihrer Stelle repräsentieren mußte.

Mit vielen Künstlern verband uns warme Freundschaft, mit Lenbach, den beiden Kaulbachs, Stuck, Ferdinand von Miller, Defregger, Anton Seitz, Ruemann, Hildebrand, Firle; Palmié, Bartels; wir verkehrten mit Kowalsky, Roubaud, Marr, Hermann Hahn, Samberger, Herterich u. a. Sehr nahe stand uns insbesondere der holländische Professor de Haas und durch ihn viele seiner holländischen und flämischen Landsleute. Wenn alle vier Jahre hier eine internationale Kunstausstellung stattfand, sammelte mein Vater stets die ausländischen Vertreter an seinen Tisch, was uns viele wertvolle Bekanntschaften vermittelte. Dazu sahen wir bei uns auch andere Kreise; selbstverständlich die Häupter und führenden Männer der Kirchen, unter denen auch der kluge Dr. Trost und der feine, prächtige Stiftspropst Türk nicht vergessen seien; ferner Ärzte, wie Angerer, Amman, Struppler, Berühmtheiten, wie Possart, Richard Voß, Vertreter der Wissenschaft, wie Heigel, Seydel, Drygalski, Sigmund Günther, Steindorff, Bissing, Wiegand, den Schöpfer des Pergamonmuseums, und Wilberg, den Generaldirektor der Wiener Museen, Kühlmann, den lieben Freund, Generaldirektor der anatolischen

Digitized by Google

Bahnen, Leute der Wirtschaft, wie Haniel, Finck, Pöhlmann, Dietrich, Paul Schmid, Maffei, Finck, Buhl, Brunck; Beamte aller Kategorien, Parlamentarier aller Farben, unter denen ich Conrad Preysing, Casselmann, Fuchs besonders nennen möchte. Eine Menge von bildschönen Frauen sah unser Haus, wie z. B.: Gräfin Zichy, allen voran die wundervollen Künstlerfrauen: Stuck, Kaulbach-Scotta, Lenbach-Moltke; auch hochbedeutende Frauen, wie Frau Cosima, Frau Barlow usw. Dies alles nur als kleine Auswahl, wie sie mir eben durch den Kopf schießt. Endlich auch Musiker, und dies bringt mich auf ein neues Thema, die Musik. Sie war für Vater eine Welt, in der er sich stets vom Alltag erholte. Er hatte zu Ansbach bei einem hochmusikalischen Manne, Stadtkantor Maier, vorzüglichen Klavierunterricht gehabt. Sein Jugendfreund, Regierungspräsident Freiherr von Welser, erzählte mit Bewunderung, daß mein Vater zur Förderung der Fingergeläufigkeit nachts, um den Schlaf seiner Mutter nicht zu stören, die Tasten aus dem Klavier aushob und darauf lautlos übte. Er hat das Studium auch in München fortgesetzt, spielte glänzend und hatte ein vorzügliches Gedächtnis, spielte daher oft auch auswendig. Später aber ging er mehr und mehr zur Kammermusik über, und durch 40 Jahre bis zu seinem Tode hielt er daran fest, daß allvierzehntäglich bei uns ein Trioabend stattfand, der sich bald auf Quartette und Quintette, öfters auch mit Flöte, Horn oder Kontrabaß ausdehnte. War mein Vater noch so überlastet, an diesen Abenden hielt er fest, sie entspannten ihn, ruhten ihn aus. Lebensfreundschaften mit Professor Werner, Generalstaatsanwalt von Aschenbrenner, Dr. Schulze u. a. sind aus dem ernsten und fröhlichen Zusammenspiel hervorgegangen, bei dem Klassiker und Moderne abwechselnd zu Wort kamen.

Aber auch mit anderen hat er musiziert, teils bei uns, teils bei Cramer-Klett u. a. Darunter Josef Giehrl, der viel zu früh Verstorbene, Hermann Levi, Benno Walter, Stavenhagen, Kellermann, Ferdinand Bonn, der ein guter Geiger war. Mit Mottl war er befreundet, Weingartner kannte er gut. Bei Hofrat Kaim, dem Schöpfer der Tonhalle und Kaim-Konzerte, traf er viele Berühmtheiten der musikalischen Welt. Bei den Musikfoireen, die wir alljährlich veranstalteten, und die vor allem unser lieber Freund, Kammersänger Raoul Walter, in die Hand nahm, spielten Schörg, der Führer des Brüsseler Streichquartetts, und die schöne Frida Scotta, heute Frau von Kaulbach; später wirkten neben und durch Vermittlung von Raoul Walter allerlei Berühmtheiten der Hofbühne mit, wie Anton Fuchs, Brodersen, Fremstad, Frank, Borchers, Jvogün usw., nicht

Digitized by Google

zu vergessen die reizende Baronin Dornberg, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Hessen, heute Baronin Bassus, die übrigens auch unsere Vorgängerin in unserem Hause an der Seestraße gewesen war. Natürlich hörte mein Vater auch fleißig Konzerte und Opern, insbesondere auch die Sommerfestspiele im Prinzregententheater. In Bayreuth war er öfter, auch als Gast der Familie Wagner. Aber auch Vorträge besuchte er gerne; die in der Geographischen Gesellschaft, deren Ehrenmitglied er war, versäumte er, soweit möglich, nie.

Und diese leitet über zu einer weiteren Passion meines lieben Vaters: dem Reisen! So lange er im Amt war, konnte er wegen Aufstellung des Budgets nur jedes zweite Jahr eine größere Reise wagen. In dem dazwischen liegenden Jahre verbrachte er die Urlaubswochen meist im Spätsommer im lieben Frankenlande, in Ansbach, Burgbernheim oder am Fuße des Schwanberges und erholte sich nachmittags durch weite Wanderungen in den herrlichen fränkischen Wäldern von der Geistesarbeit, die er am Vormittag für den kommenden Landtag geleistet hatte. Auch kürzere Aufenthalte im Gebirge, womit stets die eine oder andere Bergtour verbunden wurde, liebte er, ebenso von München aus im Herbst Tagesausflüge, und unsere schönen Touren in eigener Equipage. Nichts aber ging ihm über große Reisen, und nie war er glücklicher, als wenn er Schiffsplanken unter den Füßen hatte; nichts aber tat ihm auch so gut. Jedes zweite Jahr, und ab 1904 alljährlich wurden Reisen ausgeheckt, und schon die Ausarbeitung derselben und die Vorfreude war uns Genuß. Wir haben uns dadurch unschätzbare glückliche Erinnerungen geschaffen. Es ging nach dem märchenhaften Spitzbergen, wo wir im Jahr nach Andrées Aufstieg in dessen Hause waren und zu dem zweiten Nilkatarakt, es ging nach Tanger, Portugal, nach der Bretagne, Griechenland und der Türkei bis Syrien und Palästina, nach England, Schottland, Irland und nach Algerien und Tunesien, nach Paris und über Montenegro, wo wir Gäste des Fürsten Nikita waren, Korfu und Malta bis Ephesus und Priene, wo wir mehrere Tage mit Wiegand im Ausgrabungshause am Mäander weilten, darauf als Gäste Kühlmanns durch ganz Anatolien bis Konia, endlich zum Kaukasus, wo wir in Gagri das vorerwähnte feenhafte Volksfest erlebten, und auf ausgeschaufelten Straßen über die Paßhöhen des Kaukasus fuhren, bis zur Krim und Odessa — überall reisten wir auf denkbarst angenehme Weise. Selbstverständlich besuchten wir auch alles Dazwischenliegende und ganz Deutschland, Norwegen, Holland und Belgien, Dänemark, Paris und alles rings um Frankreich herum, Spanien, wiederholt Rom und

Digitized by Google

ganz Italien und seine kleinen Städte; Sizilien, Korsika, die Donau hinunter bis Rustschuk, Konstantinopel, all das haben wir kreuz und quer durchstreift. Unser schöner Plan, im Sommer 1914 wochenlang zu schwimmen und nach Rio zu fahren, wurde durch den Kriegsausbruch vereitelt. Damit war es mit Auslandsreisen vorbei!

Bis zu diesem Tage waren wir zwei glückliche Menschen in unserem behaglichen Heim an der Seestraße. Ich danke ja Gott, daß ich meinen Vater so lange bei mir haben durfte; für ihn selbst aber muß ich bedauern, daß er das Kommende alles erleben mußte! Weltkrieg, das traurige Ende nach all den Heldentaten, die in diesem Augenblick doppelt verbrecherische Revolution, die Rätezeit, in der mein Vater auch auf der Geiselliste gestanden hatte und darum auf eine heimliche Warnung hin für einige Wochen aus München verschwand; zuletzt der Wahnsinn der Inflation. Mein Vater, der den ganzen herrlichen Aufstieg Deutschlands erlebt und dazu mitgeholfen hatte, sagte da oft — was ich zufällig ganz ähnlich in Lerchenfelds Erinnerungen auch fand: „Eigentlich weiß ich nicht, wofür ich gelebt habe. Alles, woran ich gearbeitet habe, Staat, Reich, Vermögen liegen zertrümmert!"

Aber er schaffte unermüdlich weiter. Drei Wochen vor seinem Tode präsidierte er — einer Erkältung wegen allerdings bei uns im Hause an der Seestraße — einer Aufsichtsratssitzung der Vereinsbank.

Abgeklärt, pflichttreu bis zuletzt, hat er unseren Wappenspruch: „Suadere principi, quod oportet, multi laboris est" und dem zweiten, der sich auch auf einem späteren Wappen der Familie vorfand und den er sich zum persönlichen Wahlspruch erkoren hatte: „In serviendo consumor" an sich wahr gemacht.

Gott hat ihm, dafür sei Ihm gedankt, das Heimgehen leicht gemacht. Körperlich allmählich etwas geschwächt, aber geistig auf voller Höhe, wurde er durch 24 Stunden schwächer und schwächer und schlief am Abend des 13. Februar 1926, fast 85jährig, sanft hinüber.

Die Teilnahme war riesig, hier sowohl wie in Ansbach wo er in der Gruft, die er für meine Mutter hatte erbauen lassen und die die Aufschrift trägt: „Die Liebe höret nimmer auf", beigesetzt wurde. Eisenbahner trugen den Sarg, Kreisdekan Rüdel, uns nahe befreundet, hielt die Aussegnung. Ministerpräsident Held sprach eine wundervolle Rede, von der vielleicht seine eigene Partei, die doch aus dem Ultramontanismus hervorgegangen war, nicht sehr erbaut gewesen sein dürfte. Alle Fürsten, der Kronprinz an der Spitze, hatten Kränze und Vertreter geschickt, Männer der Wirtschaft und der Presse waren gekommen, eine Reihe der treuen Beamten

Digitized by Google

seines Ministeriums, der Eisenbahnpräsident, die Vertreter der Onoldia, ihre Aktiven in Wichs und ihre Philister, Staatspersonen aller Art, die Bürgermeister aller Orte, in denen er Ehrenbürger war, vor allem ein riesiger Kreis von Verwandten, die Angestellten und Förster der Gesamtfamilie — Ansbach hat wohl selten eine so große und erlesene Menge auf dem Friedhof versammelt gesehen.

Damit war ein überreiches Leben abgeschlossen. Der Alltag kehrte zurück, und die vereinsamte Tochter und Lebensgefährtin mußte nun allein, ohne den über alles geliebten Vater und treuen Kameraden, ein neues Leben beginnen.

Gräfin Marie Crailsheim (München).

6. **Daumer**, Georg Friedrich, Religionsphilosoph und Dichter, 1800—1875.

Eine seltsame Gestalt und ein noch merkwürdigeres Schicksal enthüllt sich in dem Lebensbilde dieses Menschen. Es gleicht geistig gesehen einer Odyssee, Irrungen und Wirrungen rastlosen Ringens um die letzten Dinge, Abtrünnigkeit im Glauben und wiederum religiöser Überschwang, gesteigert bis zur Besessenheit von Mystik und Wunder — das sind die Wegzeichen seiner Wanderung nach einem nie erreichten Ziel. Auch ein Stück Zeitgeschichte spielt sich in diesem von der Romantik erfüllten Einzelleben ab, insofern, als es bestimmte geistige Strömungen seiner Zeit widerspiegelt.

Georg Friedrich Daumer wurde am 5. März 1800 zu Nürnberg geboren als Sohn eines wohlhabenden Kürschners und Kaufmanns, der später verarmte und als Geisteskranker endete. Das harte Schicksal des Vaters beschied ihm nicht allein eine traurige Jugend, sondern warf auf sein ganzes ferneres Dasein einen tiefen Schatten, denn es gab ihm offenbar eine Erbanlage mit ins Leben, aus der sich das Absonderliche und Zwiespältige seines Wesens erklärt. Schon als Kind neigte er zur Schwermut und Grübelei; aller jugendlichen Munterkeit und Spielfreude abhold, fühlte der vielseitig Begabte sich nur zu geistigen Dingen und vor allem zur Kunst hingezogen. Der Musik galt seine erste Liebe; daß er sie nicht zum Lebensberuf sich erwählen durfte, beklagte er noch im hohen Alter als ein Mißgeschick. Statt dessen bestimmte ihn der Wille der Eltern

Digitized by Google

zur Theologie, da seine frühzeitige Beschäftigung mit religiösen Fragen auf diese Laufbahn als die gegebene hinzuweisen schien. Nach dem Besuch des unter Hegels Leitung stehenden Aegidien-Gymnasiums seiner Vaterstadt bezog er, wohlgerüstet zu seinem künftigen Studium, zugleich ein begeisterter Verehrer des klassischen Altertums, als Siebzehnjähriger die Universität Erlangen, um daselbst alsbald seine erste schwere Krise zu bestehen. Er geriet dort unter den Einfluß der wiederauflebenden pietistischen Richtung, die ihm schließlich, zumal da er im Kreise seiner Gesinnungsgenossen pathologische Auswirkungen schlimmster Art erlebte, die ganze Theologie und den geistlichen Stand verleidete. Daumer verfiel selbst in düstere Verzweiflungszustände und war nahe dem Entschluß, seinem Leben durch Hungertod ein Ende zu machen. Er fand keinen andern Ausweg als den, zur Philologie umzusatteln und zu diesem Zweck sein Studium in Leipzig fortzusetzen, nicht als eifriger Kollegbesucher, sondern in einsamer Zurückgezogenheit mehr philosophierend als auf sein neues Berufsziel bedacht. Gleichwohl legte er mit Erfolg in München eine philologische Prüfung ab und wurde 1823 am Nürnberger Gymnasium als Lehrer angestellt und zwei Jahre später zum Professor befördert. Doch sein Amt war nicht von langer Dauer, denn sein pädagogisches und religiöses Verhalten brachte ihn bald in schweren Konflikt mit dem streng orthodoxen Rektor Roth, vor allem durch eine (nicht zum Vortrag gelangte) Schulrede, die diesem wegen der darin sich äußernden Geringschätzung der Reformation anstößig erschien. Zudem erkrankte Daumer an einem schlimmen Augenleiden und sah sich daher nach wenigen Jahren gezwungen, dem Schuldienst zu entsagen. Zu dieser Zeit war er an der Kaspar-Hauser-Affäre und dem um sie entbrennenden Meinungsstreit lebhaft beteiligt. Er hatte den rätselhaften Findling eine Zeitlang zur Erziehung in sein Haus aufgenommen und verfolgte dessen Geschick auch späterhin mit stärkster Anteilnahme, sowohl aus menschlichem Mitgefühl als auch besonders aus psychologischem Interesse.

Nach seiner Versetzung in den Ruhestand (1832) sollte der schwerste innere Kampf erst beginnen, der durch Jahrzehnte sich hinziehend dem Ziel einer vermeintlichen neuen Gottes- und Welterkenntnis zustrebte und, wenngleich in der Stille der Gelehrtenstube sich abspielend, nach außen hin zufolge der scharf geführten literarischen Waffen und nicht zuletzt durch seinen sensationellen Ausgang von sich reden machte. Bereits in zwei Schriften: „Urgeschichte des Menschengeistes“ (1827) und „Andeutung eines Systems der spekulativen

Digitized by Google

Philosophie" (1831) hatte Daumer von seiner Weltanschauung Rechenschaft abgelegt. Es sind pantheistische Bekenntnisse, jedoch — in Anlehnung an Jakob Böhmes und Schellings Gotteslehre — unter dem Vorbehalt einer notwendigen „richtigen Vereinigung mit dem Theismus", demzufolge die Gottheit sich von dem der Natur und Menschheit zugrunde liegenden allgemeinen Wesen als absoluter Geist unterscheide, „der die Idee der Welt und den Plan zu ihrer Verwirklichung frei in sich entworfen hat". Wie andeutungsweise schon in jener Schulrede, so setzt er jetzt bestimmt seine Hoffnung auf eine neue bessere Religion. Seine Anschauung gründet sich auf den Glauben an das Gute und auf die Überzeugung, daß die Natur über ihre bestehende Daseinsform hinaus nach einer neuen, höheren strebe. Sie mag aber zugleich aus einer Reaktion gegen den damaligen protestantisch-orthodoxen Geist zu verstehen sein, vor dessen bedenklichen Auswüchsen er sich voller Sehnsucht in das Traumland einer besseren, Ruhe und Frieden verheißenden Zukunftsreligion flüchtete.

Dem Positivismus seines philosophischen und religiösen Denkens stand jedoch ein allmählich immer mehr Macht über ihn gewinnender Negativismus gegenüber. Zwei Gewalten, so lehrt er, bekämpfen einander im Leben und in der Geschichte des Universums. Die eine bejahende, schöpferische stehe in tiefem Widerspruch mit jener andern, von Anbeginn vorhandenen, welche aller Natur feindlich sei und nur auf Tod und Vernichtung aller Realität ausgehe. Diese letztere sei nicht nur philosophisch als Pessimismus zu begreifen, sondern sie habe sich zu einer praktisch ins Leben eingreifenden Religion herangebildet. Das war der Kernpunkt und Leitgedanke, welcher auf lange hinaus die Richtung seiner religiösen Anschauung entschied, und er bedeutete für ihn nichts anderes als eine Abrechnung mit dem Protestantismus und schließlich eine Kampfansage an das Christentum überhaupt. Aus seinen zahlreichen Schriften der nächsten Jahre geht hervor, wie sich dieser Prozeß schrittweise vollzog, in welche Erbitterung sich seine Polemik hineinsteigerte und daß nicht zuletzt das gänzliche Zerfallensein mit sich und der Welt den Gottsucher dahin trieb, haßerfüllt den Weg der Abkehr vom christlichen Glauben zu Ende zu gehen. Mit dem umfassendsten wissenschaftlichen Rüstzeug glaubt er zu seinem Kampfe gewappnet zu sein, hatte er sich doch zu seiner Beweisführung ein breites Fundament geschaffen, das über den engern geschichtlichen Bereich der christlichen Kirche weit hinausreichte. Er durchforscht alle Religionsformen der alten Welt,

Digitized by Google

um bis zu den Wurzeln der christlichen Gotteserkenntnis vorzudringen und im besondern den mythischen Zusammenhang der Evangelien mit dem uralten Gemeingut religiöser Phantasie und Symbolik nachzuweisen. Er beherrscht ebenso die mittelalterliche und neuzeitliche philosophisch-theologische Literatur und setzt sich mit allen Gegenwartsfragen in Kirche und Leben auseinander. Die Reichweite seines auch die entlegensten Gebiete erobernden Wissens bewahrte ihn freilich nicht vor der Gefahr unsachlicher Abschweifungen und kühner, aber gewaltsamer Konjekturen, wie denn überhaupt seinem zerrissenen Wesen eine fragwürdige wissenschaftliche Methode entspricht, die oft planlos vorgehend in der Zusammenschau der Erkenntnisse versagt, ihn in Widersprüche und Irrtümer verwickelt. Um so tragischer ist der Verlauf dieses Kampfes, da er mit dem glühenden Fanatismus eines ehrlich um das Höchste Ringenden ausgefochten ward.

Daumers Verhältnis zum Protestantismus nahm nicht sogleich die Form einer schroffen Ablehnung an; er gestand ihm immerhin zunächst noch Geltung zu, sofern er nur als eine Übergangsstufe zu betrachten sei. Zum offenen Bruch sollte es erst kommen, als Ausfälle unduldsamer Eiferer, die seiner Auffassung vom wahren Christentum hohnsprachen, und persönliche Angriffe von seiten der Orthodoxie ihn zum äußersten aufreizten. Die gehässigen Anfeindungen, die er sich mit seiner allerdings manchmal scharfen Polemik zuzog, mögen nicht der unwesentlichste Anlaß gewesen sein, seinen Vernichtungskrieg auf das gesamte Christentum auszudehnen. Zwar macht er der christlichen Lehre in der Abhandlung „Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und der Religionsgeschichte“ (1835) noch bedeutende Zugeständnisse vom spekulativen Standpunkt aus, dann aber nahm er auch diese zurück und sah in der ganzen Erscheinung „nur Barbarei, Teufelei und Verderben des Menschengeschlechts, einen großartig und welthistorisch durchgeführten Betrug“. Den im semitischen Molochdienst und anderwärts entdeckten Kultus des Bösen wittert er auch im Christentum, Jesus gilt ihm als Menschenopferer, viele Heilige als Menschenschlächter. In dem qualvollen Vernichtungskampf nach einem Halt suchend, nimmt er eine Zeitlang seine Zuflucht zur jüdischen Messiasidee, aber sie sowenig wie Schopenhauers Pessimismus oder das buddhistische Nirwana konnten ihm einen Ausweg zeigen. Denn er wollte keine Welt der Entsagung, sondern sah den Schöpfungszweck „in der Vollendung und Steigerung des weltlichen Daseins bis zur höchsten Potenz und reichsten Entfaltung desselben“. Daher mußte ihm

Digitized by Google

damals der persische Dichter Hafis, da er die asketische und ethische Abstraktion des Übersinnlichen und Himmlischen verneint, als der beste Dolmetscher seiner eigenen Lebensanschauungen erscheinen.

So radikal er in der Negation des Christentums zu Werke ging, so läßt ihn andrerseits auch in den dunkelsten Tagen der Verzweiflung der Glaube an eine neue, die Menschheit beglückende Weltreligion nicht im Stich. Von ihrem Geist sollte das dreibändige Werk „Die Religion des neuen Zeitalters" (1850) ein Bild geben, nicht als Erzeugnis seiner eigenen Weisheit, die ihm für ein solches Unternehmen unzureichend dünkte, sondern in Form einer umfangreichen aphoristischen Blumenlese, indem er Äußerungen von Denkern aller Zeiten zur Zeugenschaft für die neue Gottes- und Weltanschauung aufruft. Deren Quintessenz: die wahre Religion soll die der Natur im höchsten und besten Sinn des Wortes sein; nur aus der Erkenntnis des Einsseins von Gott und Natur, der Totalität des Daseins, in der sich die unendliche Allkraft offenbart, kann der Menschheit Heil und Frieden erblühen. Gleichwohl war dieser Glaube nicht mächtig genug, ihn von der Qual seines vergeblichen Ringens zu erlösen. Die nächsten Jahre treiben ihn immermehr in ein Labyrinth. Während eines einsamen Sommeraufenthalts in Kronthal (Taunus) — Daumer war 1856 mit Frau und Tochter nach Frankfurt (Main) übergesiedelt — baut er sich ein neues System, seine „Eremitalphilosophie" auf, um sie alsbald wieder zu verwerfen. Woran er sich auch klammert, alles zerrinnt ihm zu Trugbildern. Den Weg durch die Finsternis erhellt ihm einzig die glühende Liebe zu einer in weiter Ferne weilenden jungen Nichte, der er in überschwänglichen Briefen auch seine Seelennöte anvertraut. Von Wahnsinns- und Selbstmordgedanken verfolgt, sieht und wünscht er nur noch eines: den Untergang der Menschheit, das Ende seiner selbst — als das Schicksal höchst seltsam über sein ferneres Dasein entscheidet.

Eine überraschendere und nach seiner Vorgeschichte unbegreiflichere Wendung konnte der Ausgang seines Kampfes nicht erfahren als dadurch, daß Daumer 1859 zum Katholizismus übertrat. Die wahren Beweggründe zu diesem in letzter Minute getanen Schritt, den er selbst als die größte und stärkste Tat seines Lebens bezeichnete, liegen keineswegs ohne weiters klar auf der Hand, so ausführlich seine kurz darauf erschienene Rechtfertigungsschrift „Meine Conversion" (1859) diese darzulegen unternimmt. Diese Quelle reicht, selbst wenn sie durchaus glaubwürdig wäre, allein nicht hin, um ein

Digitized by Google

richtiges Urteil über die religiösen Motive und den psychologischen Hintergrund seines doppelt merkwürdigen Entschlusses zu gewinnen; handelte es sich doch hier nicht bloß um einen Konfessionswechsel, sondern um eine erst vorausgehende Rückkehr vom extremsten Antichristentum zur christlichen Denkweise. Schon diese Metamorphose mutet nach Daumers Schilderung etwas romanhaft an, und ihre theologische Begründung ist nicht recht überzeugend. Warum aber wurde er Katholik? Daß für ihn, wie er vorgibt, Christ und Katholik sein in eins zusammenfiel und er für den Fall einer Zurückwendung zum Christentum nur dem katholischen als dem einzig wahren anzugehören habe, ist als vorgefaßte Meinung eines grimmigsten Gegners der christlichen Lehre sinnlos. Befragt man zudem sein Schrifttum während der Kampfzeit nach seinem bisherigen Verhältnis zum Katholizismus, so lassen die wenigen Zeugnisse auf eine keineswegs eindeutige Haltung schließen. Auf der einen Seite gilt ihm die eine wie die andere christliche Konfession als der Inbegriff des vollkommen Falschen und Bösen, auf der andern liebäugelt er schon früh mit gewissen katholischen Glaubenslehren (Fegefeuer usw.) und bekennt seine Hinneigung zum Mariendienst durch seine 1841 pseudonym erschienene Gedichtsammlung „Die Glorie der heiligen Jungfrau". Solche katholisierenden Anwandlungen wird man mehr als eine romantisch schwärmerische Sympathiekundgebung des Dichters Daumer auffassen müssen, wie denn überhaupt in ihm offenbar mehr der Künstler als der religiöse Denker sich zur Mystik und Magie des katholischen Gottesdienstes hingezogen fühlte, der im Gegensatz zu dem nüchternen Protestantismus Luthers durch und durch poetisch und ein der Kunst unentbehrlicher Boden sei. Was den Mariendienst betrifft, so legte er ihm übrigens über das Konfessionelle hinaus eine besondere weltanschauliche Sinndeutung bei. Sie gipfelt für ihn in jener Apotheose des Ewigweiblichen, die in der „Religion des neuen Weltalters" ihren Ausdruck findet. Das Weib sei das wahrhaft und einzig Göttliche und Heilige, in dessen geheimnisvoller Tiefe sich der ewige, unentbehrliche Grund und Urquell alles Daseins und Lebens birgt. Im Glauben an die Liebe Gottes offenbare sich die Anerkennung des Ewigweiblichen, die Verehrung der heiligen Jungfrau sei das höchste Symbol seiner Verherrlichung.

War demnach zu dem Entschluß seiner Konversion, selbst als dieser noch in weiter Ferne lag, eine gewisse psychische Disposition vorhanden, der überdies das Gegensätzliche und Exzentrische seines Wesens Vorschub leistete, so bleibt dennoch der Vollzug dieses Ent-

Digitized by Google

schlusses in seinen Beweggründen, soweit sie als dogmatische in der Konversionsschrift geltend gemacht werden, schwer begreiflich, und es lag nahe, daß er sehr geteilter Auffassung begegnete. Nicht nur der Zweifel an seiner intellektuellen Zurechnungsfähigkeit wurde laut, sondern vor allem der Verdacht selbstsüchtiger, unlauterer Motive. Es sei ein Pakt, bei dem nur einerseits das kirchlich-politische, andrerseits das persönliche Interesse und materielle Bedürfnis eine Rolle gespielt habe. Wie heftig auch Daumer sich dagegen verwahrt, indem er die Reinheit und Redlichkeit seines Charakters und den Ernst seiner religiösen Überzeugung beteuert, so stehen damit private Äußerungen in jenen Briefen an seine Nichte jedenfalls nicht im Einklang. In den vertraulichen Enthüllungen über seine Anschauungen als Katholik, die er selbst für die Öffentlichkeit als unzulässig bezeichnete, stimmt es zum mindesten bedenklich, wenn Daumer gesteht, er habe mit seinem Übertritt von seinen früheren Prinzipien im wesentlichen nicht das geringste aufgegeben und nur einen andern Weg zur Verwirklichung seiner Ideen eingeschlagen. Wie jene verunglückte Annäherung an das Judentum, so sei auch seine Konversion nur ein praktisches Experiment, das sein Inneres unangetastet lasse. Daß er im Grunde seines Herzens kein echter Katholik wurde, dafür sind auch die weiteren Geständnisse an dieser Stelle bezeichnend. Und im übrigen bestätigte sich's in der Folge, daß die katholische Kirche an dem Konvertiten Daumer kein frommes und gefügiges Schäflein gewonnen und wenig Freude an ihm erlebte. Das anfänglich gute Einvernehmen ließ die kirchliche Zensur vorerst Nachsicht gegen ihn walten, wiewohl er in den nächsten Schriften die Rolle des eifrigen Apologeten bereits mit dem Hintergedanken spielte: „Ich fälsche in den falschen und schlechten Katholizismus den wahren ein, sie entsetzen sich und fügen sich doch." Indes schon nach wenigen Jahren hat er die Kirche und ihre Kritik gegen sich, infolgedessen er fortan nur bei protestantischen Verlegern drucken ließ, um in der Aussprache seiner religiösen Meinungen unbehindert zu sein. So nahm Daumers Konversion ein klägliches Ende, auch an diesem letzten Versuch, den wahren Weg zu Gott zu finden, war er gescheitert.

Über seinen Lebensabend bleibt nicht mehr viel zu berichten. Seit 1860 in Würzburg ansässig, verbrachte er noch fünfzehn Jahre in stiller Zurückgezogenheit, trotz schweren körperlichen Leidens unermüdlich mit seinen mehr und mehr den Geheimwissenschaften zugewandten Studien beschäftigt, um sein vereinsamtes Leben daselbst am 14. Dezember 1875 zu beschließen.

Digitized by Google

Das Wesen dieses rätselhaften Menschen wäre einseitig erfaßt, wenn es allein aus der abenteuerlichen Geschichte seiner religionsphilosophischen Entwicklung abgelesen würde. Zum Gesamtbild rundet es sich erst durch die Züge, welche der Dichter Daumer ihm verleiht. Denken und Dichten bestimmten als gleichwertige Kräfte sein Weltbild und sein Lebensgefühl. Was ihm auf spekulativem Wege zur Erkenntnis wurde, war zugleich mit den Augen des Künstlers geschaut, dessen starke Begabung sich in seinem poetischen Schaffen überzeugend ausweist. In die lange Reihe seiner wissenschaftlichen Schriften sind zahlreiche Gedichtsammlungen eingestreut. Sie nehmen sich auf den ersten Blick zum Teil als Fremdlinge aus inmitten ihrer philosophisch-literarischen Umgebung, wiewohl auch in solchem Fall eine tiefere ideelle Beziehung zu ihr besteht. Daumers Lyrik ist der Nachwelt ziemlich unbekannt geblieben. Wer wüßte heute noch von ihr, wenn nicht einzelne Stücke im Gewande Brahmsscher Klänge fortlebten. Was Brahms sich auswählte, gehört sicher zum Schönsten und Edelsten Daumerscher Verskunst, stellt aber nur einen winzigen Ausschnitt aus ihr dar. Des Dichters ganze Liebe gehörte von Anbeginn dem Volkslied im weitesten Sinne. Wie Herder die „Stimmen der Völker in Liedern" aus allen Zonen und Zeiten zusammengetragen, so wollte Daumer, dem Goetheschen Gedanken einer von den Deutschen zu begründenden Weltliteratur auf seine Weise folgend, die lyrische Poesie aller Völker von den Griechen bis auf die Gegenwart zu einem allumfassenden weltpoetischen Pantheon vereinigen und damit ein „recht eigentlich nationales, d. h. der Universalität des deutschen Geistes entsprechendes Werk" zustande bringen. Aus diesem Plan gingen eine Reihe von Anthologien hervor. Im Kreise der Morgenländischen Dichtungen stehen vornan die „Hafis"-Lieder (zwei Folgen), die in freien Variationen den Geist des Originals nacherlebend den persischen Sänger nicht nur als lustigen Zecher, sondern auch als tiefsinnigen Erfasser der Natur und ihres unerschöpflichen Lebensdranges feiern. Hingegen huldigt die Gedichtsammlung „Mahomed und sein Werk" dem Propheten des Islam mit betont antichristlicher Tendenz und verherrlicht den Koran als das erste Evangelium der neuen Weltreligion. Eine geplante dritte orientalische Anthologie „Die Weisheit Israels" kam erst neuerdings aus dem Nachlaß zum Druck. Dem Kultus des Ewigweiblichen auch als Lyriker ein Denkmal zu setzen, dazu bot schon der Stoff natürlichen Anreiz. So führt der Dichter in den „Frauenbildern" eine Galerie mit Feinheit und Grazie dar-

Digitized by Google

gestellter weiblicher Porträts vor, in deren Züge nach eigenem Geständnis viel Selbsterlebtes verwoben ist, und legt am Altar der heiligen Jungfrau außer der früher erwähnten lyrischen Gabe noch einen zweiten, mit ebenso schwärmerischer Hingabe gewundenen Blütenkranz „Marianische Legenden und Gedichte" nieder, während er in „Bettina", einer metrischen Umformung bedeutender Stellen aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde gewissermaßen eine moderne Madonna verehrt. Als wertvollste dichterische Leistung reiht sich endlich „Polydora. Ein weltpoetisches Liederbuch" an, vermehrt um die der zweiten „Hafis"-Sammlung angeschlossenen „Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern".

So verschiedenen Gedankenkreisen diese lyrischen Sträuße angehören, sie lagern sich alle um einen gemeinsamen Ideenkern, den auch Daumers Philosophie umschließt. Ein Hohelied der Liebe, oft beseelt vom Ausdruck tiefer Naturverbundenheit, klingt daraus entgegen. Schon diese ureigene bekenntnishafte Einstellung zum poetischen Stoff läßt erwarten, daß es sich auch bei den Nachdichtungen nicht um bloße Übersetzungen fremdsprachiger Originale handelt, sondern um ein freies Nachschaffen aus der Kraft persönlichen künstlerischen Gestaltens. Dies bestätigt sich auch in der äußern Form, für welche Klang und Rhythmus der deutschen Muttersprache die einzigen Träger des jeweiligen dichterischen Gedankengehalts sind. Daumers Lyrik ist die Sprache eines liebeglühenden Herzens, voll jugendlichen Ungestüms und hell auflodernd im Brande der Leidenschaften, und wiederum von klassischer Ruhe und Klarheit, wie sie nur der Weise zu führen versteht. Stets erfaßt sie den Vorwurf mit sicherem Griff, welcher Situation immer sie gegenübersteht, und weiß — wohl eines der untrüglichsten Anzeichen schöpferischen Eigentums — dem poetischen Gedanken oft eine überraschend scharfe Pointe zu geben, besonders in der gedrungenen Kürze des Vierzeilers. Stets bleibt sie edel in Haltung und Gebärde, auch wenn der Rausch der Sinne den Dichter überwältigt. Ebenso in der Verskunst und Diktion bewährt sich der Meister, indem er dem formalen Zwang der oft widerspenstigen fremdsprachigen Vorlage mit Geschick sich entzieht und sie feinhörig und reich an originellen Mitteln in sein geliebtes Deutsch überträgt. Mag es dabei nicht immer ohne Härten abgehen, so besticht doch im großen und ganzen diese Poesie durch den Wohlklang ihrer leichtfließenden und gepflegten Sprache. Wüßte man nicht aus dem Leben des Dichters, welche Gewalt die Musik über ihn hatte, man errät's aus

Digitized by Google

seinen Versen, daß ihm eine grundmusikalische Seele innewohnt. Der hohe Kunstwert seiner Lyrik läßt somit bedauern, daß ihr bisher nicht die verdiente Anerkennung zuteil wurde. Sowenig der Religionsphilosoph mit seinem geistigen Vermächtnis in die Zukunft zu wirken vermochte, der Dichter Daumer sollte nicht vergessen werden.

Schriften: Von Daumers Schriften seien hier nur die wichtigsten angeführt. Ein ausführliches Verzeichnis befindet sich in der Zeitschrift „Aus der Mansarde". III. Heft, 1861, und in dem Artikel Daumer der Allg. Deutschen Biographie.

Wissenschaftliche Schriften: Über den Gang und die Fortschritte unserer geistigen Entwicklung seit der Reformation. Nürnberg 1826. — Urgeschichte des Menschengeistes. Berlin 1827. — Philosophie, Religion und Altertum. Nürnberg 1833. — Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte. Ebda. 1835. — Sabath, Moloch und Tabu. Ebda. 1839. — Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer. Braunschweig 1842. — Der Anthropologismus und Kritizismus der Gegenwart. Nürnberg 1844. — Die Geheimnisse des christlichen Altertums. Hamburg 1847. — Die Religion des neuen Weltalters. 3 Bde. Ebda. 1849. — Die dreifache Krone Roms. Münster 1859. — Meine Conversion. Mainz 1859. — Das Christentum und seine Urheber. Ebda. 1864. — Der Tod des Lebens kein Tod der Seele. Dresden 1865. — Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. 2 Bde. Ebda. 1867. — Das Reich des Wunders. 1872. — Der Zukunftsidealismus der Vorwelt. 1874. — Musikalischer Katechismus. (Deutsche Vierteljahrsschrift 1864, Heft III, 1.) — Aus der Mansarde. Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte. 6 Hefte. Mainz 1860—62. — Kaspar Hauser. Regensburg 1873.

Dichtungen: Bettina. Nürnberg 1837. — Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria (Pseud. Eusebius Emmeran). Ebda. 1841. — Hafis. 1. Smlg. Hamburg 1846, 2. Smlg. Nürnberg 1852. — Mahomed und sein Werk. Hamburg 1848. — Frauenbilder und Huldigungen. 3 Bde. Leipzig 1853. — Polydora. Ein weltpoetisches Liederbuch. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1855. — Marianische Legenden und Gedichte. Münster 1859. — Menschenseelen. Ein Legenden- und Novellensträußchen. Mainz 1862. — Blumen und Früchte aus den Zeiten christlicher Weltanschauung. Ebda. 1863. — Von einer neuen Gesamtausgabe der poetischen Werke Daumers (hrsg. von Leop. Hirschberg) liegt bisher nur der I. Band „Dichtungen des Morgenlandes" vor. Berlin 1924.

Quellen: Briefe Daumers an seine Nichte. (Süddeutsche Monatshefte 1913/14.) — Biographien von Veit Valentin (Allgem. Deutsche Biographie, Bd. IV), Franz Alfr. Muth (Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur. Frankfurt a. M. 1887) und Mich. Birkenbihl (Münchener Dissertation, Teildruck. Aschaffenburg 1905). Literaturgeschichten von Jul. Schmidt, Rud. Gottschall u. a. — Dav. Aug. Rosenthal, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. I. Bd. Schaffhausen 1866.

Oskar Kaul (Würzburg).

Digitized by Google

7. Dürrner, Johannes,
Tondichter,
1810—1859.

Von den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis in die achtziger galt die Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli in Leipzig für einen der bedeutendsten Männerchöre Deutschlands. Ihr Dirigent war der Mendelssohn-Schüler Hermann Langer. Der machte 1855 mit den besten seiner Sänger eine Fahrt durch Thüringen; ein alter Pauliner berichtet von ihr folgende Begebenheit:

Im großen Zimmer des alten Gasthauses auf der Wartburg wurden alle Lieblingslieder gesungen, zuletzt auch Dürrners ewig schönes, ernstes „Einst war mir Frieden und Ruhe beschieden". Alle lauschten andächtig; als der mächtige Aufschwung „wie war ich selig" erklang, barg ein Fremder, der still in einer Ecke saß, sein Gesicht in beide Hände, Tränen stürzten aus seinen Augen, und als der letzte Ton verklungen war, trat er zu den Sängern und sprach tiefbewegt: „Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für dieses Lied. Es gibt auf der Welt keinen, den Ihr Lied tiefer hätte ergreifen können, als mich: ich bin Dürrner. Ich komme aus Schottland, meiner zweiten Heimat — der erste Gruß, den das alte Vaterland mir bietet, ist mein eigenes Lied."

Dürrner war damals auf dem Gebiet des Männerchors neben Mendelssohn wohl der meistgesungene Komponist, und es ist keine große Übertreibung, wenn wir sagen, daß er es heute, 70 Jahre nach seinem Tod, noch ist. Seine Lieder sind lebendig geblieben über allen Wechsel von Stil und Geschmack, ob sie sich im leichten Ton des Volksliedes oder im schweren Schritt des ernsten, feierlichen Gesangs bewegen. Und es sind nicht nur Nummern des Programms, ausgegraben für ein feierliches Konzert, sondern sie leben, erklingen, wo ein kleines Quartett sich am prunklosen Gesang erfreut, und wirken ergreifend, wenn ein großer Chor die wuchtigen Weisen vorträgt.

Seine Werke also leben, aber das Andenken an seine Person ist ganz verschollen. In der Heimat, wo der von ihm gegründete Liederkranz heute noch blüht, weiß niemand mehr von ihm. Nur das eine konnte ich noch erkunden, daß er jedes Jahr seine Ferienzeit in der Vaterstadt verbrachte und stets ohne Abschied zu nehmen fortging, da ihm das Fortgehen jedesmal gleich schwer fiel. Das Werk, das man zuerst zur Hand nimmt, wenn man eines bedeutenden Deutschen Leben kennenlernen will, die 56 bändige „Allgemeine Deutsche Bio-

Digitized by Google

graphie" erwähnt seinen Namen nicht; die Musikgeschichten widmen ihm höchstens ein paar Zeilen, und die Sammlung seiner Männerchöre, die eine ganz knappe Lebensgeschichte von ihm enthält, ist selten mehr zu finden. Und doch verdient sicher der am meisten, daß sein Gedächtnis in dankbarem Angedenken weiterlebe, dessen Werke weiterleben und Tausende erfreuen — die Enkel derer, denen er sie zuerst sang.

Johannes Rupprecht Dürrner wurde am 15. Juli 1810 in Ansbach geboren. Die Eltern hatten ein kleines Grundstück, das sie bewirtschafteten, daneben war der Vater Musiker. Die Verhältnisse waren dürftig, und obwohl der Sohn früh eine unverkennbare Begabung für die Musik zeigte, konnte er sich dieser nicht widmen, sondern sollte im Lehrerseminar in Altdorf sich für den Lehrerberuf ausbilden. Aber dessen Vorstand Götz, später Stadtpfarrer in Ansbach, erkannte seine ungewöhnliche Begabung und vermochte einen Kreis von Gönnern für ihn zu werben, die ihm die Mittel gaben, beim Hofkapellmeister Friedrich Schneider in Dessau sich in der Theorie der Musik gründlich auszubilden. Seine Tüchtigkeit und sein liebenswürdiges Wesen erwarben ihm rasch die Zuneigung seines Lehrers und seiner Mitschüler.

Als sich in seiner Vaterstadt die Kantorstelle erledigte, bewarb er sich um sie und trat sie am 19. Januar 1831 an. Der Einundzwanzigjährige erfüllte alle auf ihn gesetzten Erwartungen als Dirigent, als Lehrer und ausübender Künstler aufs glänzendste: keine Mühe, kein Opfer war ihm zu groß, um mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften Vorzügliches zustande zu bringen, und von den klassischen Aufführungen im Orangeriesaal, den fein ausgearbeiteten Vorträgen seiner Sänger in der Kirche oder auf fröhlicher Sängerfahrt wird berichtet, daß selbst in großen Städten nichts so Mustergültiges zu hören war.

Enderlein führt im Nachruf für ihn die Äußerung eines bedeutenden auswärtigen Dirigenten an: „Ich habe in Leipzig Gutes gehört; aber die Vorträge des Liederkranzes in Ansbach stehen in meiner Erinnerung einzig da, und bis zur Stunde sind sie meine Muster geblieben, wenn ich die betreffenden Stücke einzuüben hatte." Ein Brief vom November 1831 an seinen Lehrer Schneider in Dessau schildert ausführlich das musikalische Leben in Ansbach: er rühmt es sowohl, soweit es sich in der Öffentlichkeit zeigt, wie die Pflege der Musik im Haus.

Nachdem er gleich 1831 einen Singverein zusammengebracht hatte, gründete er 1833 den heute noch blühenden Liederkranz.

Digitized by Google

Als 1841 das Lied Beckers in Würzburg: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" in ganz Deutschland patriotische Begeisterung weckte, gab Dürrner ihm die Melodie, die alle Welt entzückte und heute noch fortlebt. Am Schlusse der Theatervorstellung vom 1. Dezember 1841 wurde das Lied in der Dürrnerschen Vertonung vierstimmig von der Bühne des Schloßtheaters herab gesungen, ein Vortrag, welcher bei den zahlreichen Zuhörern einen Beifall hervorrief, wie er in der Geschichte des Ansbacher Theaters einzig dasteht.

Es fand eben in diesem Lied das Gefühl der innigen Vaterlandsliebe seinen Ausdruck, das ihn selbst beseelte. Wen ergreift es nicht im Innersten, wenn in einem anderen seiner Vaterlandslieder „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald" am Schluß jede der Stimmen mit wachsender Stärke das „da" betont und dann alle vier vereint herausschmettern: „da will ich ewig wohnen!" Auch das Rheinweinlied: „Wo solch ein Feuer noch gedeiht" atmet diesen Geist.

In den Ferien bildete er sich bei Ferdinand David in Leipzig im Violinspiel weiter und nahm 1842 einen längeren Urlaub, um bei Moritz Hauptmann (dessen klangreiche Kompositionen zu Unrecht fast vergessen sind) seine theoretischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Er nahm am musikalischen Leben Leipzigs den regsten Anteil, und Hermann Langer erzählte oft, daß Mendelssohn, Dürrner und Hermann Theobald Petschke, dessen Lieder „Neuer Frühling ist gekommen" und „In allen guten Stunden" noch gesungen werden, sich regelmäßig zusammenfanden, wozu jeder eine neue Komposition mitbringen mußte, die dann von allen beurteilt wurde; damals seien die herrlichen Lieder: In allen guten Stunden — Was uns eint als deutsche Brüder — Wie mit grimmem Unverstand, und unzählige andere zum erstenmal erklungen. Und dann schilderte er auch die Persönlichkeiten — ein schmerzlicher Gegensatz! Mendelssohn, der vom Glück getragene Künstler, dem im Beruf und Haus jeder Wunsch sich erfüllte, und Dürrner, dem es trotz seiner großen Begabung nicht gelang, eine gesicherte Stellung zu erlangen, und der sich deshalb ins Ausland wandte.

Ein Brief vom 10. August 1844 erklärt uns, was ihn dazu bewog. Er ist auch an Schneider gerichtet und beginnt: „Nach langem inneren Kampf bin ich endlich dahin gekommen, über einen Entschluß in Ruhe nachdenken zu können. Ich habe meine Stelle hier aufgegeben und werde nun, nachdem ich vorher bei Hamilton *) Rat geholt habe,

*) Dies war ein Musikverleger.

Digitized by Google

nach Edinburgh gehen und solange dort bleiben, bis sich eine erwünschte Stellung, vielleicht die Blumröderſche in Nürnberg, für mich auftut." Er schildert dann, wie das Orchester immer mehr zusammenschwinde durch die Teilnahmslosigkeit von Stadt und Regierung. Und ein „unglückliches Liebesverhältnis" brachte den Entschluß zur Reife. — In den tief ergreifenden, fast harten Harmonien des Liedes: „Einst war mir Frieden und Ruhe beschieden" klingt seine Stimmung beim Abschied nach. Viele halten es für sein schönstes Lied — wie viele (so auch Langer) haben sich dieses als Abschiedsgesang am Grabe erbeten!

Die Wahl Edinburgs erwies sich als eine glückliche. Sein Können und seine Liebenswürdigkeit verschafften ihm, obwohl er die englische Sprache erst erlernen mußte, in dem gegen Fremde sonst so zurückhaltenden Land in kurzem großes Ansehen, und es eröffnete sich ihm als Dirigenten und Lehrer rasch ein ausgedehnter Wirkungskreis; bald galt er für den hervorragendsten Musiker Schottlands und war der leitende und belebende Mittelpunkt des musikalischen Lebens dort.

Sicher hat zu diesem raschen Erlangen von Ansehen und Einfluß viel beigetragen seine Vertonung der schottischen Volkslieder. Man erkannte, wie trefflich er mit ihr das schwermütige Gepräge der schottischen Lieder, die Art des Volkstums wiedergegeben hatte, und daß er ein innerlich begeisterter Herold heißer Vaterlandsliebe war.

Aber so ehrenvoll und einflußreich auch seine Stellung war, sie war nach und nach sehr anstrengend und aufreibend für ihn geworden, und 1857 schreibt er an Langer: „Obgleich in einem freien Land lebend arbeite ich härter als ein Sklave." Immer mehr wuchs die Sehnsucht nach der Heimat, und immer öfter äußerte er die Absicht, sobald seine wirtschaftlichen Verhältnisse es gestatteten, für immer in sie zurückzukehren. Aber ein heftig auftretendes Herzleiden verzögerte diesen Plan. Am 9. Juni 1859 sah er noch einen frohen Kreis von Gästen in seinem Haus bei sich; als der Diener am Morgen zur gewohnten Stunde das Zimmer betrat, fand er seinen Herrn tot im Bette liegen; ein Herzschlag hatte sein tatenreiches Leben beendet. — In seinem Testament war verfügt, daß alle hinterlassenen Manuskripte verbrannt werden sollten.

Die größte Edinburger Zeitung widmete ihm einen höchst ehrenden Nachruf: „Dürrners Tod ist ein unersetzlicher Verlust für die hiesigen musikalischen Kräfte, die sich keiner hervorragenderen Zierde rühmen konnten. Sein Ruf als hochgebildeter Künstler und ge-

Digitized by Google

schickter Musiker war nicht auf unsere Stadt allein beschränkt, sondern war schon in seinem Vaterland bedeutend. Seine zahlreichen Kompositionen zeigen reiche und lebhafte Erfindungsgabe, reinen und erhabenen Geschmack und eine gründliche Erkenntnis aller Hilfsquellen der Kunst. Er wird von einem großen Kreis von Freunden, die ihn ob seiner stets gleichbleibenden, angeborenen Liebenswürdigkeit hochschätzten, betrauert werden."

Die Todesanzeige im „Ansbacher Morgenblatt" ist von seinem besten Freunde, August Enderlein, der damals Lehrer in Ansbach war, unterzeichnet. Dieser schenkte auch dem Historischen Verein für Mittelfranken das in Wachs bossierte Relief, das, in Auffassung und Ausführung gleich vorzüglich, ihn als vierzigjährigen Mann zeigt. (Dagegen ist das bisher einzig bekannte Bild von ihm, eine Lithographie nach einem Ölbild von Ossani, nicht sehr bedeutend.) — Enderlein widmete ihm auch einen Nachruf im „Morgenblatt", der Liederkranz veranstaltete für ihn eine Gedächtnisfeier, bei der neun seiner Lieder gesungen wurden, aber außer „Lebensregel" und „Rheinweinlied" keines der heute noch gesungenen. Als „Preiskomposition" ist bezeichnet Schillers Lied an die Freude, für Solo und Chor. —

Das Glück, das dem schaffenden Musiker beschieden ist: frohe Stunden noch froher zu machen, das Leid trüber Stunden zu lindern, ist Dürrner in reichem Maß zuteil geworden. Er hatte das Glück, in der Zeit zu schaffen, in der der Männerchor seinen Siegeszug antrat, und die innere Kraft seiner Lieder erwarb ihnen die Gunst seiner Zeitgenossen und erhielt sie bis heute lebendig.

Die Zahl seiner Kompositionen ist sehr groß; im großen „Handbook of Musical Literature" von Fr. Pazdérek füllt ihre Aufzählung vier enggedruckte Spalten.

Um zu zeigen, welch kostbares Erbe er damit dem deutschen Volk hinterließ, möchte ich einige von ihnen, die heute noch erklingen, wo ein Männerchor erschallt, aus diesem reichen Schatz anführen. Die Wahl ist keine übereilte! Im Jahr 1877 habe ich in Leipzig unter Langer das erste Lied Dürrners gesungen und ihn seitdem geschätzt und geliebt.

So nenne ich folgende Lieder — jeder wird ja streichen oder hinzufügen nach seinem Gefallen:

Die Blumen vom Walde („Einst war mir Frieden und Ruhe beschieden"). „Auf deinen Höhn, du mein liebes Vaterland." „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald, da wachsen unsre Reben." Sturmbeschwörung („Wie mit grimmem Unverstand Wellen sich bewegen").

Digitized by Google

„Vöglein, was singst du im Walde so laut?" „Das Lied vom Wein ist leicht und klein." Lebensregel („Willst du in des Lebens Stürmen fest und unerschüttert stehen"). Unser Vaterland („Kennt ihr das Land, so wunderschön?"). Die Arche Noah („Das Essen, nicht das Trinken, bracht' uns ums Paradies"). „Der Lenz ist angekommen, habt ihr es nicht vernommen?"

Jeder wird wohl in dieser Reihe „alte, liebe Lieder" finden, die er als Sänger oder Hörer schon lange liebte und nun doppelt lieben wird, da er weiß, daß ein Landsmann ihr Schöpfer ist.

Werke: Sie sind alle aufgezählt in Fr. Pazdérek: Handbook of Musical Literature. Wien 1906. J. Dürrners Männerchöre (Leipzig, E. C. Leuckart.) Partitur und Stimmen in Kl.-4°. Mit s. Bild. — Jede Sammlung von Männerchören enthält Werke von ihm.

Quellen: Eine kurze Lebensgeschichte von Prof. Richard Müller ist der erwähnten Ausgabe s. Männerchöre (1890) vorausgeschickt. Enderlein: Nachruf im Ansbacher Morgenblatt 1859. Sonntagsbeilage vom 10. Juli. Dr. Julius Meyer: Musik in Ansbach — im Unterhaltungsblatt der Fränkischen Zeitung Nr. 44 und 45 von 1913 (Ansbach). Langers Berichte aus Dürrners Zeit geben Walther Gensel (Jugenderinnerungen) und Leo Köhler (Paulinerhumor) in der Pauliner-Zeitung 1928. (Leipzig. Verband der alten Pauliner.)

Thomas Stettner (Ansbach).

8. **Endreß**, Bernhard,
rechtskundiger Bürgermeister in Ansbach,
1788—1842.

Das Andenken hervorragender Bürgermeister aus den fränkischen Städten wird meistens durch Bauten, Anstalten und Einrichtungen wachgehalten, welche den Schöpfer überdauerten und der Nachwelt erhalten blieben. Seltener ist es, daß ein Bürgermeister noch in bester Erinnerung geblieben ist, der in sparsamer Nachkriegszeit nur durch tüchtige Verwaltung und durch letztwillige Verfügung gewirkt hat, wie Bernhard Endreß in Ansbach.

Diese Stadt hatte die markgräfliche Hofhaltung verloren, war von der Residenzstadt eines Landes zur Kreishauptstadt an Bedeutung und Bevölkerungszahl abwärts gekommen, als 9 Jahre nach Bewilligung der Selbstverwaltung, nach dem Tode des ersten bayerischen Bürgermeisters Johann Jakob Biechele, die erste Bürgermeisterstelle im Jahre 1827 neu zu besetzen war. Das Gemeinde-

Digitized by Google

kollegium, das die Wahl vorzunehmen hatte, beherrschte dessen erster Vorstand, der tüchtige und gewandte Advokat Greiner. Wohl meldeten sich nicht wenige, besonders auch mehrere Freunde Greiners aus dessen Erlanger (Onolden-) Zeit. Greiner wußte aber, daß er einen besonders geeigneten Mann dieses Freundes-Kreises gewinnen könne und veranlaßte seinerseits Bernhard Endreß, Landgerichts-Assessor im nahen Leutershausen, sich zu melden, indem er ihm seine ausschlaggebende Unterstützung zusicherte.

Bernhard Endreß war als Sohn eines Pfarrers in Elpersdorf am 12. November 1788 geboren, im Pfarrhause zu Berolzheim aufgewachsen, hatte 1806 das Studium der Rechte in Erlangen begonnen und war unvermählt, als er am 24. September 1827 zum ersten rechtskundigen Bürgermeister in Ansbach gewählt wurde. Mit „Liebe und Freude" trat er, wie er selbst sagt, sein Amt an, brachte sofort frischen, großzügigeren Sinn in die städtische Verwaltung und legte erheblichen Wert darauf, daß die Öffentlichkeit sich mehr als bisher mit den Einzelheiten der Stadtpolitik vertraut mache. Diesem Zweck dienten die von ihm herausgegebenen, bei Brügel gedruckten Jahrbücher, die sich nicht auf den vorgeschriebenen trockenen Zahlenbericht beschränkten, sondern uns auch nach hundert Jahren noch ein kleines Bild über Entwicklung, wirtschaftliches und kulturelles Leben, sittliche Verhältnisse und Fortschritte von der Stadt Ansbach geben, deren statistische Nachweise uns heute noch wertvolle Vergleichungen ermöglichen. Endreß wußte auch die wertvolle Unterstützung privater Vereinigungen für die Öffentlichkeit auszunützen, besonders die Ansbacher Gesellschaft für vaterländischen Kunst- und Gewerbefleiß, welche leichter als die städtischen Kollegien neue Einrichtungen wagte, wie die Sparkasse, Armenbeschäftigungsanstalt, Ausstattungsanstalt usw., so daß die Stadt diese größtenteils übernehmen konnte, sobald die Bürgerschaft die günstige Wirkung solcher Neuerungen erkannt hatte.

Von Vorteil war es auch für die Stadt, daß Bürgermeister Endreß es verstand, besonders gute Beziehungen zum Königshause und den bayerischen Abgeordneten zu pflegen. Wenn König Ludwig von München zu den unterfränkischen Bädern fuhr oder sonst in die Nähe Frankens kam, wußte Endreß die königliche Familie durch gleichzeitige Veranstaltung eines Volksfestes auf der Ludwigshöhe oder im Hofgarten in Ansbach festzuhalten und der Ansbacher Bevölkerung vertraut zu machen. Wenn aber der Abgeordnete des bayerischen Landtages nach Hause kam, veranstaltete Endreß zu

Digitized by Google

Ehren des Abgeordneten durch die städtischen Kollegien ein Ehrenmahl und überreichte ihm ein Ehrengeschenk des Magistrats. Ein Ehren-Gastmahl wurde dem Abgeordneten auch noch durch einen Kreis Ansbacher Bürger bereitet.

Leider wurde Endreß aber schon früh durch ein Augenleiden in seiner Schaffensfreude beeinträchtigt, so daß ihm allmählich nachmittags die Arbeit im Rathaus erschwert war und nach 15 jähriger Bürgermeisterzeit mit 54 Jahren völlige Dienstbefreiung wünschenswert erscheinen mußte. Seine materielle Lage erleichterte ihm, dem von Erblindung bedrohten Hagestolz, diesen Entschluß.

Der ältere Bruder des Bürgermeisters, Friedrich Endreß, war dem Berufe des Vaters gefolgt und Dekan in Schweinfurt geworden, hatte dort als Witwer von 36 Jahren die bereits völlig verwaiste 18 jährige Anna Elisabeth Stepf, aus dem sehr vermögenden Schweinfurter Handelshause Stepf & Adam geheiratet. Dekan Friedrich Endreß verstarb aber im Juli 1831 mit 44 Jahren und in kurzer Folge fielen der Schwindsucht zum Opfer im August 1831 seine Witwe, 1835 und 1838 zwei Töchter, schließlich wurde auch seine meist in Ansbach weilende letzte Tochter, Ottilie, von dieser Krankheit hinweggerafft, so daß ihrem Onkel das ansehnliche Vermögen der Schweinfurter Großeltern zufiel.

Das durch eine solche Reihe von Todesfällen wider Erwarten ererbte Vermögen veranlaßte Bernhard Endreß, unter Verzicht auf Ruhegehalt am 26. Juni 1842 wegen Krankheit seinen Abschied zu erbitten, der ihm mit großem Bedauern unter Gewährung des Ehrenbürgerrechts bewilligt wurde.

Die nächsten Jahre blieb er im Ruhestand in Ansbach. Sein großes Interesse für die politisch-parlamentarische Entwicklung und die deutschen Einigungsbestrebungen veranlaßte ihn aber, 1849 nach Frankfurt zu ziehen. Als jedoch die Parlamentssitzungen dort nicht wieder aufgenommen wurden, in München dagegen innerhalb des neugewählten bayerischen Landtags um die deutsche Einigung unter Preußens oder Österreichs Führung, um die Einberufung eines Deutschen Reichstages gerungen wurde, teilte Bernhard Endreß im Oktober 1849 dem Magistrat mit, er übersiedle auf einige Monate der Ständeversammlung wegen nach München, Rindermarkt 20. Endreß sollte aber die deutsche Einigung nicht erleben und Ansbach nicht wiedersehen. Wegen seines Augenleidens war er im Spätherbst 1850 ins Münchener Krankenhaus aufgenommen worden. Die Ärzte hofften, ihm durch eine Operation das Augenlicht zu erhalten. En-

Digitized by Google

dreß teilte diese Hoffnung nicht; am 5. November 1850, am Tage vor der festgesetzten Operation, machte er selbst seinem Leben ein Ende.

Eine durch Testament vom 6. Juni 1850 errichtete Stiftung hat aber sein Andenken in der Heimat erhalten. Da er weder Frau noch Kinder, auch keine näheren Verwandten mehr besaß, vermachte er sein ansehnliches Vermögen in der Hauptsache der Stadt Ansbach für eine Bernhard-Endreß-Stiftung. Die vom Stifter festgesetzte Satzung zeigt heute noch die praktische Klugheit des erfahrenen Bürgermeisters. Die Stiftung soll dienen zum Herbeiziehen, Heben und Emporbringen von solchen Gewerben, welche Handelsgegenstände erzeugen, um reges Leben in die Stadt zu bringen, den Wohlstand der Bürger zu erhöhen und den durch die politischen Verhältnisse herbeigeführten Rückgang an Wohlstand auszugleichen.

Ausdrücklich setzte Endreß fest, es sollten aus der Stiftung keine herabgekommenen Gewerbsleute unterstützt werden, da diese in den meisten Fällen an ihrem Abstieg selbst schuld seien und ihnen gewöhnlich nicht geholfen werden könne. Ebenso sollten die dem örtlichen Bedürfnis dienenden Gewerbe der Metzger, Bäcker und Wirte usw. von dem Stiftungsgenuß ausgeschlossen bleiben, bevorzugt sollten dagegen jene Gewerbe werden, welche für den Handel solche Rohstoffe verarbeiteten, welche in der Nähe der Stadt erzeugt würden. Daß die Armen der Stadt von ihm nicht bedacht wurden, erklärte er damit, daß die Zahl der Armen sich verringern werde, wenn der Wohlstand in der Stadt gehoben werde und die in Wohlstand Gehobenen in die Lage versetzt würden, ihrer Nächstenpflicht durch Unterstützung der Bedürftigen zu genügen.

Die Bernhard-Endreß-Stiftung hat die Absicht des Stifters in vollem Maße erfüllt. Eine Reihe von Unternehmungen ist durch diese Stiftung nach Ansbach gezogen worden. Die lebensfähigsten derselben geben heute noch zahlreichen Arbeitern und Angestellten Beschäftigung und Verdienst. Das ansehnliche Gebäude des Ansbacher Gewerbevereins mit der Gewerbehalle ist aus der Zuwendung des Endreßschen Nachlasses errichtet und deshalb mit seiner Marmorbüste geziert.

Nur 15 Jahre hat Endreß die Schicksale der Stadt Ansbach geleitet. Von allen Bürgermeistern dieser Stadt ist aber sein Name am besten bekannt geblieben.

Adolf Bayer (Ansbach).

Digitized by Google

9. Feuerbach, Amalie, Anselm Feuerbachs Mutter. 1805—1829.

Die Künstlermütter stehen heute hoch in Ehren, denn unsere Zeit nimmt, mit Recht oder Unrecht, an, daß die künstlerischen Anlagen mehr von mütterlicher als von väterlicher Seite stammen, und so werden ihre Artung und ihre Eigenschaften liebevoll ergründet und die Reihe ihrer Ahnen nach denen durchforscht, von denen das kostbare Erbe wohl stammt.

Eine von ihnen aber, Amalie Feuerbach, ist bis heute ohne Dank und Ruhm geblieben, obwohl ihr Sohn einer der bahnbrechenden Meister in der Malerei war und heute für einen der größten deutschen Maler gilt. Wenn wir dessen Lebensbeschreibungen aufschlagen, so zeigt das Bild „des Künstlers Mutter" selbst in den wissenschaftlichen Werken nicht sie, sondern seine Stiefmutter Henriette, und ihrer wird nur kurz gedacht auf den ersten Seiten; wo aber im späteren Text der Mutter Erwähnung geschieht, da ist Henriette damit gemeint. Nun hat ja diese Stiefmutter an Liebe und Sorge, Entbehrung und Kampf dem Stiefsohn soviel geweiht, wie nur je eine Mutter dem Sohn, und sie war ihm und seiner Kunst der gute Genius; aber darüber darf die nicht vergessen werden, die ihn der Welt geschenkt hat!

(Friederike Luise Wilhelmine) Amalie Keerl ist in Ansbach am 18. Januar 1805 geboren als Tochter des Appellationsgerichtsrats Johann Heinrich Keerl und seiner Gattin Anna Margaretha, einer geborenen Messerer aus Ansbach. Die Ahnentafel beider Eltern zeigt eine bunte Mischung der Berufe: viele waren Pfarrer oder Juristen, die meisten aber gehörten praktischen Berufen an. Unter den Vorfahren der Mutter sei genannt Pfarrer Salomon Schulin, dessen Geschlecht in der gräflichen Familie Schulin heute noch in Dänemark blüht; aus der Familie Messerer gingen Ansbachs beste Buchdrucker hervor.

Das von Swobeda gemalte Bild der Mutter zeigt eine schöne Frau mit geistig belebten, angenehmen Zügen. Der Vater war nicht nur ein tüchtiger Beamter (Direktor am Appellationsgericht), sondern er war auch als Schriftsteller geschätzt. Vocke führt in seinem Geburts- und Totenalmanach (1796) 10 Werke von ihm an; heute noch wertvoll ist das „Fränkische Archiv", das er mit Büttner und Fischer zusammen herausgab, und seine „Lieder und Gesänge für gesellschaftliche Unterhaltung" erlebten mehrere Auflagen.

Digitized by Google

Amalie verbrachte die ganze Jugend in Ansbach und wuchs zu solcher Anmut des Leibes und der Seele heran, daß der älteste Sohn des Präsidenten A. von Feuerbach, ein ernster, ganz seiner Wissenschaft, der Archäologie, lebender Jüngling, eine so tiefe Neigung zu ihr faßte, daß er um sie warb und, sobald die Möglichkeit für einen bescheidenen Haushalt gegeben war, sie als Gattin heimführte.

Er war in seinem Wesen der volle Gegensatz zu seinem Vater. Dieser war ein glühender, leidenschaftlicher Charakter (Vulcanus nannten ihn die Freunde), der kein Schwanken, kein Ruhen kannte. Seine Strenge in der Erziehung seiner fünf Söhne streifte oft an Härte, aber doch sahen alle ihr Leben lang voll Verehrung zu ihm auf.

Sein ältester Sohn Anselm war von der Natur aufs reichste ausgestattet mit allem, was schön und groß ist, mit einem tiefen Gemüt und edlen Geist; aber von früher Jugend an lagerte der Schatten der Schwermut über ihm, die ihn zum Kampf mit dem Leben unfähig machte. Das Wanderleben des Vaters führte den frühreifen Sohn in viele Städte, von denen er München am meisten verdankte, Bamberg am meisten liebte. Als Student in Erlangen, wo er zuerst Theologie studierte, verursachten ihm theologische Fragen soviel innere Kämpfe, daß sein Gemüt vollständig verdüstert wurde. Ein langer Aufenthalt bei der edlen Elise von der Recke, der Freundin unserer Klassiker, die ihn auch mit Goethe in persönlichen Verkehr brachte, schenkte ihm Genesung, und er bezog die Universität Heidelberg, wo er mit größtem Eifer Philologie und Archäologie studierte.

Im Frühling 1823 ging dem immer mit der Schwermut Kämpfenden ein neuer Stern auf, der lieblichste seines Lebens: die Liebe zu Amalie Keerl. Henriette Feuerbach, die nach Amaliens Tod Anselms Frau wurde, schildert sie als ein Mädchen von so seltener Anmut, daß für die Schönheit und Lieblichkeit ihres ganzen inneren und äußeren Wesens das Wort „engelrein“ die einzige passende Bezeichnung sei. „Hätte Jean Paul sie gekannt, als er seinen Titan schrieb, niemand würde gezweifelt haben, daß Liane Amaliens Porträt sei.“

Die Liebenden hielten anfangs ihren Bund geheim, da sie die Abneigung des Vaters Feuerbach gegen frühzeitige Verlobungen kannten. Er ging wieder nach Heidelberg, zwischen überschwenglichem Glück und verzweifelnder Stimmung schwankend; plötzlich verließ er Heidelberg und ging nach Frankfurt zu seinem Großvater. Während er dort mehrere Monate verweilte, litt die arme Braut zu Hause im stillen unsäglich, ohne die tödliche Sorge um den Geliebten

Digitized by Google

verraten zu dürfen. Aber als Anselm, durch die Ruhe beim Großvater wenn nicht völlig hergestellt, doch gebessert, heimkehrte, brach die Sonne aus den Wolken: er gestand dem Vater die heimliche Verlobung und dieser antwortete dem freudig überraschten Sohn: „Du hättest keine bessere Wahl treffen können."

Die Staatsprüfung bestand er mit glänzendem Erfolg; 1825 wurde er am Gymnasium zu Speyer angestellt und dahin führte er 1826 die geliebte Frau.

Die Jahre von 1826—1830, die er dort verlebte, sind eine glückliche Zeit, das erste Jahr das einzige ungetrübt glückliche im ganzen Leben Feuerbachs. Ihre Wohnung war zum Empfang festlich geschmückt, mitten im Zimmer stand, von Freundeshand bekränzt, die geliebte Harfe. „In einer fremden Stadt, in einer fremden Welt, doch recht im Frühling der Liebe", schrieb Amalie in ihr Tagebuch. In einem friedlichen Häuschen an der Stadtmauer mit einem kleinen Garten voll Rosen und Lilien finden wir das glückliche Paar am Rhein, den Gatten vielleicht zum erstenmal in seinem Leben ohne Schmerzen und innere Qualen. Musik und Poesie füllten Haus und Leben, ein Kreis gediegener Freunde ging ein und aus und der Hausherr träumte von literarischen großen Taten.

Am 10. November schrieb Anselm seinem Vater zum Geburtstag: „Ein glückliches Paar tritt Hand in Hand vor Dich. Ich bin durch Amalien ein anderer Mensch geworden. In meinem Zimmer würdest Du jeden Anderen eher suchen als mich. Ruhige Ordnung und heitere Tätigkeit bezeichnet jeden meiner Tage. Heiter trete ich unter meine Schüler, heiter verlasse ich sie. Mein Gedanken kreisen wieder ungestört und neue Ideen treten auf."

Und im September 1827 schreibt er an ihn: „Ich werde von meinen Schülern fast angebetet, von meinen Vorgesetzten geachtet, erstarke von Tag zu Tag in Wissenschaft und Kunst und bin, was mehr als Alles ist, ein unaussprechlich glücklicher Gatte und nun Vater eines gesunden lieblichen Töchterchens." Amalie aber schrieb in ihr Tagebuch: „Da kann ich nur danken und beten. Es ist hier ganz so, in mir und um mich, wie ich es immer dachte."

In dieser glücklichen Stimmung schritt die Arbeit an dem Werk, das heute noch hochgeschätzt ist, eine Abhandlung über den Vatikanischen Apollo, rüstig fort. Die Idee zu ihr war mit seiner jungen Liebe in ihm erwacht und der Gedanke an dieses Werk ist nun unabänderlich mit dem Gedanken an seine Liebe verwebt; es war vollendet, als das Wesen, das ihn dazu begeistert hatte, für immer die

Digitized by Google

Augen schloß, und wir dürfen es als ihr Denkmal betrachten. Es fand solche Anerkennung, daß sein Name neben Winkelmann und Lessing genannt wurde.

Aber die Arbeit daran strengte ihn neben dem Beruf zu sehr an, so daß die alte Schwermut und Reizbarkeit, wenn auch nur vorübergehend, sich wieder regt und Amalie ihrer Mutter klagt: „Ach, wenn nur der mächtige Apollo unser Häuschen räumen und in die Druckerei sich begeben wollte!“

Das Verhältnis Amaliens zu ihrem Schwiegervater war das der Tochter zum Vater und seine Besuche in Speyer waren für beide schöne, heitere Festwochen, ebenso die ihrer Mutter und ihrer Schwestern.

Als die Geburt eines zweiten Kindes in Aussicht stand, sollte die Schwester Friederike zu ihrer Unterstützung in Speyer bleiben, aber sie erkrankte an Schwindsucht, die einen so raschen Verlauf nahm, daß man die Kranke nicht mehr nach Ansbach zurückbringen konnte: am 29. Mai 1829 starb sie. Amalie war tief erschüttert, das Gemüt ihres Mannes von düsteren Ahnungen erfüllt. Ein Besuch des Vaters brachte wieder frohere Tage, aber der Abschied war Amalie schwer, als ahnte sie, daß es das letzte Wiedersehen war.

Im Herbst 1829 wurde sie Mutter eines gesunden Knaben, Anselms, des späteren Malers. Aber die Fittiche des Todesengels hatten sie gestreift. Sie schrieb ins Tagebuch: „Den 12. September kam mein Anselm auf die Welt. Ich soll sehr krank gewesen sein und die Welt war mir schon ziemlich entrückt und fremd. Was ich litt, schreib ich vergebens nieder. Der da oben weiß es am besten.“

Es zeigte sich, daß bei der Pflege der Schwester sie selbst den Todeskeim in sich aufgenommen hatte; das Leiden zog sich wechselnd noch einige Monate hin, am 1. März 1830 starb sie friedlich.

„Verblüht für immer sind die Wangen,
Die still geschäft'gen Hände ruh'n;
Nur Ruhe war Dein letzt' Verlangen,
So ruh' nun sanft, Du hast sie nun.
Du gingst dahin, wie Wölkchen schweben,
Beglänzt von Frühlingsmorgenrot.
Ein sanftes Lächeln war Dein Leben,
Ein selig Lächeln war Dein Tod“ —

So gab Anselm in einer rührenden Totenklage um sie seinem Schmerz Ausdruck.

Digitized by Google

Er war ganz gebrochen und verzweifelt. Der Vater schrieb ihm: „Besorge nicht, daß ich komme, dich zu trösten, der ich selbst des Trostes wohl bedürfte. Der Engel, der eine kurze Strecke dich durch das Leben begleitete, ist nicht nur Dir gestorben. In ihm habe auch ich ein Wesen verloren, das ich unter allen, die mir je nahe gekommen sind, am meisten verehrt und geliebt habe."

Lange Zeit wollte seine Verzweiflung sich nicht lösen, und noch, als er seine Kinder nach Ansbach zu Amaliens Mutter brachte, war er ein Bild trostlosen Grams. Wir müssen dem Geschick dankbar sein, daß es ihm in Henriette Heydenreich dann eine aufopfernde Gattin wiedergab und seinen Kindern eine treue, verständnisvolle Mutter, die das Wort „Stiefmutter" für alle Zeit verklärt hat. Daß er aber nie die Dahingeschiedene vergaß, bewiesen seine letzten Worte, als er 1851 starb. Eine Mozartsche Melodie tönte aus dem Nachbarhaus zu ihm; da kam ihm, dem durch einen Schlaganfall Gelähmten, noch einmal die Fähigkeit zu sprechen, und er brachte noch die Worte hervor: „Ich höre Amalie rufen, so süß und reizend. Ja, ich werde sanft und selig entschlafen, ganz sanft, ganz selig." — Der Sohn wußte von ihr nur, daß sie eine stille, schöne Frau gewesen. Wie leises Rauschen von Engelsflügeln klingt ihre Erscheinung inmitten der stürmischen Tantaliden Feuerbach.

Ein Bild von ihr, von Christian Roux gemalt, im Familienbesitz, zeigt sie als junge Frau in ihrer vollen Anmut. Und ein gleiches Bild von ihrem inneren Wesen geben ihre von der Familie verwahrten Briefe, Gedichte und Tagebuchblätter.

Aber dieser zarten Frau schuldet das Vaterland, ja die Welt, den größten Dank, denn sie hat ihr den großen Künstler geschenkt, der bahnbrechend die deutsche Kunst aufs reichste befruchtet hat.

Die Feuerbachschen Ahnen waren „feurige Bäche"; „wir sind aus Tantalus' Geschlecht", pflegten sie von sich zu sagen. Sie sind tragische Gestalten und von ihnen hat Anselm wohl die genialisch stürmende, titanentrotzige Art geerbt. Die Mutter aber, einer Familie entstammend, der die Musen, auch die der bildenden Kunst, nicht abhold waren, die aber in ruhigem Gleichmaß ihre Gaben empfing, hat dem Kind die sonnige Gabe des tiefen Gemüts in die Wiege gelegt, welche dem Erbe der Schwermut von seiten der väterlichen Ahnen das Gleichgewicht halten und ihm Blick und Mitfühlen auch mit des Lebens sonnigen Seiten verleihen sollte.

Hat der frühe Tod sie gehindert, auch die geistige Mutter ihres Sohnes zu werden, so dürfen wir doch den Dank für dieses Erbteil nicht vergessen.

Digitized by Google

Quellen: Amaliens schriftlicher Nachlaß ist im Besitz von Herrn Amtsgerichtsrat Anselm Feuerbach in Lindau. — Henriette Feuerbach: Anselm Feuerbachs Leben, Briefe und Gedichte. Braunschweig 1853. — G. Radbruch: P. J. Anselm von Feuerbachs Biographie. Wien 1934. — Georg Weber: Jugendeindrücke und Erlebnisse. Leipzig 1887. — Ahnentafel des Malers Feuerbach von Peter von Gebhardt. — Familiengeschichte Keerl. Private Veröffentlichung von Landeskirchenrat August Keerl. Wiesbaden 1935. — Albert Becker: Aus Anselm Feuerbachs Speyerer Elternhaus. (Pfälzisches Museum 1929. Heft 9.) Dort ist auch das entzückende Brautbild Amaliens von Roux wiedergegeben. — H. Uhde-Bernays: Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen. (München 1926.) — Anselm Feuerbach: Amalie Feuerbach. (Einkehr; Beilage zu den Münchner Neuesten Nachrichten. 13. Oktober 1929.)

Thomas Stettner (Ansbach).

10. **Gebsattel**, Ludwig Freiherr von, bayrischer General der Kavallerie, 1857—1930.

Wenn irgendeiner, so gehört der in der Nacht vom 20. zum 21. September 1930 in München verstorbene General der Kavallerie Ludwig Freiherr von Gebsattel in die „Lebensläufe aus Franken". Denn nicht nur, daß die Familie Gebsattels der Typ einer fränkischen Adelsfamilie ist und dem Frankenlande eine Reihe berühmter Söhne geschenkt hat, nicht nur, daß Gebsattels eigene Wiege im Frankenlande stand — auch der Lebenslauf und der Wirkungskreis Gebsattels spielte sich zum guten Teil innerhalb Frankens ab, soweit ihn auch dieser Lebenslauf herumgeführt hat in Deutschland, in der Welt.

Gebsattel war sich dieser Verwurzelung seiner Familie wie seiner Persönlichkeit in fränkischer Erde bewußt. Zu einer Zeit, da die Pflege von Familienforschung noch keineswegs alltäglich war, ist er der Herkunft und dem Ursprung seines Geschlechtes nachgegangen und hat seine Familie zurückverfolgt bis in die Tage des Stauferkaisers Barbarossa, bis zum Jahre 1161, also bis in die Zeit, da Würzburg gar stark im Zentrum der Reichspolitik stand und da vier Jahre später (1165) hier der berühmte und folgenschwere Reichstag von Würzburg stattfand. Die Burg, nach welcher sich das Geschlecht mindestens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (1240) benannte, „Gebesebel" (Gebsattel), wurde anfangs des 14. Jahrhunderts an

Digitized by Google

das Benediktinerkloster Homburg verkauft. Zahlreiche Sprossen der Familie Gebsattel machten sich als „Gesellen" der Freien Reichsritterschaft in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Landen um Kaiser und Reich sowie um die geistlichen Fürsten verdient, denen sie freiwillig ihre Dienste weihten. In den Domstiften Würzburg und Bamberg begegnen nicht wenige Mitglieder der Familie, so vor allem der großzügige und kraftvolle, wenn auch keineswegs im kirchlichen Sinne vorbildliche Bamberger Bischof Johann Philipp von Gebsattel (1599—1609), der Gegner Julius Echters von Mespelbrunn; auch der vierzig Jahre hindurch als Weihbischof von Würzburg fungierende Daniel Johann Augustin von Gebsattel (1718—1788), wie auch der aus dem Würzburger Domkapitel hervorgegangene erste Erzbischof der Erzdiözese München-Freising Lothar Anselm (1761—1846) waren Mitglieder der Familie. Im Jahre 1629 war durch die Ehe des Würzburgischen Amtmanns Otto Wilhelm von Gebsattel mit Ursula von Rothenkolben das am Südfuß der Rauen Rhön gelegene Gut Lebenhan an die Familie Gebsattel gekommen.

Seinem letzten Besitzer, Viktor Emil von Gebsattel, damals bayerischer Kämmerer und nachmaliger Hofmarschall der Königin Amalie von Griechenland, wurde am 15. Januar 1857 in Würzburg von seiner ersten Gemahlin Emma, geb. Freiin von Guttenberg, Ludwig von Gebsattel als jüngster von drei Söhnen geboren. Schon nach drei Jahren verlor Ludwig die Mutter; beim Tode des Vaters, der in zweiter Ehe Olga Freiin von Rehbinder als Gemahlin heimgeführt hatte, zählte er 17 Jahre.

Da auch die zweite Ehe Viktor Emanuel von Gebsattels mit drei Söhnen gesegnet war, so wuchs Ludwig inmitten einer zahlreichen Brüderschar auf. Als seine Stiefmutter während des Weltkrieges ihren 80. Geburtstag feierte, umgaben sie noch zwei ihrer eigenen Söhne und ihre drei Stiefsöhne, die letzteren bereits sämtlich zu Generalen emporgestiegen. Ludwig von Gebsattel verdankte seiner Stiefmutter ungemein viel. Gleichwohl hat er selber die Güte seiner eigenen Mutter, deren Liebenswürdigkeit gegenüber allen Menschen gerühmt wird, stark vermißt. „Was an weichen, vielleicht allzu weichen, aber doch schönen und guten Saiten in meinem Herzen zittert, was die Härten meines Charakters, mein leidenschaftliches Wesen milderte, alles, was Liebenswürdiges an und in mir ist, sicher weitaus das meiste, was man ‚gut' an mir nennen könnte, habe ich von ihr", so charakterisiert er sich selber und zugleich die teure Verstorbene.

Digitized by Google

Aber auch das geistige Erbe des Vaters war bedeutsam und wertvoll. Es schloß gewissermaßen alle männlichen Charaktereigenschaften in sich. Man kann es nicht besser als mit den eigenen Worten Ludwig Gebsattels umschreiben: „Wir Söhne haben alle mehr oder minder — die meisten in hohem Grade — seine Leidenschaftlichkeit ebenso von ihm geerbt, wie den Stolz auf unsere Abkunft; . . . wir haben als sein Vermächtnis empfangen Energie des Wollens und Handelns, das rasche Wort, den Drang nach Selbständigkeit, wenn man will: einen gewissen Oppositionsgeist. Wir danken ihm aber auch die Erziehung zur absoluten Wahrhaftigkeit, das starke Gefühl für Recht und Unrecht, die Überzeugung, daß der Adel, wenn er seine Stellung richtig auffaßt und erhalten will, verpflichtet ist, mehr und Besseres zu leisten als die anderen. Adelige Gesinnung in diesem Sinne uns einzupflanzen war der Wunsch seines Lebens."

Wer Gebsattel näher stand, weiß, wie jeder dieser Sätze, ja jedes dieser Worte innerlich wahr ist. Was einem gleich beim ersten Zusammensein mit diesem Manne auffiel, war die unbedingte Wahrheitsliebe, die rückhaltlose Offenheit und Vornehmheit der Gesinnung. Das Wort: „Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle" traf auf Ludwig von Gebsattel wirklich zu. Sein Leben war ein echt männliches, heldisches Leben. Der Wahlspruch seiner Familie:

„Helf Gott! ein Mann ein Wort!
Allzeit am rechten Ort!"

paßte so ganz auch auf ihn. So gewandt sich dieser Mann in der großen Gesellschaft, bei Hofe und unter Diplomaten und Parlamentariern bewegte — es blieb doch immer ein Stück der Natur, der Umwelt an ihm, innerhalb deren er groß geworden war.

Und das war die freie Gottesnatur seiner fränkischen Heimat: „Ein Bauernbub war ich und bin ich im Herzen geblieben", schrieb Gebsattel später. Immer hat ihn die Sehnsucht wieder hinausgezogen aufs Land, stets hat er das Land und die Tätigkeit des Gutsbesitzers besonders geliebt. Einen trefflichen „Landjunker" hätte Gebsattel seiner ganzen Anlage nach abgegeben, in manchem vergleichbar mit dem Gutsherrn von Kniephof. In den ersten 40 Jahren, nachdem er längst bereits Soldat geworden war, zeigte er doch stets eine gewisse Neigung dazu, die Ulanka zu vertauschen mit der Joppe des Landedelmannes. Aber seine gereifte Klugheit und Überlegung hielt ihn von allem Experimentieren zurück: er verschloß sich nicht der Erkenntnis, „daß jeder, der, aus einem anderen Berufe kommend, Gutsbesitzer wird, in der ersten Zeit manches Lehrgeld zahlen muß".

Digitized by Google

Er wußte, wie er in seiner humorvollen Weise erklärte, daß, wenn man einen Beruf ergreift, man auch Zeit haben müsse, „um Torheiten zu machen", überdies auch noch Zeit, um aus diesen zu lernen und sie wiedergutzumachen.

Im Jahre 1866 sieht der Junge eine Menge von Truppen durch Bamberg ziehen; noch stärkeren Eindruck als dieses Erlebnis machen dann auf ihn zunächst zwei Reisen in den Jahren 1865 und 1866: eine Fahrt an den Rhein, wo der Vater in Bonn seine zweite Verlobung feiert, und ein Aufenthalt in der Schweiz während des deutschen Bruderkrieges. Kloster Metten aber, dessen Zögling Ludwig im Jahre darauf wurde, legte die weltanschaulichen Fundamente: Benediktinischer Geist faßt in dem Jungen Wurzel; zeitweise denkt er sogar daran, Priester zu werden. 1870 werden die Studien am Münchener Ludwigsgymnasium fortgesetzt, wo gleichfalls Benediktiner lehrten; damit fällt zusammen der Aufenthalt in der Münchener Pagerie, als Ergänzung der Gymnasialbildung in wissenschaftlicher Hinsicht, noch mehr als Erziehungsstätte für den jungen Adeligen. Durch häufigen Besuch der königlichen Theater, ganz besonders durch die Reisen, welche das Pagenkorps Jahr für Jahr machte, wird diese Bildung erweitert — der heimatverwachsene Junker erhält seinen weltmännischen Schliff, sein Gesichtskreis verliert alle Enge, obgleich sein Herz mit allen Fasern seiner Heimat verhaftet bleibt. Nach allen Himmelsrichtungen reist man: nach Südtirol, ins Puster- und Ampezzotal, nach Venetien, in den Bayerischen Wald oder ins Salzkammergut, dann wieder einmal nach der Schweiz, über den Splügen an die oberitalienischen Seen, oder man besichtigt die großen Galerien: Venedigs, Mailands und Genuas Museen werden genau so besucht wie die von Dresden und von Wien. Die Liebe zu Kunst und Natur fließt in eins zusammen in der Seele des empfänglichen Jünglings.

Dann aber tritt die weltanschauliche Krisenstimmung der Zeit, der Einfluß Schopenhauers, auch an ihn heran. Heinrich von Stein, in Heidelberg Student der Theologie, wird sein Freund (1874), zunächst noch christusgläubiger evangelischer Theologe, aber schon bald radikaler Gottesleugner. Steins Beziehungen zu Bayreuth, zum Hause Wahnfried, befruchten die seelische Entwicklung Gebsattels auf Jahre hinaus. Steins früher Tod wirft einen tiefen Schatten auch auf das Leben des jungen Gebsattel. Auch er hatte sich vom Glauben seiner Kindheit mehr und mehr entfernt, ohne freilich dazu allzusehr durch philosophische Spekulationen veranlaßt wor-

Digitized by Google

den zu sein. Es dauerte Jahre, bis Gebsattel den Weg zum Glauben des Elternhauses wieder zurückfand — die Bewunderung des praktischen Christentums, das er drüben im Fernen Osten verwirklicht sah, der Verkehr mit den großzügigen Missionsbischöfen in China, einem Favier und einem Jarlin, sind ihm Wegweiser geworden. Als kirchentreuer Katholik, aber nie als Zelot, nie auch als Gefolgsmann einer ins politische Gebiet und in die Agitation hierfür ihren Schwerpunkt verlegenden Religiosität hat sich Gebsattel im Sommer und im Herbste seines Lebenslaufes bekundet. Der aktive Divisionsgeneral hat seine Truppen auf ihrem Kirchgang nach St. Moritz in Augsburg ebenso begleitet wie der im Ruhestand befindliche General der Kavallerie den Augsburger Diözesankatholikentag vom Jahre 1921 mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus" eröffnet hat.

Das Jahr 1871 sollte für die Berufswahl des vielseitig begabten jungen Mannes entscheidend werden: der Anblick der durchs Münchener Siegestor heimkehrenden Truppen brachte seine militärische Ader zum Fließen. Kurz nach seiner Reifeprüfung (1875) meldete er sich beim Ersten Bayerischen Ulanenregiment in seiner Vaterstadt Bamberg.

Und nun beginnt ein Soldatenleben im vollen Sinn des Wortes: vor allem suchte sich Gebsattel als Reiter in glänzender Weise auszubilden. Diesem Streben entsprach der Erfolg: Gebsattel wurde zeitweise in die Equitation abkommandiert. Den ihm kongenialen Reitergeneral Jan de Werth zu schildern (Gelbe Hefte VI, 4. Heft) entsprach so recht der Eigenart Gebsattels. Echte Kameradschaft fand in ihm allzeit einen treuen Hüter. Auch in der Bamberger guten Gesellschaft spielte er bald eine führende Rolle. Bei den dortigen Ulanen dienten auch alle Brüder Gebsattels, dazu eine Reihe von Vettern. Als 1891 eben auch der Stiefbruder Ludwigs, Fritz von Gebsattel, als Reserve-Offizier zu einer Übung eingezogen war, konnten alle sechs Brüder im selben Regiment, dessen Inhaber bekanntlich der Kaiser war, an der Kaiserparade teilnehmen: „Mein Regiment Gebsattel" nannte noch lange Jahre später Kaiser Wilhelm II. seine Bamberger Ulanen. Was Gebsattel die Ehre der deutschen Armee und des deutschen Soldaten unbedingt verfechten, was ihn alle Anwürfe gegen den deutschen „Militarismus" bekämpfen ließ, war die Überzeugung, daß trotz der Schwächen und Mängel, die auch dieses System gleich allem Menschlichen an sich hatte, das deutsche Heer jedenfalls eine Schule zur Männlichkeit

Digitized by Google

war, mit der sich keine andere vergleichen konnte, eine Erziehungsstätte zur Tüchtigkeit und zum Pflichtbewußtsein wie kaum eine zweite. Trefflich und gerecht hat Gebsattel „Die historisch-soziologischen Grundlagen des deutschen Offizierkorps" gewürdigt (Gelbe Hefte VI., S. 641 ff.) und alle hierher gehörigen Fragen (so die Judenfrage usw.) behandelt. „Ich kannte bei Beförderungs- und Auszeichnungsvorschlägen im Felde keine Katholiken, Protestanten und Juden, ebensowenig wie Konservative, Liberale und Demokraten, sondern nur Soldaten. Die Frage war nur: tut der Mann seine Pflicht? Ist er geeignet für die Stelle, für die er vorgeschlagen wird?" — Er hat die Schwächen, die man dem „Militarismus" zum Vorwurf machte, nicht zu bemänteln oder zu beschönigen gesucht, aber er war weit entfernt, einer Zeitströmung wie der nachrevolutionären geistigen Epidemie zum Opfer zu fallen und die schlagwortartigen Anklagen gegen die „Wilhelminische Zeit" zu übernehmen. Es wäre ein besonderer Freudentag für Ludwig von Gebsattel gewesen, die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht zu erleben.

Die militärische Laufbahn Gebsattels mag durch folgende dürre Datenangaben angedeutet werden: 1875 wird er Fähnrich, 1877 Sekondleutnant, 1888 Premierleutnant, 1892 Rittmeister, 1897 Hauptmann im bayerischen Generalstab, 1898 Major daselbst. 1899 wird Gebsattel als solcher zum Großen Generalstab nach Berlin kommandiert und nimmt in dieser Stellung 1900/01 an der China-Expedition unter Graf Waldersee teil. 1902 wird er Oberstleutnant und Chef im Generalstab des III. Bayerischen Armeekorps, 1904 Oberst; 1905—12 wirkt er als Militärischer Bevollmächtigter Bayerns beim Bundesrat in Berlin; 1907 wird er als solcher zum Generalmajor, 1910 zum Generalleutnant befördert. 1912 übernimmt er die Division in Augsburg, im März 1914 als General der Kavallerie das General-Kommando des III. Bayerischen Armeekorps in Nürnberg.

Bei aller Dürre zeigen diese Daten den erfolgreichen Weg, den raschen Anstieg zur Höhe. Schon die Aufnahme in die Kriegsakademie (1888) bedeutete eine besondere Auszeichnung. Eine Vertrauensstellung, die vor allem jenes unbedingte Taktgefühl verlangte, das Gebsattel innewohnte, war seine Stellung als Adjutant beim Inspekteur der IV. Armeeinspektion, bei Prinz Leopold von Bayern (1892—94). Man darf hier wirklich von einer Zusammenarbeit zweier kongenialer Naturen sprechen: die bayerische Armee

Digitized by Google

der preußischen ebenbürtig zu machen, war das hohe Ziel, das den wittelsbachischen Prinzen wie den Sprossen eines fränkischen Reichsrittergeschlechtes in gleicher Weise beseelte. Schon bald verknüpften geradezu freundschaftliche Beziehungen den Chef und seinen Adjutanten. Dieser gewann in taktischer Hinsicht ungemein viel; seine Erfahrungen wuchsen. Die militärischen Kritiken brachten manche Lehre. Theoretisches Studium ging Hand in Hand mit der Praxis. Dabei war Gebsattel der Begleiter des Prinzen auf dessen Reisen. Die deutschen Höfe lernte er kennen und trat in der Wiener Hofburg dem Haupte der Donaumonarchie gegenüber; auch zu Marinekreisen wurden Beziehungen angeknüpft.

Zwischen all dem dann wieder geistige Entspannungen auf den Jagden, denen der weidfrohe Sohn des bayerischen Prinzregenten, des berühmten Jagdfreundes, und der fränkische Edelmann mit gleicher Leidenschaft nachgingen. Dabei war Gebsattel nie nur Jäger, sondern stets vor allem Naturfreund. Bezeichnend ist der Titel, den er für seine Jagderinnerungen gewählt hat: „Aus dem Jägerleben eines Naturfreundes" (Augsburg, Himmer, 1928). Man muß die warmherzigen Schilderungen lesen, die hier Gebsattel von seinen Jagderlebnissen gegeben hat, um die große Verbundenheit mit Wald und Feld, mit der Tierwelt, ja mit der ganzen Natur zu erfassen, die diesen Sohn des Frankenlandes charakterisierte.

Nicht leicht ist Gebsattel seine Tätigkeit in manchen Stellungen, in welche ihn sein Dienst führte, geworden. Ganz besonders die minutiöse Arbeit in der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes (1899—1900) lag seinem stürmischen Temperament von Hause aus nicht so recht. Aber der Wille, auf jedem Posten sein Bestes zu geben, stets überragende Leistungen aufzuweisen, obsiegte auch hier.

Um so größer empfand Gebsattel das Glück, an der großen China-Expedition in den Jahren 1900/01 im Generalstab des deutschen Oberkommandos unter dem Grafen Waldersee teilnehmen zu können. Auch darüber hat Gebsattel selber lebensvolle Schilderungen entworfen*). Ungemein großen Gewinn trug Gebsattel auch aus dieser Lebensperiode heim: vor allem reiche Kenntnisse von Land und Leuten ferner Zonen, aber auch Einblicke in die Heeresverhältnisse all der Nationen, die an der Expedition teilgenommen hatten. Überall

*) Vgl. seine Aufsätze: „Meine Fahrt nach dem Lande der Sagen und Wunder", „Aus Chinas Vergangenheit", „Aus dem Boxeraufstand vom Jahre 1900", „Erinnerungen an die Ostasiatische Expedition 1900/01", in den Gelben Heften VII S. 300 ff., 428 ff., 516 ff., 551 ff.

Digitized by Google

konnte er Vergleiche, Überlegungen anstellen und Schlüsse im Interesse der Vervollkommnung der deutschen Armee daraus ziehen. Auch Japan hat Gebsattel damals besucht. Eine für das bayerische Kriegsministerium bestimmte Denkschrift war die Frucht dieser Erfahrungen. Aber „oben" fand der herbe Ton, auf den sie abgestimmt war, wenig Anklang. Sie wurde „ad acta" gelegt. Es war eine jener Enttäuschungen, von denen Gebsattels militärische Laufbahn nicht frei war. Jedes Vertuschungssystem war seiner klarblickenden, ehrlichen Seele zuwider.

Gebsattels Erfahrungen wurden indes von Prinz Leopold, seinem alten Gönner, und vom bayerischen Kriegsminister Frhr. von Asch beachtet. Er wurde Erster Generalstabsoffizier beim II. Bayer. Armeekorps in Würzburg (1901), im Jahre darauf Generalstabschef beim III. Bayer. Armeekorps in Nürnberg. Er vor allem bewerkstelligte den Ankauf des nachmals berühmten Truppenübungsplatzes bei Grafenwöhr.

In den Jahren 1905—12 fungierte Gebsattel als Militärbevollmächtigter Bayerns in Berlin. Auch hier war seiner weltmännischen Art, seinem taktvollen Benehmen in allen schwierigen Lagen ein weiter Raum zur Betätigung gegeben. Reibungen zwischen den Reichsstellen und den bayerischen Heeresinstanzen mußten tunlichst ausgeschaltet, ein möglichst harmonisches Verhältnis zwischen preußisch-deutscher und bayerischer Armee hergestellt werden. Dabei verband sich die Tätigkeit des Offiziers mit der des Diplomaten. Nur daß dieser „militärische Diplomat" nach innen, nicht gegenüber dem Auslande wirken mußte: mit den Abgeordneten aller Parteien hatte er zu verkehren. Wohl in dieser Lebensperiode, da Gebsattel so manche Einblicke ins parteipolitische Leben und in die Geheimnisse des Parlamentarismus erhielt, ist in ihm jene innere Abneigung, jener Groll gegen die „Volksvertretung" und ihre Machinationen herangereift, der sich durch die Haltung des Deutschen Reichstags im Kriege und in der Nachkriegszeit nur noch vertiefen konnte.

Aber auch an die führenden Staatsmänner legte der klarblickende fränkische Edelmann die Sonde seiner Kritik. Dem Kaiser trat er ohne Byzantinismus, aber mit jener inneren Hingabe und Treue gegenüber, die sich in ihrem vollen Werte erst in den Jahren nach der Revolution bewährte. Er war einer der nicht allzuvielen unter seinen Berufs- und Standesgenossen, die den unglücklichen Monarchen wiederholt auch im Exil aufsuchten. Am 70. Geburtstag des Kaisers war Gebsattel als Vertreter seines Königs und der bayerischen

Digitized by Google

Generalität in Doorn. Mehr als einmal erzählte er mir ganz besonders von der Huld, mit welcher die Kaiserin Augusta Viktoria während der Berliner Jahre seiner Gattin stets begegnet war.

Es war ein ungemein weit ausgedehnter Kreis von Menschen, denen damals Gebsattel nähertreten konnte und — mußte. Zumeist waren es die Mächtigen dieser Welt: Kanzler und Staatssekretäre, die preußischen Minister, die Angehörigen des Bundesrates, die kaiserlichen Hofwürdenträger, der preußische Adel, die fremden Diplomaten, die Generale, dann auch die Männer der Wissenschaft und der Wirtschaft, der Technik, Industriekapitäne und Bankdirektoren. Hätte Gebsattel nicht von Haus aus eine starke Skepsis gegenüber den Menschen mitgebracht — er wäre vielleicht noch mehr zum Menschenverächter geworden. Gerade ihn, dessen Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsbedürfnis seit seiner Kindheit so tief verwurzelt war, mußten seine Lebenserfahrungen mit den Menschen mit einem heilsamen Mißtrauen erfüllen. Aber zum Menschenhasser ist er nie geworden; eher liegt eine gewisse traurige Resignation in seiner Erkenntnis: „Illusion ist es, an Gerechtigkeit in der Welt und an Wahrheitsliebe der Menschen zu glauben. Die Zahl derer, die unter allen Umständen bei der Wahrheit bleiben, ist verschwindend gering, die jener, die zur Erlangung eines Vorteils oder zur Vermeidung eines Nachteils lügen und betrügen, im Gegenteil ganz unglaublich groß."

Mit schweren Sorgen sah Gebsattel auf Grund seiner Einblicke in die Schäden der Zeit in die Zukunft. Entsprach es zwar seiner ganzen betätigungsfrohen Natur, in Berlin im Mittelpunkt des politischen, wirtschaftlichen, militärischen, geistigen und gesellschaftlichen Lebens zu stehen, mitzuwirken am Webstuhl des Geschehens, so verschloß er doch die Augen vor den Verfallserscheinungen jener Zeit keineswegs. — Charakterlosigkeit und Schmeichlertum, Selbstsucht und Unwahrheit, Prunksucht und Veräußerlichung traten schon damals in schlimmer Weise zutage. Aber Gebsattels nüchterner Sinn bewahrte ihn vor dem wirklichkeitsfremden Glauben, daß mit dem Umsturz der bisherigen Verhältnisse und mit einem neuen „System" diese Schäden schwinden oder auch nur sich verringern würden. Und vor allem: er übersah über all dem Trüben und Schmutzigen auch das Reine und Große nicht, das im kaiserlichen Deutschland und vor allem in der kaiserlichen Armee lebte. Er trat fast all den militärischen Führern nahe, deren Name dann im Kriege in aller Munde ging, ganz besonders einem von ihnen: General K. von Bülow, dem Heerführer der 2. Armee im Feldzug an der Marne. Ihm schuldete

Digitized by Google

Gebsattel Dank für manche Lehre in der Führung der Infanterie. Bülow gegenüber hat Gebsattel die ganze Treue seines Herzens bekundet: als längst der Freund unter dem Rasen ruhte, als aber die Kritik an seinen militärischen Operationen nicht ruhte, sondern seine Verurteilung fast allgemein war, hat Gebsattel zur Feder gegriffen und in einer jedenfalls höchst beachtenswerten Monographie über „Generalfeldmarschall Karl von Bülow" (bei Lehmann in München, 1929) nicht nur ein Bild des tadellosen Mannes, sondern auch eine Rechtfertigung seines militärischen Handelns zu geben versucht. „Das Gefühl der Dankbarkeit, Hochschätzung und Freundschaft, das mich mit ihm verband", so erklärte Gebsattel, „veranlaßte mich, den Gerüchten, die über ihn in Umlauf waren, nachzugehen. Es wurde unterstützt durch meine Eigenheit, nichts zu glauben, als etwas, von dessen Richtigkeit ich mich selbst überzeugt hatte. Da ergab sich dann, daß in Wirklichkeit gar vieles anders aussah, als ‚alle' wußten. Ich war erstaunt und entrüstet, daß niemand sich des ehemaligen Führers der II. Armee annahm." — Das war der echte Gebsattel, der diese Monographie nicht aus Rechthaberei, nicht aus irgendeinem publizistischen Betätigungsdrang heraus geschrieben hat, sondern aus Freundestreue, noch mehr aus dem Bedürfnis, für Wahrheit und Recht seine Lanze einzusetzen.

Als Offizier vorgebildet wie wenige andere, als Mensch in der vollen Reife seiner Persönlichkeit stehend, übernahm Gebsattel 1912 die Führung der 2. Bayer. Infanteriedivision; nach zwei Jahren schon erhielt er das III. Bayer. Armeekorps. Noch war er mit seiner Truppe nicht zusammengewachsen, als der Krieg ausbrach. Gleichwohl gehörte dieses Korps zu den besten deutschen Truppen; ein Befehl des Kommandeurs des VIII. französischen Armeekorps, Mondésier, hob dies hervor. Mußte Gebsattels Korps doch in der erstarrten Westfront eine Stellung halten, die vom Feinde abgeschnürt zu werden drohte! Dieses Schicksal ist dem Korps erspart geblieben, obgleich es von oben Maßnahmen über sich ergehen lassen mußte, die sein Führer vergebens hintanzuhalten suchte: seine Einheiten wurden auseinandergerissen, Divisionen und Brigaden und Regimenter ihrem Verbande und ihrem Führer entzogen. „Zerreißt man das Armeekorps weiter, dann leidet natürlich die Gefechtskraft der einzelnen Teile und werden ihre und des Armeekorps Leistungsfähigkeit eine erheblich geringere", mahnte Gebsattel. „Wird das Armeekorps vereinigt eingesetzt, so glaube ich versprechen zu können, daß es jede Aufgabe lösen wird, die von einem solchen überhaupt zu lösen

Digitized by Google

ist." — Es kann an dieser Stelle nicht der ganze Leidensweg, den Gebsattel und sein Korps gehen mußten, auch nur angedeutet werden. Die 5. Infanterie-Division samt dem Korpskommando wurde nach Douai transportiert, die 6. Division in der Hölle von Verdun eingesetzt. Im Herbst 1916 sollte Gebsattels 6. Infanterie-Division unter seinem Befehl an der Somme verwendet werden, nachdem sie zuvor bei Verdun hart mitgenommen worden war. In völliger Zermürbung traf der General seine Truppen an, so daß er schweren Herzens Ablösung erbitten mußte. Aber der Ablösungsbefehl war infolge der Stärke des feindlichen Feuers gar nicht mehr auszuführen. Die stolze und prächtige Truppe war vernichtet, zerschlagen ihre Verbände, zerstreut ihre Mannschaften, der einzelne von Hunger und Übermüdung aufgerieben. Wut und Schmerz und Empörung mischten sich in Gebsattel. Die gegenüber den bayerischen Truppen erhobenen Angriffe von preußischer Seite wies er mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit zurück. Am 2. Oktober 1916 trat er den Befehl über die Stellung an der Somme ab in dem Bewußtsein, trotz allem die Katastrophe, die hier noch kurz vorher gedroht hatte, verhindert, die deutsche Front hier wesentlich gefestigt zu haben.

Eine neue Mission sollte ihm in der sog. Wasserstellung bei Lille beschieden sein. Seine beiden zermürbten Divisionen sollten wieder kampffähig gemacht werden — der Kampf mit dem Wasser allein schon forderte ungemein schwere Arbeit von allen. Als die Früchte dieser Tätigkeit Gebsattels allmählich reiften, erfolgte unmittelbar vor Weihnachten 1916 wie ein Blitz aus heiterm Himmel seine Entlassung. Seine warnende Stimme hatte man als Ausfluß eines greisenhaften Pessimismus angesehen. Bei aller Opferbereitschaft, die Gebsattel vom Soldaten verlangte, beseelte ihn doch das größte Verantwortungsgefühl gegenüber dem Leben eines jeden einzelnen Mannes. Er war Gegner eines starren Verteidigungssystems, das mehr aus Prestigegründen als um taktischer Notwendigkeiten willen ein jedes Grabenstück, das man aufgeben hatte müssen, wiedererobert wissen wollte. Er redete nachdrücklich einer elastischen Verteidigung das Wort. Nur mehr solche Punkte sollten nach seinem Dafürhalten ausgebaut und unbedingt gehalten werden, die auch wirklich schußsicher und verteidigungsfähig waren, an die man sich wenigstens so lange anklammern konnte, bis die Reserven aus der zweiten Stellung herangeholt waren — eine Überlegung, die bald als eine Selbstverständlichkeit galt. Wie es scheint, hat indes die Betonung dieser Auffassung seitens Gebsattels, insbesondere sein

Digitized by Google

ritterliches Eintreten für einen ihr gemäß handelnden Untergebenen, die äußere Handhabe zur Entfernung des für seinen Vorgesetzten sicher nicht immer bequemen Kommandierenden Generals geboten.

Gebsattel hat ungemein schwer unter seiner Entlassung gelitten; sein Urteil über Persönlichkeiten, denen er seinen Sturz zuschreiben zu müssen glaubte, war hart, anfangs vielleicht allzu hart. Im Laufe der Zeit hat sich auch hier seine Schroffheit zu einer milderen Auffassung geklärt.

Nach seinem Sturz übernahm Gebsattel i. J. 1917 das Stellvertretende Generalkommando des II. Bayer. Armeekorps in Würzburg. Auch hier hat Gebsattel alles für sein Vaterland und seine fränkische Heimat getan. Die seit Juli 1917 um sich greifende miesmacherische Stimmung hat an ihn nicht herangekonnt. Aber seine Augen verschloß er nicht vor dem wirklichen Stand der Dinge. So mußte auch er den Kelch der Novembertage bis zur Neige trinken. Ich werde nie die Erzählung vergessen, die mir Exzellenz von Gebsattel über die kritischen Tage in Würzburg und sein eigenes damaliges Verhalten gab. Jedem unechten Pathos fern, hat Gebsattel auch in jenen düsteren Tagen gehandelt, wie es ihm sein Gewissen auf Grund seiner klaren Einsicht in die Lage befahl. Er glaubte im Interesse einer geordneten Demobilisierung auch nach dem 9. November seinen Posten nicht verlassen zu dürfen, sondern mit den neuen Herren, mit den Soldatenräten und ihren übergeordneten Instanzen, zusammenarbeiten zu müssen, trotzdem eine solche Zusammenarbeit für ihn, den adeligen Offizier, geradezu ein Martyrium war. Nicht wegen der gegebenen Standesunterschiede. Wohl aber, weil er einen dauernden Kampf gegen Dilettantismus, Unsachlichkeit, zuweilen auch gegen weit schlimmere Übel führen mußte. Der Zorn über die auch im Bereich seines Armeekommandos vorgekommenen Diebstähle von öffentlichem Gut griff ihm mächtig an die Seele. Der deutsche Offizier, von der Straße geschmäht und verhöhnt, der „Militarismus" auch von Kreisen kritisiert und in den Kot gezogen, die noch kurz vorher dem herrschenden System ein Hosianna zugerufen hatten! Die Verachtung der Menschen mußte angesichts solcher Erfahrungen sich bei Gebsattel nur noch steigern. Nicht selten traten helle Tränen dem alten Soldaten ins Auge, wenn er die Verkommenheit sah, die in seinem Volke Platz gegriffen hatte. Am 30. Dezember 1918 quittierte er seinen Dienst und trat vom Kommando zurück.

Aber auch jetzt war für ihn keine Zeit der stillen Ruhe gekommen. Denn auch in seinem neuen Domizil in Augsburg wirkte Gebsattel weiter in unermüdlicher Arbeit, in stetem Kampf für das Recht, für

Digitized by Google

den Wiederaufstieg des nationalen Gedankens, für die Sache von Christentum und Kirche, für die, denen er Treue geschworen: für seinen Kaiser und seinen König. Seine eminent publizistische und auch rednerische Begabung stellte er in den Dienst dieser Sache. Wie wenige andere hat er es verstanden, Persönlichkeiten, namentlich ihm gleichgeartete militärische Führer wie Generalfeldmarschall v. Loë, Admiral Spee oder Jan von Werth, zu schildern. Die Kraft, die von ihm ausströmte, ist nur durch die Geschlossenheit seines eigenen Weltbildes und seiner Lebensanschauung zu erklären. Unvergeßlich bleibt mir, wie einst Gebsattel an einem Festabend des „Deutschen Klubs" in Augsburg erklärte, es sei ihm unverständlich, wie in monarchisch eingestellten Kreisen Norddeutschlands über die „Kandidatenfrage", über die Person des künftigen Trägers der Kaiserkrone diskutiert werden könne. Für ihn sei und bleibe Kaiser Wilhelm der legitime Träger der Kaiserkrone. Das Schwinden des Gefühls für innere Wahrheit und Treue bedrückte den fränkischen Edelmann wohl noch stärker als alles andere. Auch sein Gesundheitszustand war nicht immer der beste.

Das Kraftreservoire, aus dem er schöpfen konnte, war neben seinem Glauben seine Familie. Der Schmerz über das tragische Ende seiner ersten großen Liebe, über den Tod Paula Freiin von Pflummerns, mit der Gebsattel gleich zu Beginn seiner Offizierslaufbahn sich verlobt hatte, die aber schon kurz darauf eines frühen Todes gestorben war, hatte die erste schwere seelische Erschütterung für ihn bedeutet. Im Gebiete des Großglockners hatte der junge Offizier Gesundung oder Tod auf einer halsbrecherischen Klettertour gesucht. Als man über die Bratschenwand abstieg, stürzte der Führer in einen Spalt, ein Steinband brach unter Gebsattels Füßen. Doch die seelische Genesung folgte dieser Wanderung. „Und dennoch"! war das Wort, das Gebsattel damals, wie so oft in seinem späteren Lebenslauf, sprach. Er vergaß nie die teure Tote, auch nicht, als er zum zweitenmal freite: es war die Nichte seiner Stiefmutter, Sophie Olsufjew, der sich seine ganze Liebe nun zuwandte. Es ist in gleicher Weise für die junge Frau wie für den Gatten bezeichnend, daß das Bild der verstorbenen Braut auch weiterhin den Ehrenplatz beibehalten durfte, den es unter all den wertvollen und lieben Menschen einnahm, die Gebsattel nahestanden. Die Hochzeit des jungen Paares fand 1883 in der russischen Heimat der Braut statt.

Eine selten glückliche Ehe war Gebsattel beschieden. Er selbst hat es zuweilen geschildert, wie die geliebte Frau ihm mehr war als

Digitized by Google

treue Gefährtin, wie sie in allen Wechselfällen des Lebens sein treuer Kamerad war, dessen Eigenschaften und Vorzüge die eigenen Mängel ergänzten.

„Ihr auf seltenem Gottvertrauen fußender Optimismus war mir in schwerer, ernster Zeit stets eine Stütze; nie hat sie wie andere Frauen mir mit Jammern und Klagen die Seele schwer gemacht, oft habe ich bei ihr den Trost und die Hilfe gefunden, die mir kein anderer und auch ich selbst mir nicht zu geben vermochte. Ihre sonnige Heiterkeit voll menschlicher Wärme und liebevollem Verständnis warf immer einen hellen Schein in mein Leben, und schließlich hat sie mich auch davor bewahrt, daß nur zu erklärliche Verbitterung volle Gewalt über mich gewann. Ihre vielen Interessen haben die meinigen gefördert und mir neue geschaffen. In allen Stellungen, die ich bekleidete, hat sie mit ihrer liebenswürdigen, vornehmen Art mein Haus zu einem Heim gemacht, in dem Menschen, die nicht bloß Genuß in des Wortes ödester Bedeutung suchen, gerne weilten. Selbst in Berlin galt ihr Salon gar manchem als eine Oase, in der kluge und nette Leute mit einer gewissen Vorliebe verkehrten. Mit einer seltenen Gabe verstand sie es, aus dem Pfennig eine Mark zu machen, so daß selbst in Jahren, in denen unsere Verhältnisse denkbar einfache, man kann wohl sagen recht ärmliche, waren, weder Mann noch Kinder dies unangenehm fühlten und kein Außenstehender eine Ahnung davon hatte, wie knapp unsere Mittel waren. Freilich verschmähte sie es in dieser Zeit sogar nicht, ihr Talent nach Brot gehen zu lassen, und ihre Befriedigung über die Vollendung eines künstlerisch geglückten Porträts war kaum größer als der Stolz darauf, daß sie dadurch Mittel schaffte, wenn nicht für Nötiges, so doch für Angenehmes, das wir uns sonst hätten versagen müssen ... In meinen nicht leichten Charakter verstand sie sich mit grenzenloser Güte und Liebe zu fügen und hat mich, wie jede richtige Frau, doch nahezu immer — oder soll ich sagen: immer? — dahin gebracht, wohin sie mich haben wollte ...“

Wem es, wie dem Verfasser dieser Skizze, vergönnt war, manchen Nachmittag oder Abend im großen Wohnzimmer der Familie Gebsattel beim surrenden Samovar und bei knusprigem Gebäck zu weilen, wird diese Schilderung des Hausherrn nur Wort für Wort unterschreiben können. Alles mutete in diesem Heim so freundlich und erfreulich an, weil alles aus einer Harmonie geboren war, weil alles echt und gediegen war, was man hier sah, aufgebaut auf den Werten der Tradition, die Vergangenheit und Gegenwart miteinander verschlang.

Digitized by Google

Es war wieder ein unsagbar schweres Geschick, als Gebsattel von seinen Kindern den einzigen Sohn im Jahre 1926 verlor, der im Fernen Osten, in Tokio, auf einer großen Geschäftsreise starb. Um so größer war die Freude am Wirken seiner Tochter im Dienste der Jugenderziehung in Bayern.

Gebsattel selbst suchte namentlich durch seine Vortragstätigkeit in allen möglichen Vereinen, bei Regiments- und Kriegervereinen, bei Jugendverbänden, in nationalen und konfessionellen Kreisen den Glauben an die Ideale, die dem 70jährigen noch genau so vorschwebten, wie sie dem jungen Offizier vorangeleuchtet hatten, wieder zu verbreiten und zu stärken. In ganz verschiedenen Kreisen sprach er, auch über die verschiedensten Gegenstände. Aber alles, was er sagte, war doch Ausfluß und Ergebnis einer geschlossenen Persönlichkeit. Adelige Gesinnung, heldische Lebensauffassung, unbedingtes Pflichtbewußtsein, ein unzerstörbarer Glaube an das Gute im Menschen trotz aller klaren Kenntnis der Welt und des Minderwertigen in den Geschöpfen, ein Wissen vom organischen Aufbau der Gesellschaft und daher eine entsprechende Wertung alles geschichtlich Gewordenen, eine Hochschätzung aller konservativen Werte, der feste Glaube an einen transzendentalen Gott und an den Gottessohn Christus, an die von ihm gestiftete Kirche und ihre Heilsaufgabe, eine unerschütterliche Treue zu ihr wie zu allen weltlichen Obrigkeiten, die er sich von oben gesetzt wußte, aber auch ein unbändiges Freiheitsbewußtsein und ein gesunder Widerwille gegenüber allem unwürdigen Zwang von Menschen — das etwa waren die Charaktereigenschaften Gebsattels. Dazu ein köstlicher, echt deutscher Humor. Entzückende Proben davon habe ich erlebt. Er war eine Herrennatur in des Wortes bestem Sinne. Es scheint mir höchst bezeichnend zu sein für Gebsattels eigenes Denken, ganz besonders auch für seinen durch und durch deutschen, völkischen Sinn, daß er bei der Kritik des Buches von Demeter über „Das deutsche Offizierskorps in seinen historisch-sozialen Grundlagen" Anstoß daran nahm, daß der Verfasser von einem „Gentleman-Ideal" gesprochen hatte. Demgegenüber erklärte Gebsattel in seiner wunderbaren Geradheit: „Für uns Deutsche und den deutschen Offizier kenne ich kein solches. Vielleicht gerade deshalb, weil ich mit Offizieren der meisten nennenswerten Armeen in Berührung kam, sage ich aus voller Überzeugung: Für mich steht am höchsten ein Deutscher, der nach seiner ganzen *inneren* Einstellung ein ‚Herr' ist. Den schätze ich menschlich und innerlich — nicht immer äußerlich — weit höher als den englischen ‚gentleman'

Digitized by Google

mit seinem sportmäßigen Handeln, seinem ‚cant' und seiner bodenlosen Überhebung." — Ludwig von Gebsattel war ein solcher „Herr" im vollen Sinne.

Veröffentlichungen von Gebsattel: „Politische Berichte [Gebsattels]" aus den [Berliner] Jahren 1905—1911, veröffentlicht von K. Demeter in den Preußischen Jahrbüchern 231 (1933), S. 24—39, 116—135. — „Die Stellung des II. Bayer. Armeekorps vor Paris 1870/71." (Darstellungen aus der bayer. Kriegs- und Heeresgeschichte Heft I). München. — „Von Nancy bis zum Camp des Romains 1914." (Schlachten des Weltkrieges Heft 6.) Oldenburg i. O. 1922. — „Generalfeldmarschall Karl v. Bülow." München (Lehmann) 1929. — „Das K. B. 1. Ulanen-Regiment." (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter.) Augsburg (Himmer) 1924. — „Aus dem Jägerleben eines Naturfreundes." Augsburg (Himmer) 1928. — „Notizen zur Geschichte meiner Familie", gedruckt im „Verein Studentenhaus", München. — „Erinnerungen an Heinrich Frhr. v. Stein", in den „Bayreuther Blättern", 51. Jahrg. (1928). — „Internationalismus und Katholizismus", in den „Gelben Heften" I. Jahrgang, 5. Heft (Februar 1925). — „Das deutsche Heer von 1914 und sein Offizierskorps", ebda. I., 8. Heft (Mai 1925). — „Vizeadmiral Maximilian Graf von Spee", ebda. II., 8. u. 9. Heft (Juni 1926). (Auch gedruckt in: „Katholische und deutsche Charakterköpfe", herausgegeben von M. Buchner. Paderborn. Schöningh. 1930). — „Generalfeldmarschall Walter Frhr. von Loë", in den Gelben Heften III, 5. und 6. Heft (Mai und Juni 1927). — „Leopold, Prinz von Bayern", ebda. IV., 7. Heft (April 1925). — „Jan de Werth", ebda. VI., 4. Heft (Januar 1930). — „Die historisch-soziologischen Grundlagen des deutschen Offizierskorps", ebda. VI., 10. Heft (Juli 1930). — „Meine Fahrt nach dem Lande der Sagen und Wunder", ebda. VII., 5. Heft (Februar 1931). — „Aus Chinas Vergangenheit", ebda. 7. Heft (April 1931). — „Aus dem Boxeraufstand vom Jahre 1900", ebda. 8. Heft (Mai 1931). — „Erinnerungen an die ostasiatische Expedition 1900/01, ebda. 9. Heft (Juni 1931).

Biographische Skizze über Gebsattel von Dr. S. Geiger: „Freiherr von Gebsattel. Ein deutscher Offizier und katholischer Edelmann unserer Zeit", in den Gelben Heften IX, 6. Heft (März 1933).

Max Buchner (München).

11. Geyer, Christian Karl Ludwig, Hauptprediger in Nürnberg, 1862—1929.

Geyer Christian Karl Ludwig, gestorben 1929 als Hauptprediger bei St. Sebald in Nürnberg, wurde am 1. Oktober 1862 in Manau in Unterfranken geboren. Sein Vater war der dortige evangelisch-lutherische Pfarrer Karl Ludwig Geyer, der seinerseits in Kempten geboren war. Seine Mutter Ida, Johanna geb. Nacke,

Digitized by Google

entstammte einer Kaufmannsfamilie in Wunsiedel. Väterlicherseits war schon der Großvater Pfarrer und im Fränkischen, in Roth a. Sand als Dekan und Distriktsschulinspektor gestorben. Dessen Vater verbrachte sein Leben in Augsburg, wo er zuerst Bankkassier, dann Kaffeeschenk war. So floß in Christian Geyer das Bewegliche des Franken mit der schwerlebigeren Gründlichkeit des bayrischen Schwaben in Eins zusammen, wobei das Beherrschende eine seltene innere Lebendigkeit und — wenigstens nach außen hin — ein sonnig heiteres Gemüt war. Schon als Knabe hatte er seine Lust am Humor und konnte auch Erwachsene in einer nicht immer gerade ehrerbietigen, aber jedenfalls reizenden Unmittelbarkeit zum Besten haben. Nach dem Privatunterricht seines Vaters ging er durch die damals noch barbarische Stockmeisterzucht der Lateinschule des Pfarrwaisenhauses in Windsbach und trat dann in das Gymnasium in Ansbach ein, das er 1880 mit bestem Erfolg absolvierte. Schon hier trat die sein ganzes Leben bestimmende Liebe zur Geschichte und zur Musik hervor. Beides war bedeutsam für sein religiöses Denken und Wirken. Die Berufswahl machte ihm keine Schmerzen; bereits als Knabe stand ihm fest, einmal Pfarrer zu werden. So studierte er 1880 bis 1884 in Erlangen und Leipzig Theologie. Hier legte neben den Kirchenhistorikern Hauck und Kolde vor allem der Systematiker Frank den Grund zu seiner späteren theologischen Entwicklung und Arbeit. Er wurde „Erfahrungstheologe", für den maßgebend wurde, was er selbst in seinem religiösen Innenleben erfuhr und auf den zum erstenmal die menschliche Persönlichkeit Jesu den tiefsten Eindruck machte. Hatte er bisher auf die Worte der Lehrer geschworen, so fing er nun langsam an, einen Eigener zu werden und lernte von seinem Innenleben aus zu prüfen, was ihm von seinen Lehrern und an Überkommenem geboten wurde. Und die strenge historische Methode, die seine Kirchengeschichtslehrer anwandten, nun auch auf die Arbeit an den religiösen Urkunden des Alten und Neuen Testamentes zu beziehen, wurde ihm allmählich zum Bedürfnis. Als erster in Bayern betrat er so, freilich noch ohne sich in Gegensatz zu seinen orthodoxen Lehrern zu wissen, den für ihn und sein Wirken an Folgen reichen Weg der modernen Theologie.

Da er als einer der ersten das theologische Examen bestand, wurde er in das Predigerseminar nach München einberufen, eine Anstalt, die, gegründet von dem Präsidenten von Roth, die Elite der bayrischen Pfarrerschaft heranbilden soll. Zunächst diente Geyer sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr im Infanterie-Leibregiment ab. Nach kurzer Vi-

Digitized by Google

karszeit wurde er 2. Pfarrer in Altdorf, kam dann nach Nördlingen und wurde 1895 Seminarpräfekt am Lehrerseminar in Bayreuth. 1896 promovierte er mit einer Doktorarbeit über die Nördlinger Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts.

Die siebenjährige Bayreuther Tätigkeit wurde für ihn und sein Wirken insofern bedeutsam, als er hier Gelegenheit bekam, seine hervorragenden pädagogischen Fähigkeiten zu entfalten und sich zu einem ungemein kenntnisreichen Lehrer der Pädagogik auszubilden. Was er auf diesem Gebiet geleistet hat, steht seiner theologischen und religiösen Arbeit in keiner Weise nach. Geyer war seiner ganzen Natur nach ein geborener Pädagoge, der zugleich das umfangreiche Gebiet dieser Wissenschaft und auch die Methodik in seltener Weise beherrschte. Kein Wunder, daß hier seine Arbeit die köstlichsten Früchte trug. Eine ganze Generation von Lehrern und Lehrerinnen dankt ihm noch heute für seine ausgezeichnete Schulung und für reiche persönliche Anregungen. Die Lehrerschaft hat vielleicht niemals unter den Geistlichen einen verständnisvolleren und einflußreicheren Freund und Förderer ihrer Berufsarbeit gehabt als ihn. Neben einer umfangreichen Tätigkeit im Seminar und in der Bayreuther evangelischen Gemeinde verschafften ihm seine musikalischen und seine geschichtlichen Interessen und Kenntnisse in Bayreuth die Gelegenheit, sich auch auf diesen beiden Gebieten führend zu betätigen. Jene brachten ihn in Beziehung zum Haus Wahnfried und dem seinerzeit ebenso als Künstler wie als Mensch hochgeschätzten Wagnerschen Chordirigenten Kniese. Seine kirchengeschichtlichen Studien aber nahm er wieder auf das intensivste auf, als eine Neuauflage der Baum', dann Baum-Geyerschen Kirchengeschichte nötig wurde. Sie sollte nicht nur allen wissenschaftlichen Anforderungen genügen und dem Lehrer in seinem Unterricht dienen, sondern auch als ein Familien- und Gemeindebuch mithelfen, dem kirchlichen Gemeindebewußtsein und -aufbau zu dienen. Beides ist ihm infolge der Gründlichkeit seines Verfassers, seiner Einfühlungsfähigkeit und seiner Erzählungskunst in hervorragendem Maße gelungen. Dazu verstand er es, das Buch mit vielen Faksimiledrucken und einem reichen, vorzüglich ausgewählten Bildmaterial auszustatten. Es ist schade, daß diese Kirchengeschichte seit Jahren vergriffen ist; sie verdiente wohl eine der Zeit entsprechende Neuauflage und könnte gerade in der Gegenwart vielen wieder vortreffliche Dienste leisten.

Nach sieben Jahren ging auch diese Bayreuther Zeit für ihn zu Ende. In Nürnberg wurde die seit etwa einem halben Jahrhundert

Digitized by Google

nicht mehr besetzte Hauptpredigerstelle bei St. Sebald neu errichtet. Der Stadtmagistrat Nürnberg, dem das Patronat darüber zustand, wurde auf Geyer aufmerksam gemacht, präsentierte ihn an erster Stelle und erreichte im Sommer 1902 seine Berufung dorthin. Damit begann für Geyer eine ganz neue Zeit. Dem Hauptprediger oblagen die Hauptpredigten an drei Sonntagen im Monat und allen Hauptfesten. Ihm sollte auch bei der nächsten Erledigung des Dekanats die Führung der Gesamtgeistlichkeit Nürnbergs übertragen werden. Desgleichen wartete seiner die Mitarbeit in der Leitung des Landesvereins für Innere Mission, im kirchlichen Vereinsleben und in der Unterrichts- und Erziehungstätigkeit der Kirche. Darüber hinaus sollte hier eine Stelle geschaffen werden, an der ein Geistlicher auch noch die Zeit fände, das ganze geistige Leben nicht nur Nürnbergs und besonders die religiösen Fragen der Gegenwart in ihrem Verhältnis zur Kirche zu durchdenken, zu verarbeiten und zu beeinflussen. So wartete auf Geyer in Nürnberg eine umfassende und bedeutsame Tätigkeit; er wurde aus der Stelle in Bayreuth, die ihn noch im Hintergrund ließ, herausgerufen, um nun an vorderster Stelle im praktischen Dienst als Geistlicher der bayerischen Landeskirche zu dienen. Für die neue Aufgabe hatten die Jahre in Bayreuth auch insofern eine große Bedeutung, als er in dieser Stadt das kirchliche Leben mehr von außen zu betrachten Gelegenheit hatte und, wie wir sahen, viele befruchtende Beziehungen zu religiös bewegten und geistig wie künstlerisch hervorragenden Kreisen hatte eingehen und pflegen können. Denn die Bevölkerung Nürnbergs, vor allem die gebildete Schicht, zeichnete sich nicht gerade durch kirchlichen Sinn aus und fand nur schwer den Zugang zum Gotteshaus. So treu der Dienst der Geistlichkeit war und so eifrig sich ein kleiner besonders kirchlich gesinnter Kern betätigte, so wenig war es doch bisher gelungen, das kirchliche Interesse in breiteren Kreisen zu wecken und zu erhalten.

Hier Leben hineinzubringen und die kirchlichen Fragen in den Brennpunkt der inneren Anteilnahme zu stellen, gelang Geyer nun, in Verbindung mit dem kurz vor seinem Einzug nach Nürnberg-Heilig Geist berufenen, ihm auf das innigste befreundeten Dr. Friedrich Rittelmeyer, in einzigartiger Weise. Geyers Art war dabei, im Gegensatz zu seinem Freund, der ihn auch hierin vortrefflich ergänzte, die Dinge und Aufgaben an sich herankommen und wachsen zu lassen. Er war zeitlebens ein Feind aller Vielgeschäftigkeit und Betriebsamkeit. Aber indem man bald seine überragenden

Digitized by Google

Fähigkeiten und seine große Bereitwilligkeit zu jedem Dienst, den man von ihm erbat, erkannte, wuchsen ihm die Aufgaben und Pflichten mehr und mehr zu. Durch seine Predigten sammelte er bald und regelmäßig eine Menge Menschen um sich, gerade auch unter den der Kirche Entwöhnten und Entfremdeten, auf die er durch seine offene, jedem Pathos abholde Art eine besondere Anziehungskraft ausübte. Das freute ihn mehr, als es ihm leid tat, wenn sich allmählich manche von ihm wieder abwandten, denen seine Art zu predigen nicht entsprach, da sie sich vom Überkommenen nicht gern trennen und sich nicht beunruhigen lassen wollten. Denn Geyer brachte alle Probleme und Fragen des neuzeitlichen Lebens auf seine Kanzel und scheute sich unter Umständen nicht, seinen Hörern geistig und religiös etwas zuzumuten. Daß man ihn frühzeitig auch für die unterrichtliche Tätigkeit heranzog, war ebenfalls kein Wunder. Hier ist seine Hauptschöpfung die Lehrerinnenbildungsanstalt des Instituts Lohmann, deren technischer Leiter und Direktor er wurde und durch mehr als anderthalb Jahrzehnte blieb. Er wußte die ganze Anstalt mit seinem Geist zu durchdringen und in allen Fächern ausgezeichnete Lehrkräfte für sie zu gewinnen. Nachdem er vorher schon in diesem Institut neben dem Religionsunterricht zeitweise auch den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte zu geben hatte, übernahm er nun in den beiden Oberkursen des Seminars den gesamten Unterricht in Religion und Pädagogik. Wie groß damals seine Leistungsfähigkeit war, zeigt die Tatsache, daß er, nicht selten zu Vorträgen nach auswärts gerufen, bisweilen die Nacht durchfuhr, um am nächsten Morgen wieder um 8 Uhr frisch und munter vor seiner Klasse zu stehen. Dabei vernachlässigte er keineswegs die Nürnberger Personal- und Predigtgemeinde, die sich im Laufe der Jahre immer zahlreicher um die beiden Freunde Geyer und Rittelmeyer scharte. War bei der hier einsetzenden Tätigkeit ohne Zweifel Rittelmeyer der Inspirator, der immer Neues aufspürte und veranlaßte, so glänzte Geyer hierin durch seine gründlichen geschichtlichen und philosophischen Kenntnisse, durch seine Gabe die schwierigsten Fragen und Probleme auf das anschaulichste klar zu machen, und durch eine seltene menschliche Wärme und Unmittelbarkeit. Man richtete große öffentliche Besprechungsabende ein, in denen die Fragen des kirchlichen und des persönlichen Lebens, wie sie aus dem Zuhörerkreis aufgeworfen wurden, besprochen werden sollten. Aber auch kleinere Kreise, die sich aus der akademischen Welt zusammensetzten oder künstlerische Interessen vertraten, kamen regelmäßig, manchesmal

Digitized by Google

Woche um Woche bei ihm zusammen, entweder um unter seiner Führung sich in die schwierigsten philosophischen Probleme zu vertiefen oder um intimere persönliche Fragen zu behandeln. Keinem vorher oder nachher ist es so gelungen, die gebildete Welt in Nürnberg zu sammeln und ihr religiös-kirchliches Leben zu wecken. Ob es Ärzte waren oder Lehrer oder Juristen, Industrielle oder Kaufleute, Männer oder Frauen, das Alter oder die Jugend, oder ganz schlichte Arbeiter und völlig unbekannte, aber aufstrebende Menschen: aus allen Schichten sammelte es sich um Geyer, wie um einen väterlichen Freund und Berater. In diesen Jahren traten besonders tätig die Freidenker auf den Plan und veranstalteten Versammlung über Versammlung. Das war etwas für Geyer; die Diskussionsreden, die er hier hielt, gehörten zu seinen Glanzleistungen. Mit seinem Humor und seiner Schlagfertigkeit hatte er im Handumdrehen die Zuhörer auf seiner Seite und konnte nun ebenso durch seine Beherrschung des Stoffes die gegnerischen Auffassungen entkräften, wie durch seine Einfühlung in ihre geistige Haltung ihnen klar machen, um was es ging und was die Kirche im Tiefsten will.

Freilich je mehr hier Geyer an Boden und Ansehen unter der Laienschaft gewann, um so mehr regte sich das Mißtrauen der streng kirchlich gerichteten Kreise und vor allem der Pfarrer und Theologen gegen ihn, die sich im Gegensatz zu ihm und seiner freieren Einstellung viel enger an die kirchliche Tradition und an die Bekenntnisse der Kirche gebunden fühlten. Es kam zu einem achtjährigen kirchlichen und theologischen Kampf um die Gleichberechtigung der modernen Theologie und ihrer Vertreter in der bayrischen Landeskirche, der weit über Nürnbergs Grenzen hinaus die Geister erregte und der Geyer im Urteil vieler bis zu seinem Tod abstempelte und ihn kirchlich mehr oder weniger kaltstellte. Seele und Führer dieses Kampfes war auf Seite der freier gerichteten Theologen, denen sich vor allem der lebendigste Teil der Jugend anschloß, ohne Zweifel Rittelmeyer; aber diese Auseinandersetzung entsprach ganz dem Temperament und der Entwicklung Geyers. „Die Blume der Religion gedeiht nur im Sonnenschein der Freiheit", war ein Lieblingswort von ihm. Und daß das kirchliche Leben und Denken eine von allem anderen abgekapselte Provinz sein sollte, in der ganz andere Gesetze und Maßstäbe herrschen als sonst im geistigen Leben, das war ihm damals ein unerträglicher Gedanke. Warum sollte man die historische und literarische Kritik, deren man sich sonst den Denkmälern der Vergangenheit gegenüber bediente, nicht auch auf

Digitized by Google

die religiösen Urkunden des Christentums anwenden? Konnte es dadurch an Würde, Hoheit und Eigenart verlieren, wo doch das Bild Jesu und damit der lebendige Christus selbst so strahlend aus den Evangelien herausleuchtet und den Seinen immer neu das Herz abgewinnt! Fichtes Satz: „Nicht das Historische, sondern das Metaphysische macht selig", war ihm damals ganz aus der Seele gesprochen. Der Kampf, zu dessen Austragung und Überwindung wenige Jahre nach seinem Beginn der streng orthodoxe, aber hochgebildete und tief fromme Rektor der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt Hermann Bezzel von der Krone zum Präsidenten des Oberkonsistoriums berufen wurde, nahm zum Teil auf beiden Seiten unerfreuliche Formen an. Aber es war hier Geyer nicht um die Kritik, nicht um Negation, sondern darum zu tun, was Heilige Schrift und Bekenntnis uns Kindern des 20. Jahrhunderts noch zu sagen und zu geben haben. Er wußte ja, wie viele von ihnen nichts mehr damit anfangen konnten. Seinen Höhepunkt fand dieser Kampf im sogenannten Lorenzer Kirchenstreit, als es sich um die Wahl Rittelmeyers zum 1. Pfarrer an St. Lorenz handelte; er trat im Krieg dann ganz zurück, flammte aber darnach bei der Absetzung des Ottinger Pfarrers Leimbach wegen Irrlehre und des Bayreuther Pfarrers Knote wegen eines Streites um die kirchliche Ordnung noch zweimal hell auf.

Einen besonders anziehenden Einblick in Geyers damalige Entwicklung und Haltung vermitteln seine zwei kleinen Schriften „Theologie des ältesten Glaubens" und „Erlebtes Christentum". Geyer ist später über sie hinausgewachsen; sie sind aber doch ein beredtes Zeugnis für seine innere Lebendigkeit und zeigen, wie sehr es ihm gerade im religiösen Leben auf Echtheit und Wahrhaftigkeit ankam. Von der heutigen Lage (1935) aus gesehen, erscheint Geyers damalige Stellung insofern überholt und unrichtig, als er in jener Zeit zu viel Gewicht legte auf die Anschauungen, Bedürfnisse und Arbeitsmethoden des modernen Menschen und gemäß der ganzen geistigen Zeitlage die Bedeutung der Kirche als des Leibes Christi unterschätzte. Später konnte er, der nach seinen eigenen Worten „eigentlich ein ewiger Wanderer" war, sich selbst mitanklagend sagen: „Wir haben über der Kritik an der Bibel die Kritik der Bibel an uns vergessen." Von der organisierten Kirche hielt er freilich nie viel. Und daß diese ihn gegen Ende seines Lebens zum Kirchenrat machte, war ihm mehr eine Last als eine Lust. Da freute ihn die Verleihung der theologischen Doktorwürde durch die

Digitized by Google

theologische Fakultät der Universität Jena im Jahre 1914 schon mehr. Er konnte von einer Synode, an der er teilnahm, in seiner köstlich freimütigen Art, als er am Klavier eine Bruckner-Symphonie spielte, bekennen: „In einem Satz dieser Symphonie steckt mehr religiöses Leben als in der ganzen Synode." Am liebsten ließ er sich nur „Herr Doktor" nennen. Denn sofort als Pfarrer abgestempelt zu sein, war ihm zuwider. Solche Haltung gewann ihm vieler Herzen, zeigt aber auch seine Grenzen. Es ging ihm in gewisser Hinsicht der Sinn für die kirchliche Form und für „organisiertes" Christentum ab. „Er blühet wie eine Blume auf dem Feld": das war der große Reiz seiner Persönlichkeit, aber zugleich auch seine Schranke. Eine außerordentlich schöne Frucht dieser Kampfjahre darf aber dabei nicht vergessen werden. Es ist die Gründung des evangelischen Monatsblattes „Christentum und Gegenwart" (später „Christentum und Wirklichkeit"; 1934 eingegangen), das er vom Jahr 1910 ab gemeinsam mit Rittelmeyer herausgab. Wer Geyer in seiner tiefpositiven Natur kennen lernen will, darf an dem, was er im Lauf von 20 Jahren in diesem Blatt geschrieben hat, nicht vorübergehen. Seine Aufsätze und Fragenbeantwortungen darin sind noch heute eine Fundgrube tiefster christlicher Lebensweisheit und reichster Lebenserfahrung. Auch in diesem Blatt zeigte sich die besondere Eigenart der beiden Freunde: das Blatt wurde allermeist von seinen Lesern geschrieben; es war eine besondere Gabe beider, Persönlichkeiten dafür aufzuspüren und zu gewinnen. Rittelmeyers Feingefühl und Geyers ermunternde und anerkennende Art leisteten da Erstaunliches. In weiterem Verfolg der Sammlung ihrer Freunde gründeten beide den Protestantischen Laienbund, der bald in den Kämpfen eine nicht unbedeutende Rolle spielte und nach dem Krieg im Nürnberger Diakonieverein sich eine Stätte charitativen Wirkens schuf. Beiden war Geyer lange Jahre ein unendlich geliebter Berater und Förderer.

Es versteht sich von selbst, daß Geyer auch in den Kriegsjahren im Bereich seines Wirkens seinen Mann stellte. Seine Kriegsabende, seine Vorträge, seine Flugblätter und nicht zuletzt seine Predigten sind ein bleibendes Denkmal dafür, wie Christentum und Vaterland zusammengehören und der Christ den Krieg weder verherrlicht noch verdammt, sondern sich durch ihn in der Kraft seines Gottes zum großen Opfer aufgerufen weiß. Auch hier kam ihm seine Weltoffenheit und Lebendigkeit, namentlich aber auch sein nie versagender Humor zustatten, die doch alle innerlichst an Christus gebunden

Digitized by Google

waren und von diesem immer wieder zum Zentralen zurückgerufen wurden.

Die Nachkriegsjahre brachten diesem ewig Jugendlichen, dem „nichts das Herz beklemmen konnte und dem der Puls des inneren Lebens", wie bei dem ihm geistesverwandten Schleiermacher, „frisch blieb bis an den Tod", noch einmal neue Auseinandersetzungen und stellten ihn zuletzt vor die schwerste Entscheidung seines Lebens. Durch Rittelmeyer und andere Freunde trat er der Anthroposophie und ihrem Gründer Dr. Rudolf Steiner näher. Man hat ihm das in kirchlichen und wissenschaftlichen Kreisen schwer verübelt. Aber es war wiederum ein Zeichen seiner inneren Freiheit, daß er sich nichts daraus machte. Ja, eine stille Freude, das zu tun, was Widerspruch erregte und was etwas anderes war als sonst die Leute taten, hat ihn immer beseelt. Es lag aber auch diese Annäherung an die Anthroposophie ohne Zweifel in seiner Natur begründet, da er immer mit dabei sein wollte, wenn etwas Neues sich regte. Er wolle zeitlebens auf der Lokomotive und nicht im letzten Wagen fahren, sagte er gerne in seiner scherzhaften Art. Und hatten ihn schon länger okkulte Probleme und Versuche angezogen, so wurde er durch das, was er über und von Steiner und seiner Anthroposophie hörte, auf die Dauer immer mehr gefesselt. Aber es waren noch andere und tiefere Gründe, die ihn leiteten. Ihn beschäftigte aufs stärkste die Frage nach der Überwindung des materialistischen Denkens der Gegenwart und nach der Begründung sowie Gestaltung eines neuen Idealismus für ein Geschlecht, dem der Reihe nach alles wackelig und brüchig geworden war. Dazu kam ein letztes Anliegen: Er sah immer mehr die überragende Bedeutung des Prophetischen für die Religion im Allgemeinen und das Christentum im Besonderen ein. Wie gerne betonte er, daß es Menschen gab, die etwas sahen und hörten, was anderen verschlossen blieb, und „die Religion aus erster Hand" hätten, und wie war er bemüht, dies seinem Geschlecht klar zu machen, daß es eine Brücke fand von dem Jetzt zum Einst und ihm die Heilige Schrift in ihrer Bedeutung für sein religiöses Leben neu aufging! In Steiner und seiner Anthroposophie glaubte er ein wichtiges Hilfsmittel hierzu gefunden zu haben. Freilich den Schritt Rittelmeyers zur Gründung der Christengemeinschaft konnte er nicht mitmachen. Er berief sich dabei auf Steiner selbst, der wiederholt schreibt: „Geisteswissenschaft (Anthroposophie) kann sich allerdings auch darauf erstrecken, die geistigen Erscheinungen zu betrachten, die im Laufe der Weltentwicklung als Religion auftraten. Allein

Digitized by Google

Geisteswissenschaft kann niemals eine Religion schaffen, ebensowenig wie sich die Naturwissenschaft der Illusion hingibt, etwas in der Natur zu schaffen." Über dieser Stellung Geyers kam es zum Bruch mit Rittelmeyer, aber zugleich auch dazu, daß Geyer sich der Kirche und die Kirche sich und vielen anderen rettete. Und noch einen anderen Gewinn brachte ihm dieser Durchgang durch die Anthroposophie: eine vertiefte Stellung zur Bibel und ein erneutes Durchdenken der lutherischen Rechtfertigungslehre. Darin bestärkte ihn weiter das Studium des von ihm außerordentlich geschätzten Buches „Auf Hiobs Wage" aus der Feder des russischen Religionsphilosophen und Emigranten Leo Schestow, von dem er sagte, es gebe Bücher, für die man nur Gott danken könne, daß man sie noch vor seinem Tod habe kennen lernen dürfen. Geyer kehrte zu seinem Ausgang zurück und wurde im tiefsten Sinn des Wortes Biblizist und lutherischer Rechtfertigungstheologe, der nur „im Schatten der Vergebung" leben konnte. Als solcher durfte er noch etliche Jahre zum besonderen Segen seiner Freunde und Predigtgemeinde auf der Kanzel von St. Sebald und in vielen kleineren und größeren Kreisen wirken. Nach schwerem Leiden, in dem sich bewährte, was er sein Leben lang gelehrt und gelebt hat, ist er am 23. Dezember 1929 gestorben. Anderthalb Jahre vorher war seine Lebensgefährtin Anna Johanna Eleonore geb. Fritz, nach über 41 jähriger Ehe, einen Sohn und drei Töchter ihm hinterlassend, an einem Herzleiden aus dem Leben geschieden.

Worin bestand Geyers besondere Art und was hat er als sein Erbe kommenden Zeiten hinterlassen? Geyer war eine selten glückliche Mischung von, um ein Wortspiel des Meister Eckehart zu gebrauchen, „Lebemeister" und „Lesemeister". Er hungerte und fieberte nach Leben. Aber er wäre nicht der gewesen, der er war, wenn es ihn nicht immer wieder zum intensiven Studium hingezogen hätte. Doch auch sein Wissen war ein lebendiges und ein auf die Gegenwart bezogenes. Er sowohl wie alle seine Ausführungen hatten sogar nichts Vertrocknetes und Verstaubtes an sich. Dabei verfügte er — das halbe Geheimnis des Gelehrten! — über ein glänzendes Gedächtnis, das immer etwas Besonderes, sei es aus dem Leben, sei es aus der Geschichte zur Veranschaulichung bereit hatte. Was hat dieser Mann nicht alles gelesen, erlebt und sich gemerkt! Wie manchesmal kam es uns auf unsern gemeinsamen Wegen ihm gegenüber auf die Lippen: „Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren ist ehrenvoll und ist Gewinn." Man ging immer belehrt und gescheiter geworden von ihm weg. Zudem war er, was vor allem seine Lebenserinne-

Digitized by Google

rungen bezeugen, ein köstlicher Erzähler. Aber er hatte auch Gemüt und Phantasie, es strahlte von ihm eine große Wärme, vor allem eine sonnige Frohnatur aus, die allein durch ihre Gegenwart schon ermunternd wirkte. So nimmt es bei seiner starken religiösen Veranlagung nicht Wunder, daß er ein äußerst geschätzter Prediger und Redner war. An der Stimme oder einem gewissen Pathos lag das nicht; denn verabscheute er letzteres manchmal bis zur Formlosigkeit, so war jene weder umfangreich noch besonders wohllautend. Aber hinter seiner Rede stand er selbst in seiner entzückenden Unmittelbarkeit, seiner lauteren Echtheit und dem ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit. Er scheute sich nicht auf der Kanzel, von seinen Vorträgen zu schweigen, auch einmal das Lächeln seiner Zuhörer zu erregen; es war ihm jedenfalls lieber, als daß sie schliefen. Dabei konnte er bis an die Grenze des Erlaubten gehen, überschritt sie aber niemals, so gewagt auch manchmal die Dinge waren, die er auf die Kanzel brachte. Strengere, an Zucht und Form gewöhnte oder ans Überkommene gebundene Naturen konnten sich damit wohl nicht befreunden, aber das störte ihn nicht. Seine Texterklärung und -anwendung war zu den verschiedenen Zeiten verschieden. Sie war immer anziehend und verriet eine gründliche Meditation. Man spürte es ihm immer an: dieser Mann sagt nur, wofür er seine Hand oder seinen Kopf auf den Block zu legen bereit ist. Aber die Ausschöpfung des Textes wurde mit den Jahren immer tiefer und reifer. Er hat sich nie selbst gepredigt; doch ließ er später immer mehr den Text in seinen tiefsten Anliegen zu Worte und zu seinem Recht kommen. Den Zweck der Predigt sah er zuletzt in der Vorbereitung auf das Gebet, das ihr folgte und das er entgegen der sonstigen Übung immer selbst verfaßte. Ihn in Vorträgen und Reden, deren er unzählige hielt, zu hören, war jedesmal ein Genuß und brachte reichen Gewinn. Er hatte die Gabe, den schwierigsten und vielleicht auch trockensten Stoff so anschaulich und fesselnd darzustellen, daß auch der einfachste Mann verstand, um was es sich handelte, und belehrt nach Hause ging. Dabei kam ihm seine große und gründliche Allgemeinbildung wohl zu statten, nicht weniger aber auch der künstlerische Sinn, der ihm eignete. Das hervorragendste Zeugnis für letzteren ist sein Vortrag im Dürerjahr (1928) über Dürers Persönlichkeit. Das war das Beste von allem, was damals geboten wurde.

Als Theologe ging Geyer, wie es in seiner Jugend üblich war, von der in Bayern allein herrschenden Orthodoxie aus. Aber er merkte doch schon verhältnismäßig frühzeitig, wie die Betonung

Digitized by Google

und unbesehene Aneignung der kirchlichen Lehre ihn zur inneren Unwahrhaftigkeit führen könne. Ein so lebendiger und eigengewachsener Mann, wie er, drängte zum persönlichen Leben und Erleben. Obwohl zeitlebens „positiv bis in die Knochen", half ihm hier die moderne Bibelkritik zu dem Kern in der Bibel durchzustoßen, an dem sich sein eigenes Erleben entzünden konnte. Nun erst fühlte er sich frei zu einer ihm angemessenen Entwicklung. Denn nun erkannte er den in der Schrift bezeugten Christus und wagte ihm zu folgen. So war für ihn in diesem Stadium das Wichtigste das religiöse Erlebnis und der Gott suchende Mensch. Aber wiederum seine persönlichen Erlebnisse, die theologischen Kämpfe und nicht zuletzt die Kriegserfahrungen führten ihn darüber hinaus in die Welt des Objektiven, die seine Erlebnisse erst ermöglichte. Der lebendige, erhöhte und gegenwärtige Christus trat immer mehr in sein Blickfeld und in den Mittelpunkt seiner Verkündigung. Von einem Gottes- und Jesustum tat er den Schritt zum Christustum der wahren Kirche. Nun bewegte ihn vor allem der den Menschen suchende Gott und seine geschichtliche und übergeschichtliche Offenbarung in Jesus Christus. Damit gewann für ihn von Neuem auch die alte lutherische Rechtfertigungslehre Licht und Bedeutung. Immer wichtiger wurde ihm — auch persönlich — die Abendmahlsfeier, in der er den eigentlichen Höhepunkt des Gemeindegottesdienstes sah. Sein Weg endete unter dem Einfluß Ötingers und nicht zuletzt der Anthroposophie in einem biblischen Realismus, der ihm nun auf einmal den Vorwurf der Überorthodoxie einbrachte. Wer Geyer kannte, wußte, daß dies der Weg war, den er hat gehen müssen. Die Hauptanliegen, um die es ihm allezeit im religiösen Leben ging, waren: die Freiheit der religiösen Entwicklung, die Echtheit des persönlichen Erlebens, die Ernsthaftigkeit unseres religiösen Handelns und die Gemeinschaft wahrer Liebe. Sein letztes Bemühen aber galt dem Wunsch mithelfen zu dürfen, daß unserer Zeit der Star gestochen würde für ihre Christusblindheit. Er ging dabei nicht mit Spießen auf die Menschen los, sondern suchte sie durch Verständnis und Anknüpfung zu gewinnen. Denn er konnte den scharfen Trennungsstrich zwischen Gott und Mensch, Zeit und Ewigkeit, den die dialektische Theologie zog, nie anerkennen, so tiefer sich auch durch diese anregen und befruchten ließ.

Geyer war ja auch ein geborener Pädagoge. In ihm lebte etwas von den großen Menschenfreunden, die sich des Armen und Kleinen erbarmen. Er war ein Mäeutiker, der zum eigenen Leben erwecken, der ermuntern, anerkennen und hervorlocken wollte. Nicht

Digitized by Google

als ob er das Lernen seinen Schülern leicht gemacht hätte; er stellte vielmehr hohe Anforderungen an sie. Aber er hatte immer „den zukünftigen Menschen in ihnen" im Auge. Dabei hielt er es mit dem Wort des Bischof Sailer: „Die Hauptsumme aller Lehrertugenden ist Liebe und frohe Laune." Der Humor war ihm ja überhaupt eine Erscheinungsform der Religion, weil sie erst den Menschen über die Dinge erhebt und zu einem befreienden Lächeln befähigt. Aber nicht der Witz, sondern der reiche, wie Sonnenlicht wärmende Geist, der den Stoff beherrscht und das Kinderherz kennt, macht den guten Lehrer. Er war mit der pädagogischen Literatur gründlich vertraut und schätzte hier vor allem Kants Methodenlehre der praktischen Vernunft, Schleiermachers pädagogische Arbeiten und besonders Jean Pauls Levana, ein Buch, das er nicht genug empfehlen konnte. Aber auch Herder, Lessing und Goethe waren hier seine großen Lehrer; ferner hatte er von jeher ein ganz besonderes Interesse für die Psychologie. Freilich das, was den nachhaltigsten und tiefsten Eindruck auf seine Schüler machte, war seine Persönlichkeit.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, sie noch zu schildern, wie sie in der Erinnerung seiner Freunde weiterlebt. Auch in den erbittertsten Kämpfen konnten sich selbst seine Gegner ihrem Reiz nicht entziehen und wohl sagen: „Seine Theologie ist mir fremd; aber als Mensch ist er unendlich liebenswert." Aber diese Trennung war falsch und unberechtigt; denn wie er jede Theologie verabscheute, hinter der nicht der ganze Mensch steht, so war sein Menschentum eins mit seiner Theologie. Darum war seine Theologie so weit und offen und gegenwartsnah, weil es der Mensch in ihm war. Der Radius seines Erlebens und Denkens war außerordentlich groß. Es war erstaunlich, was er alles in den Kreis seiner Betrachtung zog und mit seinem warmen Herzen umfaßte. In ihm lebte jene Weltschaft, die mit der Sophokleischen Antigone von sich bekennen konnte: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da." Aber, ob er mit feinstem Verständnis und gründlichster Kenntnis über Calderon und Shakespeare, über Politik oder Erziehung, über kirchliche Verfassungsfragen oder philosophische Probleme, über Bach oder Bruckner schrieb, es war letztlich doch alles immer auf das Zentrum seines Lebens bezogen und zeugte von Dem, der ihm das Herz abgewonnen hatte. Denn wie sehr ihm der Pfarrer im langen schwarzen Rock zuwider war, er war und blieb doch immer der Hauptprediger in der fränkischen Metropole seiner engeren Heimatkirche, „ein unverbesserlicher Protestant", wie er sich einmal Rittelmeyer gegenüber nannte. Er selbst sagte

Digitized by Google

freilich öfters scherzhaft von sich, daß er wohl nur durch zwei „Entdeckungen" in der Nachwelt fortleben werde: einmal als Entdecker der Stempfermühle in der Fränkischen Schweiz für die Uttenruthia, seine Erlanger Studentenverbindung, und dann durch seine Arbeit über die Adam Kraftschen Leidensstationen in Nürnberg, in der er nachwies, daß entgegen der herkömmlichen Annahme nicht der Nürnberger Martin Ketzel, sondern Heinz Marschalk von Rauheneck der Stifter sei.

Ein sichtbares Werk als Zeugnis seines Wirkens hat er nicht hinterlassen. Die Kreise, die er ehedem um sich sammelte, sind nach seinem Tod auseinandergefallen. Die Gegenwartsaufgabe seiner Kirche knüpft nicht an ihn und seine Verkündigung an. Er scheint überholt. Aber nicht wenige verborgene Spuren weisen in der Stadt und in der Kirche seines Wirkens noch heute auf ihn hin und es wird eine Zeit kommen, in der man wieder irgendwie an ihn und seine Bemühungen wird anknüpfen müssen. Denn er hat bleibende Forderungen des Menschenherzens und seiner evangelischen Kirche vertreten und in seinem geistigen Werk liegen noch manche fruchtbare Keime für die Zukunft verborgen. Als er gestorben war, schrieb sein alter Kampfgenosse und Freund Rittelmeyer von ihm: „Für Bayern — und nicht nur für Bayern — geht wirklich eine Sonne unter." Mir aber drängt sich in der Erinnerung an ihn das Wort auf, das Schleiermacher einmal von sich gesagt hat und das in dem schönen Doppelsinn, der ihm eignet, auch von Christian Geyer gilt: „Ich bin ein Bürger kommender Welten."

Das Schrifttum Christian Geyers: Nördlinger Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. 1896. — Bilder aus der Zeit der Gegenreformation. 1896. — Pilgerfahrt des Ritters von Eyb.—Bilder aus der Kirchengeschichte. ? — Sanspareil. ? — Kirchengeschichte für das evangelische Haus. Neubearbeitung der Baumschen Kirchengeschichte. 3. Auflage, 1902. Beck, München. — Adam Kraft und das sogenannte Männleinlaufen. ? — Nürnberger Töchterschulen vor 100 Jahren. 1905. — Das kirchliche Leben in Nürnberg vor und nach dem Übergang der Reichsstadt an Bayern. 1906. — Die Kraftschen Leidensstationen. ? — Geyer und Rittelmeyer: Gott und die Seele. Ein Jahrgang Predigten. Ulm, Heinrich Kerler. 1906. — Geyer und Rittelmeyer: Leben aus Gott. Neuer Jahrgang Predigten. Ulm, Heinrich Kerler, 1911. — Ewige Freude. Religiöse Gedanken und Erfahrungen. Ulm, Kerler. 1912 (jetzt München, Kaiser). — Aus der Arbeit des modernen Predigers. Aufsatz. Evangelische Freiheit. 1912. Heft 6. Tübingen, Mohr. — Religion und Arbeit. 1912. — Das Märchen und die Religion. 1912. — Theologie des ältesten Glaubens. Ein Wegweiser für die kirchliche Gegenwart. Ulm, Kerler. 1913. — Die Pflege der Religion in der Großstadt. Die Verhandlungen des 24. Evangelisch-sozialen Kongresses. Vandenhoeck und Ruprecht. 1913. — Geyer und Rittelmeyer: Warum bleiben wir in der Kirche? I.: Warum wollen wir in der Kirche bleiben? Von Geyer. Ulm, Kerler. 1913. — Erlebtes Christentum. Ein Wegweiser für die religiöse Gegenwart. Ulm, Kerler. 1914. — Gibt es einen Zufall? Kriegspredigt. Nürnberg, Buch-

Digitized by Google

handlung des Vereins für Innere Mission. 1915. — Sturmeshilfe. Kriegspredigt über die „Stillung des Sturmes". Nürnberg, ebenda 1916. — Christus, das Weltenlicht. Eine Kriegs- und Friedenspredigt. Nürnberg, ebenda 1916/17. — Die Stimme des Christus im Krieg. Predigten aus dem dritten Kriegsjahr. (Als 2. Auflage „Christus in der Not der Gegenwart".) München, Kaiser. 1917. — Lieder für Gemeinde und Haus. Eine Auswahl von geistlichen Dichtungen, die nicht im bayerischen Gesangbuch stehen. Nürnberg, Buchhandlung des Vereins für Innere Mission. 1917. — Luthers Rechtfertigungsglaube, Bibelglaube, Lebensideal. Drei Reformations-Gedächtnispredigten. Nürnberg, ebenda 1917. — Unser Gold gehört dem Vaterland. Verlag der Buchhandlung des Vereins für Innere Mission, Nürnberg. 1917. — Theosophie und Religion. Nürnberg, Fehrle & Sippel. 1918. Erweitert: Theosophie und Religion, Theosophie und Theologie. 1919. — Die Trennung von Staat und Kirche vom Standpunkt des Protestantismus aus gesehen. Ein Wort zur Aufklärung und Beruhigung. Nürnberg, Buchhandlung für Innere Mission. 1919. — Hat Jesus gelebt? Vortrag. Nürnberg, ebenda 1919. — „Altes" und „Neues" Evangelium? Eine theologische Aussprache. Nürnberg, ebenda 1920. — Der Sozialismus als Apologet des Christentums, in der Reihe: Christentum und soziale Frage. Heft 6. München, Kaiser. 1920. — Zur Psychologie der Predigtvorbereitung. Archiv für Religionspsychologie II/III. Tübingen, Mohr. 1921. — Rudolf Steiner und die Religion. In: Vom Lebenswerk Rudolf Steiners. München, Kaiser. 1921. — Die Religion Stefan Georges. Greifenverlag, Rudolstadt. 1924. — Die Briefe des Apostels Paulus. Ein Versuch zu ihrer Verdeutschung und Vergegenwärtigung von DDr. Christian Geyer. Heft 1: Der Brief an die Christen in Rom. 51 Seiten. 1925. Heft 2: Brief an die Galater, sogenannter Epheserbrief, Brief an die Kolosser und an Philemon. 50 Seiten. 1925. Heft 3: Die zwei uns erhaltenen Briefe an die Gemeinde in Korinth. 71 Seiten. 1926. Kassel, Bärenreiterverlag. — Nürnberg und die Reformation. Verlag der Buchhandlung des Vereins für Innere Mission, Nürnberg. 1925. — Der Menschen suchende Gott. Ein Jahrgang Predigten. Rudolstadt, Greifenverlag. 1926. — Eschatologische Grundfragen. Bericht der 56. Pastoralkonferenz. Nürnberg, Buchhandlung des Vereins für Innere Mission. 1927. — Der lebendige Kalender. Greifenverlag Rudolstadt. 1927. — Albrecht Dürers Persönlichkeit. Ein Vortrag. Luginsland, Beilage zur Nürnberger Zeitung vom 12. Mai 1928. — Bilder aus der Kirchengeschichte. 18. Auflage. 1929. München, Oldenbourg. — Heiteres und Ernstes aus meinem Leben. 2. Auflage. Chr. Kaiser, München. 1929. — Christentum und Gegenwart. Evangelisches Monatsblatt. Jahrgang 1910—1923 in Verbindung mit Lic. Dr. Friedrich Rittelmeyer und Pfarrer Julius Kern, gegründet und herausgegeben in Kommission der Buchhandlung des Vereins für Innere Mission. Nürnberg. — Christentum und Wirklichkeit. Jahrgang 1923—1929 in Verbindung mit Prof. DDr. Wilhelm Stählin und Pfarrer Georg Merkel herausgegeben. Bärenreiterverlag, Kassel. — Aus dem Nachlaß: Im Schatten der Vergebung. Gebete von Christian Geyer. 1932. Im Verlag der Buchhandlung des Vereins für Innere Mission, Nürnberg. — Christian Geyer zum Gedächtnis: Christentum und Wirklichkeit. Jahrgang 1930. Heft 1—3. Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Georg Merkel (Nürnberg).

Digitized by Google

12. Grandaur, Bernhard
Kabinetts-Sekretär König Ludwigs I.
1776—1838.

Über zwanzig Jahre versah Bernhard Grandaur im Unterfränkischen das verantwortungsvolle Amt eines Landrichters, als ihn König Ludwig I. von Bayern im Sommer 1826 in den Ober-Kirchen- und Schulrat berief. Anderthalb Jahre später machte er ihn zu seinem Kabinettssekretär. In dieser Stellung gewann Grandaur eine Bedeutung, die festgehalten zu werden verdient.

Seine Tätigkeit als Landrichter lag vor aller Augen und konnte von den Zeitgenossen leicht beurteilt werden. Hinter dem Kabinettssekretär schlossen sich sofort die Türen, bald war seine Persönlichkeit von einem undurchdringlichen Geheimnis umgeben. Sie ist es geblieben bis in unsere Zeit. Auch heute noch lassen sich die Schleier nur schwer lüften, obwohl seit Jahren der Kabinettsnachlaß Ludwigs I. zugänglich ist. Von anderen Kabinettssekretären vor und nach Grandaur sind wenigstens die Korrespondenzen mit dem Herrscher geschlossen erhalten, man kann sich aus ihnen ein Bild machen von der Persönlichkeit der Verfasser. Die Briefe, Entwürfe und Gutachten Grandaurs sind zerstreut und nicht sehr zahlreich. Man begegnet ihnen überall in den Kabinettsakten, oft an entlegenen Stellen; sie verraten sein stilles Wirken, geben aber keinen lückenlosen Aufschluß. Die Briefe und Handzettel des Königs an ihn, die sehr zahlreich sein müssen, sind entgegen der Regel nach dem Tod des Schreibers nicht an das Kabinett zurückgegeben worden. Fast könnte es scheinen, als habe Grandaur die Spuren seiner Tätigkeit mit Absicht getilgt. Man möchte dem Menschen Grandaur näherkommen, ihn kennenlernen außerhalb der Büros, im Kreis der Familie, als Gatten und Vater, in seinen Lebensgewohnheiten und Lieblingsbeschäftigungen, in seinen Beziehungen zu Freunden, allein er versagt sich jeder Annäherung; seine Persönlichkeit bleibt herb und spröde. Der persönliche Nachlaß, der Auskunft geben könnte, ist verschollen. Wir kennen Grandaur nur aus offiziellen Korrespondenzen, in denen das Persönliche zurücktritt, nur aus geschäftlichen Aufzeichnungen und spärlichen literarischen Arbeiten, wir kennen ihn nur als Amtsperson, so wie uns ein zeitgenössischer Stich den etwa 55jährigen zeigt, verschlossen, mit ernsten, scharfen, etwas leidenden Zügen und einem wissenden, forschenden Blick; wir sehen ihn nur als unermüdlichen Arbeiter und pflichttreuen Beamten vor uns, wie er als Landrichter ein strenges

Digitized by Google

Regiment führt, wie er später tagtäglich vom Kabinettsdiener die Mappe des Königs in Empfang nimmt und, die Brille zurechtrückend, sich an die Erledigung der zahlreichen Aufträge des Königs macht, oder, wie er, hinter dickleibigen Folianten sitzend, ein langwieriges Gutachten ausarbeitet, einen schwierigen Gesetzestext zu Papier bringt oder wie er als Staatsrat aufrecht und mit schneidender Schärfe die Rechte des Königtums verteidigt. Stets begegnet uns in seinen Schriftsätzen dieselbe klare, bestimmte Ausdrucksweise, bisweilen gewürzt mit sarkastischen Bemerkungen; immer erkennen wir, selbst hinter der untertänigen Form, die selbstbewußte Persönlichkeit, zu der die sorgfältige, hauchzarte, leichtverschnörkelte schiefe Schrift einen eigenartigen Gegensatz zu bilden scheint. Aber gerade dieser Umstand verstärkt den Eindruck, daß sich Grandaur dem Erfaßtwerden durch Fremde absichtlich verschloß. Wie mit einer abwehrenden Geste tritt uns dieser Mann noch heute entgegen, als wollte er auch der Nachwelt alle Zugänge zu seinem Wesen versperren und im Tode noch den Abstand wahren, den er im Leben zu halten gewohnt war.

Bernhard Grandaur war 1776 in Würzburg geboren als armer Leute Kind. Dem Juliushospital verdankte er die Möglichkeit des Aufstiegs. Als Spittelstudent schlug er sich durch, wie so mancher später zu Ehren und Würden gekommener Sohn der Stadt, der die Pflegemutter in dankbarer Erinnerung behielt oder auch vergaß. Er wuchs auf in einem durch Geschenke der Natur und der Kunst begnadeten Orte, in den Grenzen, die das geistliche Fürstentum der Echter und Schönborn zog, ohne die Erschütterungen einer scheidenden und einer kommenden Epoche abwehren zu können. Der Jüngling erlebte mit vollem Bewußtsein die französische Revolution und ihre Folgen, die vielen Kriegsjahre und die für seine Heimat so bedeutsamen politischen und staatlichen Umwälzungen. Die Jugend pflegt sonst stürmisch das Neue zu umfassen. Wie viele Deutsche von damals, Jünglinge von edelster Gesinnung und besten Fähigkeiten, haben sich von den westlichen Ideen nicht blenden lassen! Im jungen Grandaur aber scheint der Lockruf der neuen Zeit kein Echo gefunden zu haben. In seinen späteren Aufzeichnungen findet sich kaum eine Spur von Sympathie für die neuen Ideen. Er wurzelt in der Zeit vor 1789 und vor 1806. Von der Aufklärung und der Demokratie hatte er seine besondere Meinung. Die Liebe des reifen Mannes gehörte dem entschwundenen Reich. Seiner gedenkt er in stiller Wehmut aus einer ähnlichen Stimmung und Gesinnung heraus wie

Digitized by Google

Justus Möser. Für ihn war das Reich wie ein altes Haus, gebaut zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Bedürfnissen, nicht gerade symmetrisch und imposant, nicht ohne störende Enge der Gänge und steile Treppen, aber dennoch heimlich zum Wohnen, angefüllt mit den Erinnerungen vieler Geschlechter.

Grandaur wandte sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Unter der Fürsorge Franz Ludwig von Erthals entbehrte die Universität Würzburg damals nicht einer gewissen Bedeutung. In der juristischen Fakultät wirkten die Professoren Samhaber, Kleinschrod und J. M. Seuffert, deren in der Geschichte ihrer Wissenschaft nicht unrühmlich gedacht wird. Wie weit ihr Einfluß auf den Studenten ging, läßt sich im einzelnen nicht nachweisen, sicher aber vermittelte Seuffert dem strebsamen Jüngling ausgezeichnete Kenntnisse im Zivil- und öffentlichen Recht. Die Berufswahl Grandaurs entsprach seinen Neigungen und seinen Fähigkeiten. Mag er als Student nur die Gedanken und Ideen seiner Lehrer aufgenommen und verarbeitet haben, später zeigte er bei der Ausarbeitung und Begründung von Gesetzen eine geradezu schöpferische Begabung, die ihm seine juristische Tätigkeit niemals als lästige Pflicht erscheinen ließ.

Vielleicht hat Grandaur bei der Berufswahl geschwankt, vielleicht sogar Umwege gemacht, denn er besaß neben der juristischen Aber eine ebenso starke Vorliebe für das Lehrfach. In einem Brief vom Jahre 1826, als er bereits eine lange juristische Wirksamkeit hinter sich hatte, bezeichnete er das Lehrfach und die literarische Tätigkeit sogar als sein höchstes Ziel; später hielt er sich in Schulfragen auch tatsächlich für zuständig. Aber es ist ja oft so, daß Menschen nichtausgebildete Fähigkeiten für verschüttete Brunnen betrachten, ihre Nebenbeschäftigungen gerne als Berufsgebiet sähen, ohne ihre Berufspflichten als drückend zu empfinden oder gar zu vernachlässigen. Bei den reichen Anlagen Grandaurs, bei seinem wissensbegierigen, aufnahmefähigen Geist mag dies besonders der Fall gewesen sein. Er beschäftigte sich nebenher mit Philologie, verfolgte die aufstrebenden Naturwissenschaften, befaßte sich mit den Problemen der Mathematik und Astronomie und erwählte schließlich Physik und Chemie zum Lieblingsstudium.

Seinen Ruf als junges aufstrebendes Talent begründete er in der von Lorenz Hübner herausgegebenen Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung, dem bedeutendsten kritischen Organ der Aufklärung in Süddeutschland, wo er zu den Veröffentlichungen seines Faches Stellung nahm. Seine Kenntnisse hatten durch die Erwerbung des

Digitized by Google

Doctor juris längst die amtliche Beglaubigung erhalten, als im Herbst 1802 die Bayerische Regierung dem Fürstbischof Georg Karl das Szepter aus der Hand nahm. Schon bald wußte der junge Jurist die Aufmerksamkeit der neuen Herren auf sich zu lenken. Im Jahr 1804 wurde er definitiv angestellt. Zum Dank dafür sammelte er die vielen Verordnungen, mit denen Montegelas den neuen Regierungsbezirk bedacht hatte, und gab sie 1806 systematisch geordnet heraus. Würzburg hatte damals den Herrn schon wieder gewechselt. Grandaur bekam zunächst das Landgericht Homburg, 1807 wurde er Landrichter in Karlstadt. Es war das gleiche Jahr, in dem er sich mit einer geborenen Lommel vermählte.

Fast zwei Jahrzehnte genoß er die Freuden und Leiden einer Stellung, die eine große Vielseitigkeit verlangte und Rechte und Pflichten verlieh, wie sie heute kein Außenbeamter mehr besitzt. Bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren ja in Bayern Justiz und Verwaltung bei den Außenbehörden nicht getrennt. Gar bald seufzte er unter der Last der Aufgaben auf richterlichem und polizeilichem, administrativem und sozialem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet. Über zwanzig Geschäftszweige des geplagten Landrichters zählte er später einmal auf. In bitterer Erinnerung blieb ihm die ermüdende Revision der Gemeinde- und Distriktsrechnungen und das verhaßte „Kolporteurwesen". Mit diesem Ausdruck belegte er den von oben her auferlegten Zwang zu unnützen Berichten und Statistiken, die behördliche Förderung der Vielschreiberei, der „Dreifingerwirtschaft", wie sein späterer Gebieter zu sagen pflegte, der doch selbst so gerne und so viel schrieb. Bei seinen Vorgesetzten galt der Landrichter als ein Muster von Energie und Umsicht, seinen „Untertanen" blieb mehr die Härte und Heftigkeit seines Charakters in Erinnerung.

Ludwig I. liebte es als Kronprinz, auf seinen Reisen durch das Königreich mit Behörden und Privatleuten Fühlung zu nehmen, um sich zu unterrichten über Wünsche und Stimmungen, Bedürfnisse und Beschwerden der Bevölkerung. Zugleich hielt er Ausschau nach geeigneten Männern, die er als König an verantwortungsvolle Posten stellen konnte. Besonders gern weilte er in der Nähe der heimatlichen Pfalz, in Unterfranken, in Würzburg, Aschaffenburg oder in Brückenau. Hier lernte er, vermutlich schon lange vor seinem Regierungsantritt, auch den Landrichter von Karlstadt kennen und bei der ihm eigenen Menschenkenntnis erfaßte er sofort dessen Brauchbarkeit. Grandaur fiel ihm auf; denn er begnügte sich wie manche

Digitized by Google

seiner Amtskollegen nicht damit, am Morgen Recht zu sprechen und am Nachmittag in der Pferdekutsche einige Ortsvorsteher mit seinem Besuch zu beglücken; Grandaur hatte weitgespannte Interessen, war auch in den Theorien des Rechts bewandert, wußte genau Bescheid in der französischen und englischen Verfassung, war vertraut mit den Einrichtungen fremder Staaten und konnte gegebenenfalls Verbesserungsvorschläge für das eigene Land machen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Kronprinz im Sommer 1825 also kurz vor seiner Thronbesteigung, bei einem Aufenthalt in Brückenau Grandaur auffordern ließ, ihm einen Vortrag über seine Erfahrungen als Landrichter zu halten. Grandaur schilderte dem kommenden König die Überlastung dieses Amtes und die daraus folgenden Mißstände. Ohne Zweifel erforschte Ludwig damals auch des Landrichters Staatsauffassung und Weltanschauung, denn er wollte sich bei seinen künftigen Berufungen gegen alle Überraschungen sicher stellen. Ob sich nun die Anschauungen der beiden Männer von vornherein deckten oder ob sich Grandaur in kluger Berechnung die Gedankengänge des Kronprinzen zu eigen machte, läßt sich nicht feststellen. Eine völlige Harmonie ergab sich aber, als der Landrichter 1825 seine politische Einstellung im „Staatsmann" öffentlich kundgab.

Die Wahl der Zeitschrift war bezeichnend. Der Herausgeber des „Staatsmannes" war der weitgereiste, rührige, mit Gentz und Metternich verbundene Publizist Pfeilschifter, ein geborener Oberpfälzer. Er hatte sich aus den radikaldemokratischen Anschauungen seiner Jugend gelöst und zu einem fanatischen Eiferer für monarchischen Absolutismus und kirchliche Restauration umgebildet. Er kämpfte für seine Ideale in „offener und wackerer Polemik", wie er selbst sagte, oder, wie wir verbessern dürfen, mit unerbittlicher Konsequenz und kaum zu überbietender Schroffheit, wobei er weder die Regierung noch die Kirche schonte, wenn er es nötig fand. Er setzte sich ein für Thron und Altar, für das Legitimitätsprinzip, für den Absolutismus in Preußen und Österreich, für die Freiheit der Kirche, wie er sie verstand, und bekämpfte Aufklärung und Liberalismus, Kammern und Wahlen, Demokratie und Volksvertretung. Er vertrat die radikale Richtung innerhalb der konservativ katholischen Kreise, im Gegensatz etwa zu Görres, der die revolutionären Anschauungen seiner Jugend nie so vollständig abgestreift hat.

In längeren Ausführungen untersuchte Grandaur ein Problem, das auch den König seit langem schon beschäftigte: Dürfen Loyalismus und Liberalismus getrennt als Staatsprinzip erscheinen und

Digitized by Google

von welcher Seite ist im Fall der Trennung die Gefahr zu besorgen, von den Liberalen oder den Loyalen? Unter Loyalismus verstand Grandaur das im Königtum verkörperte Prinzip. Es war für ihn die Quelle der Ordnung und des Friedens, der Kultur und des Fortschritts. Mit Schärfe wandte er sich daher gegen die neue Lehre, die in seinen Augen ohne Rücksicht auf das Bestehende, ohne Achtung für den Glauben und eine alles leitende Vorsehung, ohne Kenntnis der Erfahrung aller Zeiten behaupte, der Staat bestehe infolge eines Vertrages, er sei eine Art von Mechanismus und könne eingerichtet werden wie ein Uhrwerk. Nach seiner Meinung konnte kein Gesetz vom Willen aller ausgehen und durch den Willen aller vollzogen werden. Das Prinzip der Volkssouveränität war ihm ein Greuel.

Man sieht aus den Gedankengängen, daß sich Grandaur nicht an der Oberfläche bewegte. Er erkannte völlig klar die Wende der Zeiten, die er miterlebte, er griff selbst ein in den erregten Kampf um Absolutismus und Demokratie, in die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über organische und naturrechtliche Staatslehre. Stand ihm auch nicht die Sprachgewalt eines Görres zur Verfügung, der damals wie ein gereizter Löwe mit vernichtenden Schlägen gegen den Liberalismus ansprang, so führte er doch eine gewandte und scharfe Feder. Er war um einige Grade maßvoller als Pfeilschifter, schoß aber wie dieser manchmal über das Ziel hinaus. Auf Seiten der Neuerer witterte er nur Umsturz, aus dem Munde der Gegner hörte er nur hohle Phrasen, in allen ihren Bestrebungen erblickte er nur kalten Egoismus. Diese Liberalisten, wie sie sich zu nennen beliebten, diese sogenannten Repräsentanten des Volkes träumten von einem politischen Arkadien, meinte er; dahin könne man leicht kommen, wenn man sich wohlerworbener Rechte nur gutmütig entkleide, wenn man sich willig dem unterwerfe, was sie als allgemeinen Volkswillen empföhlen oder vielmehr beföhlen. Um diese Apostel einer phantastischen Freiheit sammle sich schnell genug ein Heer von Satelliten, nicht um ihrer Grundsätze oder der vermeintlichen Volksfreiheit willen, sondern der Spolien wegen, weil es notwendigerweise viel aufzulesen gäbe, wo viel weggeworfen werde. Auf der anderen Seite war Grandaur viel zu einsichtig, ein viel zu klarer Kopf, um nicht zu sehen, daß die Welt sich verändert hatte, um nicht zu erkennen, daß der Staat in seinen mannigfachen Einrichtungen den neuen Verhältnissen angepaßt werden mußte, daß überhaupt das konservative Prinzip in seiner starren Form, die Bewahrung und Erhaltung des Bestehenden allein niemals einziges Staatsprinzip

Digitized by Google

sein konnte. Er forderte daher, daß der Loyalismus sich durch ein zweites Prinzip ergänze. Dieses zweite ebenso wichtige Prinzip ist nach ihm, wie wir staunend vernehmen, der Liberalismus, allerdings ein solcher von ganz eigener Art. Wie ein geschickter Taschenspieler entleert er ihn seines wesentlichen Inhalts, entzieht ihm die weltanschauliche Grundlage und beschränkt ihn auf die Aufgabe, das Gewordene fortbildend zu verbessern. Damit bricht er der Giftschlange die Zähne aus. Seien wir loyal und liberal, also die Verbindung beider Prinzipien ist die Quintessenz seiner Ausführungen. Versöhnung des guten Alten mit dem bewährten Neuen, ohne Preisgabe der konservativen und christlichen Grundlagen ist das staatsmännische Ziel, zu dem er sich auch später bekannte. Und eben das war ja auch das Regierungsprogramm König Ludwigs.

Man hat diesen Herrscher vielfach mißverstanden. Wie man seine Religiosität bigott, seine Freundschaft mit einigen Priestern und seine Liebe zum Benediktinerorden klerikal nannte, so bezeichnete man seinen anfänglichen Verfassungseifer als liberal. So hat Treitschke den König gezeichnet, indem er noch einen Schuß Originalität und ein bißchen Schrullenhaftigkeit beimischte. In Wirklichkeit war Ludwig niemals im eigentlichen Sinn liberal. Die Zeiten der Aufklärung waren für ihn die „Jahre der Finsternis". Er lehnte den Liberalismus als Weltanschauung von Anfang an ab und in politischer Beziehung ahnte er voraus, daß der Liberalismus die Könige auf eine abschüssige Bahn führen würde, daß auf dem Umweg über Konstitutionalismus und Parlamentarismus die Throne würden beseitigt werden. Sein „Liberalismus" war der gleiche wie der Grandaurs. Wir verstehen also die Sympathie des Königs für den Landrichter.

Als Grandaur den Artikel schrieb, hatte er schon seit längerer Zeit über ein hartnäckiges Leberleiden zu klagen, dem sich bald auch Anfälle von Gicht beigesellten. Er war den körperlichen Anstrengungen seines Berufes nicht mehr gewachsen und sehnte sich nach einem stilleren Wirkungskreis. Jetzt kamen ihm seine persönlichen Beziehungen zum König zustatten. Er brachte sich bei Ludwig in diskreter Weise in Erinnerung, indem er ihm im Januar 1826 eine Denkschrift über Schulreformen übersandte. Ein halbes Jahr später wurde er in Anerkennung seines wissenschaftlichen Strebens zum Oberkirchen- und Schulrat ernannt. Ludwig teilte ihm die Ernennung persönlich mit. Nachdem er sich etwas erholt hatte, zog Grandaur mit ungebrochener Energie in die neugebildete Sektion für Kirchen- und

Digitized by Google

Schulangelegenheiten beim Ministerium des Innern ein. An der Spitze der neuen Abteilung stand ein Mann der gleichen Richtung, der edle, feingebildete, als Dichter und Staatsmann nicht gerade selbständige Eduard Schenk. Das Ministerium selbst führte der liberale Graf Armansperg, der zugleich Finanzminister und ein sehr gewandter Geschäftsmann war. Die Gegensätze wohnten also nahe beieinander. Sie beleuchten schlagartig das Regierungssystem des Königs und die schwierige Lage, in die der neue Rat versetzt wurde. Der Sektionsvorstand Schenk stand in unmittelbarem, brieflichem Verkehr mit dem König. Was er beantragte, mußte Armansperg als Innenminister unterschreiben. Waren Geldbewilligungen notwendig, so ging der Antrag vom Innenministerium an das Finanzministerium. Hier wurde er vom Finanzminister Armansperg bemängelt oder verworfen. Darauf folgte in der Regel ein Kabinettsbefehl, der die Durchführung des königlichen Willens anordnete. Man kann sich vorstellen, daß auf diese Weise Zusammenstöße und Verstimmungen mancher Art vorkamen.

Waren die Verhältnisse, unter denen Grandaur zu arbeiten hatte, an sich nicht angenehm, so war die ihm gestellte Aufgabe um so verlockender, nämlich das bayerische Mittelschulbildungswesen wieder in eine feste Ordnung einzufügen. Mit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Jahre 1777 war auch deren Schulmonopol in Bayern gefallen. Seit dieser Zeit war keine Ruhe mehr in das Bildungswesen gekommen. Die Realisten verfochten mit Erfolg ihre Ideale, namentsich seit sie im gewerbereichen Franken einen starken Rückhalt gewonnen hatten. Die Neuhumanisten suchten mit der gleichen Energie ihre Ziele durchzudrücken. Ein Schulplan löste den andern ab. Grandaur sollte dem Streit ein Ende setzen und eine alle Teile befriedigende Lösung suchen. Kaum war je einem Landrichter eine derartige Aufgabe gestellt worden, aber Grandaur fühlte in sich die Kraft, sie zu lösen. Schon sein Vorgänger, der kurz nach seinem Amtsantritt verstorbene Rat Martin, hatte umfangreiche Vorarbeiten zu einem Schulplan gemacht; nun schritt der neue Kirchen- und Schulrat zur Vollendung des Plans. Gleichzeitig entwarf er ein Gutachten über die Einrichtung von Gewerbe- und polytechnischen Schulen und einen Plan für die den kirchlichen Kreisen ans Herz gewachsenen Lyzeen, einer alten bayerischen Schulgattung, die vom Münchener Lyzeum vorzüglich verkörpert wurde.

Anfangs Februar 1828 war der Studienplan für die Gymnasien zur Beratung reif. Grandaur fühlte wohl selbst, daß nun doch auch

Digitized by Google

einige Fachleute gehört werden müßten. In einem Antrag des Ministeriums an den König, den er selbst verfaßte, wurden für die einzusetzende Kommission vorgeschlagen ein Geistlicher, die Rektoren der beiden Münchener Gymnasien und die Universitätsprofessoren Schelling und Thiersch. Jedem Mitglied war eine besondere Aufgabe zugedacht. Der Theologe sollte den Plan prüfen nach dem religiösen Prinzip, das alle Erziehung und allen Unterricht durchdringen müsse, die andern sollten ihn nach den Bedürfnissen der Universität bzw. des Gymnasiums selbst beurteilen.

Grandaur war offenbar der Meinung, daß die einzelnen Kommissionsmitglieder sich in ihrer Kritik auf das ihnen zugewiesene Gebiet beschränken würden. Er sah nicht voraus, daß er sein Werk vom Augenblick der Bekanntgabe an als Ganzes wie in jedem Teil der Kritik aller Mitglieder aussetzte. Der Neuhumanist Thiersch mißtraute von vornherein den Leistungen des Juristen Grandaur, drängte schon nach wenigen Sitzungen den Referenten und Verfasser des Plans in den Hintergrund und riß die geistige Führung der Kommission an sich. Nach seiner Ansicht hatte Grandaur das humanistische Prinzip zwar nicht verfälscht, aber zu wenig betont. Hauptstreitpunkte waren die Klassenzahl der Lateinschule, die Stellung des Deutschen im Unterricht und die Erhaltung der Lyzeen. Im Hintergrund standen persönliche, landschaftliche und konfessionelle Gegensätze. Thiersch war kämpferisch veranlagt wie nur je einer der streitbaren Humanisten des 16. Jahrhunderts, dazu Norddeutscher und Protestant, Grandaur war reizbar und fühlte sich als Katholik und Süddeutscher zurückgesetzt. Stück für Stück ging der Plan in Trümmer; Grandaur zog sich schwer gekränkt zurück und nahm an den letzten Sitzungen nicht mehr teil. Aus den Beratungen ging unter dem Einfluß Thierschs ein nahezu neuer Plan hervor. Er stellte die klassische Verkörperung des neuhumanistischen Bildungsgedankens im 19. Jahrhundert dar. Für den Unterricht im Deutschen und in der Geschichte waren in der Lateinschule keine eigene Stunden vorgesehen. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, Widerspruch erscholl aus den verschiedensten Lagern. Grandaur nahm öffentlich keine Stellung, verstärkte aber vermutlich insgeheim den Widerstand und gewann wohl auch den König für eine Revision. Der Plan wurde abgeändert, die Klassenzahl der Lateinschule von sechs auf vier vermindert, die Zahl der Lateinstunden verkürzt, Deutsch und Geschichte wurden als Unterrichtsfächer wieder aufgenommen. Das Scholarchat, eine Art Schulbeirat, dessen Einrichtung nach dem Zeugnis Schenks vornehmlich von

Digitized by Google

Grandaur angeregt worden war, blieb erhalten. Die Lyzeen dagegen, die seit 1824 die notwendige Durchgangsstufe zwischen Gymnasium und Universität gebildet hatten, verloren ihre frühere Bedeutung. Sie wurden zu katholisch-theologischen Spezialanstalten ausgebaut.

So ging Grandaur aus dem Schulkampf zwar mit einigen Wunden, doch ohne Einbuße seines persönlichen Ansehens hervor, denn auch seine Gegner hatten bedeutende Zugeständnisse machen müssen. Das Vertrauen des Königs war ihm trotz einer unsachlichen Beschwerdeschrift Thierschs und Schellings erhalten geblieben. Noch vor Beginn der Beratungen hatte ihn Ludwig aus dem Oberkirchen- und Schulrat herausgenommen, in seine unmittelbare Umgebung gezogen und ihn „im Vertrauen auf seine Rechtschaffenheit, Anhänglichkeit und Kenntnisse" am 5. Februar 1828 zum Kabinettssekretär ernannt. Am Jahresende verlieh er ihm den Zivilverdienstorden der bayerischen Krone, womit der persönliche Adel verbunden war. Von nun ab bekleidete Grandaur die Stellung, die seinen Namen bekannt gemacht hat. Der neue Posten war nach außen nicht sehr glanzvoll, finanziell nicht besonders einträglich, dafür aber um so einflußreicher. Freilich, von der Mit- und Nachwelt ist der Einfluß Grandaurs vielfach überschätzt worden, weil man die Selbstherrlichkeit des Monarchen unterschätzte.

Max Joseph hatte den allmächtigen Montgelas und einen Kabinettsrat zur Seite. Sein Sohn wollte sein eigener Premierminister sein und war es auch. Ludwig war sehr mißtrauisch, eigenwillig, schwer zugänglich und eifersüchtig auf die Wahrung seiner Selbständigkeit bedacht. Alle wichtigen Maßnahmen gingen von ihm selbst aus. Er war Autokrat und Bürokrat zugleich. In den Berichten der fremden Gesandten spiegeln sich sehr anschaulich die Mißstände wieder, die sich aus seinem Regierungssystem ergaben. Um es durchführen zu können, brauchte er durchaus verlässige, geschäftsgewandte Hilfskräfte, die zu seiner persönlichen Verfügung standen. Er baute daher das Kabinett unter Vermehrung des Personals zu einer Art Staatskanzlei aus. In der einen Abteilung, der Kanzlei, wurde die technische Seite der Geschäfte erledigt. Die Seele des Kabinetts bildete die andere Abteilung, das Sekretariat. Hier arbeiteten zwei Sekretäre nebeneinander, deren Kompetenzen nicht scharf abgegrenzt waren. Kreutzer erledigte als treuer verschwiegener Diener die persönlichen Angelegenheiten seines Herrn, Grandaur hatte hauptsächlich die amtlichen Korrespondenzen zu besorgen. Er saß somit an den Hebeln der Staatsmaschine, überragte auf diese Weise den Posten

Digitized by Google

eines Ministers. Er besaß die intimsten Kenntnisse aller innerstaatlichen Vorgänge, kannte aufs genaueste die persönliche Meinung, das Urteil des Königs über Personen und Ereignisse. Durch seine Hand ging fast der ganze schriftliche Verkehr zwischen Krone und Ministerien. Sicher und gewandt entwarf er dauernd auf schriftlichen Befehl oder nach mündlicher Weisung Kabinettsschreiben und Kabinettsbefehle an die Minister, an Gesandte, an Mittel- und Außenbehörden. Dabei kam ihm seine Vielseitigkeit außerordentlich zustatten. Der Inhalt der Schreiben ist so bunt und mannigfaltig, wie die einzelnen Zweige der Verwaltung selbst. Waren juristische Vorkenntnisse zur Entscheidung nötig, so gingen auch die Anträge der Ministerien vom Arbeitszimmer des Königs vielfach erst ins Kabinett, ehe sie zurückgeleitet wurden. „Diese Ansicht des Ministeriums scheint irrig zu sein", bemerkte der König dann wohl auf einem Begleitzettel, „Grandaur prüfe Satz für Satz!" Grandaur wurde der juristische Berater des Königs, gewiß nicht der alleinige, aber der ständige. Er mußte rasch und zuverlässig Bescheid geben können über die schwierigsten Fragen der Landes- und Bundesgesetzgebung, des Staats- und Kirchenrechts. Er trug eine schwere Verantwortung. Irrtümer konnten peinliche Folgen für den König haben. Er war der heimliche Anwalt der Krone gegenüber Ministerien und Ständen. Nicht selten versuchte die liberale Ministerialbürokratie den Willen des Königs zu umgehen oder durch Schaffung von Präzedenzfällen und durch liberale Auslegung der Verfassung eine dem Königtum abträgliche Entwicklung einzuleiten. Dem wachsamen Auge Grandaurs entging nichts. Er berichtigte häufig die Anschauungen der Minister und begründete eingehend seine abweichende Meinung. Dauernd wurde der Sekretär vom König in Atem gehalten mit der Abfassung von Gutachten. Über die mannigfachsten Gegenstände wurde seine Meinung gehört, über Fragen der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Staatsschuldentilgung, der Steuerbewilligung durch die Stände, der Finanzierung des Kanalbaus, der Lehensgesetzgebung, des Handels und Verkehrs, der königlichen Zivilliste. Er prüfte Gesetzentwürfe, unterzog die Satzungen des Kadettenkorps einer eingehenden Kritik, entwarf einen Plan zur Errichtung von Kinderschulen. Der Anlaß war oft geringfügig, die Entscheidung in der Regel grundsätzlicher Natur.

In den Geschäftsstuben der Ministerien und in der liberalen Presse verfolgte man mit wachsendem Mißbehagen die Tätigkeit des neuen Kabinettssekretärs. Die königlichen Handschreiben und Signate nahm man widerspruchslos hin als Willensäußerungen der obersten Staats-

Digitized by Google

stelle, aber in den Kabinettsschreiben mit ihren vielen Befehlen und Weisungen, Rügen und Mahnungen glaubte man überall Stil und Meinung Grandaurs entdecken zu können und man gehorchte ihnen nur widerwillig. Es hieß bald inner- wie außerhalb Bayerns, Grandaur diktiere die wichtigsten allgemeinen Verordnungen. Von einem liberalen Kabinettssekretär hätte man diese Anmaßung noch ertragen. Aber Grandaurs ultrakonservative Einstellung war bekannt. Er machte auch kein Hehl daraus, er hatte sie im „Staatsmann" niedergelegt, auch war sie zwischen den Zeilen zu erkennen in dem programmatischen Artikel, den er für die offizielle Staatszeitung, den „Thron- und Volksfreund" schrieb.

Grandaur wurde immer unbeliebter. Durch persönliche Liebenswürdigkeit seine Gegner zu entwaffnen, war ihm nicht gegeben, er war unzugänglich und unliebenswürdig. Bald galt er den einen als ein finsterer Reaktionär, den anderen als Reaktionär und Intrigant zugleich. Thiersch und Schelling vermuteten, er stehe mit den liberalen Kreisen Frankens in Verbindung und ermutige sie insgeheim zum Widerstand gegen den neuen Schulplan. Vielleicht waren sie nicht im Unrecht. Sie wagten es, Grandaur beim König anzuklagen, hatten aber keinen Erfolg, da ihnen die Beweise fehlten. Daß sie ihn obendrein noch einen auf einige häusliche Erfahrung beschränkten, im Schulfach ganz und gar unerfahrenen und eben darum auf seinen Ansichten desto mehr versessenen, hochfahrenden, leidenschaftlichen und grenzenlos ehrgeizigen Mann nannten, machte auf den König wenig Eindruck. Er kannte seinen Sekretär besser. Auch war er empfindlich. Denn schließlich traf man im Diener ja auch den Herrn.

Gegen Ende des stürmischen Landtags von 1831 liefen beim König anonyme Schreiben aus Unterfranken ein. Sie waren gegen Grandaur gerichtet und strotzten vor Verdächtigungen und Verleumdungen. Man zieh den Sekretär nicht bloß der Protektionswirtschaft, der Streberei, Unehrlichkeit, Eitelkeit und Herrschsucht, man warf ihm berufliche und sittliche Verfehlungen während seiner Landrichterzeit vor, Bestechlichkeit und Hinterhältigkeit gegen Schenk und Armansperg und Indiskretion in Kabinettssachen. Vom König mit der Untersuchung beauftragt und auf Ehre und Gewissen befragt, vermochte der damalige Regierungspräsident von Unterfranken nichts weiter zu ermitteln, als daß Grandaur beim Ausscheiden aus dem Landrichteramt mit Rechnungen im Rückstand war. Sie lagen allerdings etwas weit zurück, stammten aus den Jahren 1809 bis 1815, aber die Nachprüfungen ergaben keinen Passivrest.

Digitized by Google

Grandaur stand an exponierter Stelle. Da er sich keiner Partei verschrieb, wurde er bald von allen befehdet. Er hatte nur wenige Freunde. Der Minister Schenk und der Bischof Sailer von Regensburg schätzten ihn sehr. Auch die militanten Kreise des Katholizismus, die sich um die Zeitschrift „Eos“ scharten, waren ihm anfänglich zugetan. Aber bald war er ihnen zu liberal. Kalt und ehrgeizig wurde er von ihnen genannt, ohne tiefbegründete Gesinnung wie ohne Liebe zu Ideen und Menschen. In demselben Maß, wie der König selbst sich ihnen versagte, rückten sie auch vom Kabinettssekretär ab. Der vielerfahrene Talleyrand schildert einmal in einer Akademierede den idealen Sekretär: er müsse einen delikaten Takt besitzen, fremd dem Lärm der Welt, einzig seinen Geschäften leben und ihnen ein undurchdringliches Geheimnis bewahren, er müsse immer bereit und imstande sein über Menschen und Fakten Auskunft zu geben, er dürfe im Gebrauch seiner Kenntnisse niemals die hellsichtige Eigenliebe seines Herrn beunruhigen und sein Erfolg müsse, falls er seine Anschauung durchsetze, im Dunkeln bleiben. Vielleicht wären Grandaur manche Angriffe erspart geblieben, wenn er alle diese Eigenschaften besessen hätte. Allein er war selbstbewußt und ehrgeizig und der Vorwurf, er habe insgeheim nach einem Portefeuille gestrebt, läßt sich nicht widerlegen. Oft griff man aber auch den Sekretär an und meinte den Herrn. In den konstitutionell regierten Staaten war es das Los der Minister, die Angriffe gegen den Monarchen aufzufangen. König Ludwig verschmähte die ministerielle Deckung. Auch hatte er Sorge um seine Selbständigkeit. In Bayern regieren nicht die Minister, sondern regiert der König, war sein zweites Wort. Wurden bei den Ministern Klagen über eine königliche Verordnung vorgebracht, verwiesen sie mit Achselzucken auf das Kabinett. Der Leidtragende war in vielen Fällen der Kabinettssekretär. Einmal machte sich der Unwille der Liberalen Luft und schob alle gebotene Rücksicht beiseite, im Jahre 1831, bei den Budgetberatungen in der Kammer, als der Etatposten für das Kabinettssekretariat bewilligt werden sollte. Die Verfassung dulde kein Zwischenglied zwischen König und Minister. Wenn der König gezwungen sei, sich einen Schreiber zu halten, so müsse dies auf Kosten der Zivilliste geschehen. Das war die Meinung der Abgeordneten. Mit 114 gegen 9 Stimmen lehnten sie den Posten ab. Der König war empört, der Finanzminister in eine peinliche Situation versetzt. Da er ebenfalls kein Freund des Kabinetts war, trat er auf Seite der Stände und stellte die Zahlungen aus der Staatskasse für das Kabinettspersonal ein.

Digitized by Google

Der König war beinahe persönlich beleidigt. Ein heftiger Federkrieg zwischen Kabinett und Finanzministerium entspann sich, der dem Minister fast das Portefeuille gekostet hätte. Er mußte die Waffen strecken. Nach der Ansicht des Königs und seines Sekretärs waren die Beamten des Kabinetts Staats- und nicht Hofdiener. Die Staatskasse mußte die Bezahlung übernehmen. Das Kabinett blieb in der gleichen Form und Bedeutung wie bisher erhalten. Grandaur genoß weiterhin das Vertrauen seines Herrn. Um dies auch nach außenhin kundzutun, ernannte ihn der König unmittelbar nach Landtagsschluß zum Staatsrat im ordentlichen Dienst. Das war eine deutliche Antwort auf die offenen und versteckten Angriffe und eine glänzende Rechtfertigung für Grandaur. Die Anregung hiezu ging vom gestürzten Minister Eduard von Schenk aus, was der Öffentlichkeit allerdings verborgen blieb. Schenk hatte beobachtet, daß in den vergangenen Jahren auch im Staatsrat der neue Geist die Vorherrschaft hatte. Grandaur sollte in diesem hohen Gremium das monarchische Element verstärken und die Kronrechte verteidigen.

Nun war Grandaur herausgerückt aus dem Zwielicht. Trotz allen Anfeindungen war sein Ansehen gestiegen. Der ehrgeizige Mann mochte keine geringe Genugtuung empfinden. Die gegen ihn aus dem Hinterhalt geschossenen Pfeile waren am Vertrauen des Königs abgeprallt. Durch die Beförderung zum Staatsrat wurde ihm seine bisherige Beschäftigung freilich nicht abgenommen, denn der König wollte seiner persönlichen Dienste nicht entbehren. Zu den Aufgaben des Kabinettssekretärs kam nur eine Fülle neuer Arbeiten. Als gewiegter Jurist wurde Grandaur in den Staatsratsausschuß für Kompetenzstreitigkeiten berufen. Über solche hatte er auch schon früher im Stillen entschieden, nun hatte er vor der Öffentlichkeit die Befugnis dazu. Jetzt hätten sich ihm auch große Aufgaben auf gesetzgeberischem Gebiet eröffnet. Allein als er in den Staatsrat berufen wurde, war die fruchtbare, schöpferische Periode in der Regierung Ludwigs I. schon vorbei. Der Landtag von 1831 mit seinen törichten liberalen Übertreibungen, die Zügellosigkeit der liberalen Presse, die Vorgänge in Frankreich, die Unruhen in Franken und in der Pfalz hatten im König die Freude am Ausbau der Verfassung ertötet. Er sah das Gespenst der Revolution im Land umherschleichen. Auch bei vielleicht harmlosen Straßenaufläufen witterte er Verschwörung und Umsturz. An Stelle der eingeleiteten organischen Weiterbildung des Bestehenden trat seit 1830 starre Verneinung alles Fortschritts. Noch im Mai 1830 hatte Grandaur ganz im Sinn des Königs in der Presse

Digitized by Google

verkündet, Bayern bedürfe einer neuen Gesetzgebung, beinahe in allen Zweigen. Jetzt war auch sein Eifer erloschen. „Wir müssen den Weg, den wir gewandelt sind, wieder rückwärts schreiten, den natürlichen Pfad, den wir vermeintlicher prunkvoller Verbesserungen willen verlassen haben, wieder betreten", so schrieb er an den Fürsten Wrede, so mahnte er im Staatsrat.

Grandaur wurde ein Hauptverfechter aller jener Bestrebungen, die der Liberalismus der Zeit als reaktionär brandmarkte. Mit ironischen Worten bekämpfte er die ständig wachsende Ausdehnung der Aufgaben des Staates, namentlich auf dem Gebiet der Sicherheitspolizei. Der Staat brauche nicht jeden Eckstein zu polstern, damit man ohne Nachteil unbesonnen sein könne. Mit dem gleichen Eifer predigte er Rückkehr zu den einfachen Sitten der Väter und warnte er vor einer Überschätzung des Bildungsgedankens. Dem König riet er eindringlich, die Verfassung streng und dem Wortlaut nach zu interpretieren, wozu der Monarch ja ohnedies geneigt war, und die ständischen Errungenschaften seit 1818 allmählich außer Kraft zu setzen, so das Finanzgesetz vom Jahre 1819, das das Steuerbewilligungsrecht der Stände näher erläutert und erweitert hatte. Auch eiferte er gegen das ständische Petitions- und Beschwerderecht. Hinter den Wünschen und Anträgen der Kammer verberge sich ja doch nur die Sucht, dem Volke zu gefallen und die Tendenz, in versteckter Form mitzuregieren.

In diesen Jahren nach 1831 berief sich Ludwig in seinen Signaten immer häufiger auf die Verfassung und fast möchte man meinen, kein König habe sich an ein Staatsgrundgesetz treuer gehalten als er. In Wirklichkeit entfernte er sich immer weiter vom konstitutionellen Gedanken und Grandaur bestärkte ihn in der eingeschlagenen Richtung. Da Ludwig nicht entfernt daran dachte, seine Regierungsweise zu ändern, die Kritik aber nicht verstummte, fand Grandaur ein Mittel das System zu verschleiern. In den ersten Regierungsjahren des Königs erfuhr die Öffentlichkeit nicht selten von Kabinettsbefehlen, sei es daß sie im Regierungsblatt abgedruckt oder in Ministerialentschließungen erwähnt wurden. Als die Opposition einsetzte, entwarf Grandaur eine geheime Weisung an das Gesamtministerium, die für ihn bezeichnend ist. Die königlichen Handschreiben sollten fortan weder zu den Akten gegeben noch den Referenten zugestellt, sondern vom Minister unter Verschluß gehalten werden, auch die königlichen Signate sollten nach Möglichkeit geheim und unerwähnt bleiben. Die Absicht liegt auf der Hand. Nach außen hin

Digitized by Google

sollte der Schein einer konstitutionellen Regierungsweise gewahrt werden, um keine Beschwerden und Widerstände auszulösen.

Auf wirtschaftlichem Gebiet war Grandaur mit manchen andern besorgten Zeitgenossen ein entschiedener Gegner der Gewerbefreiheit und einer ungehemmten industriellen Entwicklung. Wir brauchen in Bayern kein Manchester und Birmingham, meinte er, keine großen Fabriken, von denen ein Heer ohne sie nahrungsloser Menschen abhängig ist, keine Luxusgewerbe in den Landstädten und Dörfern, die die Zufriedenheit und Einfachheit zerstören, sondern wir müssen uns das kraftvolle Gewerbswesen des Mittelalters zum Vorbild nehmen, das auf dem regen Fleiß zahlloser einzelner Werkstätten beruhte. Der Befähigungsnachweis allein dürfe noch kein Recht geben, ein Gewerbe auszuüben. Das Gewerbe müsse den Mann auch nähren. Nur so lasse sich die Entstehung einer besitzlosen und leicht verführbaren Masse verhüten. Aus dem gleichen Grund wandte er sich gegen eine hemmungslose Bevölkerungspolitik. Nur wer eine Familie zu unterhalten und die Kinder sittlich zu erziehen imstande sei, dürfe heiraten, sonst wachse die Bevölkerung bloß der Zahl nach. Den Einwand, daß durch eine Beschränkung der Heiratsbewilligung die Unsittlichkeit gefördert werde, ließ er nicht gelten. Gedanken, die Grandaur schon früher ausgesprochen hatte, kehrten jetzt in verschärfter Form wieder. Er bekannte sich immer entschiedener zu Ideen, wie sie von romantischen Staats- und Wirtschaftstheoretikern wie Haller und Ad. Müller vertreten oder von Männern wie Görres, Baader, auch Friedrich Schlegel und Pfeilschifter in der oder jener Form vorgetragen wurden.

Am deutlichsten läßt sich die Richtung und Bedeutung seiner Arbeit veranschaulichen am Gang der Verhandlungen über eine neue Zivilprozeßordnung. Als Kronprinz war Ludwig I. mit Wärme für eine umfassende Reform der Rechtspflege eingetreten. Zur Regierung gelangt, hatte er den bereits vorliegenden Entwurf einer neuen Gerichtsorganisation umarbeiten und im Jahre 1828 den Ständen vorlegen lassen. Die Stände waren mit dem Entwurf nicht einverstanden. Daraufhin ordnete er eine neue Revision an. Die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe wurde nun nicht etwa einem Staatsrat übertragen, sondern dem damaligen Kabinettssekretär Grandaur. Seinem Auftrag entsprechend sollte Grandaur den Wünschen der Stände weitgehend Rechnung tragen. Dann kam der Umschwung des Jahres 1831. Der Reformeifer des Königs erlahmte, der ständische Gesetzgebungsausschuß wurde vertagt. Was

Digitized by Google

beide, König wie Sekretär, früher für gut und notwendig gehalten hatten, hielten sie jetzt für verderblich und gefährlich. Zum drittenmal wurde eine Revision des Entwurfs angeordnet und wieder wurde Grandaur damit beauftragt. In einem dickleibigen, eigenhändig geschriebenen Band legte er die 420 Paragraphen des Gesetzes dem Staatsrat vor. Unter eingehender Begründung verwarf er jede grundsätzliche Neuerung. Die richterliche und administrative Sphäre könne man ja doch nicht richtig und scharf trennen, die Scheidung führe nur zu fortwährenden Kompetenzkonflikten, also wurde der Grundsatz der Trennung der Justiz von der Verwaltung aufgegeben. Ja, Grandaur wollte sogar die bei den Mittelbehörden bereits durchgeführte Trennung wieder rückgängig gemacht wissen und strebte somit einen Zustand an, wie er vor Montgelas geherrscht hatte. In bezug auf das Kollegialitätsprinzip erklärte er, es sei vollkommen einerlei, ob e i n Richter das Recht hudle und zugunsten einer Partei beuge oder ein ganzer Senat. Entscheidend seien das Rechtsgefühl und der sittliche Charakter des Richters. Also fiel auch dieser Punkt des Reformprogramms. Und die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens lehnte er mit dem Hinweis auf seine zweiundzwanzigjährige Erfahrung ab. Auch die verwickeltsten Rechtsfälle könne man ohne besondern Zeitaufwand zu Papier bringen, wenn man sich nur Mühe gebe. So wurde also keine dieser drei heißersehnten Neuerungen auf dem Gebiet des Rechtslebens in der vormärzlichen Zeit in Bayern durchgeführt. Abgesehen von einigen Verbesserungen und Sicherungsmaßnahmen blieb alles beim Alten, vornehmlich unter Grandaurs Einfluß. Er fürchtete, man wolle mit Hilfe der Öffentlichkeit bei den Gerichtsverhandlungen und der Gewaltentrennung die Rechtspflege in die Gewalt des Volkes bringen oder vielmehr, wie er einmal schrieb, in die Hände derer, die dessen Firma führten. Diese Sorge steckt hinter allen seinen Argumenten.

Wir Menschen von heute kennen die Entartungserscheinungen der Demokratie und der parlamentarischen Regierungsform, die Auswüchse des Kapitalismus und des wirtschaftlichen Egoismus und die Fehlurteile einer Volk und Staat sich nicht verantwortlich fühlenden Rechtsprechung. Wir können Grandaur leichter Gerechtigkeit widerfahren lassen als seine Zeitgenossen. Das liberale Bürgertum von damals brach den Stab über ihn. Eine Flut von Verdächtigungen ergoß sich wie über den Kabinettssekretär so auch über den Staatsrat. Alle unpopulären Maßnahmen des Königs wurden ihm zur Last

Digitized by Google

gelegt. Die einfältigsten Gerüchte waren über ihn im Umlauf. Er habe ein Spitzelsystem organisiert, die politischen Verfolgungen eingeleitet, er sei an der Spitze einer jesuitischen Kongregation gestanden, nur von ihm sei die beklagenswerte Idee ausgegangen, in Bayern das alte Klosterwesen wieder herzustellen. Die Verleumdungen wurden auch nach seinem Tode noch geglaubt und nur zögernd hoben einige Nachrufe wenigstens seine ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnisse hervor. In Wirklichkeit hatte dieser bayerische Alba, wie ihn ein törichter Skribent nannte, nicht entfernt den Einfluß auf den König und den Gang der Regierungsgeschäfte, den man ihm zuschrieb. Es boten sich ihm selbstverständlich tausend Gelegenheiten den Monarchen zu beeinflussen, namentlich bei den vielen gemeinsamen Urlaubstagen in der Sommerzeit; welcher Kabinettssekretär hätte solche Möglichkeiten nicht benutzt, um seinen Willen zur Geltung zu bringen, wenn anders er nur gedankenreich war und seinen Herrn zu behandeln verstand? Grandaur besaß auch tatsächlich die Fähigkeiten, einen Minister hinter der Gardine zu spielen, aber die starke Persönlichkeit des Königs setzte seinem Ehrgeiz Schranken, und schließlich stimmten ja beide Männer, was die Zeitgenossen übersahen, in ihren Grundanschauungen überein. Grandaur tritt überhaupt nur in Begleitung des Königs ins helle Licht der Geschichte. Ohne den König wäre sein Name längst vergessen. Aber er ist eine der markantesten Erscheinungen in der Umgebung Ludwigs I., gerade in den entscheidenden Jahren seiner Regierung. Die meisten Waffen, die nach ihm der noch mehr verlästerte Minister Karl Abel so schneidend zu führen verstand, hatte schon sein Scharfsinn geschmiedet. Er ist es gewesen, der den König in der eingeschlagenen Richtung bestärkte, das System ausbaute und die juristischen Begründungen lieferte. Seine Wege waren nicht immer gerade und ehrlich, wie die ganze Regierungskunst in dieser Metternichschen Zeit. Die Kabinettsbefehle jedoch schrieb er nicht auf eigene Eingebung nieder, sondern auf die Weisung des Königs; mehr als einmal strich Ludwig die Entwürfe durch oder versah Grandaurs Gutachten mit sehr kritischen Bemerkungen. Zukunftbestimmend war die Arbeit Grandaurs nicht. Man kann einen Strom wohl stauen, auch seinem Lauf eine andere Richtung geben, aber man kann ihn nicht zwingen zurückzufließen. Die Entwicklung schritt über den Sekretär hinweg, ebenso unbarmherzig wie über seinen Herrn. Allein wer Überzeugungstreue achtet, wird auch diesem keineswegs durchsichtigen Charakter, der es wagte seiner Zeit zu widersprechen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als Grandaur am

Digitized by Google

23. November 1838 seine müden Augen schloß, mochte es ihm zum Trost gereichen, daß ein König an seinem Sterbebette stand, der ihm zehn Jahre hindurch sein Vertrauen und vielleicht auch seine Freundschaft geschenkt hatte.

Quellen: Akten des Geh. Hausarchivs, Geh. Staatsarchivs und Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München, sowie der Registraturen des bayerischen Kultus-, Innen- und Finanzministeriums. Briefwechsel zwischen Ludwig I. und Eduard von Schenk (hrsg. von M. Spindler, 1930) und zwischen Ludwig I. und Bischof Sailer (hrsg. von H. Schiel, 1932). Gesandtschaftsberichte aus München 1814—1848, Bd. II (hrsg. von A. Chroust) 1935. Andreas W., Gespräche König Ludwigs I. von Bayern mit dem Weimarischen Kanzler Fr. v. Müller über deutsche Zollpolitik (Zeitschr. f. bay. Landesgesch. VII) 1934. Abel und Wallerstein (anonym), 1840. — Die Literatur ist nicht nennenswert. Sie beschränkt sich auf einige Artikel in Konversationslexiken der Zeit und einige Nachrufe in der Presse mit zum Teil irrigen Angaben. Der ausführlichste Artikel steht im Neuen Nekrolog der Deutschen, XVII 1839, 53. Auch hier ist Grandaur verzeichnet. Verschiedene Angaben wurden einem von mir verfaßten Aufsatz über das Kabinett unter Ludwig I. (Festgabe für K. A. v. Müller, 1933) entnommen, zum Teil mit wörtlicher Anlehnung.

Max Spindler (München).

13. **Hampe**, Theodor Eduard,

Kulturhistoriker, zweiter Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg,

1866—1933.

Theodor Hampe, dessen wissenschaftliche Bestrebungen bei aller Zielrichtung auf die gesamtdeutsche Kultur durch vier Jahrzehnte hindurch ganz überwiegend dem Germanischen Nationalmuseum, der alten Reichsstadt Nürnberg, dem sie umgebenden Frankenlande gegolten haben, ist nicht etwa in dieser Gegend, sondern in Bremen am 28. Januar 1866 geboren. Väterlicherseits war er von rein niedersächsischer Abstammung. Der in Göttingen gebürtige Großvater Ludwig Hampe (1779—1818), ein äußerst begabter Arzt mit wissenschaftlich-literarischen Neigungen und reicher Bildung, der zehn Sprachen beherrschte und seinen künstlerischen Sinn durch ein liebenswürdiges Maltalent verriet, war von dem befreundeten Astronomen Hermann Olbers nach Bremen gerufen, hatte als dessen Vertreter umfangreiche Praxis und in der Postmeisterstochter Sophie Balk aus dem nahen Syke die Gattin gewonnen. Er vornehmlich

Digitized by Google

hat die geistige Richtung der Nachkommen bestimmt und auch auf Hampe den starken Forschungstrieb vererbt. Wäre er nicht ganz vorzeitig mit 39 Jahren durch eine Gehirnhautentzündung seiner Laufbahn entrissen, so hätte sein Sohn Eduard (1817—1903) sich wohl auch einem gelehrten Studium zugewandt; dazu reichten indes die Mittel der Witwe nicht aus. Immerhin hat er als Buchhändler, nicht ohne politische und historische Interessen, auch als leidenschaftlicher Liebhaber des Reisens seinen Kindern mancherlei Anregungen vermittelt, die seine Gattin Betty (1834—1898), einer aus Hessen nach Bremen eingewanderten Kaufmannsfamilie Hütterott entstammend, nach der Richtung der schönen Literatur und Musik ergänzte.

Theodor, dem zweitjüngsten von sieben Kindern, glaubten die Eltern wegen eines schweren asthmatischen Leidens, das sich erst nach Vollendung der Jugendentwicklung verlieren sollte, nicht die Kraft zum Studieren zutrauen zu dürfen und gaben ihn daher auf die etwa einem heutigen Realgymnasium entsprechende „Handelsschule". Die wissenschaftliche Neigung aber brach dann doch so entschieden durch, daß noch der Obersekundaner, indem er das Fehlende durch Privatunterricht nachholte, die Umschulung auf das Gymnasium erreichte. Die acht griechischen Tragödien, die man damals noch las, bezeugen für sich allein schon den unter dem Direktor Constantin Bulle dort herrschenden echt humanistischen Geist, und dieser Gesinnung ist denn auch Hampe trotz seiner ganz der deutschen Vergangenheit zugewandten Forschungsrichtung sein Leben hindurch treu geblieben, — war er doch in seinen letzten Jahren Vorstand der Nürnberger Vereinigung der Freunde des Humanistischen Gymnasiums. Einen gewissen Zug zur Selbstbelehrung hat aber jener unregelmäßige, oft durch längere Krankheit unterbrochene Schulgang gewiß gefördert. Sonderfächer, die er für seine Forschungen brauchte, hat sich Hampe stets ohne fremde Unterweisung zu eigen gemacht. Wenigstens in die Anfangsgründe auch schwieriger Sprachen, wie des Ungarischen, Russischen, Polnischen, drang er — darin Erbe seines Großvaters — mit Vorliebe bloß an der Hand von Grammatiken ein. Noch als gereifter Mann hat er, ohne eigentlich fachmäßige philosophische Studien getrieben zu haben, das Bedürfnis empfunden, aus einer ganz persönlichen Weltbetrachtung heraus und von einer skeptisch-voraussetzungslosen Grundlage ausgehend, ein positives Gebäude individueller Ethik zunächst sicher nur zu eigener Klärung und Rechenschaft in künstlerisch gepflegter Formgebung zu errichten. Da er dann durch das Literarische Institut in

Digitized by Google

Weimar Gelegenheit zur Veröffentlichung fand, ließ er 1926 die „Sieben Bücher vom idealen Egoismus" in beschränkter Auflage auch drucken. In ausgesprochenem Gegensatz zu herrschenden Modeströmungen und mit starker Orientierung an Goethe mag das stattliche Buch den Ansprüchen der Fachphilosophen vielleicht nicht zusagen, trotzdem aber vielen Lesern etwas zu geben haben.

Als Hampe zu Ostern 1886 das Bremer Gymnasium mit dem Reifezeugnis verließ, um zuerst zwei Semester in Marburg, dann mehrere Jahre in Bonn zu studieren, hatte er die Absicht, sich neben der Geschichte vornehmlich der deutschen Literatur zuzuwenden. Mochte ihm dabei anfänglich journalistische Tätigkeit vorschweben, so trat dieser Gedanke bald in den Hintergrund. Denn wenn er auch den literarischen Erzeugnissen der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart stets das lebhafteste Interesse bewahrt und sich da eine erstaunliche Belesenheit erworben, auch über neue in Nürnberg aufgeführte Bühnenstücke bis zuletzt für das „Literarische Echo" zahlreiche Kritiken geschrieben hat, so würde sein Forschungsdrang in solcher Betätigung doch nie Genüge gefunden haben. Der tüchtige Germanist Wilhelm Wilmanns in Bonn war es vor allem, der ihn neben dem Historiker Moriz Ritter für die Methode exakter Forschung gewann. Ihm verdankte er die soliden Sprachkenntnisse, die später bei seinen archivalischen Studien unentbehrlich waren, ihm auch die Hinführung zur älteren deutschen Literatur. Mit einer nüchternfleißigen Quellenuntersuchung zur Straßburger Fortsetzung des Alexanderliedes erwarb er sich 1890 den Doktortitel. Wenn er daran im folgenden Jahre zur Sicherung seiner Existenz die Staatsprüfung mit den Hauptfächern Deutsch und Geschichte anschloß, so dachte er doch nicht ernstlich an die Ausübung des Lehrerberufes, sondern er suchte sich alsbald einen bedeutenderen wissenschaftlichen Stoff, dessen Bewältigung ihm etwa die akademische Laufbahn eröffnen könnte.

Über den deutschen Meistergesang gab es seit dem schon 1811 erschienenen Buche von Jacob Grimm keine ernstliche Gesamtdarstellung und wenig Einzelstudien. So beschloß Hampe trotz des unübersehbaren, weitzerstreuten Quellenmaterials dies Gebiet in Angriff zu nehmen. Nach vorbereitenden Arbeiten in Berlin galt es zunächst die Bibliotheken und Archive Süddeutschlands durchzumustern, von denen die mancher kleineren Reichsstädte, wie Rothenburg ob der Tauber, noch völlig ungeordnet und in Staub gehüllt waren. Auf diesem Wege ist Hampe, im wesentlichen als Autodidakt, mit dem in kulturgeschichtlicher Hinsicht noch so wenig ausgebeuteten

Digitized by Google

Schrifttum des 15. bis 17. Jahrhunderts vertraut geworden, in dessen Beherrschung nach der paläographischen, sprachlichen und sachlichen Seite hin er im Lauf der Jahrzehnte eine heute nur noch selten erreichte Meisterschaft gewann.

Als er seine Schritte selbstverständlich auch zur Hauptstätte des Meistergesangs: nach Nürnberg lenkte, ahnte er wohl nicht, daß sie ihn dauernd fesseln und zu seiner zweiten Heimat werden sollte. Zufällig machte es sich, daß er an dem seit dem Tode Essenweins durch den zweiten Direktor Boesch betreuten Germanischen Nationalmuseum am 1. April 1893 die Stelle eines Assistenten bei den kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen übernehmen konnte. Damit fand er einen Wirkungskreis, der genau seinen Neigungen entsprach. Gerade die Weite der vom Museum umfaßten Gebiete des gesamten deutschen Kulturlebens sagte seiner Natur zu, ferner der historische Grundcharakter, die Verbindung von praktischer Verwaltung und wissenschaftlicher Ausnützung, die hohe nationale Bedeutung des Unternehmens und seine Verwurzelung im Boden des Volkes. So hat er sich dem Museum mit voller Hingabe und unermüdlichem Eifer gewidmet. Es hat ihn nicht wieder losgelassen. Als Konservator gewann er 1898 die Leitung der Bibliothek, etwas später auch des Kupferstichkabinetts, 1909 das noch verantwortlichere Amt eines zweiten Direktors (seit 1927 mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrats). Schon 1897 gab er den Katalog der Gewebesammlung des Museums (1. u. 2. Teil) heraus. Im Laufe von vier Jahrzehnten wurde er in allen Abteilungen der immer riesenhafter anwachsenden Sammlungen wie kaum ein anderer heimisch. Die Verdienste, die er sich da erworben, im einzelnen aufzuzählen, würde schwer halten. Neben der laufenden Verwaltung, der stets hilfsbereiten und kundigen Erledigung zahlreicher Anfragen, den häufigen Reisen zu Bücher- und Graphikauktionen fiel Hampe die Werbetätigkeit und die Verbindung mit den Pflegern im ganzen Reiche, die literarische Propaganda namentlich bei besonderen Gelegenheiten (Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Museums) und die Versorgung der „Mitteilungen" und des „Anzeigers" der Anstalt mit Beiträgen in ausgedehntem Maße zu. Sein Hauptstreben war darauf gerichtet, dem Museum bei aller Sammeltätigkeit den zugleich wissenschaftlichen und volkstümlichen Charakter zu erhalten, ihn nach beiden Richtungen möglichst noch zu steigern. Durcharbeitung, Katalogisierung und Etikettierung der vorhandenen Schätze, ihre Zugänglichmachung für weiteste Kreise durch Führungen und Vorträge hätte

Digitized by Google

er in sehr viel höherem Grade zu verwirklichen gewünscht, als das bislang möglich gewesen ist, damit von dem großen nationalen Unternehmen ein starker Trieb ausgehen möchte zur Steigerung des völkischen Kraftbewußtseins und zur Überbrückung klaffender Bildungsgegensätze.

Fand Hampe so in Nürnberg die Lebensaufgabe, der er sich bis über die durch die Altersgrenze gebotene Zurruhesetzung hinaus mit steter Frische und Freudigkeit, Liebe und Treue gewidmet hat, so gewann er für die Stadt doch nicht allein dadurch ein lebhaftes Heimatgefühl. Hier fand er in Valerie, der Tochter des Oberstaatsanwalts German von der Pfordten und seiner Gattin Elise, geb. Schaeffer, die Lebensgefährtin, mit der er seit dem Mai 1895 durch 38 Jahre innig verbunden bleiben sollte; er trat damit in einen Kreis verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen, der ihn bei allem Festhalten seiner niedersächsischen Stammesart doch auch mit dem fränkisch-bayerischen Wesen und süddeutscher Gesinnung immer mehr vertraut machte. Nicht zum wenigsten hat es ihm aber auch die Stadt Nürnberg angetan mit ihrem althistorischen Gepräge, der ragenden Burg, der malerischen Umwallung, den kunsterfüllten gotischen Kirchen, den von hochgiebeligen, erkerreichen Patrizierhäusern flankierten Straßen, den tausend Zeugen einer vergangenen stolzen Bürgerkultur. Da wurde er zum vielleicht besten Kenner auch der verborgensten Schönheiten und fand immer neue Anregungen zu wissenschaftlicher Verarbeitung.

Denn um in der verwaltungsmäßigen Tätigkeit am Museum allein volle Befriedigung zu finden, dazu war Hampe doch zu sehr gelehrter Forscher, und er hielt auch für jene die unaufhörliche Befruchtung von der wissenschaftlichen Seite her für unbedingt notwendig. Da die Summe seiner literarischen Veröffentlichungen, von denen manche bedeutenden Umfang haben, die Zahl Hundert weit übersteigt und der Reichtum mündlicher Anregungen auch außerhalb des Museums schon aus der einen Tatsache zur Genüge erhellt, daß Hampe im Lauf der Jahre allein im Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg, dessen zweiter Vorstand er seit 1911 war, 23 Einzelvorträge von stets neuartigem Inhalt gehalten hat, so ist begreiflich, daß an dieser Stelle nur die Grundlinien seiner weitverzweigten wissenschaftlichen Produktion angedeutet werden können.

Zunächst ging sie noch von der Meistersingerforschung aus, die vornehmlich um Hans Sachs, dessen Lehrer Nunnenbeck, um Schüler und späte Nachfolger kreist, aber auch gleich das äußerliche Drum und

Digitized by Google

Dran des Meistergesangs ins Auge faßt, das ja bei dieser handwerkerlichen Dichtung oft reizvoller ist als die ästhetische Betrachtung, weil es von der Literatur hineinführt in die Kultur- und Sittengeschichte des 15.—17. Jahrhunderts. Hampe hat sich da anfangs wohl mit weitaussehenden darstellerischen Plänen getragen; jedoch die Einsicht, daß hierfür der Stoff ja noch ganz und gar nicht bereitliege, und die nie versiegende Entdeckerfreude haben ihn dann doch an der Erschließung immer neuen Quellenmaterials festgehalten. Will man deshalb von einem antiquarischen Zug seiner Forschung reden, so ist andererseits mit Nachdruck zu betonen, daß er selten bei dem einzelnen Quellenzeugnis verharrte, vielmehr auf fast allen Gebieten, die er berührte, größere Zusammenfassungen vorgenommen hat. So hat er von den Fastnachtsschwänken der Meistersinger aus eine vollständige Nürnberger Theatergeschichte zuerst bis zum Ende der selbständigen Reichsstadt (1806), dann in einer weiteren Skizze bis hart an die Schwelle der Gegenwart erstreckt. Eine andere Linie lief von dem gleichen Ausgangspunkt zu den Jahrmarktbelustigungen der Gaukler, Possenreißer, Seiltänzer, Zigeuner, kurz, der umherziehenden Messeleute, sowie Bettler und Gauner aller Art, und auch da kam es schon 1902 zu einer umfassenden lebendigen Darstellung in dem Buche „Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit", einer Monographie, die seitdem nicht übertroffen worden ist. Von diesen „Fahrenden" führten dann wieder Seitenarme zu den Nachtseiten des reichsstädtischen Lebens, dem Verbrechertum, für das aus den Nürnberger Malefizbüchern manches sittengeschichtlich Bemerkenswerte gewonnen und 1927 zu einem selbständigen, auch in englischer Bearbeitung (1929) erschienenen Büchlein zusammengefaßt wurde, und zur Veröffentlichung alter Reisebeschreibungen von Kaufleuten, Entdeckern und Pilgern. Die eigene vom Vater ererbte Reiselust, die ihn durch fast alle europäischen Länder trieb, wirkte mit, um Hampes Interesse an dergleichen oft mühsam zu erläuternden Schriftwerken stets lebendig zu erhalten. Seine wichtigste Publikation dieser Art galt 1927 einem eigenartigen Reisewerk, dem „Trachtenbuch" des Augsburger Goldschmieds Christoph Weditz von seinen Fahrten nach Spanien (1529) und den Niederlanden (1531 bis 1532), das auf 154 Blättern in kolorierten Zeichnungen alle auffälligen Erscheinungen, die dem Reisenden begegneten, darunter die ersten aus Amerika nach der Alten Welt herübergeschafften Indianer, darbietet.

Die meisten der bisher genannten Arbeiten setzen bereits innigste Vertrautheit mit den gesamten archivalischen Beständen Nürnbergs

Digitized by Google

aus seiner spätgotischen, Renaissance- und Barockzeit voraus. Hampe hat sie sich in der Tat mit eiserner Energie erworben, indem er jahrzehntelang nicht nur die literarischen Bestände des Museums durchforschte, sondern nach der pünktlich innegehaltenen Amtszeit regelmäßig selbst für eine halbe Stunde noch auf das damalige Kreisarchiv (jetzt Staatsarchiv) eilte oder sonstige Handschriftensammlungen durchmusterte. Dabei traten etwa seit der Jahrhundertwende die ursprünglichen literarischen Interessen mehr und mehr zurück hinter die schon durch die tägliche Museumstätigkeit nahegelegte Beschäftigung mit der allerdings im allerweitesten Umfang begriffenen bildenden Kunst. Hier zeigte sich deutlich der autodidaktische Zug in Hampes Entwicklung. Denn zum kunsthistorischen Fachmann hatte er sich bei aller Neigung für die Kunst während seiner Studienzeit ja keineswegs ausgebildet. Der Wunsch einer engeren Verbindung deutscher Kunst- und Literaturforschung, den er schon 1893 in einem Vortrag auf dem Kunstgeschichtlichen Kongreß zu Nürnberg geäußert hatte, zeigt, daß sein Interesse an der bildenden Kunst damals noch wesentlich kulturhistorisch gefärbt war. Letzten Endes ist das wohl auch stets so geblieben. Eine vom Ästhetischen ausgehende, überwiegend auf Formgestaltung und Stilentwicklung gerichtete Betrachtungsweise, wie sie Wölfflin so fruchtbringend in den Vordergrund der Forschung gerückt hat, mußte Hampes ganzer Art ferner liegen. Indessen gewisse Übertreibungen der Schule haben ja genugsam auch die Gefahren jener Richtung gezeigt und in Erinnerung gebracht, daß der sichere Untergrund archivalischer Forschung als gesundes Gegengewicht gegen allzu luftige Konstruktionen und subjektiv schwankende Zuweisungen nicht ungestraft vernachlässigt werden darf. Hier nun stand Hampe wie wenige seinen Mann. Welch entsagungsvolle, aber auch durch so manche Entdeckung belohnte Arbeit da bereits 1904 bewältigt und in den drei starken Bänden der „Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler im Zeitalter der Spätgotik und Renaissance" niedergelegt worden ist, mag man allein daraus ersehen, daß die dort gebotenen, die Zeit von 1449—1633 umfassenden 7366 Auszüge einer Masse von Protokollbänden im Schmalfolioformat abgerungen sind, deren Seitenzahl sich insgesamt auf etwa eine Million beziffert und deren Schrift sich mit dem Auge keineswegs überfliegen läßt. Bei der hohen Bedeutung Nürnbergs für die deutsche Kunst dürfte dies mit äußerster Sorgfalt gearbeitete Regestenwerk wohl dasjenige Buch sein, das Hampes Namen in der kunstgeschichtlichen Fachwelt und noch weit darüber hinaus sehr lange

Digitized by Google

lebendig erhalten wird. Auf Grund dieser und anderer Materialien konnte Hampe denn auch Hunderte von Artikeln über Nürnberger Künstler zu Thiemes Allgemeinem Lexikon der bildenden Künste beisteuern.

Indessen der Weg zu Künstlern und Kunstwerken führte auch für ihn natürlich durchaus nicht nur über die alten Archivalien. Schon die Tätigkeit im Museum brachte ihn ja tagtäglich mit einer Fülle von künstlerischen und kunstgewerblichen Schöpfungen in engste Berührung. Dazu kamen die persönlichen Beziehungen zu Kunstfreunden, wie etwa dem Herzog Ernst August von Cumberland in Gmunden, zu Kunstgelehrten und Museumsdirektoren bei den regelmäßig besuchten Kongressen in fremden Ländern, die Geschäfte mit Kunsthändlern und Antiquaren, die auf allen Reisen unermüdlich betriebenen Studien in Museen und Kunststätten jeglicher Art. Das alles verschaffte Hampe allmählich eine sichere Kennerschaft für Technik und Qualität auf den verschiedenartigsten Gebieten der bildenden Künste. Auf demjenigen der Plastik beweist das neben zahlreichen Einzelabhandlungen über Veit Stoß, Tilman Riemenschneider, Peter Vischer und seine Schule, Jacob Daniel Burgschmiet und andere vornehmlich die in glücklicher Vereinigung von archivalischen Forschungen mit Reiseeindrücken und vorsichtigen stilkritischen Erwägungen 1918 erwachsenen „Allgäuer Studien zur Kunst und Kultur der Renaissance", — eine landschaftlich aufbauende Arbeit, in deren Mittelpunkt das Werk des in Kaufbeuren tätigen feinsinnigen Bildschnitzers Jörg Lederer und seiner Schule steht. Eine derart geschlossene Originalleistung läßt sich für das Gebiet der mit gleicher Liebe umfaßten Malerei nicht nennen. Immerhin gaben die Gedächtnisjahre 1928 und 1929 Anlaß zu schönen Würdigungen Albrecht Dürers und Anselm Feuerbachs. Daß auch die Graphik in Hampes Schrifttum mit manchen Einzelstudien vertreten ist, versteht sich bei seiner langjährigen Leitung des Kupferstichkabinetts von selbst.

Wie im alten Nürnberg eine deutliche Scheidewand zwischen höherer Kunst und Kunsthandwerk nicht bestand, so erachtete Hampe eine Rückwendung zu derartiger Einheitsauffassung noch heute als förderlich für beide Teile. Und wie das Germanische Museum da keine einseitige Bevorzugung kennt, so haben auch Hampes wissenschaftliche Leistungen jene Grenze mannigfach überschritten. Bei der Goldschmiedekunst griff er sogar in die altgermanische Zeit zurück, indem er, ohne wesentliche Vorarbeiten anderer vorzufinden, für das Reallexikon der germanischen Altertumskunde eine festgefügte Darstellung der Gesamtentwicklung für das erste Jahrtausend ger-

Digitized by Google

manischer Kultur gab. Im übrigen war es auch hinsichtlich des Kunstgewerbes die mit dem ausgehenden Mittelalter einsetzende Zeitepoche und das fränkische Gebiet, denen seine Studien vorwiegend galten. Unsere Kenntnis der Medaillenkunst hat er durch öftere Beiträge gefördert, dem „Altnürnberger Kunstglas" ein eigenes Büchlein gewidmet, auch die Keramik und Waffenkunde berührt, und auf fast völligem Neuland 1924 die in Erinnerung früherer schöner Knabenspiele mit besonderer Liebe geschriebene Monographie über den „Zinnsoldaten" veröffentlicht, die bei aller Begrenztheit des Gegenstandes die historische Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte eigenartig widerspiegelt und der Beziehung zur Kunst keineswegs ganz entbehrt.

Bei aller Ausbreitung von Hampes Arbeit auf weitverzweigte Gebiete fehlt es also weder an aufbauenden Zusammenfassungen der scheinbar zersplitterten Einzelergebnisse, noch an einem einheitlichen Geiste, der alles durchdringt. Und nun wurde er noch zuletzt vor die Aufgabe gestellt, alle seine um die Wahlheimat der alten Reichsstadt kreisenden Studien in einem Gesamtbilde zu vereinen. Es galt, das in der Sammlung „Berühmte Kunststätten" erschienene Nürnbergbuch des verstorbenen P. J. Rée durch völlige Neugestaltung in knapperer Form, aber unter Verwertung aller jüngeren Forschungsergebnisse, zu ersetzen. Hampe machte sich mit gewohntem, durch einen festgesetzten Termin noch angespornten Eifer an diese Aufgabe. Jedoch im Januar 1933 brachte ein böser Unfall, der ein vielwöchiges Krankenlager zur Folge hatte, schwere Hemmung, die dann durch doppelt angestrengte Arbeit wieder eingebracht werden sollte. Sie hat noch alle für Nürnbergs Vergangenheit wesentlichen Abschnitte bis heran an das 17. Jahrhundert gestaltet, aber die Vollendung anderer Hand überlassen müssen. Denn ein veraltetes Bruchleiden, das eine sofortige Operation erforderte, hat dem Unermüdlichen am Sonntag dem 30. Juli 1933 plötzlich ein Ziel gesetzt. Auf dem Johannisfriedhof liegt er neben so vielen berühmten Nürnberger Kulturträgern, denen er sein Lebenswerk geweiht hatte, bestattet.

Hampe war als Mensch von großer Lauterkeit der Gesinnung, gerecht denkend und wohlwollend. Noch in seinem letzten Lebensjahre hat er einmal einen „wahren Hang zur Einfachheit, ein natürliches Talent, sich ohne Murren nach der Decke zu strecken, eine richtige Liebe zur Arbeit in selbstgewähltem Beruf und nicht zuletzt ernste Hingabe an die Sache des Vaterlands" als charakteristische Züge seines Wesens hervorgehoben. Noch im nachklingenden Geiste der Goethezeit aufgewachsen und mit kaum zu ermüdender Frische, ohne

Digitized by Google

jedes Versagen der Nerven sozusagen jede Stunde (er sprach scherzhaft wohl von seinen „Mußesekunden") auf möglichst allseitige Ausbildung der ihm eigenen Fähigkeiten zum Nutzen der Allgemeinheit bedacht, blieb er doch gänzlich frei von allem Gelehrtenhochmut und bewahrte gegen jedermann, auch den niedersten, eine echt soziale Haltung. Die innere Ausgeglichenheit seines Wesens trat in einem unverwüstlichen Optimismus und einem gern in barocke Form gekleideten Humor zutage. Seine unerschöpfliche Hilfsbereitschaft, in der sich die Freude an sachlicher Förderung mit warmer Menschenfreundlichkeit verband, wird über den Kreis seiner nächsten Verwandten und Freunde hinaus von so manchem schmerzlich entbehrt werden.

Ein vollständiges Verzeichnis von H.'s 145 Schriften mit einer literarisch-biographischen Einführung ist von mir im Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1935 S. 19—38 herausgegeben. Deshalb kann hier auf eine Zusammenstellung der Hauptwerke verzichtet werden. Von sonstiger Literatur sei nur hingewiesen auf den warmen Nachruf von Emil Reicke in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg Bd. 31, 1933, S. 126—132 (mit Porträt H.'s im 45. Lebensjahre). Vgl. auch die selbstbiographische Äußerung H.'s in der Weserzeitung vom 1. Januar 1933 und die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag im Jahrgang 1924/25 des Anzeigers des Germanischen Nationalmuseums (1926) mit Vorwort von Fritz Traugott Schulz.

Karl Hampe † (Heidelberg).

14. Hegel, Karl,
Professor der Geschichte.
1813—1901.

Der Historiker Karl Hegel ist zwar von Vaterseite her Schwabe und in Berlin aufgewachsen, aber durch seine Mutter Marie, geb. Freiin von Tucher, aus dem alten Nürnberger Patriziergeschlecht, hängt er mit dem fränkischen Stamm zusammen und hat mehr als die Hälfte seines Lebens, die 45 Jahre von 1856—1901, an der fränkischen Universität Erlangen gewirkt. So gehört sein Lebensbild mit Fug und Recht in eine Sammlung fränkischer Biographien.

Geboren ist Hegel als der ältere der beiden Söhne des Philosophen am 7. Juni 1813 in Nürnberg, wo sein Vater damals Rektor des Melanchthongymnasiums war. Der väterliche Lebensweg führte ihn über Heidelberg (1816) nach Berlin (1818), wo er zusammen mit seinem jüngeren Bruder Immanuel, dem späteren Konsistorial-

Digitized by Google

präsidenten, in dem einfachen, aber geistig vielseitig angeregten Leben der Zeit nach den Freiheitskriegen aufwuchs.

Gleich manchen anderen deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts ist der junge Hegel erst auf Umwegen zur Geschichte gekommen. Als er im Herbst 1830 als Siebzehnjähriger unter dem Rektorat seines Vaters die Universität bezog, ließ er sich bei der Theologischen Fakultät inskribieren. Auch als er im Jahr darauf, wenige Wochen vor dem Tod des Vaters, den am 14. November 1831 die Choleraepidemie dahinraffte, zur Philosophischen Fakultät überging, blieb neben der Philosophie die Dogmatik Gegenstand seines Studiums. Wie er in seinen Lebenserinnerungen erzählt, dachte er sich ganz der spekulativen Theologie zu widmen. Diese Absicht trat im Lauf der Zeit zurück, doch blieben die philosophischen Neigungen länger, und noch seine Doktordissertation (1837) handelte von Aristoteles und Alexander. Auch an der Herausgabe der Werke seines Vaters beteiligte er sich, indem er 1839/40 die zweite Auflage der „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" auf Grund der Aufzeichnungen seines Vaters bearbeitete. Diese Ausgabe hat das Verdienst, Hegels Geschichtsphilosophie erst in der echten Gestalt durch den Druck bekanntgemacht zu haben.

Mittlerweile hatte Hegel sich aber immer mehr von Theologie und Philosophie ab- und entschieden der Geschichte zugewandt, die ihm in den ersten Jahren seines Studiums ganz ferngelegen hatte. Im Frühjahr 1834 war er nach Heidelberg gegangen, zunächst in der Absicht, den Theologen Daub zu hören, einen Freund und Verehrer seines Vaters. Aber von den Vorlesungen fühlte er sich wenig angezogen, und bald kehrte er der spekulativen Theologie, die ihn immer weniger befriedigte, den Rücken. Wie er selbst sagt, empfand er es als einen Mangel, nur in den Gedanken über die Dinge zu leben, und strebte deshalb nach der Ergänzung, der Kenntnis des wirklichen vergangenen und gegenwärtigen Lebens. Ausschlaggebend wurde für ihn die Bekanntschaft mit den Privatdozenten Beseler und Gervinus, mit denen er nahe Freundschaft schloß. Gervinus, der eben an seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" arbeitete, war es, der ihn an Schlosser wies.

Schlosser war damals bereits eine vereinsamte Größe, die fremd in einer anders gewordenen Zeit stand. Seine Vorlesungen hatten schon an Anziehungskraft verloren; Hegel selbst urteilt in seinen Lebenserinnerungen nicht eben günstig über sie. Es muß auch mehr der Eindruck der starken, eigenartigen Persönlichkeit gewesen sein,

Digitized by Google

die den 22jährigen Studenten zu dem fast 60jährigen hinzog. Denn von Schlosserscher Geschichtsauffassung ist bei Hegel später nichts zu entdecken. Weder hat er sich je in Universalhistorie versucht, noch Neigung gezeigt, Schlossers Vorbild zu befolgen und nach den Grundsätzen Kantischer Moral ein historisches Weltgericht zu veranstalten. Erkennbar ist Schlossers Einfluß nur in zwei Dingen: er war es, der den jungen Studenten erstmals mit Dante bekannt machte, und er lenkte auch neben Gervinus Hegels Interesse auf Italien hin.

Die italienische Reise 1838/39 hat die fernere Richtung der Studien Hegels endgültig entschieden und ihn besonders auf das Gebiet geführt, auf dem er sich fortan hauptsächlich betätigte, die Städtegeschichte. Kunst- und Naturgenuß gingen in Italien Hand in Hand mit historischen Studien. Zuerst dachte er an eine Darstellung der Geschichte Cesare Borgias; dann führte ihn die Lektüre Machiavellis allmählich zur florentinischen Geschichte hinüber und zu der Absicht, eine Geschichte der florentinischen Stadtverfassung zu unternehmen. Ein Aufenthalt von drei Monaten in Florenz verschaffte ihm reiche Ausbeute an archivalischen Quellen, die noch ergänzt wurde durch Material aus anderen Städten: Siena, Bologna, Parma usw. Als er nach Jahresfrist im Herbst 1839 in die Heimat zurückkehrte, standen seine wissenschaftlichen Pläne fest.

Nach der Promotion 1837 hatte Hegel Sommer 1838 das Lehramtsexamen gemacht; er legte noch das Probejahr ab und unterrichtete anschließend einige Zeit als Hilfslehrer am Kölnischen Gymnasium in Berlin, gab aber im Frühjahr 1841 die Lehrtätigkeit auf, um sich ganz seinen geschichtlichen Studien widmen zu können. Unmittelbar darauf erhielt er ohne sein Zutun, durch Vermittlung seines Freundes, des Juristen Beseler, einen Ruf als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Rostock. Im Herbst 1841 trat er dort sein Amt an und führte sich durch ein Programm über „Dante über Staat und Kirche" ein, worin die Stellung des Dichters zu den politischen Parteien in Florenz und zu Kaisertum und Papsttum geschildert wurde. Es war die erste Frucht seiner italienischen Studien.

Aus ihnen erwuchs in Rostock sein erstes großes Werk. Der ursprünglich gehegte Plan, eine florentinische Verfassungsgeschichte zu schreiben, erweiterte sich zu einer Geschichte der italienischen Städteverfassung, die in zwei Bänden, 1846 und 1847, erschien und Hegels wissenschaftliches Ansehen begründete.

Digitized by Google

Mit Recht, denn das Werk gab nicht nur eine umfassende quellenmäßige Geschichte der italienischen Städte vom Ausgang der römischen Zeit bis ins 12. Jahrhundert, sondern widerlegte zugleich die von Savigny in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter (1815 und 1816) aufgestellte und bisher herrschende Lehre, daß die mittelalterliche Verfassung der Städte in Italien und Frankreich aus der römischen Munizipalverfassung erwachsen sei, eine Lehre, die dann von K. F. Eichhorn und anderen auch auf die deutschen Städte übertragen worden war. Dagegen wies Hegel nach, daß in der mittelalterlichen Stadtverfassung Italiens, Deutschlands und Frankreichs die germanischen Elemente eine viel stärkere Rolle spielten als die römischen. Es wollte etwas heißen, daß ein junger, bisher kaum bekannter Forscher die von den Häuptern der romanistischen und germanistischen Rechtsschule aufgestellte, seit einem Menschenalter fast allgemein angenommene Lehre zu widerlegen unternahm. Der Erfolg des Buches beruhte auf der gründlichen und umfassenden gelehrten Arbeit, und Hegel hatte die „Genugtuung, daß man ihn fortan nicht bloß als den Sohn seines Vaters wollte gelten lassen".

Das Werk war eben erschienen, als sein Verfasser sich vor Aufgaben ganz anderer Art gestellt sah. Die Märzrevolution des Jahres 1848 zog ihn wie so viele seiner Fachgenossen in die Politik. Es war nicht so sehr eigene Neigung, die ihn dieses Feld betreten ließ, zu den eigentlich „politischen" Historikern hat er nicht gehört, es war vielmehr das Gefühl der Pflicht. In Mecklenburg nahm die Revolution mit einer gewissen Naturnotwendigkeit sehr radikale Gestalt an, und hiergegen sich zu stemmen, schien ihm eine politische wie eine sittliche Pflicht, zumal für einen Historiker. Nicht Revolution, sondern Reform schien ihm das Richtige: an die gegebenen Verhältnisse anknüpfen und sie dem Zeitbedürfnis gemäß umgestalten. In diesem Sinne wirkte Hegel ein Jahr lang, von Herbst 1848 bis Herbst 1849, für das liberale Ministerium als Herausgeber der „Mecklenburgischen Zeitung". Im April 1850 nahm er auch als Abgeordneter für Schwerin an dem Erfurter Reichstag teil. Es war „verlorene Zeit und Arbeit", wie Hegel nachträglich urteilte; die Erfurter Reichsverfassung war ein totgeborenes Kind, und in Mecklenburg beseitigte die ritterschaftliche Reaktion alles wieder, was an überstürzten und an zeitgemäßen Reformen versucht worden war, um zu dem landschaftlichen Grundgesetz vom Jahr 1755 zurückzukehren.

Im Herbst 1856 siedelte Hegel nach Erlangen über. Die Jahre der Reaktion hatten das frühere gute Einvernehmen an der Rostocker

Digitized by Google

Universität durch politische und kirchliche Parteizerwürfnisse sehr gestört. Verschiedene Kollegen waren wegen ihrer Haltung im Revolutionsjahr in Untersuchungen verwickelt und bestraft worden, alte Freunde waren weggezogen. So nahm Hegel gerne den Erlanger Ruf an, der ihn zugleich in die Heimat seiner Mutter und seiner Frau — er hatte sich 1850 mit seiner Base Susanne, geb. Freiin von Tucher, verheiratet — führte. Auch war der Erlanger Wirkungskreis ungleich größer als der Rostocker; Rostock zählte damals knapp 100 Studenten, Erlangen fast sechsmal soviel. Die fränkische Universität stand gerade in ihrer vollen Blüte und nannte eine Reihe namhafter Gelehrter ihr eigen. Namentlich die Theologische Fakultät hatte damals ihre große Zeit; Hofmann, Delitzsch, Thomasius, Th. Harnack, H. Schmid übten große Anziehungskraft aus, bald auch Frank. Unter den Juristen hatten A. v. Scheurl und H. Gengler großes Ansehen, 1857 kam auch Stintzing, auch die Medizinische Fakultät war teilweise sehr gut besetzt. An der Philosophischen Fakultät lehrten die Philologen Döderlein, Nägelsbach, dann Iwan Müller, der Germanist R. v. Raumer, der Orientalist Spiegel u. a. Nicht gut vertreten war dagegen die Geschichte. Seit 1821 hatte den Historischen Lehrstuhl C. W. Böttiger inne (geboren 1790), der, unberührt von der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mächtig einsetzenden kritischen Forschung, im alten Stil popularisierte Universalhistorie vortrug. Eine Neubelebung des geschichtlichen Studiums war längst als Bedürfnis empfunden worden, war aber bisher an verschiedenen äußeren Hindernissen, namentlich am Mangel an Geldmitteln, gescheitert, bis König Max II. persönlich eingriff und 1855 auch in Erlangen einen zweiten Lehrstuhl für Geschichte begründete, nachdem vorher schon München und Würzburg eine zweite historische Professur erhalten hatten. Damit war der Platz für Hegel geschaffen und mit ihm hielt die moderne kritische Geschichtswissenschaft in Erlangen ihren Einzug. Als Böttiger Ende 1862 starb, trat neben Hegel Julius Weizsäcker, der Bearbeiter der deutschen Reichstagsakten (1863—67 in Erlangen)*).

Die italienischen Archivstudien und das daraus erwachsene Buch über die Geschichte der Städteverfassung in Italien hatten Hegels Arbeiten die Richtung auf die Städtegeschichte gegeben. War zuerst die italienische im Vordergrund gestanden und hatte er sich in seinem

*) Nach Weizsäckers Fortgang wurde dieser historische Lehrstuhl zunächst mit der klassischen Philologie verbunden, später für die Begründung einer selbständigen Professur für Alte Geschichte verwandt.

Digitized by Google

Buch mehr nebenbei kritisch mit Fragen der deutschen Städtegeschichte zu befassen gehabt, so trat diese Seite seiner Studien jetzt entschieden in den Vordergrund. Ganz aufgegeben war die Erforschung italienischer Dinge nicht; dafür sorgten schon die mit Liebe gepflegten Dantestudien. Aber nur gelegentlich ergriff Hegel fortan über Themen des italienischen Mittelalters noch das Wort. Ein Universitätsprogramm von 1867 handelte über das Grundgesetz der florentinischen Republik, die sogenannten Ordnungen der Gerechtigkeit; 1875 und 1878 nahm er gegen Scheffer-Boichorsts Angriff auf die Chronik des Dino Compagni Stellung und wies die Echtheit des ursprünglichen Werkes nach, das Scheffer-Boichorst als eine Fälschung hatte abtun wollen.

Das Hauptarbeitsgebiet Hegels wurde jedoch in seiner Erlanger Zeit die Geschichte der deutschen Städte. Im Herbst 1858 entstand auf Anregung und mit tätiger Unterstützung König Maximilians die Historische Kommission bei der Münchener Akademie. Schon in ihrer vorberatenden Sitzung, an der neben Ranke, Sybel, Pertz, Droysen usw. auch Hegel teilnahm, wurde auf Antrag von Pertz die Sammlung und Herausgabe der deutschen Städtechroniken des Mittelalters beschlossen. Für die Leitung dieser Arbeit kam niemand anders als Hegel in Betracht, und der Arbeitsplan, den er im Herbst 1859 der Kommission vorlegte, fand volle Zustimmung. Nach landschaftlichen Gruppen: Franken, Schwaben, Niedersachsen usw., sollten die Städte zusammengefaßt und ihre deutsch geschriebenen Chroniken (lateinische nur ausnahmsweise) herausgegeben werden. Und zwar sollten nicht nur die Texte abgedruckt werden, sondern von Anfang an ging Hegels Meinung dahin, daß das nur Stückwerk sein würde, daß erst durch umfassende Beiziehung des übrigen Quellenmaterials für jede Stadt ein wirklich nützliches historisches Quellenwerk gegeben werden könne. Nach diesem Programm wurde die Arbeit in Angriff genommen. Hegel selbst gab das Muster in dem ersten Band der Nürnberger Chroniken, der 1862 erschien. Die Aufzeichnungen des Patriziers Ulman Stromer aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, deren Original eben erst auf dem Nürnberger Trödelmarkt entdeckt und dem Untergang entrissen worden war, waren nicht nur durch umfassende Verwertung der reichsstädtischen Archivalien, Urkunden, Briefbücher, Akten, Stadtrechnungen u. dgl. erst richtig verständlich und verwertbar gemacht, sondern auch begleitet von zwei Abhandlungen Hegels über die Geschichte und Verfassung der Stadt Nürnberg und über die städtische Geschichtschreibung.

Digitized by Google

Eine ganz Deutschland umfassende Quellenausgabe, die in solcher Weise durchgeführt werden sollte, erforderte zahlreiche sachkundige Mitarbeiter. Hier bewährte sich das organisatorische Talent Hegels. Er verstand es, nicht nur geeignete Kräfte anzuwerben, sondern ihnen auch im Rahmen des Ganzen die erforderliche Selbständigkeit der Arbeit zu lassen. Er selbst hat außer dem ersten Band der Nürnberger Chroniken auch die Straßburger und Mainzer herausgegeben und für die Kölner eine Verfassungsgeschichte der Stadt beigesteuert. Wiederholte ausgedehnte Reisen führten ihn durch die süddeutschen Städte, ins Elsaß, nach Paris; das Studium an Ort und Stelle ist der Ausgabe der Chroniken sehr zustatten gekommen. Auch manche bisher unbekannte oder wieder verschollene Quelle wurde bei dieser Gelegenheit entdeckt, so das Chronicon Moguntinum, das er 1885 für die Oktavserie der Monumenta Germaniae herausgab. Seine Sammeltätigkeit für die Ausgabe der Straßburger Chroniken rettete auch den Inhalt wertvoller Straßburger Handschriften für die Wissenschaft, ehe sie beim Brand der Bibliothek während der Belagerung 1870 infolge der Fahrlässigkeit der Bibliothekare zugrunde gingen.

Die reichen Schätze, die die lange Reihe der Städtechroniken (bis zu Hegels Tod 27 Bände) der Forschung übermittelten, sind von der Wissenschaft nicht in dem Maß und in der Weise verwertet worden, wie Hegel selbst gewünscht hat. Es war mehr die Lokalforschung, die diese Fundgruben ausbeutete, und Hegel hat das Verdienst, durch seine Ausgaben mit ihren wertvollen Beilagen in Laienkreisen den Sinn für die Geschichte der Vorzeit geweckt zu haben. Und hier interessierte man sich gerade für die Dinge, die nach Hegels eigener Überzeugung die Bedeutung der deutschen Städte und ihrer Geschichtschreibung ausmachten: nicht so sehr die Verfassung als die kulturellen Leistungen in Handel und Gewerbe, Rechtsordnungen, Kunst und Wissenschaft. Die Erforschung dieser Seiten des städtischen Lebens hoffte er durch die Veröffentlichung der Städtechroniken besonders anzuregen, nicht so sehr die der verfassungsgeschichtlichen Fragen, die ihm in Deutschland weniger fruchtbar schienen als bei den italienischen Städten. Er ist selbst mit dem Beispiel vorangegangen und hat bei seiner Editionsarbeit gerne und mit großem Erfolg wirtschaftliche und soziale Probleme behandelt: die Münz- und Preisverhältnisse in Nürnberg, Augsburg und Straßburg, den Nürnberger Stadthaushalt, die ständischen Verhältnisse und die Bevölkerungszahl Nürnbergs, Untersuchungen, die zum Teil die ersten ihrer Art waren und manche Vorstellungen von den Zuständen der

Digitized by Google

mittelalterlichen Städte erheblich berichtigt haben. Gleichwohl hat die städtegeschichtliche Forschung diese Anregungen weniger beachtet, sondern jahrzehntelang ganz überwiegend das Gebiet der Verfassungsgeschichte gepflegt, und Hegel selbst hat in hohem Alter sich mit gewichtigen Untersuchungen daran beteiligt. Als fast Siebzigjähriger nahm er das große Werk der „Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter" in Angriff, das nach zehnjähriger Arbeit 1891 in zwei Bänden erschien. Er hatte sich dabei erst mit den nordgermanischen Sprachen vertraut machen müssen, um die Rechtsquellen für seinen Gegenstand zu verstehen, eine staunenswerte Leistung für seine hohen Jahre. Die Rechtshistoriker haben den Grundgedanken dieses Buches zum Teil heftig widersprochen (vor allem O. Gierke in der Deutschen Literaturzeitung 1892, worauf Hegel in der Historischen Zeitschrift Band 70 antwortete); sie konnten sich mit Hegels Auffassung nicht befreunden, daß die städtische Ratsverfassung nicht aus der Gilde entstanden sei, wie Wilda, Gierke und Nitzsch lehrten, sondern daß beide als selbständige Bildungen nebeneinander stünden, die eine für die rechtliche und politische, die andere für die soziale und religiöse Seite des Lebens. Als in den gleichen Jahren die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Entstehung der Stadtverfassung in Deutschland durch die Arbeiten v. Belows, Rietschels, Schultes, Sohms, Keutgens und anderer besonders lebhaft geworden war, ließ der nunmehr 85jährige es sich nicht verdrießen, den Gegenstand aufs neue nachzuprüfen und seine Anschauung in einem besonderen Buch: „Die Entstehung des deutschen Städtewesens" (1898) knapp und nüchtern darzulegen.

An äußeren Ehren fehlte es dem schlichten, unermüdlich bis ins höchste Alter tätigen Gelehrten nicht; freilich waren es zumeist solche, die zugleich erhöhte Arbeit und Verantwortung mit sich brachten. Seit 1857 gehörte er der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften an. 1870/71 bekleidete er das Prorektorat der Erlanger Universität *); als Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissen-

*) In Erlangen war bis 1918 der Landesherr (zuerst die hohenzollerischen Markgrafen, dann die bayerischen Könige) rector magnificentissimus; die Amtsgeschäfte versah daher ein Prorektor. Die dadurch gegebene enge persönliche Verbindung der Universität mit dem Landesherrn gab der Universität das Recht und die Möglichkeit, in Notfällen gegen die Bürokratie unmittelbar den Schutz und die Hilfe ihres königlichen Rektors anzurufen. — Hegels Prorektoratsrede vom 4. November 1870, „Die deutsche Sache und die deutschen Hochschulen", die ausführte, wie von jeher die Universitäten die geistigen Gesamtinteressen der Nation gegenüber engherzigem Partikularismus vertreten haben, verdient heute noch gelesen zu werden.

Digitized by Google

schaften war er zugleich (seit 1876) Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae, seit 1877 gehörte er auch dem Verwaltungsausschuß des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg an, dessen Geschäften er bis zuletzt sein volles Interesse widmete. Hatte er auch seit 1884 seine Lehrtätigkeit aufgegeben (sein Nachfolger wurde F. v. Bezold), so behielt er bis ans Ende die Leitung der Ausgabe der Städtechroniken bei und unternahm noch in hohem Alter Reisen im Dienste dieses Unternehmens. Seine Freunde und Mitarbeiter haben nach seinem Tod (6. Dezember 1901) mit Wärme und Verehrung von dem unbestechlichen Wahrheitssinn und der aufrechten Männlichkeit des unermüdlichen Forschers gesprochen. Das anziehendste Zeugnis seiner Persönlichkeit hat er selbst hinterlassen in schlichten Lebenserinnerungen, die er 1900 veröffentlichte.

R. Fester in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901 Nr. 285. F. Frensdorff in den Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Geschäftliche Mitteilungen 1902; derſ., Hansische Geschichtsblätter Band X, Jahrgang 1901 (1902). Th. Kolde, Die Universität Erlangen unter dem Hause Wittelsbach, 1910.

Heinrich Dannenbauer (Tübingen).

15. Leube, Wilhelm Olivier, Professor der inneren Medizin, 1842—1925.

Leube nimmt in der Geschichte der Medizinischen Klinik zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts seinen Platz ein in dem ernsten Bestreben, als Arzt und als Lehrer das uralte Heilversprechen der Medizinischen Fakultät mit wohlbeherrschten Mitteln und mit Verantwortungstreue zu erfüllen.

Er kam zur Welt am 14. September 1842 als Sohn des württembergischen Kreismedizinalrates Wilhelm Joseph Leube in der tausendjährigen Donaustadt Ulm. Das „Leubesche Haus", ein schöner Renaissancebau beim Grünen Hof, unfern vom hohen Münster, war erbaut im Jahre 1573, also gleich nach der Blütezeit der Süddeutschen Malergilde, die, aus der Kölnischen und Vlämischen Schule geboren, in Ulm mit den Namen Hans Multscher, Hans Schüchlin, Bartholomaeus Zeitblom fortglänzt. Ulm, im Mittelalter zum Haupt des Schwäbischen Städtebundes herangewachsen, wurde im Geburtsjahr Leubes vom Deutschen Bunde befestigt, um drei Jahr-

Digitized by Google

zehnte später, vereinigt mit dem bayerischen Neuulm am rechten Donauufer, Deutsche Reichsfestung zu werden.

Der Knabe Wilhelm besuchte die Pfarrschule und das Gymnasium der Vaterstadt. Er schwankte, ob er, einer kleinen Dichterader und seiner Liebhaberei für Gemälde und Kunsthandwerk nachgebend, Kunstgeschichte studieren oder dem Vorbild seines Vaters nachwandeln solle. An der Landesuniversität Tübingen fand der Neunzehnjährige hervorragende Lehrer der ärztlichen Vorschule, den Anatomen Hubert von Luschka, den Zoologen Franz von Leydig, den Physiologen Karl von Vierordt, den Chemiker Adolf Strecker; und im dortigen Krankenhause sah er weltkundige Lehrerärzte wirken, die mit ihren weitberühmten Vorgängern, den eingeborenen Schwaben Ferdinand von Autenrieth, Johann und Ferdinand von Gmelin, August Wunderlich, Wilhelm Griesinger, rühmlich wetteiferten; das war der Chirurge Victor von Bruns aus Helmstedt und der Mediziner Felix von Niemeyer aus Magdeburg. Niemeyers nächster Vorgänger, Griesinger, war im Jahre 1860 nach Zürich gegangen, um dort die von dem Bamberg-Würzburger Kliniker Lukas Schoenlein und von dessen Schüler Karl von Pfeufer gegründete junge Ärzteschule weiter auszubilden. Bei ihm setzte der junge Leube auf den Rat des Vaters sein Studium im vierten Universitätsschuljahr fort, zugleich den Unterricht des Pathologen Georg Rindfleisch und des Chirurgen Theodor Billroth aufnehmend. Zum fünften Studienjahre kehrte er nach Tübingen zurück, um hier als Assistent Niemeyers einen Lehrer zu verehren, der in Peter Krukenbergs Poliklinischer Schule zu Halle gelernt und elf Jahre als praktischer Arzt und als Leiter des Städtischen Krankenhauses in Magdeburg gewirkt hatte, ehe er sich berufen fühlte, Professor der Heilkunde zu sein. Nach zweijährigem Krankenhausdienst bestand Leube das erste Examen für den Staat Württemberg und erlangte die medizinische Doktorwürde mit seiner Dissertation „Zur lokalisirten Faradisation der Kehlkopfmuskeln" (1866). Er ging sodann für zwei weitere Jahre nach München und nach Berlin, um sich in der physiologischen Chemie auszubilden, bei Justus von Liebig und bei Willy Kühne, und um fortgesetzt seine klinischen Kenntnisse zu erweitern, wiederum bei dem unerschöpflichen Griesinger, der seit 1865 die Medizinische Poliklinik der Universität leitete und an der Berliner Charité für seine empirische Psychiatrie die Bahn brach; sowie bei Theodor Frerichs, der im Jahre 1859 die Medizinische Klinik aus Schoenleins Hand empfangen hatte.

Digitized by Google

Im Herbst 1867 unterzog sich Leube bei der Stuttgarter Regierung dem zweiten Staatsexamen. Eine dritte Landesprüfung legte er im folgenden Jahre in München ab, um an der bayerischen Universität Erlangen sich habilitieren zu dürfen und an der dortigen Klinik Hugo Ziemssens als Assistenzarzt angestellt zu werden. Die Habilitation geschah am 11. Dezember 1868 mit einer Arbeit „Über die Wirkung des Dünndarmsaftes auf die menschliche Nahrung". Im Frühjahr 1872 wurde er auf Vorschlag des Erlanger Senats zum Professor extraordinarius ernannt; im August desselben Jahres nach Jena berufen als Ordinarius für spezielle Pathologie und Therapie und Direktor der Medizinischen Klinik zur Nachfolge Carl Gerhardts, der nach Würzburg ging. Für den jungen Kliniker in Jena schrieb der greise Vater Leube eine gründliche Vorlesung über praktische Pharmakologie; sie hat fortgewirkt in den Vorlesungen, die Leubes Assistent Franz Penzoldt seit 1872 in Jena und später in Erlangen über ein halbes Jahrhundert gehalten und seinem „Lehrbuch der klinischen Arzneibehandlung" (Jena 1889 ff.) zugrunde gelegt hat. Als Ziemssen im Jahre 1874 von Erlangen nach München berufen wurde, kam Leube an dessen Stelle.

Aus seiner elfjährigen Erlanger Zeit rühren zwei Lehrbücher her, die von den Ärzten geschätzt wurden: „Die Krankheiten des Magens und des Darmes" (Leipzig 1876) in Ziemssens großem Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, das zwei Jahre später in neuer Auflage erschien; und „Die Lehre vom Harn" (Berlin 1882), gemeinsam verfaßt mit Ernst Salkowski, Chemiker vom Pathologischen Institut der Universität Berlin. Eine historische Untersuchung „Die Magensonde, die Geschichte ihrer Entwicklung und ihre Bedeutung in diagnostisch-therapeutischer Hinsicht" (Erlangen 1819) widmete Leube seinem Vater zum achtzigsten Geburtstag am 4. April 1879. Er zeigt darin, wie die Brechfeder, pinna bei den Römern, der Brechriemen, lorum vomitorium bei den Römern und Arabern, der Magenbürste bei den Ärzten des Mittelalters, dem Magenschlauch und der Magenpumpe, die eben (1869) Adolf Kußmaul an der Freiburger Klinik eingeführt hatte, voraufgegangen waren. Die zielbewußte und erfolgreiche Behandlung der Magenkranken in der Erlanger Klinik mit diätetischen Vorschriften und Maßnahmen, insbesondere die Erfolge in der Therapie der „Magengeschwürs" und der „nervösen Dyspepsie" umgaben Leube mit dem wachsenden Ruf eines tüchtigen „Magenarztes", den er vergeblich abwehrte in einer Zeit, wo das Spezialistentum bei den Ärzten rasch Mode wurde und

Digitized by Google

jeder beschränkte Kopf sich auf Goethes Spruch berufen wollte: „Wer allgemein sein will, wird Nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so notwendig als jedem, der aus sich etwas Bedeutendes bilden will."

Im Frühjahr 1885 wurde Carl Gerhardt aus Würzburg weg nach Berlin an die Stelle Frerichs berufen. Die medizinische Fakultät der Julius-Universität hatte über Gerhardts Nachfolge zu beraten. Am 5. Juli berichtet sie durch ihren Dekan Hermann Maas an den akademischen Senat: einen entsprechenden Ersatz für den empfindlichen und schweren Verlust der Lehrkraft Gerhardts an der drittstärksten deutschen Fakultät zu finden, sei ganz besonders wichtig mit Rücksicht auf die notwendige Reform der veralteten Krankenhauseinrichtungen im Julius-Hospitale; es sei natürlich zuerst im engeren Vaterlande Umschau gehalten und Leube in Erlangen sofort in den Vordergrund gestellt worden. Zur engeren Wahl kämen noch in Betracht: Carl von Liebermeister aus Ronstorf im Rheinland (geb. 1833), Schüler Niemeyers, gegenwärtig Professor der inneren Klinik in Tübingen, Theodor von Jürgensen aus Flensburg (1840), Professor der Poliklinik in Tübingen; Hermann Eichhorst aus Königsberg (1849), Professor der inneren Klinik in Zürich. — Leube wurde berufen.

Am 26. August 1885 siedelte er mit seiner Gattin, Natalie Strecker, Tochter des Chemikers, nebst einem Sohn und vier Töchtern nach Würzburg über. Hier war es ihm beschieden, mit Kölliker, Rindfleisch, Schoenborn in fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit den Ruhm der Würzburger Fakultät zu erhalten. Vom Jahre 1889 ab gab er sein Lebenswerk heraus: Spezielle Diagnose der inneren Krankheiten. Ein Handbuch für Ärzte und Studierende, nach Vorlesungen bearbeitet; in zwei Bänden. Es erschien bis 1908 in neun Auflagen. Am Schluß der Einleitung führt Leube immer wieder den „alten Satz" an: Qui bene dignoscit bene curat! In der Klinik blieb es nicht bei der Diagnose; Therapie wurde ebenso gründlich geübt und gelehrt, mit allseitiger Meisterschaft. Für Stadt und Land und Ausland behielt Leube den Ruf eines „Magenarztes", welcher Ruf eine wachsende Schar von Magenleidenden aus allen Ländern Europas und weiterher nach Würzburg zog und zur Einrichtung einer Privatklinik mit Diätküche führte, die mit der Augenklinik Julius von Michels und der Ohrenklinik Anton von Troeltschs in kurzer Zeit Würzburg zu einer Fremdenstadt mit russischen und amerikanischen Preisen machte. Leube brauchte für Spott nicht zu sorgen. Fritz Gregorovius verehrte ihm ein Schriftchen „Der Hotelprofessor" (Gera 1897).

Digitized by Google

Fakultät und Universität schätzten Leube hoch; sie wählten ihn zum Dekan in den Universitätsjahren 1889/90, 1896/97, 1906/07; zum Senator in den Jahren 1886 mit 1891, 1894 mit 1898, 1903 mit 1909; zum Rector Magnificus für das Jahr 1895/96. Im Gange der Zeit häuften sich bei Leube Titel und Ehrenzeichen so an, daß sie endlich im Personalverzeichnis eine ganze Seite einnahmen. Leube verstand es, Auszeichnungen mit Würde zu tragen und wußte warum er sie trug; denn er kannte die Geschichte seiner Vorgänger, die in einer Zeit wirken mußten, wo hoch und niedrig lebhaft unterschieden, die Beamtenreihenfolge scharf innegehalten wurde und der Arzt, dem sein Beruf keine Muße ließ, die Hoffart der Stände gebührend zu ehren, leicht unter das Fußvolk geriet, wenn es ihm an natürlicher Würde mangelte. Die juliusspitälischen Ärzte, zuerst vom Stifter geehrt und geschätzt, waren allmählich der Hofstube untergeordnet und von dieser endlich wie niedere Bedienstete behandelt worden, wenn sie allzu bescheiden blieben und nicht zufällig als Ratgeber und Vertraute der Fürstbischöfe das Ohr ihres Herrn hatten. Mit den Leibärzten und Leibwundärzten des Gnädigen Herrn ging man fein und glimpflich um; sie ließen sich endlich auch keineswegs mehr um den Bart herum fahren, als sie — in der napoleonischen Zeit — wieder zum Selbstbewußtsein kamen; jetzt trat der Oberwundarzt und Professor Carl Caspar von Siebold in Uniform und Degen auf und verschaffte sich Respekt; waren die Herren der Hofstube trotzdem anmaßend, so gab er seine Klagen beim Fürsten selber ein. Als an Stelle des Fürstbischofs weltliche Administratoren die Verwaltungen der Universität und ihrer Attribute in die Hände bekamen, lernten unter anderen Männern auch die Spitalärzte, daß es nicht unwichtig sei, Militärrang zu haben, Geheime Räte, Ritter inländischer und ausländischer Orden zu sein, Auszeichnungen gelehrter Gesellschaften und hoher Akademien aufweisen zu können. Wenn der Polikliniker Franz Rinecker im Jahre 1866 den Physiker Osann lobte, daß er nicht als Geheimrat gestorben sei, so vermochte er selber nicht standzuhalten; er hat später alle äußeren Ehrungen, wie sie kamen, angenommen und sich im siebzigsten Lebensjahr gefreut, als man ihn Geheimrat von Rinecker anreden mußte. —

Die „Reformation der veralteten Krankenhauseinrichtungen im Juliusspitale", die bei der Berufung Leubes eine dringliche Forderung der Fakultät war, ließ auf sich warten. Der Chirurge Carl Schoenborn sprach als Rektor am 2. Januar 1892 „über den Einfluß

Digitized by Google

der Ärzte auf den Krankenhausbau"; Leube als Rektor im Jahre 1896 bei der Einweihung des Neuen Universitätsgebäudes „über die Entwicklung von Universitätsgebäuden" im allgemeinen vom Standpunkt des kunstfrohen Betrachters, ohne Betonung des fortdauernden Bedürfnisses nach einem besseren akademischen Krankenhaus, wiewohl Fakultät und Senat die Erbauung neuer Universitätskliniken in Plänen und Entwürfen vorbereitet hatten. Schoenborn starb im Jahre 1906; Leube, als er den Bauplan für die Medizinische und Chirurgische Klinik vom Universitätsverwaltungsrat und von der Bayerischen Regierung im Jahre 1910 erhalten hatte, fühlte sich für die Durchführung und Überwachung des Planes nicht mehr jung genug. Er erbat am 1. Februar seine Versetzung in den Ruhestand, harrte aber auf besonderen Wunsch der Fakultät und des Senates noch ein Jahr lang aus, da die Auswahl seines Nachfolgers schwierig war, infolge der damaligen Begriffsverwirrung von den Eigenschaften und Pflichten des „inneren Klinikers". Berufen wurde Dietrich Gerhardt von der Universität Basel, der Sohn Carl Gerhardts.

Bei seinem Abschied aus Lehramt und Krankendienst schenkte Leube der Würzburger Klinik den größten Teil seiner Bibliothek, rund elfhundert Bände; am 25. Juli 1921 stiftete er bei der Fakultät einen Fonds von 10 000 Mark für Preisaufgaben, in treuer Erinnerung an die ehrenvolle Verabschiedung vor einem Jahrzehnt, welche Rektor und Lehrkörper durch eine Dankadresse, die Studentenschaft durch einen Fackelzug gefeiert hatten. von Leube ist am 16. Mai 1925 im dreiundachtzigsten Lebensjahre gestorben unfern seiner Vaterstadt, auf seinem Schloß Montfort im Bodensee bei Langenargen, wo die Schiffe zwischen Friedrichshafen und Lindau sich kreuzen.

Quellen bei G. Sticker, Entwicklungsgeschichte der Medizinischen Fakultät an der Alma Mater Julia. Würzburg 1932.

Georg Sticker (Würzburg).

16. Luxburg, Friedrich Graf von, Regierungspräsident von Unterfranken, 1829—1905.

Graf Friedrich von Luxburg wurde als zweiter Sohn des kgl. bayerischen Gesandten Grafen Friedrich v. Luxburg, akkreditiert bei den Höfen von Berlin und Dresden, am 21. August 1829 zu Laube-

Digitized by Google

gast bei Dresden geboren. Der Vater, auf den wir später zurückkommen, hat im Leben des Jugendlichen eine bedeutsame Rolle gespielt. Er war Gegenstand unbegrenzter Liebe und Verehrung seiner fünf Kinder. Die Mutter, Maria Anna, geborene Freiin von Gumppenberg-Pöttmes, erscheint auf verschiedenen Bildnissen, in Korrespondenz und Memoiren als distinguierte Frau mit ruhigem Temperament und liebevoller Fürsorge.

Seine ersten Jugendjahre verbrachte Fritz Luxburg im Elternhaus in Berlin. Die bayerische Gesandtschaft war damals in dem Gräfl. Voßschen Palais Ecke Linden- und Wilhelmstraße eingemietet. 1840 wurde der Vater, der 1829 den den Zollverein vorbereitenden Handelsvertrag mit Preußen abgeschlossen, nach Paris ernannt, wo der Sohn das Collègè Louis le Grand mehrere Jahre besuchte und, wie er später schrieb, hauptsächlich jedoch vorzüglich das Französische lernte. Der übrige Schulunterricht war mangelhaft, so daß er das Examen in die Pagerie in München nur mittelmäßig bestand. Die fünf Jahre, die er hier fern vom Elternhaus verbrachte, waren Jahre jugendlichen Frohsinns, doch keineswegs frei von Heimweh. Auch mit Extrapost dauerte die Tag- und Nachtreise nach Paris mehrere Tage. Die Briefe an die Mutter sind, im Stil der damaligen Zeit, zumal wenn man das warme liebebedürftige Herz des Kindes, das ihm zeitlebens erhalten blieb, berücksichtigt, frostig und förmlich: „Madame" als Anrede und „vous". Er wurde bald zum Pagendienst bei der Königin befohlen. Einmal wurden die Pagen, die in Hofwagen abgeholt wurden, vom Münchener Straßenpöbel mit Steinen beworfen: die Verhältnisse um Ludwig I. hatten sich bedenklich zugespitzt, und eine Bierpreiserhöhung hatte den Zorn der Bevölkerung zum Sieden gebracht. Ein andermal wurde Fritz Luxburg wegen eines Bubenstreichs in Arrest gesperrt, und da saß er, wie er erzählte, mit einem anderen frevelnden Pagen, knüllten sich Kugeln aus Brot und Wasser, der Speise der Verurteilten, und schossen aus einem vergitterten Fensterchen mit Blasrohren auf alle vorübergehenden Herren, die Zylinder trugen und unfroh den Grund der Belästigung zu erforschen suchten. 1847 absolvierte er in Ehren und durfte zu den Eltern nach Wien reisen, wohin der Vater inzwischen als Gesandter versetzt worden war.

Dann kam das bewegte Jahr 1848. Begeistert für Freiheit und Vaterland, machte der warmblütige, sich stets ganz einsetzende Student die Sturmbewegungen mit, wurde zum Hauptmann einer Kompanie des sich bildenden Studenten-Freikorps gewählt und mit den

Digitized by Google

anderen jungen Hauptleuten auch vom König in der Residenz empfangen. Unterdessen schrieb der Vater klug und kühl abwägende Berichte an den König, in denen er ein lediglich formelles Entgegenkommen an die Frankfurter Ideale und Diktate empfahl; der Rausch müsse binnen kurzem an der Macht der Tatsachen zerschellen.

Zu König Ludwig I., der uns Nachgeborenen als „der" große Wittelsbacher erscheint, der an Schöpferkraft, Vornehmheit, Staatswillen und Eigenart eine wirkliche Königsfigur darstellt, ist Friedrich Luxburg auch in späten, reifen Mannesjahren in kein Verhältnis getreten, wo Bewunderung dominiert hätte. Nicht die Lola Montez, sondern die Einräumung großen politischen Einflusses an sie, verbunden mit dem weitgehenden polizeilichen Terrorismus, und die zu hoch gesteigerte persönliche Willkür störten ihn im Bilde des Monarchen. Er sah eine Ader, die später in Ludwig II. wieder auflebte, zum Nachteil der Regierung, zum Nachteil des Königtums. Die fröhlichen, flotten, vom Studium ernster Art nur spärlich unterbrochenen Studentenjahre verbrachte er in München, Heidelberg (1848—49) und Berlin (1850), dann wieder in München. Das Heidelberger Semester haftete in seiner Erinnerung als das frohbewegteste. Universität und Stadt standen in Blüte, wenige Stunden entfernt lag die damals elegante Residenz Mannheim, ein Zentrum von Geselligkeit. Sein Onkel Karl Luxburg, bei dem er stets abstieg, war Intendant des damals tonangebenden Hoftheaters und hielt offenes, gastliches Haus, in dem auch die ersten deutschen Künstler verkehrten. Das kleine Schloß in Seckenheim vor der Stadt gehörte ihm. Zur Gattin des Onkels, Eleonore de la Plaigne, der Freundin Napoleons I., welche Karl Luxburg als junger Kürassieroffizier während der Freiheitskriege in Paris kennengelernt hatte, konnte er jedoch keine Zuneigung gewinnen. In Mannheim gab es viele Bälle: bei der Großherzogin-Witwe Stefanie, dem Herzog von Weimar, Graf Oberndorff, van der Hoven, Gräfin Buol u. a.

Man versäumte natürlich nicht, auch andächtig zur Paulskirche nach Frankfurt zu pilgern. So war dies eine lustige, oft ausgelassene Zeit. Dann aber wurde all der Frohsinn von der ausbrechenden pfälzischen Revolution, Frühjahr 1849, vertrieben.

Nun ging's nach Berlin. Der Pandektist Wangerow und der große Ranke zogen ihn besonders an. Die Berliner Semester waren ihm von besonderer Bedeutung, einmal wegen der vielen persönlichen Beziehungen, die ihm die Popularität seines Vaters dort verschaffte, dann wegen des Eintritts in eine neue, etwas steife nordische, vom

Digitized by Google

Gedanken der Pflicht und der Arbeit erfüllte, dem gedankenlosen Frohsinn weniger zugetane Welt.

Schon bei der Ankunft machte sich die straffe preußische Luft geltend: er und sein Studienfreund Graf Hartmann Fugger wurden verhaftet und auf das Polizeipräsidium geführt, weil sie keine Pässe hatten. Freilassung erfolgte bald, jedoch wurden beide längere Zeit polizeilich kontrolliert.

Der Dritte im Freundesbunde war Graf Karl Maldeghem. Sie gingen viel zusammen aus. Luxburg verkehrte viel im Hause des früheren Ministers v. Savigny, des österr. Gesandten Baron Prokesch, des bayerischen Gesandten Baron Malsen, beim früheren Minister Fürst Wittgenstein, der der fast tägliche Partner des Vaters beim Whist gewesen war, vor allem aber bei Bettina Arnim, deren reizender Tochter Gisela er mit Leidenschaft den Hof machte.

Das Staatsexamen (Staatskonkurs) bestand er in München 1853 mit der damals seltenen ersten Note als erster von 77 Kandidaten. Auch dort hatte sich ein damals üblicher Freundeskreis gebildet, neben Luxburg sein intimster Freund Baron Völderndorff, Hartmann Fugger, Karl Maldeghem und Leopold Leonrod, der spätere Justizminister. Eine große Anziehung hatte für ihn das Haus Dönniges, wo er mit allen geistigen Größen Münchens bekannt wurde. 1856 wurde er nach Reichenhall versetzt, um das Badekommissariat einzurichten, und verlor dort den Vater, der, von dem österreichisch orientierten Minister v. d. Pfordten pensioniert, ihm für den Sommer dorthin gefolgt war. In ihm verlor er den besten, treuesten Freund. Er hatte das Diplomatenlos geteilt, häufig wegen seiner Haltung und oft wegen nebensächlicher Äußerungen angegriffen und verdächtigt zu werden. Einem bayerischen Historiographen war er nicht deutsch genug, als er, in Kassel akkreditiert, beim Rückzug Napoleons 1813, nicht in deutsch-patriotische Wallungen geriet. Der Süddeutsche von Bildung und Stand empfand den Niederbruch des geborenen Herrschers Europas als eine Naturkatastrophe. Die Wiederaufrichtung der deutschen Territorialherrschaften, die zumal in Kassel eine lange schwunglose, nicht gerade erhebende Zeit einleitete, erschien daneben als trockene, als einzige Alternative. Wo kein Regen fällt, herrscht eben Trockenheit.

Bezeichnend ist folgender kleiner Vorfall aus dem Leben des Vaters. Der Gesandte Luxburg, der ungern „Prinzipien traitierte" oder aus seiner Reserve heraustrat, hatte 1837 eine an ihn von angesehenen Berliner Bürgern und Militärs ergangene Einladung zur

Digitized by Google

Teilnahme an einem Diner aus Anlaß der 60. Wiederkehr des Eintritts Preußens im bayerischen Erbfolgestreit angenommen und eine Erwiderungsrede gehalten, in der er den großen Friedrich, ohne Eingehen auf den Erbfolgestreit, als ein Gemeingut aller Deutschen feierte und die Eintracht zwischen Preußen und Bayern als unentbehrlich bezeichnete. „Alle entgegenstehenden Versuche", sagte er, „werden scheitern an dem festen Willen Ihres Königs wie des meinigen, an dem gesunden Sinn der Völker und an der Macht innig verwachsener Interessen, die, von der öffentlichen Meinung getragen, heutzutage mehr als je die Welt regieren." „Nur gegen Versuche des Auslandes, sich in unsere inneren Händel zu mischen, können hinfüro deutsche Waffen erklirren, und dann wird sich Deutschland wie ein Mann erheben und mit Preußen gemeinschaftlich handeln." Er schloß mit einem Hoch auf König Friedrich Wilhelm den Dritten, den Gerechten.

Diese Rede, die heute fast prophetisch klingt, fand Anstoß bei der damals in München herrschenden Richtung, und Minister Abel wandte sich wiederholt an den Minister des Äußern v. Gisé um Aufklärung. Dann wurde durch einen Erlaß Abels allen Zeitungen die Wiedergabe und Diskussion der Luxburgschen Rede verboten. Da entschied jedoch der König Ludwig I.: „Es ist vollkommen wohl daran geschehen, daß Unser Gesandter zur Feier des Tages, an welchem weiland König Friedrich II. zum Schutze Bayerns ins Feld zog, dem veranstalteten Festmahl beigewohnt und dabey in der Uns berichteten Weise gesprochen hat." „Mit besonderem Wohlgefallen haben wir vernommen, daß Unser Gesandter mit gutem Erfolg bemüht gewesen, die in neurer Zeit verbreiteten falschen Ansichten von bestehenden feindseligen Tendenzen Bayerns gegen Preußen zu berichtigen und durch kluges Benehmen entfernt zu halten."

Die gescheite und taktvolle Art des Vaters, politisch konservativ mit einer dem Frohsinn einer gesunden Natur entspringenden liberalen Ader für großzügiges Anfassen herantretender Probleme und freie Bewegung des Einzelnen wie der Völker, für wirtschaftliches Streben und Fortschritt, jedoch im Temperament und in der Energie des Handelns wesentlich gesteigert, wurde auch die Art des Sohnes. Was allen Beobachtern im Naturell Fritz Luxburgs zunächst auffiel, war sein sehr lebhaftes, männliches, dezidiertes Wesen, ausgeprägt in einem blauen, scharf bis ins Herz dringenden Auge. In der Schweiz, aus der die Girtanner-Luxburgsche Familie stammt, ist diese Profilierung des Gesichts und des hochgewölbten Schädels, der

Digitized by Google

besondere lustre des seeklaren Auges vielleicht häufiger anzutreffen. Furcht war ihm unbekannt. „Was du tust, das tue bald“ und „der erste Verdruß ist besser als der letzte“ waren ihm willkommene Leitmotive des Handelns. Sein Wesen war Offenheit, Geradheit, Wohlwollen. Die Geschlossenheit seines Charakters ist heute fast beispiellos zu nennen. Gerechtigkeit war ihm unverrückbare Angel des Handelns. Ordnungssinn und männliche Strenge waren innig damit gepaart. Er hatte feines Organ für die notwendige Popularität jeder Politik und der sich durchsetzenden Persönlichkeit, aber nie hätte er der Popularität wegen um eines Haares Breite an persönlicher Haltung, Würde, an sachlichen Notwendigkeiten Opfer gebracht. Popularität mußte sich nach seiner Ansicht bei einem gesunden Volk aus dem Einleben einer wirklichen Persönlichkeit in die Umwelt ergeben. Wer darnach haschte, bewies, was er war. Nie war er hochfahrend, und eine gewisse prätentiöse und snobe Art, die er besonders in Wiener Reminiszenzen geißelte, war ihm im tiefsten Herzen verhaßt. Aber er wußte mit großem Takt und liebenswürdig, Distanzen zu halten und achtete es für stillos, sie zu retouchieren. Sein Wesen war kerndeutsch. Von Grübeln und Philosophieren hielt er nicht viel, da die letzten Gründe des Erkennens menschlichem Auge nie aufgeschlossen würden und das kurze Leben ein Wachsein und Tätigsein erfordere, ein Genießen in Kunst und ein Sichaufgeben in Liebe als schönste Frucht biete. Musik griff ihm in die Seele. Christentum war ihm wie das liebe vertraute Zimmer des Vaters, und der allumfassende Gott, der Jehova des Alten Bundes, war ihm Anfang und Ende des Glaubens, Hoffens, Vertrauens. Das deutsche Volk und die schöne deutsche Erde schwebten vor seinem Auge als Liebstes und Schönstes, jedes persönlichen Opfers wert. München war ihm von Jugend an als Heimat vertraut. Franken trat in späteren Jahren an dessen Stelle, als Verwandte, Jugendfreundinnen und Freunde wegstarben und oft jahrelange Intervalle im Besuch der Hauptstadt eintraten.

Mit der Berufung als Landrichter nach Kissingen im November 1856, einem für die damaligen Beförderungsverhältnisse in Bayern unerhörten Avancement — er war 27 Jahre alt — trat zum erstenmal Franken, der Schauplatz seines späteren Wirkens, in sein Gesichtsfeld. Gleich den ersten Winter benützte er zur Ausarbeitung eines eingehenden Berichts über das Bad und die notwendig erscheinenden Verbesserungen. Seine kluge und hochbegabte Schwester Marie Luxburg führte ihm das Haus, wie er berichtet, in musterhafter Form. Sie war für Gesang, Klavier und Malerei in hohem Maß talentiert.

Digitized by Google

Eine schöne Madonna von ihrer Hand hängt im Kloster Hausen, eine andere im Schloß Aschach. Schon in der ersten Saison seines Amtswaltens wurde Kissingen vom russischen Kaiserpaar (Nikolaus I.) und den bayerischen Majestäten besucht, was eine ungeheure Arbeitslast brachte, da eine Menge einflußreicher Personen sich zum Besuch des Kaiserpaares einfanden, welches sich völlig frei bewegen wollte. Die Verwaltung des Bezirks, dessen Wege-, Schul- und Erwerbsverhältnisse viel zu wünschen übrig ließen, zog ihn an. Kein Dorf bis in die Rhön, das er nicht besuchte, dessen erste Bürger er nicht kannte. In Kissingen selbst verbanden ihn angenehme Beziehungen zu den damals angesehenen Männern, den Diruf, Balling, Pilartz, Ph. Heilmann usw. Ökonomierat Streit, der sog. „Kaplan", wurde durch sein urwüchsiges, aktives, dienstbereites Naturell und seine Kennerschaft für antike Kunstwerke schon damals Intimer des Hauses.

1863 wurde Luxburg als Regierungsrat nach Regensburg und gleich darauf nach München versetzt. Die Geselligkeit der Stadt stand damals in Blüte, König Max II. hielt Hof, Luxburgs Schwester Caroline, später Freifrau v. Cetto, war Hofdame der Königin, sein Bruder Max, vermählt mit der schönen Clementine v. Gaßer, hielt dort Haus. Die angesehenen Familien des Landes bildeten eine kleine, in gewissem Sinn einfache und doch elegante Gesellschaft. Die Bälle und Feste im Palais Gumppenberg (heute Hotel Continental), bei Paumgarten, Törring, Pappenheim, Arco usw. kehren in den Briefen und Berichten der Zeit immer wieder. Er selbst stand in Gnade beim König Max und war Vortänzer auf den sog. Kammerbällen des Königs, welche dieser mit unbarmherzigem Stift auf der Zahl von nicht mehr als 120 Gästen hielt. Seine Reisen mit Freunden führten ihn nach Konstantinopel, Griechenland, dann nach Italien bis auf den Ätna. Im Sommer wurde im nahen Hochgebirge auf Hirsch und Gams gejagt.

Am 28. Mai 1866, in politisch hocherregter Zeit, wurde er vom König Ludwig II. zum Polizeidirektor von München ernannt.

Dieses Avancement des damals 37jährigen Mannes ist angesichts der sonstigen bayerischen Beamtenbewegung als staunenswert zu bezeichnen. In einem Immediat-Bericht des Staatsministeriums des Innern vom 26. August 1862 heißt es angesichts der erbetenen Abberufung von Kissingen: „Ew. Kgl. Majestät ließen dem Grafen Fr. v. Luxburg bei seiner Ernennung zum Landrichter in Kissingen am 2. November 1856 ausdrücklich eröffnen, daß er in längerer Dauer in dieser Stellung auszuhalten habe. Indessen hat Luxburg das in ihn gesetzte allergnädigste Vertrauen trefflich bewährt und

Digitized by Google

Umsicht in einem nach so kurzer Dienstzeit seltenen Maß bewiesen. Er ist nunmehr 34 Jahre alt, zählt nahezu 7 Dienstjahre. Der treugehorsamst Unterfertigte ist daher der unmaßgeblichen Ansicht, daß sein Beförderungsgesuch zur Berücksichtigung sich eigne."

Die Ernennung zum Polizeidirektor der Landeshauptstadt entsprach keinem Wunsch des dazu Berufenen. Die Reibungen einer jugendlich-liberalen-weltmännischen Gesinnung mit den Konsequenzen einer lange falsch geführten deutschen Politik Bayerns, im Sommer, wo Bismarck die letzte Bilanz, die des Schwertes, zog und dazu mit vielen von Luxburg als „Polizeizopf" betrachteten Traditionen und Gewohnheiten, die Entblößung der Hauptstadt von polizeilichen und militärischen Machtmitteln, und an der Spitze des Staates neben nicht gerade fähigen Ministern ein entzückend unberechenbarer König, dessen Unnahbarkeit und Launen damals schon Denkenden, darunter Luxburg, zu denken gaben: dieser Vertrauensruf konnte nicht lange dauern. Die Akten enthalten nur wenig und nichts über das Wesentliche: daß Luxburg die Stellung, seinem energischen und verantwortungsfreudigen Naturell folgend, nur übernehmen konnte und wollte, wenn es gelang, Zutritt zum jungen König und Immediatvortrag bei ihm durchzusetzen. Schon eine persönliche Meldung des neuernannten Polizeichefs wollte der König nicht gewähren. Darauf ein Immediat-Bericht Luxburgs vom 31. Mai 1866, in welchem das gravamen, das von dem im höfischen Ton geübten Polizeidirektor nicht direkt berührt werden durfte, doch klar umschrieben ist:

„Ew. Kgl. Majestät haben geruht mich . . . zum Vorstand der Kgl. Polizeidirektion München zu ernennen. Ew. Kgl. Majestät ist es nicht unbekannt, daß die Stelle eines Polizeidirektors der Haupt- und Residenzstadt eine äußerst beschwerliche und bei der derzeitigen erregten Stimmung der Bevölkerung in Folge des drohenden Krieges und der durch die immer stärker auftretenden Handelskrisis von Tag zu Tag gefährlicheren Brodlosstellung der arbeitenden Klassen eine in hohem Grade verantwortliche ist . . . der Befehl Ew. Kgl. Majestät die Leitung der Polizeidirektion gerade in dem gegenwärtigen kritischen Augenblick zu übernehmen und damit wieder in den äußeren Dienst und eine niedrigere Rangeskategorie zurückzutreten hat mich deshalb, ich bekenne es Ew. Majestät freimütig, wenig freudig überrascht, weil ich durch den mir zugewiesenen neuen Dienst aller persönlichen Freiheit beraubt, unausgesetzt in der Stadt gefesselt und durch die große Last des meiner inneren Neigung wenig zusagenden Polizeidienstes an jeder literarischen Fortbildung gehindert werde . . .

Digitized by Google

Es gehört auch Freudigkeit des Berufs dazu und diese Freudigkeit vermag ich aber zur Zeit nicht zu empfinden ... der Mangel eines äußeren Zeichens Kgl. Huld macht mir die Übernahme des Postens um so schwieriger usw."

Darauf erfolgte nichts. Der Krieg brach aus, die Mißerfolge der bayerischen Armee verbreiteten Unruhe. Die Kritik, auch der Presse, wagte sich hervor. Diese konnte Ludwig II. in keiner Form ertragen. Er sandte den Prinzen Taxis zweimal zu Luxburg mit dem Befehl, zwei Redakteure angesehener Münchener Blätter sofort verhaften zu lassen. Der Graf lehnte ab und bat um sofortige Audienz, welche wieder verweigert wurde. Nun schreibt Luxburg dem König (präsent. Berg 9. Juli 1866):

„Der Polizeidirektor der Hauptstadt ist durch allerh. Verordnung allein für die Ruhe und Sicherheit der Residenz verantwortlich und hatte seit vielen Jahren die Begünstigung in jedem ihm wichtig erscheinendem Momente Sr. Majestät dem regierenden König persönlich Vortrag erstatten zu dürfen. Ein solcher Moment scheint mir seit 8 Tagen gekommen ... ich hatte mich eines Allerhöchsten Bescheides auf diese Bitte nicht zu erfreuen. ... die politische Situation ist seit her eine viel bedenklichere geworden. ... sonst erübrigt mir nichts als um Allergnädigste Enthebung von dem ohnehin nicht beneidenswerten Posten eines Polizeidirektors zu bitten. Ich müßte lieber, so schwer es mir ankommt, auf den Staatsdienst gänzlich verzichten als mich dem Vorwurf meiner Mitbürger aussetzen, Ew. Kgl. Majestät nicht pflichtgemäß über die gegenwärtige äußerst bedenkliche Lage rechtzeitig Bericht erstattet zu haben. ... Die Bewegung scheint mir Dimensionen anzunehmen, welche das Fortbestehen der derzeitigen verfassungsmäßigen Gewalten bedrohen dürften."

Daraufhin wurde Luxburg in Ungnaden wieder zur Regierung in München zurückversetzt, jedoch nach einer kommissarischen Entsendung zur Industrieausstellung nach Paris schon Ende 1867 von dem ihm wohlgesinnten Fürsten Chlodwig Hohenlohe als Legationsrat und Geschäftsträger nach Berlin berufen.

Damit eröffnete sich für ihn der wohl bedeutsamste Lebensabschnitt. Er brachte ihn in freundschaftliche, seinerseits bewundernde Berührung mit Bismarck, der gerade im Begriff stand, die Reichseinheit, welche zuvor von Frankreich zu erkämpfen war, zu schmieden. Sie wurde eine Bindung für das Leben, trotz nachmaliger Trübung. Dann fand er in der Berliner Gesellschaft die kluge, ernste, treue

Digitized by Google

Frau, Luise Prinzeß zu Schönaich-Carolath, die ihm die unentbehrliche Gefährtin im Leben wurde.

Luxburg betrat in Berlin wohlbekanntes Gelände, und auch er ward durch die Erinnerung an seine Eltern schnell bekannt. In Bismarcks Hause verkehrte er bald intim, da der Bundeskanzler auch seinerseits den Wunsch hatte, nach der 66er Auseinandersetzung die Süddeutschen zu sich heranzuziehen. Bei Hof wurde er gern gesehen und von der Königin Augusta verwöhnt. Baron Perglas war ihm ein wenig angenehmer Chef, doch das störte wenig, zumal nachdem er im Februar 1868 spontan vom Wahlkreis Kissingen-Neustadt ins Zollparlament gewählt wurde, wofür er dienstlichen Urlaub erhielt. Sein Ersatzmann war Graf Berchem. Die Wahlparole war konservativ-liberal. In seiner Danksagung an die Wähler — Rhön- und Saalpost vom 18. Februar 1868 — sagt er: „Deutsch für die äußere Politik, liberal für die innere Entwicklung. Wenn ich auch entschieden gegen den Eintritt Bayerns in den jetzigen norddeutschen Bund bin, einesteils weil mir dessen Verfassung nicht zusagt, andernteils weil ein solcher Eintritt sofort einen europäischen Krieg bewirken würde, so stimme ich doch dem Programm einiger sog. conservativer Kandidaten nicht zu, welche den Zollverein für ein Unglück erklären und jede Vereinigung mit dem Norden auf materiellem Interessengebiet zurückweisen."

In diesen vollblütigen, ereignishaften Jahren, wo Deutschlands Schicksal in den Händen Preußens, Preußens Schicksal in denen des endlich einmal zur Macht gelangten Genius lag, drängten sich auch in Luxburgs Leben die bestimmenden Ereignisse. Wir lassen ihn selbst reden mit der klaren einfachen Sprache seiner Aufzeichnungen:

„Im Juni d. J. wurde ich telegraphisch an das Krankenbett meiner Schwester Marie gerufen, fand sie noch am Leben, aber ohne Hoffnung auf Genesung. Ein böses Diphtheritisleiden machte am zweiten Tag ihrem Leben ein Ende. Auf der Eisenbahnfahrt von Berlin nach München kam ich zum ersten Mal mit meiner lieben Frau Luise Carolath in demselben Koupee zusammen und fuhr mit ihr die ganze Nacht in anregendem Gespräch bis zu unserer Trennung in Reichenbach, wo sie nach Kissingen abzweigte. Dieses Zusammentreffen ist bedeutsam für mein Leben geworden. Ihre natürliche Heiterkeit, gepaart mit moralischem Ernst und ihre äußeren Liebreize eroberten ihr mein Herz und der Gedanke schwebte mir sofort vor, daß ich sie gern zur Gattin nehmen möchte.

Nachdem ich das Begräbnis meiner Schwester Marie in Amerang (bei Crailsheim) besorgt hatte, ging ich auf 14 Tage mit meiner

Digitized by Google

Schwester Caroline Cetto auf deren Gut Lauterbach und von dort nach Kissingen, mit der Begründung, auch meinen Wählern zum Zollparlament Rechenschaft abzulegen. In der Hauptsache, um Luise Carolath dort zu treffen. Mein Bruder Max und seine Frau waren damals auch in Kissingen. Ich hielt dort, in Neustadt und Mellrichstadt, vor meinen Wählern Rechenschaftsberichte und kehrte dann nach Berlin zurück. Dort traf mich im September 1868 meine Ernennung nach Würzburg und dies reifte in mir den Entschluß, die nötigen Erkundigungen einzuziehen, um, womöglich, die Hand Luisens zu begehren. Die Familienverhältnisse der letzteren waren kompliziert; sie wohnte mit ihrer Schwester Wanda unter den Fittichen der Königin Augusta im Berliner Schloß, im Sommer im Kgl. Schloß Schönhausen. Ich nahm dort von ihr im September 1868 Abschied in der Hoffnung, sie im nächsten Sommer in Kissingen wiederzusehen. Als ich im Frühjahr 1869 erfuhr, daß sie wieder nach Kissingen gekommen war, reiste ich dorthin und verkehrte die nächsten Tage fast ausschließlich mit ihr. Diese Tage reiften meinen Entschluß, und ich hielt am 18. Juni um ihre Hand an, welche sie mir am 19. Juni gewährte. Die nächste Zeit verfloß in Vorbereitungen und schriftlichen Anzeigen an die nächsten Verwandten meiner Verlobten sowie an die Königin Augusta. Dann reiste ich auf das Verlangen meiner künftigen Schwiegermutter nach Bad Ems, woselbst ich ihre Einwilligung erlangte. Auch die übrigen Verwandten, ihr Bruder Fürst Carolath und ihr Onkel Graf Guido Henckel, erklärten ihre Zustimmung, auch die Königin Augusta berief mich nach Baden-Baden und war auch äußerst liebenswürdig. So wurde denn unsere Hochzeit auf den 21. September im Schloß Carolath festgesetzt und ich hatte vollauf zu tun, die Mobiliareinrichtung für unser Haus in Würzburg zu besorgen.

Die Hochzeit verlief sehr feierlich in Carolath und wir Neuvermählten begaben uns zunächst nach Dresden, dann nach Prag, Salzburg, Berchtesgaden, wo wir an der Regenalp fast ein böses Erlebnis gehabt hätten, als wir ohne Weg in strömendem Regen die Kärnerwand zum Königsee hinabstiegen."

In der öffentlichen Meinung Deutschlands gärte Vergangenheit in der Ahnung einer bereits fühlbaren nationalen Zukunft. Glücklicherweise war in München, dessen Bürgerschaft weitgehend großdeutsch und liberal empfand — wie auch die Könige Ludwig I. und Max bei aller bayerischen Staatsgesinnung den deutschen Gedanken hegten und klerikale Übergriffe zurückwiesen —, auch in der hohen Beamtenschaft die Überzeugung lebendig, daß die deutschen Staaten nun-

Digitized by Google

mehr zu einer staatsrechtlichen Zusammenfassung reif seien. In München waren, kaum daß die Nachricht der ersten 1870er-Siege bekannt wurde, auf dem Rathaus und einzelnen Bürgerhäusern die schwarz-rot-goldenen Fahnen erschienen, welche auf einen ungeschickten Bericht des damaligen Polizeidirektors den König Ludwig II. zu energischen Immediatbefehlen reizten. Der kluge Minister v. Braun beruhigte den König. Er hielt Umfrage bei den Regierungspräsidenten nach der öffentlichen Stimmung. Der später zu erwähnende, liberal gesinnte Minister, damaliger Präsident der Rheinpfalz, Herr v. Pfeufer, berichtet:

„Darf ich Exzellenz meine persönliche Ansicht aussprechen, so präzisiert sich diese dahin, daß von Seiten S. M. des Königs und der Staatsregierung die Initiative zur formellen Lösung der deutschen Frage ergriffen werden muß. Ich sage zur formellen Lösung. Materiell ist die Frage gelöst. Der Main ist mit dem ersten nordischen Militärzug in die Pfalz überbrückt worden. Das Gefecht um Weißenburg und die Schlacht bei Wörth haben eine Brüdergemeinschaft gestiftet, welche inniger, sich gegenseitig ehrender, nicht gedacht werden kann . . . So die Heere und die Bevölkerung. Zeigt nicht die Begeisterung in Nord und Süd, vom Rhein bis zu den Karpathen, daß das Volk sich einig fühlt? Daß es eine Mainlinie nicht kennt? War seit dem Jahr 1813 eine edlere Bewegung im deutschen Volk wahrnehmbar? Eine heilige Lohe durchglüht das ganze Volk und zum ersten Mal fühlt es sich als eine Achtung gebietende Nation . . .

Um Großes zu leisten, das Vaterland vor Gefahr zu schützen und zu retten, bedarf es keines Einheitsstaates. Die verschiedenen Armeen kämpfen gleich tüchtig unter einem Bundesfeldherrn. Wer weiß, ob die einzelnen Heeresteile so Vortreffliches leisten würden, wenn sie einem Staat angehören würden. Ich verweise auf unsere Schützen und auf unsere Artillerie.

Also kein Einheitsstaat, aber eine gemeinsame Tätigkeit auf dem das Vaterland gemeinsam berührenden Gebiet."

Luxburg ist noch kühner und deutlicher. Er berichtet an den Minister (am 15. August 1870):

„Nur wenige denken daran und sprechen davon, was nach dem Krieg geschehen werde. Unzweifelhaft scheint mir zu sein, daß der gemeinsam erfochtene Sieg wesentlich zur Förderung der politischen Einheit Deutschlands beitragen wird. Die einzelnen Stämme und Truppenkörper haben erfahren, welche Kraft und Stärke die einheitliche Führung gewähre. Für die möglichste Wahrung unserer bayerischen Selbständigkeit erscheint es mir am klügsten,

Digitized by Google

möglichst bald direkt mit Preußen zu verhandeln, und zwar durch eine beim König von Preußen und beim Grafen Bismarck Vertrauen erweckende Persönlichkeit.

Auf diese Weise können wir die günstigsten Bedingungen erlangen. Auf einzelne Hoheitsrechte werden wir zugunsten der Einheit verzichten müssen; unter solche zähle ich die diplomatische Vertretung im Ausland und die oberste Kriegsleitung. Auf letztere haben wir ohnehin vertragsmäßig bereits verzichtet. Erstere hat uns erfahrungsgemäß wenig positiven Nutzen gebracht.

Ich komme darauf zurück, daß ein offen und redlich angebotener Vertrag mit Preußen zur rechten Zeit uns mehr Garantien für unsere innere Selbständigkeit verschaffen dürfte als die Abstimmung eines konstituierenden Reichstags für ganz Deutschland nach einem endgültigen Sieg und Frieden."

Die Wege der Vorsehung sind nicht immer die Wege der Bürokratie, die auch in Bayern noch viele mächtige Vertreter hatte. Zu obigem Bericht Luxburgs bemerkte der Minister des Äußern Graf Bray, dem Minister von Braun die Berichte der Präsidenten von Speyer und Würzburg zugesandt: Die Bemerkungen des Grafen von Luxburg scheinen weit mehr den Ansichten dieses Kgl. Reg.-Präs. den Ausdruck zu leihen als denen der Gesamtheit oder auch nur der Mehrheit des ihm unterstellten Reg.-Bezirks, und es dürfte denselben als Maßstab für die Beurteilung der öffentlichen Meinung somit geringeres Gewicht beizulegen sein.

Dieser Rettungsversuch traditioneller Kleinstaaterei, die sich auf die ihr so verhaßte öffentliche Meinung beruft, kann heute nur als „niedlich" bezeichnet werden.

1868 durch das Eintreten des Ministers von Hoermann zum Reg.-Präsidenten in Würzburg ernannt — noch nicht 40jährig —, erhielt Luxburg bald nach dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich auf direkten Befehl Bismarcks die Berufung zur kommissarischen Verwaltung der Präfektur in Straßburg und hatte sich, indem er sich den Rücktritt in das ihm besonders liebe Amt in Würzburg vorbehielt, alsbald nach Hagenau zu begeben, um dann nach der Einnahme Straßburgs dorthin überzusiedeln. Die schöne Präfektur war zerschossen, die Bevölkerung der Stadt größtenteils feindselig. Die groß- und schlankgewachsene Gräfin wurde viel „coudoyiert". Die Übernahme der Verwaltung vollzog sich schnell, ebenso wie die Organisierung des Departements „Niederrhein" mit seinen Arrondissements Straßburg, Weißenburg, Zabern, Schlettstadt. Luxburg hatte

Digitized by Google

seinen Akzessisten Ferdinand Geigel als Sekretär mitgenommen und berief später noch verschiedene bayerische Beamte als Hilfsarbeiter in das Elsaß, ebenso zahlreiche bayerische Gendarmen, die, wie er überzeugt war, sich schneller zurechtfanden als ein spezifisch preußisches, mit französischer und elsässischer Eigenart unvertrautes Element. Dieses hatte beim Generalgouverneur Grafen Bismarck-Bohlen, Großonkel der Gräfin Luxburg, einen typisch altpreußischen Vertreter in Herrn v. Kühlwetter, dem Zivilkommissar, mit dem sich alsbald Friktionen einstellten. Auch dem Grafen Guido Henckel, gleichfalls Onkel der Gräfin, welcher auf die Präfektur in Metz berufen war, fehlten solche nicht. Sie waren ein kleines signifikatives Vorspiel dessen, was in Jahrzehnten unkonsequenter Politik in Elsaß-Lothringen folgen sollte, dessen Wiedereinverleibung ins Deutsche Reich Bismarck alsbald ins Auge faßte. Was im Rahmen großgedachter und notwendiger deutscher Politik für Elsaß-Lothringen „Konsequenz" hieß, hat Graf Guido Henckel später einmal, als ihn Bismarck für den Posten des Generalgouverneurs in Aussicht nahm, in einem Memorandum dem Kanzler vorgestellt: Autonome Verwaltung durch einen mit allen Vollmachten ausgestatteten Statthalter, deutsche Einwirkung auf die Reichsprovinz mit den beiden starken Hebeln deutschen Übergewichts: dem deutschen Bevölkerungsüberschuß und dem Anschluß des Grenzlandes an die Rheinstraße, an deutsches wirtschaftliches Aufblühen und deutsche Industrie. Die Optanten und Französlinge müßten rücksichtslos ausgestoßen und durch deutsches, vornehmlich süddeutsches Blut ersetzt werden. Da der Kanzler oder sein Nachfolger solche Politik mit dem Reichstag auf die Länge, wie es notwendig sei, ruhig und entschlossen nicht werde durchführen können, bleibe ihm, der ohne solches Programm solchen Posten zu übernehmen nicht gewillt sei, nur der Verzicht übrig.

Die Tätigkeit Luxburgs in Straßburg war anstrengend und mühevoll. Er hatte persönlich das Land zu bereisen, vor und hinter seinem Wagen ein Zug Ulanen, um Besitz von den Bürgermeistereien und Souspräfekturen zu ergreifen. Eine große Hilfe waren ihm, bei der gegebenen Geistesart der Elsässer, seine sicheren, aber leichten Umgangsformen und die erheblichen Geldmittel, Ergebnis großer Sammlungen in Deutschland, die er den bedürftigen elsässischen Gemeinden darbringen konnte. Das Nest französischer Intriguen in Straßburg selbst mußte resolut angefaßt werden, nach Art der französischen Tradition selbst. Luxburg erkannte bald als deren Zentrum den katholischen französischen Klerus. Noch ein Jahrzehnt später wollte

Digitized by Google

die Gräfin Mélanie Pourtalès die Gräfin Luxburg in Aschach besuchen, aber das Haus nicht betreten, um den „homme terrible" nicht zu sehen, der ihren Vater eingesperrt hatte.

Im August 1871 zeigte Luxburg dem König „treugehorsam" seinen Rücktritt in das Präsidium in Würzburg an. Und nun folgen die in politisch und wirtschaftlich stolzaufstrebender Kurve verlaufenden drei Jahrzehnte, in denen Luxburg „sein" geliebtes Unterfranken leiten und betreuen durfte, nicht ohne Anfechtung seitens ansässiger, zumeist ultramontaner Gegner oder seitens der ministeriellen Bürokratie Münchens. Nun konnte er mit der ganzen Tatkraft seines Wesens die große Aufgabe unternehmen, die in vielem, wie er aus seiner Kissinger Zeit wußte, rückständige Provinz vorwärtszubringen und den ihm unterstellten Beamtenkörper nicht nur mit Präzision und Gehorsam, sondern mit dem Geist zu erfüllen, den eine bewußte große Aufgabe verleiht. Die Landwirtschaft, ausgenommen vielleicht die von der Natur privilegierten reichen Distrikte wie der Ochsenfurter und Schweinfurter Gau, der Landstrich um Kitzingen usw. lag im argen. Sie war die Nährquelle der Provinz und für die systematische und, was im Gefolge einer aufsteigenden landwirtschaftlichen Chemie unabweislich war, wissenschaftliche Ausbildung der Landwirte war nichts vorhanden. Nur an vereinzelten Stellen, Aschaffenburg und vor allem Schweinfurt, auch in Würzburg, zeigten sich die Ansätze von größerer Industrie, der am Main die Grundlage, billiger Bezug von Kohle, noch fehlte. Luxburg war ein Gegner überraschender Industrialisierung, und sein durchaus konservativer, die historischen Grundlagen beachtender, die Entwicklungsmöglichkeiten kritisch abwägender Instinkt wünschte dem Frankengau anderes als geballte Arbeitermassen, die unter Rauchwolken und verzerrten Lebensbedingungen, von Konjunkturen abhängig, gutentlohnt, aber der Masseninfektion zugänglich, dahinlebten. Daß solche Konzentrationen von Arbeit und Kapital anderswo als Organe der nationalen Wirtschaft notwendig waren, wußte er sehr wohl einzuschätzen. Die mittlere Industrie und die Förderung des überall lebendigen Handwerks beschäftigten ihn sehr. Das Straßen- und Wegesystem Unterfrankens mußte neben dem Eisenbahnbau ausgedehnt und vor allem ausgebessert werden. Vor allem die besonders notleidenden Distrikte, Rhön und Spessart, konnten nur einem relativen Gedeihen zugeführt werden, wenn sie mit ausgiebiger staatlicher Unterstützung durch Straßen und Wege erschlossen wurden. Gerade hier mußte der noch kümmernde kleine rotbraune altfränkische Viehschlag, der in der Ebene bereits durch

Digitized by Google

systematische Zuführung geeigneten fremden, meist Simmenthaler Bluts zu der höheren, heute als Scheinfelder Rasse bekannten fränkischen Hochzucht sich entwickelte, unterstützt werden durch Zuchtstiere und Körregelung. Die Gebirgsdörfer erhielten, auch zur Vermeidung der großen Brandschäden, öffentliche Wasserleitung und Zuschüsse für die Feuerwehren.

Der meist arg zersplitterte und deshalb allmählich mit der größer und billiger werdenden atlantischen Tonnage im Wettbewerb benachteiligte fränkische Bauernbesitz wurde durch ein besonders gepflegtes Genossenschaftswesen und Darlehenskassenvereine gestützt. Der landwirtschaftliche Referent der Reichsratskammer hat es einmal laut anerkannt, daß in keinem Kreis Bayerns die Genossenschaften und Darlehenskassen, vor allem der Personalkredit, so entwickelt seien, mit so guten Umsätzen arbeiteten wie in Unterfranken. In den Büroarbeiten, im Präsidieren der Kollegialsitzungen des landwirtschaftlichen Komitees, des Garten- und Weinbauvereins, im Geben von Anregungen, Bereisen der Provinz, Inspizieren der Gemeinden, in der strikten und doch leichthändigen Zügelführung über Städte und Ämter war Graf Luxburg unermüdlich. Die Berichterstattung nach München lag in seiner Hand. Seine Stellung wurde mit den Jahren so angesehen und stark in der Vertretung der ihm anvertrauten fränkischen Interessen, daß er in den Ministerien in München der „König von Unterfranken" hieß. Seine Selbständigkeit mußte angesichts der bayerischen Traditionen und Kompetenzen, wo die ganze Staatsverwaltung eigentlich zentralistisch und ohne die weitgehende Mitwirkung, wie im königlichen Preußen, großer freier Selbstverwaltungsorgane von den Münchener Ministerien geführt wurde, wo ein mittelalterlich-devoter Kurialstil herrschte und größere, frei disponieren wollende Persönlichkeiten im Staatsdienst, sei es etwas Unbekanntes oder Unerwünschtes darstellten, zu zahlreichen Reibungen führen. Sachlich und mannhaft hat der Graf solche Differenzen nicht gescheut. Minister von Pfeufer, der es billigte, daß der protestantische Graf in das überwiegend klerikale Unterfranken, als Nachfolger des distinguierten, aber sehr ultramontanen Freiherrn Zurhein, eingesetzt worden war, rügt 1872 die Freiheit, mit der er sich in einer landwirtschaftlichen Versammlung über „Acte der Krone" ausgesprochen. Ein anderer typischer Konflikt war folgender: In einer Sitzung der Regierung in Würzburg bei Beratung der Reorganisation der Verwaltung, bei der auch ein Kommissar des Ministeriums anwesend war, plaidierte Luxburg für Gewährung eines

Digitized by Google

Beschwerderechts an den Verwaltungsgerichtshof auch für juristische Personen, insbesondere Stiftungen, „weil diese schon oft in Bayern durch Entscheidungen, besonders der Ministerien, geschädigt worden seien". „Die Ministerien änderten zuweilen die Entscheidung der Regierung, der berufenen Hüterin einer getreuen Erfüllung des Stiftungswillens, einfach ab." Darauf ein grober Erlaß mit dem Auftrag, sich zu rechtfertigen, Mitteilung des Vorfalles an den Kultusminister von Lutz, der die Sache ruhig nimmt, um so mehr als Luxburg in umfangreichem Bericht ausführt, daß er ohne persönliche pointe und de lege ferenda gesprochen, und nachweist, wie die größte ihm unterstehende Stiftung, das Würzburger Juliusspital, dauernd und oft ohne gehört zu werden, von der Staatsregierung geschädigt worden sei. Eine Absicht, die „Integrität" der Ministerien zu bezweifeln, habe ihm ferngelegen, um so mehr des gegenwärtigen Ministeriums, mit dem er sich in allen politischen Fragen so einig wisse. Man brauche aber eine unpolitische oberste Rechtsinstanz; seine Darlegungen seien keine „Vorwürfe", sondern sachliche Konstatierungen. Er sei nicht gewillt, ein Wort des Gesagten zurückzunehmen. Eine Irrtumsfähigkeit der Ministerien sei so wenig ausgeschlossen wie seine eigene. Dem Regierungskollegium sei die rückhaltlose Besprechung des Materials zur Aufgabe gestellt worden. Darauf folgt eine Koramierung: Das Staatsministerium müsse die gebrauchten Äußerungen als unbedachte Übereilung bezeichnen und spreche die Erwartung aus, daß solche Vorgänge sich nicht wiederholen werden. Dieser Erlaß vom 13. März 1875 ist gezeichnet vom Minister von Pfeufer, zugleich als Referent, von Frhr. von Castell, demselben, der als Staatskommissar bei der Kollegialsitzung anwesend war. Das Ganze ist eine vignette zu dem größeren Thema: Kadavergehorsam eines treugehorsamst ersterbenden Beamtentums, welches, namentlich in seinen ministeriellen Spitzen, bei der Umwälzung von 1918 so traurig versagte.

Am 9. Dezember 1875 fordert derselbe Minister den Grafen Luxburg auf, seine Ansprache bei der Landratseröffnung im Wortlaut mitzuteilen. Darauf Luxburg in Privatform: er bedaure, keinen Wortlaut einsenden zu können, da er frei gesprochen habe. Die Presse gebe seine Ansprache im ganzen richtig wieder.

Es war nach Ansicht Luxburgs eine Art Verhängnis für Bayern, daß es verwaltungstechnisch überorganisiert war. Die Ministerien zu groß, die Bezirksämter und Provinzen (Kreise) zu klein, so daß die Versuchung für München gegeben war, das Land unter Beiseite-

Digitized by Google

schiebung lokaler Faktoren, deren nach Ansicht des großen Frhr. von Stein neben freier Ortsverwaltung wichtigster, die provinzielle Selbstverwaltung, in Bayern kaum existierte — ministeriell von München aus zu regieren. Dazu kamen noch Empfindlichkeiten zwischen Franken und Altbayern. Das in seiner Rekrutierung, Schulung und Lebensstellung oft etwas kleine und gedrückte Beamtentum leistete solchen Bestrebungen wenig „germanischen" Widerstand, denn gesundes Germanentum trägt von Kalifornien und vom Nordkap bis über die Alpenkämme das Streben nach verantwortlichem „Self Gouvernment" in sich. Das Bindeglied heißt da „Vertrauen" und hieß hier leider allzusehr: „Gehorsam". Ein krankhaftes Umgehen der starken, verantwortungsfreudigen Persönlichkeit hatte längst eingesetzt und läßt es heute fast wundersam erscheinen, daß ein Mann wie Luxburg solch ungewöhnliche Karriere machen konnte.

Bismarck sagte einmal nach einem Diner in Aschach zum Grafen: „Sie in Bayern haben immer eine mir unverständliche Vorliebe für Neutra gehabt. Wir in Preußen haben Präsidenten, Sie haben Präsidiums. Ich habe ein Mißtrauen gegen Neutra. Bei Richtern ist es etwas anderes. In der Verwaltung kommt es auf das Wollen und auf Ziele an. Da ist das ‚um' bestenfalls eine Fiktion; nur die Persönlichkeit reell."

Luxburg war kein Neutrum, kein in einem beliebigen Büro unterzubringendes Möbel. Auch er liebte mit persönlichen Menschen umzugehen und vertrug jede offene und freie Meinungsäußerung. Sein Fond war urdeutsch, vielleicht in der Art des Mittelhochdeutschen, wie es auch sprachlich die Schweizer sich noch erhalten haben. Seine Schrift männlich, groß, klar.

Nachdem er im Jahr 1874 das alte Schloß Aschach an der Fränkischen Saale erworben, schwärmte er jeden Sommer in den Freuden des Landlebens und der ihm so interessanten Landwirtschaft. Der Gutsbesitz wurde vergrößert, ein Durchstich des Saaleflusses zwecks Vergrößerung und Verbesserung der Wiesen durchgeführt, die Schloßmühle eingerichtet und verpachtet, das Wehr der Saale neu aufgebaut. Im Schloß- und Gutsverwalter Schramm erwarb er eine ihm zeitlebens und darüber hinaus treue und vorwärtsstrebende Kraft. Da mußte alles bis ins kleine — Kleinarbeit ist die Seele des Ländlichen — durchgesprochen und kontrolliert werden. Die stilvolle Einrichtung des Schlosses regte den Grafen an. Seine Vorliebe war im höheren Alter nur mehr die Renaissance, während er in Straßburg noch gern Louis XIV. gesammelt hatte. Dort war

Digitized by Google

ihm der erste Sohn geboren worden, während jetzt in den 80er Jahren dem Höhepunkt seines reifen Lebens, vier, dann fünf Söhne ihn umgaben. Das Familienleben war musterhaft und glücklich. Seine Überzeugung, daß die Erziehung der Völker wie der Menschen mit Güte und Strenge gepaart durchgeführt werden müsse, bewährte er auch hier. Mit der Gattin war er feinfühlend, liebevoll und ritterlich. Ähnlich Bismarck hat er nach seiner Heirat, trotz temperamentvoller Disposition zu Flirt, Witz und Neckerei, keine Frau mehr angesehen, „ihrer zu begehren". Gesellschaftlich war er ein oft sprudelnd witziger und liebenswürdiger Causeur. Er liebte gute Küche und gute Weine. Jung war er überaus gesellig und gastfrei, im späteren Alter zog er das Familienleben vor, hing stets an seinen Jugendfreunden, besonders Völderndorff, Fugger und Leonrod, die oftmals bei ihm wohnten. In Aschach und Kissingen traf er einen größeren kosmopolitischen Kreis als in Würzburg, das damals durch die Universität, durch große Garnison, Diners und Bälle bei den bekannten großen Professoren von Bergmann, Gerhardt, Leube, Scanzoni, Rindfleisch, Fick, Roentgen usw., ferner durch den zahlreichen fränkischen Adel unvergleichlich belebter war als nach dem Krieg.

Alljährlich wurde zum Abschluß der Landratsberatungen im Präsidialpalais ein großes Diner für den Landrat gegeben, im Winter gab es einen oder zwei Bälle und kleinere Empfänge. In Aschach war die Geselligkeit auch durch den alljährlich in der Saline wohnenden erholungsbedürftigen Fürsten Bismarck belebt. Der Kanzler hatte stets, auf Befehl des Königs Ludwig, königliche Lakaien und Equipagen und sehr viele Gäste mittags und abends bei sich. Er zog viel gutes Publikum, so heimische und fremde Diplomaten, nach Kissingen. Oft kam er, auch unangesagt, nach Aschach, oft speiste man in der Saline, oft begegnete man sich bei Ausfahrten in den Wäldern. Dann ließ der Fürst meist anhalten, stieg oft ritterlich aus seinem Wagen, die Gräfin zu begrüßen. Das persönliche Verhältnis war ungetrübt freundschaftlich. Vom vornehmen gesellschaftlichen Charme des Fürsten kann sich nur eine Vorstellung machen, wer ihn erlebte. Man hatte das Empfinden, der Genius des Volkes sei lebendig geworden. Eine Trübung trat erfreulicherweise nur auf wenige Jahre ein, als Luxburg, der für seinen Wahlkreis Kissingen-Neustadt auch im konstituierenden, dann für Schweinfurt-Haßfurt bis Ende der 70er Jahre im Reichstag saß, gegen Bismarcks Sozialistengesetz stimmte. Das vertrug der Fürst nicht. Luxburg würde

Digitized by Google

wohl, könnte er heute rückblickend schauen, offen erklären, daß der Fürst im Recht war. Daß man geistige Regungen nicht mit dem Polizisten erfolgreich bekämpft, wußte dieser auf tiefem Instinkt ruhende königliche Verstand. Der Kampf mit der Kurie hatte ihm neue Beweise gebracht. Wenn er jedoch gewissermaßen mit einer Hand die Reichsacht verhängte über das neue Evangelium des Klassenhasses, des Besitzneides, der Feindschaft gegen die Grundlagen deutscher Kultur, so wußte er, daß er mit der anderen Hand durch eine besonnene Versicherung dem Arbeiter die Zusage staatlicher, liebevoller Fürsorge zu geben hatte. Güte und Strenge. Beide waren untrennbar verbunden. Aus welchem Herzen diese Maßnahmen flossen, aus welchem die Zukunft erratenden Tiefeninstinkt, das wußten freilich viele nicht in dieser unter seiner Aegide so rauschend dahinfließenden Zeit. Er hat es gewußt, was kam. Die schlaflosen Nächte deuteten es ihm bis zuletzt, wenn die geängsteten Angehörigen durch halbgeöffnete Türen den Riesen, mit offenem Hemd, nachts im Bett sitzen sahen, und aus seinem Mund stöhnten die Worte: „Mein Gott, mein Gott, was soll aus meinem Volke werden."

Das Verhältnis zu Bismarck gestaltete sich nach einigen Jahren wieder intim. Als dann aus Berlin der Befehl kam, den von der Hochzeit des Grafen Herbert aus Wien zurückkehrenden Fürsten nach seiner Entlassung nicht zu beachten, war Luxburg, neben der Universität, eben als Privatmann am Bahnhof in Würzburg, um den Großen zu feiern. Mit Verachtung sah er, wie so viele dem der Macht Entkleideten, wie vor allem so viele seiner ehemaligen Untergebenen im Auswärtigen Amt, dem Reichsgründer den Rücken kehrten, während das breite Volk, die Universitätsjugend, zumal in Kissingen, Huldigungen bereiteten, daß zuweilen der Zug nicht abfahren konnte, und dem Fürsten, am Fenster stehend, die Tränen herabfielen. In Begleitung des Grafen Herbert, Lothar Buchers, Schwenningers und Dr. Chrysanders kam Bismarck dann öfters auch nach Aschach zum Diner, das er um 6 Uhr einzunehmen wünschte. Graf und Gräfin Guido Henckel, Botschafter Ferdinand von Stumm mit Gemahlin u. a. waren meist zugegen. Neben seinem Ehrenplatz stand eine Flasche des von ihm so geschätzten 1868er Leisten Riesling Auslese, von dem ihm im Jahre 1870, als er nach Saarbrücken ins Hauptquartier des Königs fuhr, Luxburg einen Korb in seinen Wagen hatte stellen lassen. Der Wein war, zu seinem Gram, unterwegs vom Gefolge ausgetrunken worden. Diese Flasche nun trank der Fürst stets, ohne Nachbarn davon anzubieten, andächtig aus, und Schwen-

Digitized by Google

ninger erzählte, daß er auf der Nachhausefahrt zur Saline vergnügt gepfiffen habe.

Als Graf Luxburg im Jahre 1893 sein 25. Präsidentenjubiläum feierte, waren viele der Früchte gereift, die er und sein eifriges Beamtentum zu säen unternommen. Deputation nach Deputation kam, viele mit sinnigen Geschenken. Die Landwirtschaft des Kreises war im Aufblühen, die von ihm gegründeten oder geförderten Vereine und Anstalten in sichtlichem Gedeihen. Im Jahre 1891, als der von der bayerischen Regierung gebilligte sogenannte Caprivi-Kurs hochkam, hatte er sich nicht gescheut, als Vorstand des Kreisausschusses, öffentlich seine warnende Stimme zu erheben. Seine Sorge für den Kreis schritt rüstig und stets Initiativen bringend weiter. Das Schulwesen und die Ausbildung der Lehrer wurden von ihm persönlich mit Hingabe gefördert. Das Straßenwesen war erfreulich fortgeschritten. Das Zuchtvieh, dessen Produktion vor 1868 eine minimale war, war zu mächtigem Exportartikel geworden, hauptsächlich von Kitzingen, Neustadt, Mellrichstadt und Schweinfurt. Die Geflügelzucht hatte sich leidlich, gegen alle Trägheitswiderstände, gehoben. Die Kettenschiffahrt auf dem Untermain, für die sich auch lebhaft der Thronfolger Prinz Ludwig interessierte, arbeitete befriedigend. Die Fischzucht im großen litt weiter an der Verunreinigung des Mains im Mündungsgebiet durch die chemische Großindustrie.

Der Weinbau hatte erfreuliche Steigerung der Anbaufläche, besonders der Kultur und Kelterung, durch die ständigen Bemühungen des Weinbauvereins aufzuweisen. Der Kleinwinzer mußte, Luxburgs Mahnungen entsprechend, durch örtliche Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht weiter geschützt werden, um nicht unfertige Weine zu jedem Preis losschlagen zu müssen. Der Gartenbauverein arbeitete rüstig, die Obstbaumschulen schritten vor, vermehrten sich. Eine Genossenschaft kaufte mit Regierungshilfe Heidelbeeren im Spessart auf und verkaufte sie mit 100 Prozent Mehrerlös in England. Die landwirtschaftliche Schule in Würzburg arbeitete erfolgreich besonders für die Winterausbildung junger Landwirte. Ein Lieblingsgedanke Luxburgs waren die Haushaltungsschulen — Rothenbuch, Tückelhausen —, die Kinderbewahranstalten und Erziehungsheime, die er oft persönlich wie in Aschach und Hausen ins Leben rief, ferner die Naturalverpflegsstationen, die jeden wandernden Erwerbslosen mit Unterkunft, Nahrung usw. versorgten. Er war ein Gegner des Geldgebens an die Armut. Am besten Arbeit, mit oder ohne

Digitized by Google

Naturalien. Die Gründung der Arbeiterkolonie Simonshof war sein persönlichstes Werk.

Sein Verhältnis zur Stadt Würzburg war ständig das des wärmsten Interesses, seine Einwirkung naturgemäß gedämpft durch die Distanz der Instanz. Verantwortliche Verwaltung durch ein opferwilliges, intelligentes, bodenständiges Bürgertum, das war sein Ideal. Mit Bürgermeister Zürn verband ihn persönliche Freundschaft. Dieser gehörte auch zu dem kleinen Kreis, der einmal in der Woche zum Kegeln an der östlichen Mauer des schönen Präsidialgartens kam, wo man plauderte, Kegel schob und dann soupierte. Ganz ländlich-sittlich. Zu diesem Kreis gehörten auch Professor von Scanzoni, General Graf Bothmer, Forstrat Mantel, Baurat Scherpf, Major von la Roche u. a. mehr.

Nicht ohne ein gewisses Kopfschütteln sah er in der Zürnschen Epoche Würzburger Verwaltung die schönen alten Festungstore, später so manche andere den Verkehr wohl hindernde, aber schöne Linie fallen oder zuschütten, im Bewußtsein, daß etwas Einzigartiges verlorengehe. Licht, Luft, Verkehr, das war eine populäre Devise im aufschwellenden deutschen Liberalismus, der häufig nicht die tiefe seelische Bindung an das Vergangene hatte, wie z. B. der Engländer, oder an die Toten, die nun ihre Werke verleugnet sahen — wie die Ostorientalen. Die Staats- und Städteverwaltung hatte damals wohl noch nicht den Weitblick, die Stadtbilder und -pläne nach neuen, mit großen Mitteln und weiter Voraussicht aufgestellten neuen Bebauungsplänen, vereint mit kommunaler Bodenpolitik, anzulegen. Damit hätte man rechtzeitig die meist im Zentrum gelegenen historischen Bauwerke usw. schonen, die neuen Wohnungsquartiere, Industrie u. a., hinausverlegen können.

Zu einem Konflikt führte diese Frage unter Bürgermeister Steidle, als der Regierungspräsident die von der Stadt beschlossene Niederreißung des schönen spätgotischen Landgerichtsgebäudes zwecks Herstellung der „Domfreiheit" verbot. Da ging eine wilde Jagd gegen ihn los, und das Ministerium gab, wie zu erwarten, nach, so daß der häßliche, jetzt mittelmäßig zugebaute, formlose Platz am Dom entstand. Die Stadt Nürnberg ist klüger gewesen, vom Instinkt besser geleitet, indem sie schonte, was man schonen konnte, Ecke, Graben, Turm und Umgang, so daß sie heute, zu Anbruch einer Zeit, die das Schöne weder schaffen kann noch will, in historischer, inspirierender Gestalt dasteht, die Freude der Bürger, das Schaustück Tausender von Reisenden.

Digitized by Google

Würzburg hat den König Ludwig II. kaum gesehen. Nach dessen Tod kam der Regent Luitpold, in Würzburg geboren, wiederholt mit dem Hofhalt ins Schloß, von der Bevölkerung warm begrüßt. Auch das Beamtentum empfand es freudig, daß die altbewährte königliche Spitze, die Krönung der Verfassung, wieder vorhanden war. Luxburg war überzeugter Monarchist. Er hielt die konstitutionelle Krone für einen unentbehrlichen Gleichgewichtsfaktor, für die nicht zu missende Kuppel im bayerischen Gebäude, die Sicherung gegen Massenfieber, die Figuration des Volkswillens, die Kontrolle des Beamtentums, insbesondere der Minister. Für den ihm sehr gnädig gesinnten Regenten, der ihn häufig auszeichnete, die Gräfin zur Palastdame ernannte, hatte er aufrichtige Verehrung.

Tage besonderer patriotischer Bewegung für Würzburg kamen, als im Spätsommer 1879 Kaiser Wilhelm und Bismarck, der soeben den deutsch-österreichischen Zweibundvertrag gezeichnet, sich dort trafen und im Hotel „Kronprinz" wohnten. Luxburg war mit der Gräfin, den Haushalt in Aschach zurücklassend, hingefahren, hatten nur den Kutscher und einen Diener bei sich. Dem Grafen wird bedeutet, der Kaiser würde gern den Abend in seinem Haus verbringen, also wird Hals über Kopf der Eingang und Gartensaal gerichtet, der Graf ist noch in Hemdsärmeln beim Salatanmachen beschäftigt, als der Kaiser gemeldet wird. „Ich habe mich darauf gefreut, den Abend bei Ihnen zu verbringen", sagt der Kaiser eintretend. Der Abend verlief reizend und anregend, große Herren kannten damals noch nicht den Snobismus. Spätabends war großer Fackelzug und eine Begeisterung, wie sie Würzburg noch nie gesehen, nicht wieder sah. Der Monarch sah den Huldigungsakt vom offenen Fenster des Tanzsaales. Die unteren Gitterfenster des Hauses hingen schwarz von Menschen. Am nächsten Tag fuhr der Graf den Kaiser durch die Stadt und das Mainviertel. Wieder große Ovationen. Bismarck war schon früher abgereist.

Die Kunst, von den vielen in Franken vorhandenen Denkmälern bis auf kleine Stücke oder Überreste des Kunstgewerbes, zog den Grafen mächtig an. Er war und galt als Kenner von Antiquitäten. Wie gern hatte er einen kleinen Handel oder Diskurs mit den alteingesessenen Würzburger Antiquaren, Frau Scharold, Seligsberger, Haas. Oder in Kissingen mit dem alten Herrn Rosenau. So war es ihm eine innerliche Freude, als es galt, dem ehrwürdigen Regenten eine Huldigung Frankens und seiner Geburtsstadt zum 70. Geburtstag zu bringen, die Anregung zum Geschenk des Frankonia-

Digitized by Google

brunnens vor der Residenz zu geben, die Zeichnungen durchzusehen, Komiteesitzungen zu präsidieren. Er bestand darauf, daß sein geliebter und bewunderter Grünewald, der Dürer ebenbürtige Meister des Isenheimer Altars, als einer der größten Künstler Frankens darauf figuriere.

Ein anderer fränkischer Meister, dem seine Liebe galt, war Riemenschneider, dessen Werke eigentlich nur vom „Kaplan" Streit, oft für geringes Geld, systematisch gesammelt worden waren. Aus Unterfranken, einem Kernland deutscher Kunst, gingen dauernd viele kunst- und kunstgewerbliche Denkmäler unwiderruflich verloren. Da war es Luxburg, der im Herbst 1892, in einer besonderen Sitzung des „Historischen Vereins", im Hotel Rügemer sich erhob und die Gründung eines neuen Vereins, des „Fränkischen Kunst- und Altertumsvereins", unter der Parole: Gründung eines fränkischen Museums, mit zündenden Worten anregte. Der X. Jahresbericht dieses Vereins von 1902 sagt:

„Inwiefern wir dem Begründer für seine Tat Dank wissen müssen, darüber wird uns die Darstellung des weiteren Verlaufs am besten belehren; wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß nicht allein Gedanke und Anstoß zu dem Werk von ihm ausgingen, sondern daß dasselbe eine Schöpfung seiner persönlichen Tätigkeit war, einer Tätigkeit, die sich bis auf eigenhändige Entwürfe der Statuten und Aufrufe und selbst gepflogene Korrespondenzen erstreckte."

Die konstituierende Generalversammlung fand am 26. April 1893 im Alhambrasaal statt. Luxburg wurde, nach Ablehnung des Vorsitzes, sofort unter allgemeinem Beifall zum Ehrenpräsidenten gewählt. Im Ausschuß saßen, es ist heute gut daran zu erinnern, viele verdiente, kunstsinnige Männer, wie Kreisrichter Conrady, Friedrich von Deuster, Ökonomierat Karl Streit, Dompropst Kühles, Baron Ludwig Zu-Rhein, Kommerzienrat d'Hengelière, Rechtsrat Brand, Bildhauer Behrens, Franz Scheiner, Karl Adelmann, Domvikar Stahl, Oberlandesgerichtsrat Kirchgeßner, Professor Dr. Henner. Schon die erste Tat des Vereins, eine Heerschau über die vorhandenen beweglichen Kunstschätze Unterfrankens, die Ausstellung 1893, unter Beteiligung des Doms, des Adels, der Stiftungen, Rathäuser usw. in den herrlichen Räumen des Musikschule (Domkapitelhaus) sowie des Domkreuzganges und der Sepultur war ein voller Erfolg. Vom Aktivrest von 600 Mk. wurde der erste Riemenschneider, die

Digitized by Google

doppelseitige Lüstermadonna, für den Verein erworben. Standen im ersten bescheidenen Vereinslokal, im Hauger-Schulhaus, etwa 80 Gegenstände, so hatte der Verein sich jetzt einen Namen gemacht, zog in den Katzenwickerhof um, der mit finanzieller Hilfe der Stadt Würzburg ausgebaut wurde. Die letzte Sitzung, in der Luxburg präsidierte, war 1898, in der der Vertrag mit Herrn Rosenthal, betr. Überlassung des romanischen Kreuzgangs, der später dem Kaiser geschenkt, aber doch belassen wurde, zur Beratung stand und wo auf seinen Vorschlag Baron Hubert Gumppenberg zum ersten Vorsitzenden gewählt wurde.

Auch zahlreichen mittellosen fränkischen Talenten hat Luxburg durch Gaben aus seinem privaten Dispositionsfonds und auch aus eigenen Mitteln zum Besuch von Kunstschulen und im harten Anfangskampf eines Künstlerdaseins geholfen, den Betreffenden stets auch mit persönlichem Rat nahegestanden.

In allen seinen Bestrebungen stand ihm musterhaft, treu und klug die Frau zur Seite. Sie wußte als große Dame zu empfangen, sie wußte zu glätten und, wenn in späteren Jahren nach Auftreten der Zuckerkrankheit sich nervöse Reizbarkeit des Gatten geltend machte, diese oder deren Folgen zu mildern. Immer tätig und organisierend im Vorsitz des Roten Kreuzes und zahlreicher Frauenvereine, in Linderung von Not, Krankheit und Armut, übernahm sie auch später, nach ihrer Übersiedlung nach München, als Witwe den effektiven Vorsitz (nach der Königin und deren Vertreterin) des Bayerischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, den sie lange, im Weltkrieg und danach, führte. Ohne diese Frau, das wußte Luxburg seit langem, konnte er gar nicht mehr leben. Sie durfte ihm deshalb auch kaum von der Seite weichen und etwa den häufigen Einladungen nach Schlesien folgen. Traten Meinungsverschiedenheiten auf, was zwischen zwei so ausgesprochenen Naturen nur natürlich war, so wurden sie nicht etwa bis zur Heftigkeit ausgefochten, sondern der Gatte wurde über die Differenz des Denkens oder Fühlens so traurig, daß die Gräfin sich beeilte, mit einer reizenden Geste ihm den Kummer von der Seele zu wischen. Die heranwachsende Generation wird große Mühe haben, viele der Älteren, die wir noch vor 10 oder 20 Jahren bewegt unter uns sahen, zu verstehen, weil der Seelengehalt ein so verschiedener war, nicht weil die Zeitläufte aufstrebend und das Dasein ohne die ungeheuren Spannungen des Heute verliefen.

Die silberne Hochzeit des Paares und der 70. Geburtstag des Grafen brachten wieder Feier und Huldigung. Würzburg brachte

Digitized by Google

sein Ehrenbürgerrecht wie auch Kissingen und andere, die Universität den Ehrendoktor. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie Luxburg seit dem Tag seiner Ernennung nach Würzburg sich dort in seinem Pflichtenkreis so wohl fühlte, daß er jeden Gedanken an eine Veränderung abwies; Minister zu werden zog ihn nicht an. Er meinte, er habe weder Lust noch Nerven dazu. Er kannte, mit seinem vorzüglichen Gedächtnis, ja fast jedes Dorf, jede örtliche Verwaltungsfrage in Unterfranken, alles war ihm so vertraut. Ein Bezirksamtmann erzählte, die Visitationen der Ämter durch den Grafen verliefen derart, daß im Verlauf von etwa zwei Stunden lauter präzise Fragen gestellt wurden, die alles Wichtige erledigten, worauf man dann zu Besichtigungen schritt. Gern diskutierte er mit seinem Schwager, dem Prinzen Heinrich Carolath, der lange als Abgeordneter für Guben im Reichstag saß und der ein so feines politisches und literarisches Empfinden hatte, über politische Fragen. Oder mit dem klugen kommandierenden General von Orff, mit dem er oft stundenlang zusammen saß. Befreundet oder verwandt, verkehrten viel im Hause Frau von Will, geb. Crailsheim, und General von Will, dann Baron und Baronin Louis Würtzburg, Baron und Baronin Karl Groß, vor allem Baronin Hermine Groß und die sogenannte Reichsrätin von Thüngen. Alle diese freundlichen Gestalten, die jedem Würzburger so geläufig waren, sind bis auf eine — verschwunden.

Seit 1899 traten bei Luxburg wiederholt starke Influenzanfälle auf, die die Arbeitskraft des Grafen vorübergehend schwächten und Aufenthalte in Baden-Baden und Ospedaletti nötig machten. Im Herbst 1901 erbat er seine Pensionierung. Da erschienen erneut der Landrat, die Städte, der landwirtschaftliche Kreisausschuß u. a. mit Delegationen und Erinnerungsgaben, die im Schloß zu Aschach stehen. Im November 1905 überkam den schon längere Zeit mit Kräfteverfall ans Bett Gebundenen eine Bronchitis, in deren Verlauf am 23. November abends gegen 11 Uhr der Erlöser Tod herantrat.

Ein reiches, tatkräftiges, charaktervolles, oft leidenschaftliches Leben liegt abgeschlossen vor uns. Ein Rassenmensch und Warmblüter, klug, treu, seinem Staat und König ganz ergeben. Weltmännisch und zugleich deutsch bis ins Mark. Hinreißend in seiner Initiative, mit suggestiver Ausstrahlung. Vornehm in Fühlen, Denken und Haltung. Dabei im tiefsten Grund bescheiden.

Digitized by Google

Wäre er im Unglücksjahr 1918 gesund an der Spitze seiner Provinz gestanden, so wäre vielleicht manches in Bayern anders gekommen. Wir haben andächtig, nicht konstruierend, vor unseren Toten und unserer Vergangenheit zu stehen. Möge der Typus Luxburg in Bayern und seiner Verwaltung nicht aussterben, denn wirkliche Männer waren in aller Weltgeschichte die letzten und besten Reserven des Staates.

Graf Karl Luxburg (Schloß Aschach).

17. Mayer, Ernst
1862—1932.
Rechtshistoriker.

Abstammung und Erziehung weisen auf das evangelische Bürgertum zurück, wie es in den Reichs- und Landstädten Schwabens und Frankens zu Hause war. Unter den Vorfahren ist der Großvater Johann Ernst Mayer hervorzuheben, welcher als Bildhauer im München Ludwigs I. einen Namen hatte. Dieser erwarb auch das Besitztum in Aichach, wo Ernst Mayer am 22. Januar 1862 geboren wurde. In dem kinderreichen Hause herrschte altväterische Sittenstrenge, bürgerlicher Arbeitsernst und es wurden zugleich geistige und künstlerische Interessen gepflegt. Die Erinnerung des alten Mannes beschäftigte sich besonders mit der an der Cholera 1873 frühverstorbenen Mutter, deren Liebling er gewesen sein soll. Sie war eine mehr weiche und träumerische, etwas scheue und dennoch feurige Natur. Ihre Kinder fesselte sie mit der Erzählung von selbsterfundenen Märchen, welche Gabe Ernst Mayer von ihr geerbt hat, so daß er bis an sein Lebensende Kinder damit beseligen konnte. Der siebzehnjährige bezog die Universität München. Das durch den inzwischen eingetretenen wirtschaftlichen Rückgang der Familie gefährdete Studium war durch die Aufnahme in das Maximilianeum sichergestellt. Damit war Ernst Mayer zugleich für sein Studium ausschließlich auf die Universität München angewiesen. Nach einem probeweisen Einblick in die Naturwissenschaft (Chemie) entschloß er sich für die juristische Fakultät, welche damals in München besonders hervorragend besetzt war. Er pflegte zeitlebens das Gedächtnis seiner Münchener Lehrer und hatte für sie nur Worte verehrungsvollen Dankes. Konrad Maurer erschien ihm als der große Meister der rechtshisto-

Digitized by Google

rischen Forschung, juristisch wurde er vor allem durch Alois Brinz bestimmt, welcher heute wohl allgemein als der gedankenreichste deutsche Pandektist angesehen wird. Auch Seydel und Geyer hat er immer gerühmt, der großen Lehrgabe Sicheres fühlte er sich zu Dank verpflichtet.

Die erste Frucht des Studiums war die von der Münchener Fakultät gekrönte Preisschrift (von Sicherer gestellt): „Die Kirchenhoheitsrechte des Königs von Bayern" (München 1884), welche dem 22jährigen zugleich den summa cum laude erworbenen Doktorhut einbrachte. Im gleichen Jahr bestand Ernst Mayer die erste juristische Staatsprüfung. Doch war er kaum ein Jahr als Rechtspraktikant tätig gewesen, als er 1886 durch Vermittlung Konrad Maurers mit der Vertretung des Würzburger germanistischen Lehrstuhls betraut wurde. Gleichzeitig habilitierte er sich mit einer Schrift über die Entstehung der Lex Ribuariorum (München 1886); aber die Zukunft war durch die Unterbrechung des Vorbereitungsdienstes doch recht unsicher geworden. Da erreichten den 25jährigen zwei Rufe an auswärtige Universitäten, was die Würzburger Fakultät bewog, ihm den Lehrstuhl dauernd anzuvertrauen. Die so glänzend begonnene Laufbahn verlief fortan in der Stille. Einen ehrenvollen Ruf nach Jena (1900) lehnte er, um größere laufende Arbeiten nicht unterbrechen zu müssen, ab. Sein Name wurde bei der Besetzung größerer Lehrstühle zwar wiederholt genannt, doch drang er niemals durch.

In dieser Stille der 46 in Würzburg verbrachten Jahre konnte Ernst Mayer, der über eine ungewöhnliche Arbeitskraft und eine erstaunliche Gesundheit verfügte, eine wissenschaftliche Ernte unter Dach bringen, welche in der Reichweite des Arbeitsgebietes, der Fülle des beherrschten und verarbeiteten Quellenmaterials und auch nach dem Ausmaß der Produktion in seiner Generation ohne Beispiel ist. In seinem schönen Nachruf hat ein berufener Fachmann, Franz Beyerle *) das wissenschaftliche Lebenswerk des Forschers gewürdigt. Der Chronist kann nur die Tatsachen verzeichnen und Ergänzendes über die leitenden Grundanschauungen und über die Arbeitsweise beibringen.

Erst etwa zehn Jahre nach seiner Berufung hat Ernst Mayer ein größeres Werk veröffentlicht, nämlich die zweibändige deutsche und französische Verfassungsgeschichte vom 9. bis zum 14. Jahrhundert

*) Zeitschrift der Sav. Stiftung, Bd. 53 G A S XX ff.

Digitized by Google

(1898), um so den festen Grund für die eine wissenschaftliche Hauptaufgabe seines Lebens zu legen. Es folgten 1909 die noch umfangreichere italienische Verfassungsgeschichte, später (1925) die Historia de las instituciones sociales y politicas de Espana y Portugal*) (ebenfalls zweibändig), 1928 der schmale Band der rätischen Verfassungsgeschichte **), welche ihm besondere Freude bereitete, zuletzt die leider noch ungedruckte, sehr umfangreiche Verfassungsgeschichte des bayerischen Stammes, welche auch in die germanische Frühzeit zurückgreift. Das Wort „Verfassung" ist immer sehr weit zu nehmen und begreift die gesamten sozialen Grundlagen.

Besonders ausgebaut hat er dann von dem ganzen Komplex die Lehre von den germanischen Ständeverhältnissen. In Betracht kommen namentlich folgende Schriften: Friesische Ständeverhältnisse (in der Festschrift für Burckhardt, 1910), der germanische Uradel (1911), Hundertschaft und Zehntschaft, 1916; ferner zahlreiche kleinere Abhandlungen und Erwiderungen. Später hat er die Frage innerhalb der Verfassungsgeschichten mitbehandelt, namentlich in der bayerischen. Für seine ständerechtlichen Arbeiten hätte er am liebsten die wichtigsten Landschaften und ihre heutigen Siedlungsverhältnisse mit eigenen Augen gesehen. Besonders bedauerte er, daß ihm die Mittel zu einem längeren Studienaufenthalt in Holland fehlten. Eine Wanderung durch Niedersachsen (1913) war ihm unter diesem Gesichtspunkt besonders wertvoll. Und ebenso weit griff er zurück in die Anfänge. Er besaß eine umfangreiche prähistorische Bibliothek und war auch über alle ethnologischen Forschungsrichtungen informiert. Im Gespräch äußerte es sich gerne und viel über die Vorgeschichte des Rechtes. In seine Arbeiten ist davon nur mittelbar einiges eingegangen. Doch ist die kurze Abhandlung „Die Prähistorie und die Lehre von den Geschlechtsverbänden" (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Bd. XVIII S. 330ff.) hervorzuheben. Auch die im Gerichtssaal Bd. 89 S. 353 ff. erschienene Stellungnahme zu den durch von Amiras Todesstrafe angerührten Problemen arbeitet vielfach mit solchem Material.

Auch in der Prozeßrechtsgeschichte hat er weiter ausgeholt und die Frage selbständig behandelt, namentlich in seinem Buch „Geschworenengericht und Inquisitionsprozeß" (1916).

---

*) Die deutsche Fassung konnte damals nicht gedruckt werden, sie liegt übrigens m. W. auf der Würzburger Universitätsbibliothek.

**) Zeitschrift für schweizerische Geschichte, 8. Jahrgang, Heft 4.

Digitized by Google

Zu den Forschungen Ernst Mayers über die Privatrechtsgeschichte merkt Beyerle (a. a. O. S. XXV) folgendes an: „Zur Staatsgeschichte zog den Mann politisches Organ; hier war der Rechtshistoriker und Politiker eines. Bei dem, was er zum altgermanischen Privatrecht beigetragen hat, gewinnt man nicht im gleichen Maße den Eindruck des Verwachsenseins mit Gegenwartsproblemen. Hier überwiegt das antiquarische Interesse, das echte Erbteil seiner Zeit." In Betracht kommen namentlich: Die Einkleidung im germanischen Recht (1913) und das altspanische Obligationenrecht 1920/21 (verbessert ins Spanische übersetzt 1926). Das an sich zutreffende Urteil Beyerles ist dahin zu ergänzen, daß auch hinter diesen Arbeiten eine Gesamtschau vom Werden und Vergehen ursprünglichen Völkerlebens stand. Manche Zusammenhänge, welche er im mündlichen Gespräch gerne erörterte, hat er in die Arbeiten selbst nicht aufgenommen.

Textkritische und philologische Fragen haben ihn zu allen Zeiten stark beschäftigt. Er beherrschte ja alle germanischen und romanischen Sprachen und Dialekte. Daß er nicht mehr Slavisch erlernen konnte, war ihm ein ständiger Kummer. An größeren textkritischen Arbeiten sind zu nennen die Habilitationsschrift über die Lex Ribuariorum (1886) und „Die oberdeutschen Volksrechte" (1929). Besondere Freude machte ihm eine letzte kleine Arbeit über das Sendweistum der Main- und Rednitzwenden (Zeitschr. für bayer. Landesgeschichte, Bd. 6, S. 1 ff.). Sie beruhte auf gemeinsamem Studium der Urkunde mit einem so vorzüglichen Sachkenner wie Anton Chroust. Auch die Münzgeschichte zog er in den Bereich der von ihm behandelten Hilfswissenschaften.

Die meisten dieser Arbeiten sind allerdings nicht leicht zu lesen, sie setzen viel voraus, und für den ungeübten Leser tritt die Fülle des Details, die umfangreiche Beweisführung verwirrend in den Vordergrund, obwohl er durchaus die Gabe zu lichtvoller und plastischer Darstellung besaß. Die Manuskripte zu zahlreichen Vorträgen und Universitätsreden, die er übrigens immer völlig frei hielt, auch die Hefte zu zwei öffentlichen verfassungsgeschichtlichen Vorlesungen hat er leider vernichtet, weil er nicht über die Stunde hinaus leben lassen wollte, was in der Stunde und für sie zu kraftvoller Wirkung kam. Von Arbeiten dieser Art sind nur gedruckt zunächst drei mehr politische Schriften: Vom alten und vom kommenden Deutschen Reich, Vom Adel und der Oberschicht, Kleinstadt und Großstadt (sämtlich bei Beyer, Langensalza seit 1922). Eine wissenschaftliche Summe seiner Forschungen bietet die kurze Studie über die Staatsziele im Wandel

Digitized by Google

der Geschichte (Binderfestschrift 1930). Diese Schriften sind packend geschrieben. Aber in den großen, nur der Forschung dienenden Werken erzwingt das Übermaß des bewältigten Stoffes eine Konzentration, welche dem Leser sehr viel zumutet. Die vielfach neuen Wege schließen eine Einführung in den status causae et controversiae aus, die Darstellung bringt immer das fertige Ergebnis, welches dann mit einem unendlichen Reichtum von Belegen gesichert wird. Unrichtig wäre es, hieraus zu schließen, daß jemals die juristische Konstruktion vor den Belegen da gewesen wäre. Konstruktionen, Ordnungsvorstellungen und Gesamtschau, das floß ihm leicht zu. Er legte dem, was er so mühelos besaß und wandeln konnte, selbst viel zu geringen Wert bei, als daß er eine Theorie hätte festhalten können, welche er sich a priori gebildet hatte. An jedem Beleg prüfte er erneut das Ergebnis. Im Grunde interessierte ihn die große Summe der Details, welche er in einer ständigen Diskussion mit sich selbst als eine Einheit anschaute. Wenn dennoch so zahlreiche große beharrende Linien in seinen Arbeiten vorherrschen, so schreibt sich dies daher, weil er dasselbe Ergebnis in vorurteilsloser Prüfung neuer Quellen immer wieder von neuem fand. Er übte freilich eine besondere Arbeitsmethode. Er hielt es für den großen Irrtum, wenn man glaube, durch genaue Analyse eines einzelnen bestimmten Zeugnisses oder einzelner Urkunden Licht in dunkle Zeiten bringen zu können. Auch die genaueste Analyse käme niemals über Hypothesen hinaus. Ebenso hielt er die Beschränkung auf eine berichtende Quelle eines begrenzteren Gebietes für unzulässig. Nur die Fülle aller erdenklichen Quellen, der Vergleich der übereinstimmenden oder widersprechenden Zeugnisse aus dem gesamten alteuropäischen Quellengebiete schienen ihm Gewißheit zu geben. Dann benützte er aber auch jüngere Quellen, indem er auf die verhältnismäßige Stetigkeit aller rechtlichen Entwicklung, namentlich in Zeiten wie im Mittelalter vertraute. Zudem machte er ja die Gegenprobe an der Vorgeschichte. Man muß einmal einen optischen Eindruck gehabt haben von den Bergen von Quellenmaterial, das er etwa für die Bayerische Verfassungsgeschichte durcharbeitete.

Diese bayerische Verfassungsgeschichte stellte nach seiner Meinung die eigentliche Summe seiner Lebensarbeit dar, indem er hier, was er aus allgemeiner Betrachtung gewonnen hatte, nochmals an einem großen Stammesrecht im einzelnen nachprüfte.

Zu allen diesen umfangreichen Veröffentlichungen tritt noch eine große Zahl von Besprechungen und kleinen Aufsätzen.

Digitized by Google

Beyerle meint: „Als er an seinem Lebensabend über die Staatsziele im Wandel der Geschichte schrieb, umspannte sein Blick ganz Alteuropa in doppeltem Sinn, von Hellas bis zur Gegenwart, von Skandinavien bis Gibraltar. Mit diesem rechtshistorischen Horizont stand er wohl einzig da. Was war zu unbestrittener Führung ihm im Wege?" Beyerle meint dann den Grund in „dem künstlerischen Erbteil seines Blutes" finden zu können, welches ihm zwar immer großartige Anregung erlaubte, nicht immer fertige Ergebnisse von festem Bestand vergönnte. Der Sohn, welcher den tief religiös begründeten Wahrheitsernst, die immerwährende Diskussion des Forschers mit sich selbst, seine Abneigung gegen alle a priori aufgestellten Konstruktionen miterlebte, ist freilich geneigt zu glauben, daß alles Wesentliche seine Gültigkeit erweisen wird. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Forschungen Ernst Mayers ist jedenfalls noch in vollen Fluß, vielfach hat sie infolge der schweren Zugänglichkeit seines Werkes noch kaum begonnen. Immerhin hat sich inzwischen schon vieles durchgesetzt, was seinerzeit als allzu kühne Neuerung erschien. In seinen Mannesjahren traf er auf den Widerstand der Schule, auf die notwendig beharrende Tendenz, so daß die Beachtung, welche seine reiche Produktion erzwang, sich nicht in große äußere Erfolge umsetzte. Nun war auch Ernst Mayer in jüngeren Jahren nicht frei von dem Wunsch nach einem breiteren Wirkungskreis, von dem natürlichen Bedürfnis, seine Forschungen anerkannt zu sehen. Aber es handelte sich nicht um den bei anderen Gelehrten sicher stärker entwickelten Wunsch nach Berufungen als solchen. Es war die Kritik, welche ihn tief beunruhigen konnte, und er litt zeitweise geradezu unter der inneren Frage, ob seine Forschung den richtigen Weg ginge. Aber gerade weil er nur an die Sache dachte, vermochte er keine Zugeständnisse zu machen. Seit dem Krieg verschwanden für ihn nicht nur alle persönlichen Interessen, er war in steter Selbstprüfung seines Weges immer sicherer geworden. Dennoch freute er sich des äußeren Widerhalls, den allmählich seine Arbeiten in steigendem Maße namentlich im Ausland fanden. War er schon vor dem Kriege Mitglied der Akademien von Oslo und Padua geworden, so erfreute ihn ganz besonders die Aufnahme in die römische accademia dei Lincei (1928), welcher die Akademie von Venedig im gleichen Jahre folgte. Bei der 350-Jahr-Feier der Universität Würzburg beauftragte ihn die Universität Madrid, namens der eingeladenen spanischen Universitäten zu sprechen. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen hatte ihn schon 1926 zum korrespondierenden Mitglied

Digitized by Google

ernannt, diese vaterländische Ehrung war ihm eine besondere Genugtuung. Einer Einladung zu einer größeren Feierlichkeit der academia dei Lincei nach Rom zu folgen, konnte er sich nicht entschließen. Daß die südtiroler Frage zwischen seinem Vaterlande und dem so geliebten Italien stand, war ihm ein zu großer Schmerz.

Die Aufgaben des Lehrstuhls, welchen er bekleidete, faßte er vielfach anders auf, als es in seiner Zeit üblich war.

Ernst Mayer hat, von seinem Erstlingswerk abgesehen, niemals etwas über geltendes Recht veröffentlicht. Diese Beschränkung auf die Historie erschien ihm nicht nur als Gebot der Konzentration. Er glaubte auf dem Gebiete des geltenden Rechtes nicht hinreichend kompetent zu sein, weil er zu kurz in der Praxis tätig gewesen war. Dabei hatte er eine große Neigung ebensowohl für die juristische Konstruktion wie für die Kasuistik. Seit 1919 war ihm nebenamtlich eine Richterstelle am Landgericht Würzburg übertragen. Er freute sich über diese Tätigkeit nicht nur, weil sie ihm eine Möglichkeit bot, am praktischen Wiederaufbau des Staates mitzuwirken, sondern auch, weil er nun in seine Vorlesungen und Übungen über geltendes Recht ein völlig gutes Gewissen mitbrachte. In vorgerücktem Alter wollte er aber seine wissenschaftliche Arbeitskraft nicht mehr zersplittern.

Für das geltende Recht teilte er den Glauben seiner Zeit an das positive Recht. Dieser Glaube beruhte bei ihm auf dem politischen Vertrauen auf die unbedingte Festigkeit des Bismarckreiches und auf dessen innere Gerechtigkeit, wie ja überhaupt der deutsche Gesetzespositivismus vor dem Kriege nur auf dem Hintergrund dieses felsenfesten Vertrauens zum Staate verstanden werden kann. In der Tat mußte ja die ganze Welt zusammenhelfen, um diesen Staat zu Boden zu ringen.

Auch in der Behandlung der rechtsgeschichtlichen Fächer wich er von der gebräuchlichen Übung ab. Seit 1900 las er kein deutsches Privatrecht mehr. Er hatte den Stoff vorher im Rahmen des usus modernus als der aus römischer und deutscher Wurzel erwachsenen Rechtsordnung dargestellt. Eine Sonderbehandlung der wesentlich deutschrechtlichen Materien hielt er für juristisch und historisch unzulässig.

Und endlich unterschied er sich auch in der Lehrmethode gerade von seinen engeren rechtshistorischen Fachgenossen. Er hielt kein Seminar. Er selbst war aus eigenem Entschluß ohne besondere Förderung Gelehrter geworden. In Seminaren sah er die Gefahr, daß Scheintalente gezüchtet würden, deren Zucht zudem dem Gelehrten die

Digitized by Google

Zeit zu eigener Forschung entzöge. Gelehrte Veranlagung betrachtete er als eine schlechthin freie individuelle Gabe, welche mit innerer Notwendigkeit zur Produktion drängt.

Für seine Vorlesungen fertigte er ausführliche Hefte an, erneuerte sie alle 2—3 Jahre, nahm sie jedoch niemals auf das Katheder mit, sondern sprach völlig frei. Er unterhielt mit einer Anzahl von bedeutenden Schülern, welche in der staatlichen oder wirtschaftlichen Praxis eine Rolle spielten, Beziehungen.

Seine Arbeitskraft war außerordentlich. Als er auf dem Höhepunkt seiner an sich ungewöhnlichen Gesundheit war, pflegte er um 4 Uhr aufzustehen und bis acht Uhr abends durchzuarbeiten. Der größere Teil der $2^1/_2$ stündigen Mittagspause war dem täglichen Weg über die Frankenwarte ob Würzburg gewidmet, deren steilsten Anstieg er bevorzugte. Er pflegte an einem Stehpult zu arbeiten, erst in den allerletzten Jahren bequemte er sich bisweilen an den Schreibtisch. Förderlich war für seine Arbeitsleistung, daß ihm die Unruhe wiederholter Umsiedlung erspart blieb, und daß er den geselligen Verkehr auf den Umgang mit nahen Freunden einschränkte. Von einer geregelten Tageseinteilung hielt er viel, obwohl eine solche Pedanterie seiner Natur an sich zuwider sein mußte. Weil ihm Gedanken, Ideen, Konstruktionen mühelos zuflossen, darum schätzt er in der Arbeit vor allem den Schweiß, den sie kostet, darin ein echtartiger Sproß der schwäbisch-evangelischen Bürgerstrenge.

Im übrigen ist zu seinem Arbeitsleben vielleicht noch zu ergänzen, daß er auch in der Universitätsverwaltung vielfach tätig war. Dabei geriet er bisweilen in Meinungsverschiedenheiten mit Kollegen, denn eine feurige, fast überlebendige Persönlichkeit fügt sich nicht so leicht dem bedächtigen Geschäftsgang einer so beharrenden Körperschaftsverwaltung, wie es die damalige Universitätsverwaltung war. Selbst aufmerksam auch auf neue Einwendungen und Gedanken anderer, mit der Fähigkeit zu raschem Entschluß begabt, verlangte er von anderen vielleicht manchmal allzuviel. Wo er glaubte, daß irgend jemand zu Unrecht angegriffen worden sei, trat er dem Gekränkten zur Seite und vertrat unbeugsam dessen Standpunkt. Auch in der weiteren Hochschulpolitik hat er zuweilen sehr entschieden Stellung genommen, ohne auf seine persönlichen Interessen Rücksicht zu nehmen*).

*) Vgl. seine Zuschrift an die „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 20. XI. 1901 im Laufe der Verhandlungen über den „Fall Spahn" dazu die Antwort der Fakultät Freiburg, sowie Ernst Mayer zum Fall Schulte ebenda, auch „Schlesische Zeitung" vom 5. 12. 1902.

Digitized by Google

Eine so gesammelte, unbeirrbare gelehrte Tätigkeit konnte nur ein Beglückter leisten, welcher im Frieden seines Hauses sicher geborgen war. Auch die ganze, so reiche geistige Welt, in welcher er lebte, von welcher seine gelehrte Forschung ja nur ein Teil war, hängt mit seinem häuslichen Leben eng zusammen.

Seine Gattin Karoline, geb. Koch (geb. 11. Mai 1867) hat er in raschem Entschluß gewählt. Sie war als Waise in der Diakonissenanstalt Neuendettelsau erzogen worden. Die stille und zarte Frau, welche an geistigen Gaben dem Gatten ebenbürtig war, schenkte ihm zwei Söhne und zwei Töchter. Diesen Kindern erschien es, als ob die Eltern einzig für sie lebten. Im Jahr 1896 wurde ein Einfamilienhaus in einem Garten am Rande der Stadt bezogen, welches zwar für gesellschaftliche Repräsentation herzlich ungeeignet, dafür aber ein Kinderparadies war. Die Schönheit der Blumen, der lebendigen Tiere, des Gartens, der Landschaft war wie ein großes Bilderbuch, welches die Eltern vor den Kindern aufschlugen. Später machte namentlich der Vater mit den Kindern zahlreiche Wanderungen, so daß er sich selbst die zweite Heimat in Franken allmählich erwanderte, lange bevor es eine Wanderbewegung gab. Auf den Sommerreisen und auf größeren zusammenhängenden Fußmärschen führte er außerdem seine Kinder in die größere volksdeutsche Heimat ein. Als sein Sohn zum Sterbebett des Vaters eilte, konnte er von Rostock über Lübeck und Hamburg alle vorübergleitenden Städte und den größeren Teil der zwischenliegenden Landschaft in der Erinnerung an gemeinsame Fußwanderungen betrachten. Dabei war der Weg an die Wasserkante doch nur eine der vielen Richtungen. Die körperlichen Leistungen, welche er hierbei forderte, waren bedeutend, wenn es auch eine Ausnahme war, als er wenige Tage nach seinem sechzigsten Geburtstag 57 km zurücklegte, nur um nicht einen schönen Tag sich dadurch zu verderben, daß er in rauchiger Wirtsstube auf den Zug zur Heimfahrt wartete.

Auch die körperliche Erziehung im engeren Sinn lag ihm sehr am Herzen, er sorgte für Turngerät und freute sich an guten turnerischen Leistungen. Noch mehr hielt er von körperlicher Arbeit und verlangte Achtung vor derselben. Er veranlaßte deshalb, daß die beiden Söhne in den Schulferien das Schreinerhandwerk erlernten. Im Mittelpunkt des Zusammenlebens standen aber doch ganz bestimmt geistige und künstlerische Interessen. Er wählte den Lesestoff der Kinder fast zu sorgsam aus, jede in nichtigen Dingen verbrachte Minute erschien dem Rastlosen als ein Verlust. Die Freizeit wurde

Digitized by Google

demnach zum großen Teil mit Lesen und Musizieren zugebracht, wobei die ganze Familie eng zusammensaß. Ernst Mayer selbst las unendlich viel, die Dichtung und Geschichtschreibung aller europäischen Länder war ihm vertraut. Täglich eine halbe Stunde des Morgens widmete er der Antike. In späteren Jahren interessierte ihn trotz allen künstlerischen Empfindens der Dichter immer mehr nur als Mensch im Zeitenschicksal. Er stand August Sperl persönlich nahe und trat nach dem Krieg in enge Beziehung zu Wilhelm Weigand und Guido Kolbenheyer, welche beiden sehr gegensätzlichen Naturen er für die bedeutendsten Dichter der Zeit hielt. Vor allem schätzte er Adalbert Stifter und Wilhelm Raabe, dessen „Unruhige Gäste" er in seinen letzten Jahren immer wieder las. Oft entspannen sich im Familienkreis Debatten, bei denen er sehr viel höflicher als die Jugend auf alle Einwände hörte. Ihm lag daran, zu selbständigem Denken zu erziehen, auch wollte er in der Diskussion nicht sich, sondern die Antwort hören. So war er auch ein großer Freund der Jugendbewegung, so lange sie sich in den einfachen, natürlichen Formen des ursprünglichen Wandervogels bewegte. Aber auch den seltsameren Äußerungen einer problematisch und überspannt gewordenen Jugend hörte er mit aufmerksamer Höflichkeit zu. Die Erfüllung der Schulverpflichtungen überwachte er genau. Mit dem Eintritt in die höhere Schule war der Zweck des Lebens Arbeit. Namentlich die Söhne durften das „Stüble" neben dem Studierzimmer des Vaters erst am Abend verlassen. Als das Frauenstudium aufkam, erfreute sich ein so durchaus geistiger Mensch an dem Gedanken, daß ein Mädchen nicht auf die Ehe zu warten brauche, welche er aber immer als den natürlichen Beruf der Frau ansah.

Ernst Mayer war durch seine Mutter zu einem sehr warmherzigen Christentum erzogen worden, dem es vor allem auf die Liebestat ankam. Er schrieb es in dankbarem Gedenken seiner Gattin zu, wenn ihm das Christentum nach Jahren einer gewissen Abschwächung wieder lebendiger wurde. Er besuchte regelmäßig den Gottesdienst. Nur wenn eine Tageswanderung lockte, entband er sich von dieser Pflicht. In jüngeren Jahren stand er einem Kreis von Geistlichen nahe, welche durch die Fragen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, der Bibelkritik, und auch durch das soziale Problem bewegt waren. Doch überwand sein stilles und ruhiges Vertrauen einerseits den Zweifel, wie es andererseits auch die Freiheit der wissenschaftlichen Fragestellung zuließ. In die Generalsynode der evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns wurde er — in den

Digitized by Google

letzten Friedensjahren — wohl mehr als Vertreter einer vermittelnden kirchlichen Richtung gewählt. Er trat zunächst dort für den Gedanken ein, daß die Kirche gleichmäßig Raum für alle protestantischen Richtungen bieten müsse. Persönliche Gespräche mit dem von ihm hochgeschätzten Führer der bayerischen Landeskirche, dem Oberkonsistorialpräsidenten Bezzel, brachten jedoch eine entschiedenere Wendung zu einer strengeren Auffassung, der er persönlich an sich mehr zuneigte, deren kirchliches Vorrecht er nun immer mehr anerkannte. Immer aber blieb seine Einstellung weitherzig, sein Urteil über andere milde. Aufgewachsen im katholischen Oberbayern, in Franken täglich mit einem besonders vergeistigten Katholizismus in Berührung tretend, war er gegen Vorurteile gefeit, wie sie in rein protestantischen Ländern vorkommen, und geneigt, das wahre, in der katholischen Kirche gelebte Christentum anzuerkennen. Es schien ihm überhaupt dort echtes Christentum zu sein, wo er selbstlose Nächstenliebe und kindlich-demütige Frömmigkeit fand, auch wenn die Lehre falsch und irrig war. Absonderliche Auswüchse, etwa den Brauch alter Mütterchen, welche sich in Würzburg von der untersten der unendlich vielen Stufen des Nikolausberges zum Käppele mit Gebeten hinaufarbeiten, betrachtete er mit Humor. Er meinte, es käme auf das kindliche Herz an, und im übrigen lasse Gott dergleichen zu, weil es im Himmel auch etwas zu lachen geben müsse. Er war fest davon überzeugt, daß die Wortverkündigung an die Kirche gebunden sei, die Zuspitzung dieser Wahrheit zu einer juristisch unfehlbaren Lehrautorität (namentlich auch der Konzilien) hielt er für einen groben Irrtum, ebenso wie den Subjektivismus, welcher in seiner Zeit in der evangelischen Kirche vorherrschte. Bei aller Duldsamkeit hätte er manchmal lieber in evangelischer Umgebung gelebt; er glaubte, daß die katholische Kirche vieles Gute bewahrt habe, es aber immer wieder dadurch verderbe, daß sie das freie göttliche Walten an juristische Formeln binden wolle. Weniger duldsam war er gegen den Calvinismus, zumal er Calvin in seiner Härte und Unduldsamkeit und wegen seiner Prädestinationslehre nicht leiden konnte. Letztere hielt er für eine vorschnelle menschliche Deutung göttlicher Geheimnisse, so sehr er überzeugt war, daß gute Werke vor Gott keinen Rechtstitel geben können. Die Geschäftstüchtigkeit der calvinistischen Länder stieß ihn ab. Auch im lutherischen Franken wußte sein Gefühl nicht immer eindeutig Stellung zu nehmen, wenn er auf Wanderungen immer wieder sah, daß in evangelischen Dörfern die Höfe groß und stattlich, die Kirchen aber ärmlich waren, wäh-

Digitized by Google

rend in katholischen sich ein Abglanz der Schönheit von der mit vieler Liebe geschmückten Kirche auch in den ärmlichsten Winkel ergoß. Am kirchlichen Vereinsleben nahm er nur wenig teil; nach dem Kriege versuchte er mit Gemeinschaftskreisen in Fühlung zu treten, doch fanden beide Teile nicht recht zueinander. Von religiösen Dingen vor anderen zu reden, fiel ihm schwer, denn er bewahrte in allem die keusche Scham des Jünglings bis in sein Greisenalter.

In sittlichen Dingen dachte er sehr streng. Seine Milde vermochte menschlicher Schwäche viel zu verzeihen. Aber er duldete niemals die geringste theoretische Konzession an solche Bestrebungen, welche auf eine Auflockerung der Sitten hinausliefen. Wie alles Menschliche, interessierte natürlich den Historiker auch die verschiedene Ausgestaltung der Geschlechtsbeziehungen im geschichtlichen Wandel. Soweit ihm solche Fragen in der griechischen oder der älteren französischen Literatur, erst recht in Ethnologie und Prähistorie gegenübertraten, betrachtete er sie mit unbefangenem Sachinteresse. Wenn aber ein Kunstwerk als Lebendes zu Lebenden sprechen wollte, so verdammte er unbarmherzig alles, was er für einen Angriff auf die Grundlagen eines gesunden Volks- und Familienlebens hielt. Es dürfte den meisten Zeitgenossen als rückständig erscheinen, wenn er Bücher wie Dostojewskis Raskolnikoff oder Hamsuns Letzte Freude mit empörter Hand ins Feuer warf. Anderen mag ein so temperamentvolles Verhalten als ein Zeichen ungebrochener Kraft erscheinen, welche sich an den eigenen Lebensgrundlagen nicht herumproblematisieren läßt. Zudem war ihm alles Willensschwache, alles Sichgehenlassen, alles Schwabingertum gründlich widerwärtig. Dicke Bretter bohren sollte der Mensch im ganzen Leben. Gut war, was Arbeit und Schweiß kostete, Erziehung war vor allem Überwindung. Seine literarische Einstellung war zudem von einem kräftigen Subjektivismus getragen, welcher sich von Literaturgeschichten nichts vorschreiben lassen wollte.

Er war Frauen gegenüber von schöner altmodischer Ritterlichkeit; er war entzückt von weiblicher Anmut, vor allem, wenn sich Geist hinter ihr verbarg. Eine gewandte Konversation machte ihm Freude. Doch größeren Genuß verschaffte ihm das Männergespräch. Wöchentlich einmal traf er sich mit Freunden und Bekannten. Der Bestand dieser Tafelrunde wechselte namentlich in seinen jüngeren Jahren rasch, denn er hatte Hunger nach interessanten Menschen. Wissenschaftliche Freundschaft verband ihn namentlich mit Julius Binder, Bernhard Kübler und Nino Tamassia. Seinen Jugendfreunden hing er in steter Treue an. Zahlreiche ihm besonders liebe Be-

Digitized by Google

ziehungen verdankte er der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Fachliche Interessen hatten ihn von selbst dorthin geführt, er trat bald in den Vordergrund dieses Kreises von Geschichtsfreunden und gewann, zuletzt als 2. Vorsitzender, auf die Arbeiten und die Betätigung der Gesellschaft maßgebenden Einfluß. In dem schönen Nachruf Chrousts im 28. Jahresberichte spricht sich mit ergreifender Wärme der Dank der Mitglieder der Gesellschaft und vielleicht das Andenken überhaupt aus, das er sich bei seinen Freunden je und je erwarb. Sein öffentliches Wirken verschaffte ihm darüber hinaus eine Fülle von Beziehungen loserer und engerer Art, so daß er die Welt des norddeutschen und süddeutschen Adels ebensogut kannte, wie die der Gelehrten und Künstler und auch der Industriellen.

Ernst Mayer war eine viel zu leidenschaftliche und aktive Natur, als daß das Leben in der stillen Gelehrtenstube ihn hätte voll ausfüllen können. Drängte ihn im politischen Kampf auch sein leidenschaftliches Temperament bisweilen zu schnellen Entschlüssen, so ist doch die folgerichtige Entwicklung der Grundgedanken nicht zu verkennen. Zunächst sei seine Vorkriegseinstellung kurz umrissen.

Die in ihm vorherrschende nationale Leidenschaft ließ ihn an den Bestrebungen des Alldeutschen Verbandes, des Vereins für das Deutschtum im Ausland, des Flotten-, Wehr- und Kolonialvereins teilnehmen, Herkunft und politische Situation wiesen ihm den Weg zur nationalliberalen Partei. Der getreue Bismarckverehrer hat im Kampfe um die Festigung der nationalen Einheit das Zentrum heftig befehdet. Aber er richtete diesen Kampf niemals gegen die katholische Kirche als solche, ja er nahm wiederholt gegen die Zurücksetzung katholischer Gelehrter auf den deutschen Universitäten scharf Stellung*). In engerem Kontakt mit den wohl vorherrschenden Strömungen im nationalen Bürgertum befand er sich, wenn er sich der Sache der Arbeiterschaft lebhaft annahm. Dem nationalsozialen Kreis Naumanns stand er nahe, hielt Naumann aber für keinen Politiker. Er vertrat entgegen der Ansicht der Industriekreise der Partei die Meinung, daß die Gewerkschaften in den nationalen Staat einzubauen seien. Die neu aufsteigende Schicht der Gewerkschaftsbeamten sollte vom Bürgertum und staatlichen Beamtentum rezipiert werden. Nach dem Krieg setzte er sich mehr und mehr für den Gedanken der Betriebsgemeinschaft ein, weil er die Gelegenheit zu einer „Nationalisierung" der Gewerkschaften für unwider-

*) Vgl. oben Anm. S. 188.

Digitized by Google

ruflich verpaßt ansah. Auswüchse des Kapitalismus haßte er, müheloser Gelderwerb erschien dem Fleißigen als Schande. Andererseits war er der festen Überzeugung, daß ein Volk der Führung einer gesunden Oberschicht bedürfe *). Die entscheidende innerpolitische Gefahr sah er in dem Gegensatz der beiden für Deutschland in Betracht kommenden Gesellschaftsgruppen des gebildeten Bürgertums und des Adels. Auch die Gebrechen dieser Schichten waren ihm wohl bekannt. Wenn er sich für eine parlamentarische Regierungsform einsetzte, so sollte deren Herzstück ein Oberhaus sein, welches die innere Geschlossenheit der Oberschicht verbürgen sollte. Die politische Spitze dieser Gedanken richtete sich gegen die Bürokratie, welche er als ungeeignet für die eigentliche Staatsführung ansah, nicht gegen die Monarchie. Immerhin ist er sich wohl erst nach dem Zusammenbruch bewußt geworden, wie sehr er auch mit dem Herzen an der Monarchie hing. Er trat von jeher für eine entschiedene Agrarpolitik ein, der Industrialisierung Deutschlands stand er mit gemischten Gefühlen, dem Riesenwuchs der Großstädte mit ernsten Besorgnissen gegenüber, sie schienen ihm den Untergang aller echten Kultur zu bedeuten **). Die außenpolitische Zukunft des Reichs sah er als schwer gefährdet an. Er erzog daher seine Söhne im Bewußtsein des drohenden Weltbrandes so sehr, daß diese vor allem mit dem einen Gedanken heranwuchsen, sie möchten alt genug sein, wenn die Stunde des Vaterlands schlüge. Es mag manche Irrtümer berichtigen, wenn man feststellt, daß ein solcher Mann eine bedeutende Rolle innerhalb der nationalliberalen Partei spielte. Er war wiederholt Zählkandidat, in der Bürgervertretung (Gemeindekolleg) tätig, zeitweise der Führer der jungliberalen Bewegung in Franken und im engeren Rat der Parteifreunde geschätzt. Der Absicht, ihn in die eigentliche Leitung zu ziehen, widerstand er, weil er nicht an seine Eignung zum Politiker im engeren Sinn glaubte. Nach dem Abmarsch des Großteils der jungliberalen Gruppe zur Fortschrittspartei hielt er die geschichtliche Rolle des Liberalismus für ausgespielt, da seine Aufgaben erfüllt seien. Bei den Wahlen von 1907 trat er zum letztenmal auf liberaler Seite hervor; daß 1912 die Stichwahlparole für die Sozialisten ausgegeben werden konnte und auch von einem großen Teil des nationalen Bürgertums befolgt wurde, erschien ihm als un-

*) Vgl. Vom Adel und der Oberschicht.

**) Vgl. Kleinstadt und Großstadt.

Digitized by Google

begreifliche Verblendung. In den letzten Vorkriegsjahren beschäftigte er sich bereits stark mit betont konservativen Gedankengängen.

Bei Kriegsbeginn zogen beide Söhne an die Front, der ältere fiel am 26. September 1914. Am liebsten wäre der Vater selbst mitgegangen. Er mußte sich jedoch von militärischen Freunden überzeugen lassen, daß er in seinem Alter kaum mehr Ersprießliches nützen könne, zumal er nicht gedient hatte. So setzte er wenigstens alles daran, um die seelische Widerstandskraft der Heimat zu erhalten. In diesem Sinne führte er auch sein Rektorat 1915/16. An der Arbeit der Vaterlandspartei hat er sich von Anfang an beteiligt. Die Judenfrage, welche ihn schon lange beschäftigt hatte, wurde ihm ein immer brennenderes Problem. Eine seiner Äußerungen im Kolleg führte zu öffentlichen Auseinandersetzungen und zu Beschwerden jüdischer Kreise. Es ist für das vorrevolutionäre Bayern interessant, daß der damalige Kultusminister von Knilling ihn voll deckte. Ernst Mayer selbst ließ es sich in dieser Frage übrigens bis an sein Lebensende nicht nehmen, zwischen den Personen zu unterscheiden *).

Der Zusammenbruch traf den leidenschaftlichen Patrioten unendlich schwer, die Revolution weckte seinen heißen Grimm. Der als Offizier mit einer geordneten Truppe zurückkehrende Sohn konnte den Zornigen nur schwer überzeugen, daß man nicht schon am nächsten Tage das revolutionäre Gesindel über den Haufen schießen könnte. Mit vermehrter Kraft trat er nun in die vorderste Front des politischen Kampfes ein. Er beteiligte sich an der Gründung der Bayerischen Volkspartei, indem er gleich anderen hervortretenden Führern des bayerischen Protestantismus an die Möglichkeit einer überkonfessionell konservativen Partei glaubte. Denn nunmehr trat ein früherer Lieblingsgedanke — das Christentum beider Konfessionen zu einer kulturell-politischen Einheit zusammenzufassen — bestimmend für ihn in den Vordergrund. Gemäß dem damaligen bayerischen Wahlgesetz stellte er sich den Wählern als Einzelkandidat persönlich in zahlreichen Versammlungen seines am Steigerwald gelegenen Wahlkreises. Aber er war zu objektiv für einen Wahlkandidaten, obgleich noch lange nachher die Bauern von dem alten Geheimrat sprachen, der so „interessante Vorträge" gehalten habe. Gewählt haben ihn aber nur die Katholiken, die protestantischen Bauern fürchteten, er könnte doch von den „Schwarzen" be-

*) Über die Judenfrage vgl. auch Vom Adel und der Oberschrift S. 14.

Digitized by Google

trogen werden. In diesen Versammlungen trat er unbefangen für nationalen Widerstand, christliche Politik und Königtum ein, mochte das Geschrei auch zunächst noch so groß sein. Er besaß die Kunst, auch eine widerstrebende Versammlung zu beherrschen. Dem im März 1919 zum Freikorps Epp ziehenden Sohne nahm er das Versprechen ab, sich niemals durch das Schicksal der Familie beirren zu lassen, er selbst ergriff mit der bayerischen Einwohnerwehr die Waffen und tat treuen Dienst als Wehrmann, wobei er sich an der Kameradschaft mit dem einfachen Manne erfreute. Er war fortan vielfach in der Wehrbewegung und im Rahmen der Vaterländischen Verbände tätig. Politisch schloß er sich nun der Deutschnationalen Partei an, in welcher er wiederholt hervortrat. Sein Ziel war die Zusammenfassung aller nationalen Kräfte des Südens und Nordens, unbeschadet der Konfession. Im Rahmen der „Gesellschaft deutscher Staat" machte er große Vortragsreisen in Norddeutschland, namentlich in Pommern und Ostpreußen. Am liebsten sprach er freilich vor den unterfränkischen Bauern, mit denen er sich gut verstand, bei Veranstaltungen von Wehrverbänden. Er bekannte sich entschieden zum Königtum, las ja auch im WS. 1920/21 eine große öffentliche Vorlesung über die „Monarchie in Vergangenheit und Zukunft". Er hat seinem König die Treue bis zum Tode bewahrt. All das brachte ihm viel Gegensätze, doch niemals persönliche Feindschaft ein. Der weißhaarige Mann blieb selbst bei aller volkstümlichen Deutlichkeit, welche in den Versammlungen oft erfrischende Szenen zur Folge hatte, gegen die Person des Gegners immer billig und gerecht und rang um die Seele aller deutschen Brüder. Seine Furchtlosigkeit, seine Reinheit und Milde in allem Zorn waren von allen anerkannt.

Seit dem überraschenden Tode der Gattin am 10. August 1927 zog er sich mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Er wurde müder und glaubte seine Arbeit getan, wenn auch immer wieder seine Leidenschaft aufbrausen konnte. Die letzten Jahre des Zusammenlebens waren von besonderer Köstlichkeit gewesen, sie waren umglänzt vom goldenen Schimmer eines vollen fruchtbaren Herbstes, tief versenkt in den stillen Frieden beruhigter treuer Liebe. Jeden Tag besuchte er das Grab und schmückte es mit den Blumen, welche die Verstorbene geliebt hatte. Hatte er früher schon an Arme und für wohltätige Zwecke reichlich gegeben, so tat er von nun ab noch mehr. Er konzentrierte sich nun ganz auf sein letztes Werk: Die Verfassungsgeschichte des bayerischen Stammes. Dies letzte

Digitized by Google

Werk, das ihm manchmal übermenschlich schwere Arbeit aufbürdete, war Ostern 1932 vollendet. Da schrieb er an den Sohn, er käme sich vor wie der Reiter über den Bodensee.

Sein Haus war leerer geworden. Die älteste Tochter lebte mit Mann und Kind in Japan. Er schrieb fleißig Briefe. Der überlebende Sohn wurde 1930 nach Rostock berufen und begründete bald einen neuen Hausstand. Bei ihm blieben die jüngere Tochter und die alte Hausgefährtin, welche seit der Geburt des ersten Kindes seiner Gattin und ihm die treueste Stütze gewesen war. Gerne besuchte er seinen Sohn in Rostock, führte mit ihm die alten Gespräche und Debatten, immer unerschöpflich neue Gedanken hervorsprudelnd. Der jungen Schwiegertochter brachte er sein volles Herz entgegen und erwies ihr in heller Mitfreude an der jungen Ehe ritterliche Huldigung. Seine letzte große Freude war die Geburt eines Enkelkindes in Rostock. Niemand hätte ihn dem Ende nahe geglaubt. Auf der Rückreise von der Taufe holte sich der sonst niemals Kranke eine Magenverstimmung. Er wollte sich bereits wieder von seinem Lager erheben, als die sengende Hitze der Augusttage 1932, am 13., ihn mit einem Gehirnschlag darniederwarf. Sein kräftiges Herz hörte erst am Morgen des 16. zu schlagen auf. Er starb sanft, um seinen Tod trauerten viele. Viele bezeugten bei seinem Begräbnis ihre Liebe und Verehrung, der Geistliche sprach über 1. Korinther 15, Vers 10, doch ohne die Bescheidenheit des Toten zu verletzen im Sinne des Väterglaubens, dessen Gewißheit dem Verstorbenen die liebende Gattin zugebracht hatte, nur von der Kraft des auferstandenen Herrn.

Hellmuth Mayer (Rostock).

18. Memminger, Anton
Publizist und Politiker.
1846—1923.

„. . . Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein" — diese Sentenz Wolfgang von Goethes aus dem „Westöstlichen Divan" kann man mit Fug und Recht als Motto dem Lebensgang des am 30. September 1923 zu Schonungen am Main verblichenen Anton Memminger voransetzen, eines Mannes, der hinsichtlich der Vielseitigkeit seines Wissens, der Geschicklichkeit und Ge-

Digitized by Google

wandtheit in Schrift und Wort weit aus dem Durchschnitt der Mitmenschen herausgefallen ist (Münchner Neueste Nachrichten vom 7. Oktober 1923). Anton Memmingers Lebensweg war von Jugend auf beschwerlich und mitunter steinig, aber er verfügte über jene Energie und Willensstärke, getragen von einer heiteren Lebensauffassung, die ihn instand setzten, Hindernisse und Hemmnisse aller Art, Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten zu überwinden und sich trotz aller Prügel, die ihm — manchmal nicht ohne eigene Schuld — in den Weg geworfen wurden, schließlich durchzusetzen und seinem Namen ein dauerndes Gedächtnis bei der Nachwelt zu sichern.

Anton Memminger, der im öffentlichen Leben Bayerns als Publizist und Politiker eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat, stammte aus einfachem Hause in Straubing. Sein Vater Josef war Gendarmeriewachtmeister zu Pferd in Straubing, woselbst der Sohn Anton am 2. April 1846 zur Welt kam; in seinem Abschiedsdokument wird dem Josef Memminger vom Gendarmeriekorpskommando von Niederbayern bezeugt, daß er durch seine ausgezeichnete Aufführung, sowohl dienstlich als sittlich, sich vielfache Belobigungen zugezogen habe. Der pflichttreue mutige Mann, der sich besonders bei der Gefangennahme des berüchtigten Räubers Matzeder und seiner Spießgesellen hervorgetan, ist in Straubing, woselbst er die letzten Jahre seines Ruhestandes verbrachte, am 30. April 1876 gestorben und ruht auf dem dortigen Petersfriedhof; seine Gattin Maria, geborene Förg, eine Bauerntochter aus Irching, ist am 15. Dezember 1885 zu Würzburg bei ihrem Sohn Anton, der die Verlassene zu sich genommen, verstorben. Die Eltern ließen dem einzigen Sohn eine gediegene Erziehung angedeihen; indessen war es ihnen bei ihrem kärglichen Einkommen nicht möglich, dem nach Absolvierung des Gymnasiums in Straubing an die Universität Würzburg ziehenden Sohn entsprechende Unterhaltsmittel zu senden, so daß dieser sich durch Erteilung von Unterricht recht und schlecht durchbringen mußte. Anton Memminger widmete sich an der Alma Julia juristischen, staatswissenschaftlichen und historischen Studien, in dessen Verlauf der als „stud. jur." Immatrikulierte besonders den Professoren Felix Dahn, dem Rechtshistoriker und Dichter, und Franz Xaver Wegele, dem Historiker, nähertrat, die ihn gerne als eine Art Assistenten verwendeten. Ein Freund der Geselligkeit und Aussprache von Mann zu Mann, hielt Memminger sich von dem studentischen Leben und Treiben nicht ferne und wurde auch „aktiv". Im Dezember 1867 gründete er mit gleichgesinnten Kom-

Digitized by Google

militonen den freischlagenden „Akademischen Verein", der im folgenden Jahre den Namen „Adelphia" annahm (seit 1933 zur Deutschen Burschenschaft übergetreten); als deren erster Senior wirkte Memminger für studentische Reformen und machte gegen die allzu stark eingerissene Veräußerlichung im akademischen Korporationswesen Front. Daß es bei dieser „Reformarbeit" nicht ohne Reibungen mit anderen Studentenverbindungen abging, läßt sich denken, weiter auch, daß der temperamentvolle Adelphensenior, der als „Haudegen" im Geruch stand, dabei keine geringe Rolle gespielt hat. Im März des Jahres 1868, dem Gründungsjahr des Einjährig-Freiwilligeninstituts, trat Memminger in die II. Sanitätskompanie zu Würzburg als Freiwilliger ein und setzte nach Absolvierung seines Dienstjahres im April 1869 leider seine Hochschulstudien nicht systematisch fort, was besonders Wegele bedauerte, der ihn als seinen „besten und begabtesten Schüler" bezeichnet hat. (Nach einer schriftlich vorliegenden Äußerung des mit Memminger später in Korrespondenz getretenen Würzburger Universitätsprofessors Hofrat Dr. Helfreich vom 30. September 1922.) Memminger wandte sich dem journalistischen Berufe zu, dem er dann zeitlebens mit Begeisterung zugetan blieb.

Als junger Redakteur der liberalen „Neuen Würzburger Zeitung" und dann des „Würzburger Journals" (der Firma J. M. Richter) hatte er sich durch seine lebhafte, originelle Schreibweise in weiten Kreisen rasch bekannt gemacht, aber infolge seines Draufgängertums war er auch bald mit allerlei Personen und Stellen in Konflikt geraten und auch mit dem Staatsanwalt in Berührung gekommen. Als 24jähriger stand Anton Memminger zum ersten Male vor den unterfränkischen Geschworenen, weil er bayerische Minister hart angegriffen und besonders dem Handelsministerium Schlör („Vater Schlör") Verquickung von amtlichen mit privaten Geschäften zum Vorwurf gemacht hatte. Memmingers am 27. Juni 1870 erfolgter Freispruch erregte gewaltiges Aufsehen.

Als im Juli 1870 die Kriegstrompete ertönte, wurde Memminger, der seit 22. August 1869 mit Babette Heusinger, einer Würzburger Bürgerstochter, verehelicht war, zu dem 8. Jägerbataillon, 3. Kompanie, Garnison Straubing, einberufen, mit dem er ins Feld zog; infolge eines Fußleidens wurde er nach einiger Zeit für felddienstuntauglich erklärt; es wurde ihm die Kriegserinnerungsmedaille in Stahl verliehen. Bei seiner Verwendung als Schreib-

Digitized by Google

gefreiter in den Garnisonen Ingolstadt und Straubing hatte Memminger unter den Gefangenen gebildete Leute, besonders Offiziere von der Irischen Legion, kennengelernt, durch die er manch geistige Anregung empfing, die sich in späteren Abhandlungen Memmingers über die Kelten ausgewirkt hat.

Nach dem Krieg treffen wir Memminger noch kurze Zeit im „Würzburger Journal", dann in Nürnberg, wo er unter anderm durch einen von ihm unterzeichneten „Aufruf an die Demokraten und Freisinnigen der ganzen Welt" zugunsten des „an der letzten Brotkrume nagenden" Religionsphilosophen Ludwig Feuerbach-Nürnberg von sich reden machte. Der Erfolg des Aufrufes kam für den siechen Feuerbach leider zu spät, schon im nächsten Jahre, am 13. September 1872, schied er in einem Landhaus auf dem Rechenberg aus diesem Jammertal, und an Stelle eines Geistlichen hielt ihm im Johannisfriedhof vor Tausenden von Menschen der junge freigesinnte Journalist Memminger die Grabrede. In Würzburg war Memminger im „Journal" von Wilhelm Blos (aus Wertheim) abgelöst worden, dem nachmaligen bekannten sozialdemokratischen Parlamentarier und Schriftsteller (Franz. Revolution, Bauernkrieg 1525, Florian Geyer, Pater Ambrosius usw.), nach der Revolution von 1918 eine Zeitlang württembergischer Ministerpräsident (gest. 1927); in seinen 1914 veröffentlichten interessanten „Erinnerungen" an seine Kampfzeit schildert Blos den damals 25jährigen Kollegen Memminger als „imposante Erscheinung, gleich gewandt mit der Feder wie mit dem Wort". In Nürnberg-Fürth hatte Memminger nach vorübergehender Mitarbeit am „Nürnberger Anzeiger" im Oktober 1871 das radikaldemokratische „Wochenblatt" gegründet, den Vorläufer der sozialdemokratischen „Fränkischen Tagespost". Mit jugendlichem Idealismus begeisterte sich Memminger für die Forderungen des Deutschen Arbeitervereins, die auf Hebung des sozialen Niveaus, aber auch des geistigen Pegels der Arbeiterschaft abzielten. Die leidenschaftliche Art, mit der Memminger in seinem Organ und auch in Versammlungen die wirklichen und vermeintlichen Mißstände seiner Zeit geißelte, besonders auch in der Armee und in der politischen Führung, verwickelte ihn in mancherlei Preßprozesse, von denen einer vor dem Schwurgericht zu Ansbach mit der Verurteilung Memmingers zu neun Monaten Gefängnis endete. Dieser Freiheitsstrafe und einem Verfahren wegen Majestätsbeleidigung (Hohenzollern), begangen in einer Broschüre wider die Freimaurer, entzog sich Mem-

Digitized by Google

minger im Interesse seiner Gesundheit — die Preßsünder wurden damals in der Regel nicht viel anders behandelt als schwere Kriminalverbrecher —, auch mit Rücksicht auf seine Familie und verärgert durch Anfeindungen aus den eigenen Reihen, durch die Flucht ins Ausland.

In der Schweiz, wo er seit Frühjahr 1873 durch Vermittlung von Freunden ein Asyl fand, wurde er, wie er einmal selbst äußerte, von seiner „allzu stürmischen Ideologie und seiner internationalen kosmopolitischen Einstellung" gründlich kuriert; man sollte — meinte Memminger — jeden Deutschen auf einige Jahre in die Fremde hinausschicken, auf daß er ein wahrhafter Deutscher werde. Es hieß für Memminger sich in der Schweizerischen Republik, wo man Fremden gegenüber zunächst sehr mißtrauisch ist, eine neue Existenz zu gründen, um seine Familie über Wasser zu halten. Er praktizierte beim Eisenbahnbau und -betrieb, suchte durch eifriges Studium seine technischen, administrativen und sprachlichen Kenntnisse zu erweitern und sich die Wertschätzung seiner Vorgesetzten und deren Vertrauen zu erwerben, so daß diese bald für seinen Aufstieg in die mittlere Beamtenlaufbahn Sorge trugen. So brachte Memminger es 1874 schließlich zum Adjunkten des Generalsekretärs und Chefs des Zentralbüros der Nordostbahn. Da er im Laufe der Jahre in der Verwaltung dieser schweizerischen Bahn-Aktien-Gesellschaft manche Schattenseiten entdecken mußte und ihm auch die Unterdrückung und moralische Mißhandlung von Kollegen durch maßgebende Persönlichkeiten mißfiel, nahm Memminger im Februar 1877 seine Entlassung und war auch trotz aller Vorstellungen aus den Reihen der Beamten, die ihn zum Bleiben ermunterten, nicht zur Zurücknahme seines Abschieds zu bewegen. Er veröffentlichte dann eine Reihe Aufsehen erregender Schriften über den Gründungsschwindel usw. bei den schweizerischen Eisenbahnen und zog als Redakteur des „Weinländer" gegen seine Feinde scharf vom Leder. Hatte ihn diese Tätigkeit bereits in gewissen Kreisen der Schweiz als „lästigen Ausländer" erscheinen lassen, so ließ ihn die schweizerische Justiz gelegentlich einer Attacke auf die Direktion der Irrenanstalt Burghölzli fühlen, daß man ihn am liebsten außer Landes sähe, wenn er zu gewissen Vorgängen in der Schweiz nicht schweigen und aus seinem Herzen keine Mördergrube machen könne. Memminger beging nach einer Zeitungspolemik gegen Mißstände in genannter Irrenanstalt den kühnen Streich, in der Nacht des 3. August 1878 mit einigen Freunden den nach seiner Auffassung

Digitized by Google

in dieser Anstalt zu Unrecht internierten Schützenhauptmann Staub zu befreien und an die Grenze zu schaffen. Das Schwurgericht Zürich glaubte das Vorgehen Memmingers mit sechs Monaten Gefängnis, hoher Geldstrafe und fünf Jahren Landesverweis ahnden zu sollen. Memmingers Helfershelfer gingen frei aus, da sie von ihm nicht verraten wurden. Seit jener Zeit ward Memminger in Schriften, die für die Reform des Irrenrechts, der Verhinderung der Einschaffung von Leuten à la Staub in Irrenanstalten usw. kämpfen, immer wieder als „Vorkämpfer" für diese edle Sache angesprochen. (Friedr. Kretzschmar: „Die Irrenfrage am Ausgang des 19. Jahrhunderts", u. a.)

Von der Schweiz siedelte Memminger nach Verbüßung seiner Freiheitsstrafe nach Vorarlberg, und zwar nach Bregenz am Bodensee über, wo er den Namen „Oswald Stein" annahm, um weiteren Verfolgungen und Schikanen zu entgehen. Dort, wie schon zuletzt in der Schweiz, befaßte sich Memminger mit wirtschaftlichen und technischen Studien, deren bedeutsamstes Ergebnis das 1879 veröffentlichte Werk „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der nationalen Wirtschaftspolitik", ein Handbuch für das deutsche Volk, war. Dem Werke, das sich gegen das herrschende Freihandelssystem richtete und auf gelehrter Grundlage aufgebaut war, wurden günstige Fachkritiken zuteil. Nach eifrigem Schriftwechsel mit dem Generaldirektor der österreichischen Staatsbahnen Max von Weber (gest. 1881; Bruder des Komponisten Karl Maria v. Weber) gab Memminger die Schrift „Über die Zukunft der Bahnen Bulgariens und deren Beziehungen zu den Handelsstraßen Europas", mit Karten und Plänen, mitbearbeitet von den Ingenieuren Pfähler und Magenau, gewidmet dem Fürsten Alexander I. von Bulgarien, heraus. Das Projekt der bulgarischen Eisenbahnen hat den Schöpfern die hohe Anerkennung der bulgarischen Regierung eingetragen und ward auch der Anstoß zu der späteren warmen Freundschaft des Nachfolgers Alexanders, des Fürsten bzw. Königs Ferdinand von Bulgarien zu Memminger, der wiederholt mit dem Koburger zusammentraf (das letzte Mal in Marienbad, wobei auch König Eduard von England zugegen war) und vom Bulgarenherrscher mit dem silbernen Verdienstorden ausgezeichnet wurde. Oswald Stein (Memminger), der auf Anregung der Stadt Kempten auch an dem Generalprojekt für die Bahn über den Fernpaß sich beteiligte,

Digitized by Google

gab in jener Zeit noch die Schriften heraus: „Die Alpenbahnen", mit Karten, Plänen und Ansichten, die Bedeutung dieser Bahnen für Deutschland und Österreich würdigend, „Durch Bayern zur Adria", „Triest und seine Zukunft", „Blicke nach Osten", „Die Verkehrsrevolution des Bodenseebeckens", „Die österr.-deutschen Alpenbahnen und das Bodensee-Trajekt Bregenz—Friedrichshafen—Konstanz", „Die Bedeutung der Arlbergbahn", „Straßeneisenbahnen mit besonderer Beziehung auf die rechtsufrige Zürichseebahn" usw. Unter andern prominenten Persönlichkeiten haben Bismarck und Moltke dem Verfasser ihren Dank für diese seine technisch-wirtschaftlichen Abhandlungen ausgesprochen. Im Jahr 1882 erschien aus Memmingers Feder die Broschüre „Moderne Technik und deutsche Geistesbildung", den verehrten Lehrern und ehemaligen Kommilitonen zum 300jährigen Jubiläum der Würzburger Universität gewidmet, den Übergang zu einer vernünftigen sozialen Reform empfehlend. In die Bregenzer Jahre fallen noch die Schriften „Gebhard Flatz und die religiöse Kunst" und eine Schrift „Feuerwehr und Assekuranz", in der eine obligatorische Landesversicherung für Gebäude und Mobiliar angeregt wurde; der Gedanke ist dann verwirklicht worden. Als Kuriosität soll nicht unerwähnt bleiben, daß Memminger während seines Bregenzer Aufenthalts anläßlich des denkwürdigen Ereignisses des zugefrorenen Bodensees im Jahre 1880 die nur einmal erschienene „Bodenseezeitung" vom 2. Februar redigiert hat, die vom Verleger Anton Flatz auf dem Seeeis gedruckt wurde, und deren humoristischer Inhalt gewissermaßen seherischen Blick verriet. Der Bregenzer Aufenthalt Memmingers wurde durch einen längeren Abstecher nach Wien unterbrochen, wohin ihn der christlich-soziale Führer Baron Carl von Vogelsang (gest. 1890) berief und zur Mitarbeit am dortigen „Vaterland" und an dessen „Christlich-sozialer Monatsschrift" veranlaßte. In Wien war Memminger auch als Theaterrezensent tätig, und es war ein Wink des Schicksals, daß er am 8. Dezember 1881 durch einen Zufall dem Ringtheater fernblieb, das an jenem Abend bei der Erstaufführung von „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach ein Raub der Flammen wurde und Hunderten von Menschen das Leben kostete. In ergreifender Weise hat Memminger in der Presse jenes tragische Ereignis geschildert und die bei der Rettungsaktion in Erscheinung getretene echt österreichische „Lässigkeit".

Im Jahre 1882 gelegentlich des Wittelsbacher Jubiläums kam Memminger bei einer Feier in Bregenz mit der in Schloß Amsee

Digitized by Google

wohnenden geistvollen Prinzessin Therese von Bayern in Fühlung, und deren Vermittlung hatte es der zehn Jahre im Exil lebende Memminger zu danken, daß er durch eine Verfügung des Königs Ludwig II. von Bayern, erlassen auf Schloß Hohenschwangau am 13. April 1882, in sein Vaterland zurückkehren konnte. Der König hatte die seinerzeit vom Schwurgericht Ansbach über Memminger verhängte hohe Freiheitsstrafe in eine 14tägige ehrenhafte Festungshaft auf Oberhaus umgewandelt, nach deren Verbüßung sich Memminger einige Zeit in München im Verlag seines Gönners Huttler als volkswirtschaftlicher Mitarbeiter am „B. Kurier" betätigte und u. a. die Schrift „Das Monopol der Elektrizität" herausgab, worin er seinen Befürchtungen darüber, daß die Elektrizität, deren große Zukunft er damals ahnte, ein Privatmonopol bleiben würde, Ausdruck gab. Im Jahre 1883 siedelte Memminger mit seiner zahlreichen Familie — von 9 Kindern sind heute noch 4 am Leben — nach dem ihm vertrauten Würzburg über, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Nachdem er hier zuerst das „Journal" des (1926 verstorbenen) Publizisten und Parlamentariers Carl Köhl in freiheitlichem Sinne redigiert hatte, stellte er sich 1885 auf eigene Füße und gründete „Das Freie Blatt", die nachmalige „Bayerische Landeszeitung", die durch ihre volkstümliche, schneidige Schreibweise bald zu einem der gelesensten und verbreitetsten Blätter in Bayern und weit darüber hinaus wurde. Das entschiedene Eintreten für den unglücklichen Bayernkönig Ludwig II. bzw. die schweren Angriffe gegen das bayerische Kabinett Lutz, dem zwischen den Zeilen gesagt wurde, daß es durch seine Maßnahmen bzw. Unterlassungen den phantastisch veranlagten Monarchen erst zum Narren gemacht habe, zogen Memminger wiederholte Zeitungskonfiskationen und eine Anklage wegen Ministerbeleidigung zu; die Verhandlung vor dem Schwurgericht Würzburg am 16. Oktober 1886 endete mit der Verurteilung des angeklagten Redakteurs zu 2 Monaten Gefängnis. Die Existenz von Memmingers jungem Unternehmen geriet dadurch, sowie durch die bald nachher — am 27. Nov. 1887 — erfolgte weitere Verurteilung Memmingers zu $1^1/_2$ Monaten in Sachen des Eisenbahnunglücks am Faulenberg bei Würzburg (1. Juli 1886), wobei der Redakteur als ehemaliger Eisenbahner heldenhaft für die „Sündenböcke" dieser Katastrophe sich in die Schranken warf und die Hauptschuld dem „System" aufladen zu sollen glaubte, arg ins Schwanken.

Digitized by Google

Als Anwalt der Bedrängten und nach seiner Meinung zu Unrecht Verfolgten ist dann Memminger noch öfter mit dem Gericht in Berührung gekommen, ohne aber nochmals mit Freiheitsentzug gestraft zu werden. Als „Gefängnisarbeit" war 1887 der Roman „Die Herzogin von Galliera" erschienen, in welche Erlebnisse aus Memmingers Auslandsperiode verwoben sind. Um dieselbe Zeit verfaßte Memminger für einen Züricher Verlag das Städtebild „Würzburg", das auch ins Englische übersetzt wurde. Für die 1887 erfolgte Herausgabe des Kupferstichalbums „Malerische Ansichten von Italien" (72 Platten von den berühmten Malern Reinhardt, Mechau und Diez) wurde Memminger vom kunstsinnigen Herzog Georg von Sachsen-Meiningen mit dem Orden für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet.

Als in dem durch seine Trockenheit berüchtigten Sommer des Jahres 1893 die Bauernbewegung und die Agitation der bäuerlichen Kreise gegen die die Landwirtschaft schädigende Caprivische Handelspolitik einsetzte, gründete Anton Memminger, der immer noch nichts von seiner Kampfnatur eingebüßt hatte, zu Würzburg mit Freiherrn Karl von Thüngen-Roßbach und andern Gleichgesinnten den Fränkischen Bauernbund, der 1895 mit dem altbayerischen und schwäbischen Bauernbund verschmolzen wurde. Sowohl in seiner Zeitung als auch in unzähligen Versammlungen zeigte sich Memminger, von seinen Gegnern mit dem Prädikat „Feldpater" (Memminger trug einen wehenden weißen Vollbart) bedacht, als unentwegter Verfechter der bedrückten Landwirtschaft und der von Bismarck 1879 inaugurierten Schutzzollpolitik. Wegen scharfer Angriffe auf den „Bauernmörder" Reichskanzler Caprivi wurde Memminger mit dem Freiherrn Carl v. Thüngen († 1927) vor ein Berliner Gericht zitiert, was damals einen großen Sturm im Blätterwalde auslöste (fliegender Gerichtsstand der Presse). Während der Freiherr, der mit Gendarmen in Zivil nach Berlin transportiert wurde, mit einer erheblichen Geldstrafe geahndet wurde, ging der mitangeklagte Redakteur frei aus. Schon in jenen Tagen stand Anton Memminger in Beziehungen zu dem Fürsten Otto v. Bismarck, der ihn gelegentlich seines Kuraufenthaltes in Kissingen wiederholt in Audienz empfing, und dessen Darlegungen in einem Separatdruck „Ein Kolleg beim Fürsten Bismarck" niedergelegt sind. Manche der Äußerungen, die der Alte vom Sachsenwalde gegenüber dem bayerischen Journalisten getan hat, haben in zahlreichen Werken über den Fürsten Verwertung gefunden.

Digitized by Google

Am 16. November 1903 wurde Anton Memminger bei einer Landtagsnachwahl im niederbayerischen Wahlkreis Griesbach-Pfarrkirchen mit sehr großer Mehrheit zum Abgeordneten gewählt. Hatte schon während des Wahlkampfes auf seiten des Zentrums und auch eines Teiles der Liberalen ein Kesseltreiben gegen den „gefährlichen politischen Gegner" eingesetzt, so verstärkten sich nach dem Wahlsiege Memmingers die Angriffe und Verleumdungen gegen den bündlerischen Häuptling bis zur Tollwut. Und diese fanatische Gegnerschaft kam erst recht zum Ausdruck, wenn Memminger im Landtag und auch in den verschiedenen wichtigen Ausschüssen, in die er von der Fraktion der Freien Vereinigung hineindelegiert worden war, zu den einzelnen Etatabschnitten das Wort ergriff oder Anträge stellte, wie z. B. die Errichtung eines Bayerischen Staatsanzeigers bzw. einer Staatsdruckerei, ferner die Einführung einer Staatslotterie, deren Überschüsse zur Gründung einer Reliktenkasse für mittlere und niedere Staatsdiener Verwendung finden sollten. Diese und andere vernünftige Anregungen verfielen in der Abgeordnetenkammer, weil sie von Memminger kamen, der Ablehnung, um dann später in etwas anderer Form, zubereitet von der Mehrheitspartei, der Verwirklichung zugeführt zu werden. Diese Taktik wurde auch in der liberalen und sozialdemokratischen Presse kritisiert. Wenn auch die Organe dieser Parteien hin und wieder dem Zentrum in dem stark aufs persönliche Gebiet verlegten Kampf gegen Anton Memminger sekundierten, so machten sie im allgemeinen doch das Zugeständnis, daß manches in den Reden dieses Parlamentariers von reicher Erfahrung, trefflicher Beobachtung von Dingen und Personen zeuge, daß Memminger gut und originell zu reden wisse und mit seiner drastischen Ausdrucksweise oft die Heiterkeit des Hauses errege (M. N. N., Augsb. Abdtzg., Münchner Post usw.). Und das „Bayerische Vaterland" des Dr. jur. Sigl, mit dem Memminger nicht in allem einig ging, schrieb, daß die Freie Vereinigung „endlich in Memminger den Führer erhalten habe, der ihr schon lange not tat". Selbst der „Würzburger Generalanzeiger", mit dessen Verlag Anton Memminger aus früherer Zeit her auf dem Kriegsfuß stand, konstatierte in seinen Landtagsberichten wiederholt, daß die Ausführungen und Meinungen Memmingers viel Beifall im Hause fanden, von rechts und auch links, und daß auch von den Tribünen laute Zustimmung zu verzeichnen war. Daß Memminger während seiner Tätigkeit im Landtag von 1903 bis 1906 in erster Linie die Interessen der bäuerlichen Kreise vertrat

Digitized by Google

und vor allem die Befreiung der Bauern von den vorsintflutlichen Bodenzinsen propagierte, ist bei ihm als Vorkämpfer der Bauernsache selbstverständlich; indessen vergaß er auch die Belange des gewerblichen Mittelstandes nicht und von den Beamten und Staatsdienern durften sich besonders das Verkehrspersonal, die Gendarmerie und Schutzmannschaft (Memminger war bei der Gründung der Bayer. Polizeisterbekasse in Straubing Pate gestanden) und die Strafanstaltsaufseher usw. seiner Zuneigung erfreuen. Memminger trat auf den Plan, wenn es galt, dem eingerissenen Humanitätsdusel zu Leibe zu rücken, dem nun — Gott sei Dank — unter dem heutigen nationalsozialistischen Regime wenig Platz mehr im Strafvollzug eingeräumt ist. Es darf heute auch gesagt werden, daß Memminger mit seiner im Landtag und in seiner Zeitung geführten Polemik gegen das zunehmende Ostjudentum, gegen die Überhandnahme schmutziger Galizier in den bayerischen Bäderstädten, gegen die Etablierung von jüdischen Warenhäusern und Ramschbazaren, wie überhaupt gegen die hauptsächlich von jüdischen Kreisen praktizierten Auswüchse in Handel und Wandel dem Nationalsozialismus vorgearbeitet hat. Schon in einer 1897 veröffentlichten Schrift „Der Talmud" hatte Memminger auf Grund eingehenden Studiums einschlägigen Materials über diesen jüdischen Moralkodex scharf geurteilt und sein Verwundern darüber auch im Landtag geäußert, daß die maßgebenden Stellen in Deutschland sich weigerten, dem Wunsche nach einer einwandfreien Übersetzung des Talmud mit seinen für das eingesessene Volk gefährlichen sittlichen Meinungen und Antrieben nachzukommen. Memminger, der ein guter Bayer, aber auch ebenso treuer Deutscher war — sein 1906 gestellter Antrag auf Beseitigung der überflüssigen bayerischen Gesandtschaften begegnete lebhaftem Widerspruch bei der Regierung und der herrschenden Partei —, war auch kein Freund des modernen Parlamentarismus. In einer Landtagsrede vom Jahre 1903 sprach Memminger davon, daß der deutsche Parlamentarismus Zustände zeitige, bei denen das deutsche Volk versumpfen müsse. Es würde zu weit führen, wollte man hier alle Themen berühren, über die Memminger in der Kammer gesprochen hat; es muß deshalb auf die stenographischen Berichte über die Kammerverhandlungen 1903—06 verwiesen werden. Auch insoferne kann man Memminger zu den Wegbereitern der nationalsozialistischen Bewegung zählen, als er mit aller Schärfe gegen die Verquikkung von Religion mit Politik und die politische Be-

Digitized by Google

tätigung auf der Kanzel und im Beichtstuhl aufgetreten ist, Erscheinungen betrübender Art, die im Dritten Reich glücklicherweise abgeebbt sind. Das Parlament mit seinen Kleinlichkeiten und Kleinigkeiten war Memminger immer unsympathischer geworden, und er riß sich nicht mehr um ein Mandat.

Im Jahre 1905 hatte Anton Memminger die Bayerische Landeszeitung samt Offizin an seine beiden Söhne Thomas und Dr. August Memminger abgetreten. (Seit 1920 war Thomas Memminger Alleinbesitzer des Geschäfts, in das 1930 dessen Sohn Dr. Anton Memminger als Teilhaber eingetreten ist; Thomas Memminger ist am 21. November 1935 gestorben.) Neben seiner anstrengenden Beschäftigung und seiner Versammlungstätigkeit hatte Anton Memminger, der über eine ungeheure Arbeitskraft verfügte und dabei doch nicht den geselligen Verpflichtungen auswich, noch Zeit erübrigt, Bücher zu schreiben. So erschien 1896 zur Erinnerung an die vor 100 Jahren erfolgte Austreibung der Franzosen die nach den Aufzeichnungen Jenums u. a. abgefaßte Schrift „Die Franzosen in Franken". In dem letzten Viertel seines an Erfolgen mannigfacher Art reichen Lebens, von denen ein Jahrzehnt auf das Tuskulum in Schonungen bei Schweinfurt entfiel, das er nach Eingehung seiner zweiten Ehe bezogen hatte, und das ihn auch in Beziehung zu dem Schloßherrn von Mainberg, Geheimrat W. Sachs, dem bekannten Erfinder, brachte, entstanden eine Reihe von gemeinverständlich abgefaßten, belehrenden und unterhaltenden Schriften, die viel Anklang fanden und eine Reihe von Auflagen erlebt haben. Sie sind ein lebendiges Zeugnis von dem regen Geist und den universellen Kenntnissen Memmingers, zum Teil aber auch ein Beweis dafür, wie heimisch sich der „Bruder Straubinger" im Frankenland gefühlt hat, dessen Geschichte ihm sehr vertraut geworden war. An der Spitze dieser Schriftenfolge steht „Kaiser und Reich" (Elfstädtekrieg und Bauernkrieg in Franken), „Das Paradies der Liebe" (Leben und Wirken des Benediktinerpaters und Univ.-Prof. Schad), „Das verhexte Kloster" (aktenmäßige Darstellung der Inquirierung und Hinrichtung der letzten Hexe in Franken, der Nonne Renata v. Singer vom Kloster Unterzell), „Ludwig II.", „Die Gundel von Ehrwald", „Das Erbe der Druiden" (geschichtliche Abhandlung über die Geheimbünde mit gleichzeitigem Einblick in die Kultur der Kelten), „Hakenkreuz und Davidstern" (eine Art Einführung in die okkulten Wissenschaften), „Geschichte des Schlosses Mainberg" (bei Schweinfurt), Führer von Neustadt a. d. S., Neuhaus, Schweinfurt und Kissingen; letztere Arbeit,

Digitized by Google

mit vorzüglichen Preßkritiken bedacht, hat dem Verfasser, dem langjährigen Besucher und Verherrlicher des Saalebades, den Ehrenbürgerbrief der Stadt Kissingen eingetragen. Auch das Buch „Volksmedizin" entstammte Memmingers Feder, von dem noch ein großes Manuskript über die Pflanzen und Tiere der Bibel, sowie zur Geschichte des Ketzertums in Franken abgeschlossen vorliegt.

Bei den alljährlich in Würzburg, Schweinfurt oder Kitzingen stattfindenden Generalversammlungen des Fränkischen bzw. Deutschen Bauernbundes hielt der „Feldpater" stets eine große Rede über die politische Lage, die lebhaftem Interesse bei den Hunderten von Zuhörern begegnete und auch in der Presse aller Schattierungen erörtert wurde; in den Jahren vor dem Weltkriege fielen in diesen Referaten wiederholt heftige Worte gegen das „Persönliche Regiment" und das Verlassen der Bismarckschen außenpolitischen Bahnen; auch das anmaßende Junkertum in Preußen bekam manches Unangenehme aus dem ungeschminkten Munde des alten Kämpfers zu hören, der auf Grund einer Denunziation aus dem Hörerkreis noch mal in eine Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung verwickelt, aber von den Würzburger Richtern schließlich außer Verfolgung gesetzt wurde. Noch in seiner letzten Generalversammlungsrede in Schweinfurt 1921 erinnerte der Redner an seine früher gemachten düsteren Prophezeiungen in bezug auf unseren politischen Zickzackkurs, der den Deutschen das Verderben einbringen werde. Memminger erhob den Ruf nach einem starken, machtvollen Mann und Führer, der das gestrauchelte Pferd Germania wieder auf die Beine bringen möge. Es hat fast ein Jahrzehnt gedauert, bis diesem Ruf die Erfüllung ward.

Seine letzte Rede hielt Anton Memminger noch in ungebrochener physischer und psychischer Kraft auf der Rudelsburg gelegentlich der Übergabe der künstlerischen Ausschmückung dieser Burg an die Öffentlichkeit am 7. Oktober 1922, reich an geschichtlichen Reminiszenzen und anregenden Ausführungen über den Nibelungenstoff (Naumburger Tageblatt).

Der unentwegte Kämpfer, dem ewige Lebenskraft beschieden zu sein schien, ist im geistigen Schaffen von einer tückischen Krankheit überrascht worden; ein Karbunkel hat rasch den Körper des Achtundsiebzigjährigen zerstört. An einem Sonntag, 30. September, früh 5 Uhr, während des Gebetläutens, ist Anton Memminger, liebevoll betreut von seinen Angehörigen, heroisch im Leiden und versöhnt

Digitized by Google

mit seinem Herrgott, zur ewigen Ruhe heimgegangen. In den letzten Stunden seines von Arbeit und Kämpfen erfüllten Lebens, oft dornenvoll, aber auch nicht ohne Lichtseiten, beschlichen ihn die Sorgen um die Zukunft von Familie und Vaterland — die Inflation hatte um jene Zeit ihre höchste Blüte erreicht —, seine letzten im Fiebertraum gesprochenen Worte galten dem Hause Bismarck und dem Vorgehen gegen das damals völlig bolschewistisch verseuchte Sachsen, gegen das er in der Fieberphantasie die Freikorps einrücken sah.

Am Montag, 1. Oktober, gelegentlich der Einsegnung der Leiche Memmingers im Sterbehaus zu Schonungen, widmete der 1. Vorstand des Histor. Vereins Schweinfurt, Oberbaurat Hch. Zierl, dem Entschlafenen warme Worte des Abschieds und gedachte vor allem seiner der engeren Heimat geweihten schriftstellerischen Arbeit. Auch der Henneberg. Altertums-Verein Meiningen hatte in Memminger ein rühriges Mitglied. In der frühen Morgenstunde des 2. Oktober wurde die irdische Hülle Memmingers auf dem Landweg nach Würzburg überführt und dort am 3. Oktober nachmittags im Familiengrab unter zahlreicher Beteiligung von Leidtragenden beigesetzt. Am offenen Grabe sprachen Vertreter seiner „Adelphia" und des Deutschen Bauernbundes u. a. von Herzen kommende Worte über den Toten. Auch die Presse aller Schattierungen brachte in ihren Nachrufen zum Ausdruck, daß Anton Memminger eine markante Persönlichkeit, ein Mann von hervorragenden geistigen Qualitäten, ein mutiger und unerschrockener Kämpfer für das, was er als wahr und recht erkannte, war und nicht zuletzt ein echter deutscher Mann. Wenn auch sein Körper von dieser Welt geschieden, so werden doch die Spuren seines Geistes nicht so bald verblassen. Sein Bekenntnis hat Anton Memminger auch in der von ihm anläßlich der Errichtung des Familiengrabes im Jahre 1913 verfaßten Grabschrift zum Ausdruck gebracht:

Schau um Dich und in die Ferne,
Durch die Nacht zum Licht der Sterne,
Bau auf Gott und eigne Kraft,
Das ist's, was Erlösung schafft.

August Memminger (Würzburg).

Digitized by Google

19. Meyer, Julius, Jurist und Lokalhistoriker, 1835—1913.

Am 3. Februar 1835 wurde in Ansbach dem Volksschullehrer Johann Georg Meyer der zweite Sohn Julius geboren. — Einfach und schlicht war der Lebensfrühling des neuen Erdenbürgers. Dem mit zahlreichen Kindern gesegneten Volksschullehrer der Biedermeierzeit konnte nur erhöhter Fleiß die Sorge für die Familie erleichtern. Lehrer Meyer war es auch, der Kaspar Hauser mehrere Jahre lang bis zu dessen frühem Tod, 17. Dezember 1833, in Pflege und Erziehung aufgenommen hatte. Als die Söhne zur Schule gingen, übernahm der fleißige Vater noch die Stadtkirchner-Stelle bei St. Gumbertus, als sie für die Hochschule reif wurden, auch noch die Schriftleitung des Ansbacher Morgenblattes bei der Druckerei C. Brügel.

Diese mehrfache berufliche Tätigkeit des Vaters übte auf Julius Meyer, der dem Vater frühzeitig manche Dienstleistung abnahm, wesentlichen Einfluß aus, am nachhaltigsten die Mitarbeit für die Tageszeitung. Hier galt es, sich schnell zu unterrichten, was sich ereignet habe, und dies in leichtverständlicher Sprache darzustellen.

Gleich seinem älteren Bruder Gustav, der als Justizrat in Bayreuth zu hohem Ansehen kam, besuchte Julius Meyer das Ansbacher Gymnasium, das unter Rektor Elsperger und Schulrat Bomhard die klassischen Studien ausgezeichnet pflegte, und für das Studium der Rechtswissenschaft die Universitäten München und Leipzig. Das Doktor-Diplom erwarb er sich 1858 in München gebührenfrei durch Lösung der akademischen Preisaufgabe aus dem Kirchenrecht, über den „Tischtitel" der Geistlichen. Die damaligen Anstellungsverhältnisse in Bayern ermöglichten ihm wohl, mit 24 Jahren die Staatsprüfung abzulegen, aber erst mit 32 Jahren konnte er feste Anstellung als Gerichtsassessor in Ansbach erreichen und seinen Hausstand gründen. Diese richterliche Tätigkeit übte er ununterbrochen bis zum 70. Lebensjahr in seiner Geburtsstadt aus, lange Jahre als Landgerichtsrat und Vorsitzender der Kammer für Handelssachen, dann neun Jahre als zweithöchster Richter und Landgerichtsdirektor für Leitung der Strafkammer.

Als Richter verband Dr. Julius Meyer bei rascher Auffassung gute Rechtskenntnisse mit reicher Erfahrung aus dem täglichen Leben, wie er auch Denkweise und Sprache seiner fränkischen Stammes-

Digitized by Google

genossen in Stadt und Land vorzüglich verstand. Bei gutem Blick für den Kern einer Rechtsfrage grübelte er nicht lange über juristische Feinheiten, sondern liebte kurze Darstellung, rasche Erledigung, kein Hinausschieben einer Berufsarbeit. Wohl konnte er zuweilen auch schroffe, manchmal auch derbe Worte gebrauchen, war dabei aber stets wohlwollend und wieder leicht versöhnt.

Zur Schriftstellerei führte ihn zunächst die Unterstützung des Vaters bei der Redaktion des Heimatblattes, kurze Aufsätze und Berichte aus dem Gerichtssaal, bei denen er sich den gewandten Stil des Journalisten aneignete. Auch seine erste größere Veröffentlichung galt dem Vater. Da dieser als Erzieher Kaspar Hausers nicht nur häufige Kritik, sondern auch böswillige Verdächtigung und Schmähung seines Andenkens erfahren hatte, sollten die 1872 in erster, kurz vor Meyers Ableben 1913 in zweiter Auflage erschienenen „Authentischen Mitteilungen über Kaspar Hauser" nach den gerichtlichen Akten (soweit noch vorhanden) manches Märchen zerstören. Der Verfasser wollte zugleich die Rechtfertigung seines Vaters schreiben und kam so, maßvoller als mancher Kritiker, bewußt zu einer etwas subjektiven Darstellung. Da Julius Meyer nun gleich seinem Vater heftige Angriffe auszuhalten hatte, griff er noch viermal, 1878 bis 1883, zur Feder, um in einzelnen Abhandlungen seine Überzeugung, daß Kaspar Hauser ein Schwindler gewesen sei, zu verteidigen. In der großen Hauser-Literatur gehören diese Bücher Meyers zu den wichtigsten, meist kritisierten Arbeiten.

Wertvoller sind für die Nachwelt Meyers Darstellungen aus der Geschichte seiner Heimat. Seitdem Ritter von Lang den Historischen Verein für Mittelfranken gegründet hatte, widmeten sich vornehmlich Ansbacher Juristen der Sorge, die Aufgaben des Historischen Vereins zu erfüllen. Bei Tagungen gelehrter Gesellschaften in der mittelfränkischen Kreishauptstadt übernahmen sie oft den wissenschaftlichen Festvortrag. So verdanken wir der im Jahr 1885 in Ansbach abgehaltenen Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Urgeschichtsvereine eine der bestgelungenen und gefälligsten Arbeiten Meyers: „Ansbach, eine Heimstätte der Dichtkunst". In diesem selten gewordenen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte finden wir den Minnesänger Wolfram von Eschenbach, Uz und Platen, Goethes Freund Knebel, Güll und viele andere, ihre poetischen Leistungen und die Schicksale aller Dichter unserer Heimat.

Als mit Hänles Tod 1889 die Hoffnung begraben war, von ihm das zweite Heft seiner erst bis 1440 fertiggestellten „Skizzen zur

Digitized by Google

Geschichte von Ansbach" zu erhalten und in seinem Nachlaß sich keine genügenden Vorarbeiten hierfür fanden, entschloß sich Julius Meyer, diese Lücke wenigstens zum Teil auszufüllen. Ein Jahr nach Hänles Tod gab er im Herbst 1890 die „Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken" heraus, einen stattlichen Band mit 276 Seiten. Der Verfasser wählte auch hier die Form von 12 einzelnen Darstellungen, fügte sie aber zu einem geschlossenen Überblick über die fränkische Hohenzollerngeschichte zusammen.

Außerdem brachte Julius Meyer etwa 1880—1912 alljährlich eine Reihe geschichtlicher Aufsätze in der „Fränkischen Zeitung", im Bayerland, im Sammler usw. und erhöhte die Zahl gesonderter, gelegentlich erscheinender Schriften auf 25. Hervorzuheben sind dabei die Beschreibungen des Münsters Heilsbronn, der Schwanenordensritter-Kapelle, Beiträge zur Geschichte der Reichsfreiherrn von Crailsheim und von Seckendorff. Am besten bekannt und am meisten verbreitet sind die von ihm später in vier Bändchen 1908—1911 unter dem Sammelnamen „Onolbina" zusammengefaßten 41 Aufsätze aus allen Gebieten der Ansbacher Stadt-, Landes- und Fürstengeschichte.

Ein besonderer Vorzug dieser historischen Arbeiten ist die flüssige Darstellung und leichte Verständlichkeit. Dr. Julius Meyer hat es ungleich besser als andere gelehrte Historiker verstanden, die Freude an der Heimatgeschichte in breitere Volksschichten zu tragen. Wer sich schnell im allgemeinen über eine Frage der Ansbacher Vergangenheit unterrichten will, wird noch lange zu Meyers Aufsätzen greifen. Obwohl dieser sich nicht berufen fühlte, ein tiefschürfendes ortsgeschichtliches Gesamtwerk herzustellen, hat er durch die große Zahl einzelner Aufsätze doch fast alle wichtigeren Merkwürdigkeiten der Heimatforschung gelegentlich erwähnt, kürzer oder länger, immer klar und anschaulich. So ist durch getrennte Schilderungen ein Gesamtbild für die Kulturgeschichte der Heimat entstanden.

Julius Meyer benutzte mit Vorliebe gedruckte Quellen und baute auf früheren Arbeiten weiter. Neuerliches Durchstöbern der alten Originalurkunden liebte er nicht; für sein Bestreben, die Freude an der Heimatgeschichte in weiten Kreisen zu wecken, kam es mehr auf das Gesamtbild, nicht auf Nachprüfung jeder überlieferten Einzeltatsache an. Ein vorzügliches Gedächtnis und große Belesenheit ermöglichten ihm neben voller Pflichterfüllung im Richteramt die rege schriftstellerische Tätigkeit.

Anerkennungen, Ordens-Auszeichnungen, Erneuerung seines Doktor-Diploms zum 50jährigen Doktorjubiläum und das Ehrenbürger-

Digitized by Google

recht seiner Heimatstadt wurden ihm zuteil. Als rüstiger 76er konnte er noch 1912 wie seit elf Jahren die Schriftführertätigkeit des Historischen Vereins besorgen, im November dieses Jahres noch die neue Auflage seines Hauser-Buches. Am 20. Juni 1913 schied er infolge Kräfteverfalls aus dem Leben.

Eingehenden Nachruf und vollständiges Verzeichnis seiner gedruckten Arbeiten brachte der 60. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken 1914 aus der Feder Bernhard Hofmanns.

Adolf Bayer (Ansbach).

20. **Meyern**, Wilhelm Friedrich von, Offizier und Schriftsteller, 1759—1829.

1762 erschienen in Edinburg die Gedichte Ossians und traten einen Siegeszug an, wie ihn die Welt noch nie gesehen. Das an der rationalistischen Poesie übersättigte Geschlecht begeisterte das geheimnisvoll Verschwommene der Gedichte, und begierig lauschte man dem Nachhall der Urzeit. 1768 ins Deutsche übersetzt, haben sie den tiefsten Einfluß auf die Entwicklung unserer Literatur ausgeübt. Ein junger Schotte hatte sie herausgegeben — angeblich eine Aufzeichnung alter gälischer Lieder —, aber die Wissenschaft stellte dann fest, daß ihm nur ganz wenige Trümmer solcher Lieder zu Gebote standen, und daß eben das, was seine Zeit entzückte, die dämmerhaft-traumhafte Stimmung, die Schilderung einsamer Mondnächte über der Heide, auf der sich die Gestalten der Vorzeit im Nebel stiller Wiesen bewegen, das Werk Macphersons, des jungen Schotten, war. Er hat aber verschmäht, diesen Dichterruhm zu genießen, und erst auf seinen Sarg konnte die Nachwelt den Lorbeer legen.

Ein ähnliches Bild des Verzichts auf wohlerworbenen Ruhm und des Bestrebens, unbeachtet durch die Welt zu gehen, hat, wenn auch in kleinerem Ausmaß, der Sohn unserer Heimat gegeben, dem diese Zeilen gelten. Obwohl er in bedeutenden Stellungen im vollen Licht der Öffentlichkeit ein wirkungsvolles Leben führte, obwohl ein Werk von ihm die Zeitgenossen begeisterte, kennen wir von seinem Leben nur das wenige, was in den Berichten seiner Freunde über ihn aufbewahrt ist — er selbst war die Spuren seines Lebensganges

Digitized by Google

zu verwischen bestrebt, und noch ist es nicht gelungen, ihn ganz aufzuhellen.

Schon von seiner Geburt gilt das — selbst Feuchtersleben, sein Freund, der jahrelang seinen Umgang genoß, weiß deren Ort nicht anzugeben, und keiner der Nachrufe gibt mehr als das: er ist „in oder bei Ansbach" geboren. Da fand sich kurz vor seinem 100. Todestag in dem bei Creglingen gelegenen Freudenbach das Pfarrarchiv der lange aufgehobenen Pfarrei Frauenthal und in ihm das Dokument über seine Geburt und Taufe:

„Dem Gegenschreiber und Zollbereuter Christoph Andreas Meyer und dessen Frau Eheliebsten Friederica Regina, geb. Herbstin, wurde am 26. Januar 1759 ein Söhnlein geboren und Johann Wilhelm Friedrich getauft."

Der Vater starb als Obereinnehmer und Regierungsrat in Bayreuth. Die Mutter war die Tochter des Hofkammerrats Herbst in Cadolzburg, die Stieftochter des Kammerrats Weinhardt in Kloster Heilsbronn. So gehörte er in die Verwandtschaft der Familie von Forster in Nürnberg, und in deren Besitz war sein schriftstellerischer Nachlaß noch 1841 — jetzt aber enthält ihr Archiv keine Kunde mehr von ihm.

Daß er an der Heimat zeitlebens mit inniger Liebe hing, berichtet Varnhagen von Ense ausdrücklich.

Von seiner Jugend wissen wir nur, daß ein an Leib und Seele mißgestalteter Hofmeister ihre erste Zeit ihm vergällte; auch der überstrenge Vater, dem der Sohn zu wenig äußerlich sichtbare Fortschritte machte, verschüchterte ihn und machte ihn früh verschlossen. Schöne Jahre aber verbrachte er dann bei Pfarrer Johann Friedrich Esper, einem begeisterten Freund der Natur, der die Höhlen der Fränkischen Schweiz erschloß und in einem heute noch erfreulich zu lesenden Buch beschrieb. Der pflanzte in die Seele des Knaben die echte Liebe zur Natur und öffnete sein Auge für die Schönheit und die Gesetze der natürlichen Welt. Rührend ist seine Dankbarkeit für alle Liebe, die er im stillen Pfarrhaus genossen; noch in späteren Jahren erklärt er, was Gutes in ihm sei, stamme von diesem Lehrer.

Die erste deutsche Robinsonade, Schnabels „Insel Felsenburg", war sein liebstes Buch; es hat die Wanderlust in die Weite bei ihm geweckt und später sein literarisches Schaffen beeinflußt. Von seinen Studentenjahren in Altdorf und Erlangen hören wir nur, daß er die Rechte studierte und daneben namentlich Geographie. Über den folgenden Jahren liegt ein undurchsichtiger Schleier; er scheint in

Digitized by Google

England Matrose gewesen zu sein. Der Versuch, sich in Amerika anzusiedeln, mißlang. Dann trat er in österreichische Militärdienste bei der Artillerie (das Wiener Kriegsarchiv enthält nur eine Erwähnung des Bombardiers Meyer), und seine Tüchtigkeit brachte ihm einen raschen Aufstieg.

Rätselhaft ist, was ihn zu der Namensänderung und der Geheimtuerei bewog. Das Adelsprädikat hat er wohl sich nicht selbst beibelegt (seine ganze Art macht dies unwahrscheinlich). Varnhagen von Ense schreibt schon: „mein trefflicher Freund Hauptmann von Meyern". Wurzbach, dessen biographisches Lexikon Österreichs aus den besten Quellen schöpft und für grundlegend gilt, nennt ihn in einem großen, warm geschriebenen Lebensabriß „von Mayern, Hauptmann und Schriftsteller". — Rastlos tätig im Beruf pflegte er doch auch die schönen Künste, und in dienstfreien Stunden entstand sein Roman: „Dya-Na-Sore oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Samskritt übersetzt," Wien 1787—1791. Er erschien in drei Bänden, vorzüglich ausgestattet, mit Kupferstichen geschmückt. Seinen Namen setzte er nicht auf das Werk, auch nicht in der folgenden Auflage, und war bemüht, seine Autorschaft zu verheimlichen. Es heißt, er habe überhaupt nicht an die Veröffentlichung gedacht, sondern Freunde hätten die losen Blätter zusammengefügt und ohne sein Wissen zum Druck gegeben. Die zweite Auflage ist denn auch vielfach verändert. Vielleicht ist dies eine Wirkung der Schillerschen Rezension, die 1788 in der Jenaischen Literaturzeitung erschien. Sie ist nicht sehr günstig; er nennt den Roman einen Zwitter von Abhandlung und Erzählung und findet viele Partien monoton, rühmt aber, daß die einförmig gehaltene Fabel einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle diene. Die Erzählung ist in der zweiten Auflage straffer gestaltet, und sie ist dem heutigen Leser wohl mehr zu empfehlen — aber die erste besitzt die Ursprünglichkeit und den Fluß der ersten Konzeption, die zweite verläßt mehr das poetische Element zugunsten des gedanklichen und ist so knapper und schärfer, aber auch kühler. — Der Eindruck des Buches war ein großer, was das rasche Erscheinen der zweiten Auflage schon beweist.

Jetzt erfüllten sich seine Reisepläne. Mit zwei Altersgenossen durchzog er Italien; er genoß und lernte. Kunststudien und Beobachtungen des Zustandes der Menschen und Völker wurden vereinigt. Griechenland und die Türkei waren das nächste Ziel; länger verweilte er in Kleinasien. Sein von dem alltäglichen sehr abweichendes Urteil über den Orient bewies, wie scharf sein Blick auch für fremdartige Verhältnisse war.

Digitized by Google

Der Krieg gegen Napoleon rief ihn zurück, und sein Entwurf zur Landesbewaffnung wurde angenommen. In Tirol und am Rhein war er organisatorisch tätig — es war seine glücklichste Zeit. „Ich habe nur elf Monate gelebt", sagte er im Alter in bezug auf sie. In der Schlacht bei Leipzig zeichnete er sich als Kämpfer und Berater aus.

Da er aber ja auch mit der Kunst vertraut war, wurde ihm die schöne Aufgabe zuteil, mit Canova zusammen die von den Franzosen verschleppten Kunstwerke wieder an ihre alten Stätten zurückzubefördern. Als Berater des Fürsten Schwarzenberg gab er zu manch technischer Erneuerung die Anregung (so konstruierte er bei Wagram Kanonenboote, gab eine Art von Feldtelegraph an) und blieb mit ihm freundschaftlich verbunden; der vielfach zu Unrecht unterschätzte Feldherr starb in seinen Armen.

Nachdem er in Rom und Neapel als Diplomat gewirkt hatte, wurde er pensioniert, erhielt aber, sobald bekannt wurde, daß er durch den Bankrott eines Wiener Bankhauses sein Vermögen verloren habe, eine Stelle als Militärbevollmächtigter bei der Bundesversammlung in Frankfurt und verbrachte dort den Rest seines Lebens.

Der Dienst ließ ihm genügend freie Zeit zur stillen Beschäftigung mit den mannigfachen Stoffen, die er in einem reichen Leben gesammelt hatte — sein Gedächtnis, seine Denkkraft, sein Wille blieben bewundernswert frisch, und die bedeutendsten Männer der Zeit bewarben sich um seine Freundschaft. Am 13. Mai 1829 starb er und wurde in Mainz, wo eine österreichische Garnison war, mit militärischen Ehren beigesetzt.

Die bedeutendsten literarischen Zeitungen brachten über ihn ausführliche Nachrufe. Überall wurde der tiefe Eindruck gerühmt, den sein Wesen und seine Erscheinung auf jeden machte — sein Gespräch voll Geist und Leben, sein treffendes, stets mildes Urteil, seine schlichte, die kleinen Dinge des Lebens mit überlegener Lässigkeit abfertigende Art.

Daß der edle Sonderling aber auch in der Gesellschaft geschätzt war, dafür haben wir in Goethes Briefen einen Beweis. In seinem köstlich bunten Briefwechsel mit Marianne von Eybenberg findet sich eine schöne Schilderung von Meyerns Wesen. Sie wollte eine Begegnung der beiden Männer herbeiführen, was aber leider mißglückte. Als Einführung Meyerns stellt sie ihn Goethe 1805 folgendermaßen vor: „Er wird Ihnen gefallen. Er besitzt Kenntnisse, hat Geschmack und zeichnet selbst sehr artig. Er ist ein schlichter, guter Mensch, still, bescheiden, bedarf daher einiger Aufmunterung."

Digitized by Google

Bild besitzen wir von ihm nur eines, eine wohl gleich nach seinem Tod in Frankfurt gedruckte Lithographie, die als Künstlernamen nur die Buchstaben M. v. L. zeigt.

Wir sehen vor uns einen bedeutenden Kopf, das stark entwickelte Kinn deutet auf festen Willen und Zähigkeit, die hohe, gedankendurchfurchte Stirne auf einen großen Geist. Die Augen blicken schwermütig. Fügt man dazu, was Zeitgenossen von seinem elastischen, jeder Anstrengung trotzenden Körper, von seinem adlerscharfen Blick und seiner Wohlgestalt sagen, so begreifen wir den gewinnenden Eindruck, den er auf alle machte.

Nun entsteht die Frage: „Sollen wir Dya-Na-Sore heute noch lesen?" Noch 1865 wünschte der berühmte Literarhistoriker H. Kurz ihn in der Hand der deutschen Jugend zu sehen — wir aber wagen nicht mehr zu empfehlen ihn als Ganzes zu lesen. Den literarischen Feinschmecker wird der Wohl- und Vollklang der Sprache, der geheimnisvolle Ton des Werks fesseln; aber da alles Romanhafte fehlt (Frauen spielen überhaupt keine Rolle darin), die einst wertvollen, tiefen Gedanken jetzt Gemeingut aller sind, wird sich kein moderner Leser durch die drei Bände mit Genuß durcharbeiten. Dagegen bieten die „Kleinen Schriften", von Feuchtersleben 1842 herausgegeben, dem ernsten Leser heute noch reiche, ungehobene Anregung.

Wenn aber jemand deshalb vergessen ist, weil die von ihm gesäte Saat so reich aufging, daß man darüber den Sämann vergaß, der sie ausstreute, dann erfordert die Gerechtigkeit, daß wir sehen, wie sein Bild im Urteil der Zeitgenossen sich spiegelte. Ich darf deshalb wohl einige Proben zeitgenössischen Urteils über ihn anfügen.

Die eine ist ein sachlicher Bericht über ihn, 1811 von Varnhagen von Ense an den Grafen Schlabrendorf gesandt. Er schreibt:

„Ich machte Meyerns Bekanntschaft vorigen Winter in Prag, und es traf sich, daß er einige Monate lang mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Von seinen früheren Verhältnissen habe ich nur wenig, durch ihn selbst beinahe nichts erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sache zurücktrat. Dazu stimmt auch sein äußeres Leben, das, nach Selbstwahl, in jeder Art enthaltsam, streng und hart ist; er bedarf wenig Schlafes, geringer Kost, seine Kleidung zeigt, daß er ihrer zu keinem Scheine braucht. Beschwerden, Arbeiten und Gefahren scheut er nicht und ist vertraut damit. Durch ihn hätte ich auch nie von seinem Buche ‚Dya-Na-Sore' erfahren; er betrachtete sich davon wie abgelöst und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine strenge Rechtschaffenheit, seine tätige Menschen-

Digitized by Google

freundlichkeit, seine Kenntnisse und Talente, sein Schweigen, wo Reden unnütz gewesen wäre, seine Anspruchslosigkeit haben ihn seit langer Zeit den Großen angenehm gemacht. Ich kann nicht sagen, mit welch innerer Freude ich ihm zuhörte, wenn er abends mir von seinen weiten Reisen erzählte. Die Kriegskunst versteht er in allen Zweigen. Was den Staat angeht, Gesellschaft, Landwirtschaft, Handel, Finanzen, hat er mit tiefem Sinn durchdacht. Meist in katholischer Umgebung ist er strenger Protestant. Die Geschichte rauscht vorüber im Sturm, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Vorborgenen diese Zeit durchleuchtete."

Die zweite Stelle entstammt einem der vielen Nekrologe, die nach seinem Tod erschienen („Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin" 1830), und ist sichtlich von Freundeshand (sicher von Feuchtersleben) verfaßt. Die einleitenden Worte lauten:

Fr. W. Meyern, geb. 1762, gest. den 13. Mai 1829.

„Mit ihm endete ein geräuschloses und bescheidenes, aber doch höchst reiches Leben, von stillem, wenig erkanntem Verdienste still und geräuschlos. Meyern, der Verfasser von ‚Dya-Na-Sore', einem Werk, das vor 40 bis 50 Jahren, bei Beginn der Französischen Revolution, ohne seinen Namen erschien; ein Roman, geistreich und originell, voll erhabener und tiefer Ideen, die die Besseren seiner Zeit so ergriffen, daß ein würdiger Gelehrter in Norddeutschland voll schwärmerischer Bewunderung noch vor 20 Jahren erklärte: ‚Es gibt nur drei klassische Werke: die Bibel, Homer und Dya-Na-Sore.'"

Mißtraut aber jemand den Worten des Freundes als eines Befangenen, so möge er hören, was Fürst Pückler-Muskau, dessen Lebensführung und Weltanschauung wohl den denkbar größten Gegensatz zu Meyerns Art bildet, über ihn sagt:

„Am Totenbett des Fürsten Schwarzenberg stand, zu dem mit voller Geistesgegenwart Sterbenden heilige, tröstende Worte sprechend, ein höchst merkwürdiger Mann, Wilhelm von Meyern, der Verfasser von ‚Dya-Na-Sore', vielleicht der seltsamste und zugleich der edelste Sonderling unserer Tage. Noch als Kadett schrieb er jenes zu seiner Zeit so viel Aufsehen machende Buch. Später verließ er den Dienst und lebte 15 Jahre einsam und nomadisch im Orient, allein mit und im Schoße der Natur. Sein Leben hätte man überhaupt ein indisches Blumenleben nennen können, und alle seine Ansichten waren nur jener Richtung des menschlichen Geistes zugewandt. Eine Blume zu brechen, irgendeine lebende Organisation zu zerstören,

Digitized by Google

blieb ihm jederzeit schmerzlich, und er vermied es gern, wo keine Pflicht entgegentrat."

Er gibt dann eine Würdigung seiner hohen militärischen Verdienste, die ihm viele Orden eintrugen, die er aber nie trug, so wenig wie die Uniform. Oft war sein Zivilanzug so abgetragen, daß die Kameraden dem Zerstreuten einen neuen hinlegen ließen, den er anzog, ohne den Wechsel zu bemerken. In Prag waren ihm in einem Palais fünf große Zimmer eingeräumt; er ließ aber alle Möbel entfernen, und nur ein Tisch, ein Stuhl und ein Strohlager waren sein Mobiliar. So vergaß er auch sein Gehalt zu erheben, denn er bedurfte nichts; seine Nahrung bestand nur aus Gemüse. — Pückler schließt: „Meyern war ein Mann von ungeheuerer Gelehrsamkeit, dichterischer Fantasie, unermüdlich tätig, alles mit einer unglaublichen Milde der Formen, der Denkweise und des Ausdrucks gepaart. Selbst fast ohne Bedürfnisse, war doch niemand nachsichtiger gegen die Schwächen seiner Mitmenschen, und sein Wort war so trostreich, so beschwichtigend, daß Herr von Prokesch meinte, selbst ein Todesurteil würde man aus seinem Munde mit Ruhe vernommen haben."

E. von Feuchtersleben hat 1840 „Dya-Na-Sore" neu herausgegeben, 1842 die gedankentiefen kleinen Schriften.

Es sei mir erlaubt, noch kurz von „Dya-Na-Sore" zu sprechen. Es ist ein Staatsroman, ein unter dem Druck der damaligen politischen Verhältnisse entstandener Versuch, im Bilde fremder Staaten Vorschläge zur Verbesserung der eigenen Staatsverwaltung und des ganzen moralischen Zustandes des Staates zu machen. Rousseau wirkte auf ihren Inhalt, Ossian bei Meyern auf die Form ein. Die Anregung zu ihm gab wohl hauptsächlich Wielands goldener Spiegel. Als Schauplatz ist das damals völlig unbekannte Tibet gewählt; die beliebte Einkleidung, dem Verfasser sei eine Handschrift in fremder Sprache vorgelegen, benützt auch Meyern und der Titel lautet: „Dya-Na-Sore oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Samskritt übersetzt." Angeblich ist die Quelle eine Schrift, die ein chinesischer Gelehrter im Tempel zu Lahassa fand und die ihm ein Freund übersetzt schenkte. Die Einkleidung ist aber nur ganz oberflächlich verwendet.

Der Gang der umfangreichen Erzählung ist folgender:

Ein Kreis von Brüdern soll ausziehen aus dem vergewaltigten Vaterland und sich im fremden Land im Kampf mit der Natur, im Verkehr mit den großen Geistern und den Gleichgesinnten anderer

Digitized by Google

Völker dazu stählen, das Vaterland wieder aufzurichten. Mit hinreißender Liebe zu ihm, mit strengster Arbeit an sich, mit der glühenden Sprache eines Propheten begeistert er den Leser für diese Idee. Aber über das eigene Volk hinaus denkt er an die Menschheit, der er durch eine auf sittlichem Fundament erbaute Gesetzgebung das Glück bringen möchte. Die vier Söhne verlassen Vater und Heimat, um eine Wanderung zum Heiligtum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefahrvolle Reise durch menschenleere Wüsten, über Abgründe, steile Gebirge und reißende Ströme. Auf großem Hintergrund spielt alles sich ab. In der Heimat der Menschheit, in Indiens Bergland, bereiten sich so die Jünglinge für ihre Aufgabe vor, hören von den Alten Worte der Weisheit, und nach allen Seiten wird besprochen, was geistig, kriegerisch, wirtschaftlich nötig ist, das gesunkene Vaterland wieder aufzurichten. Ein Geheimbund von leitenden Meistern und begeisterten Jünglingen soll dieses Ziel erreichen. Auf die eigene Zeit wird nicht Bezug genommen, doch schimmert sie überall durch. Wir staunen, welch prophetischer Blick sich hier mit der durchdringenden Kenntnis der Wirklichkeit verbindet. Und das alles ist in bilderreicher, lyrisch-weicher Sprache gegeben; aber in Wielandsche leichte Art hinein fügt sich plötzlich die tönende Fülle schwerer Satzgefüge. Wie im Ossian sind die Natur und die Gestalten überall aufeinander abgestimmt, aber nicht im Dämmerlicht von Schottlands Nebel stehen wir, sondern Indiens Sonne scheint klar herab auf das Geschlecht, das dem Schwertschlag des zukünftigen Freiheitskampfes lauscht.

Und dieser Zusammenklang von Mensch und Natur, in solch männlichem und doch weichem Ton erklingend, kann heute noch uns fesseln.

Auf seine Zeit machte es Eindruck wie selten ein Werk; wir hörten schon, wie noch Jahrzehnte nachher ein norddeutscher Gelehrter urteilte, daß ihm der Platz nach der Bibel und Homer gebühre.

Jahn schreibt auf ein Stammbuchblatt 1799 Gedanken aus „Dya-Na-Sore" und fügt bei: „Diese Gedanken aus dem Meisterstück des achtzehnten Jahrhunderts enthalten das Glaubensbekenntnis Deines Freundes. So will er stets handeln, so wird er handeln." Und später erzählt er einem Freunde, als sie an der heute Jahnshöhle genannten Grotte bei Giebichenstein vorbeikamen: hier sei ihm beim Lesen von „Dya-Na-Sore" eine ganz neue Welt aufgegangen, und aus diesem Buch habe er die erste Anregung zu seinem volkstümlichen Tun geschöpft. (Als die beiden Männer sich 1815 in Paris trafen, scheint

Digitized by Google

sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen entwickelt zu haben.)

Die Blüte der deutschen erzählenden Literatur, die bald einsetzte, ließ unseren Roman keinen bleibenden Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Romans gewinnen; aber in Jean Pauls „Titan" klingen Töne aus ihm nach und unverkennbar beeinflußt, vielleicht angeregt von ihm ist Hölderlins Hyperion.

Feuchtersleben faßt Meyerns Wesen in einem Vergleich zusammen: „Sittlicher als Montaigne, tiefer als Labruyère, praktischer als Jacobi, schärfer und bestimmter als Herder, hat er etwas von allen diesen, und etwas dazu. Der Geist, aus dem er alles sagt, verleiht seinen Worten ihren Wert."

Das Männliche hat er in einer schwächlich gewordenen Zeit betont, einem Fichte gleich mit geistiger Tat um das gerungen, wofür er auf dem Schlachtfeld sein Leben einsetzte. Und das Ringen war nicht vergebens: seine Worte waren dem Samenkorn gleich, das später aufgeht und Früchte trägt, und in einer Zeit, in der das vaterländische Empfinden in Deutschland aufs tiefste gesunken war, hat er zu den Vorgreifern gezählt, die mit Wort und Tat eine bessere Zeit herbeiführten.

Quellen: E. von Feuchtersl ebens Vorrede zur Ausgabe der kleinen Schriften Meyerns. Wien 1842. — Constant von Wurzbach: Österreichisches biographisches Lexicon 1855—1891. XVII. Bd. — Albin Schanil: Altösterreichische Offiziere. Prien 1913. S. 47 ff. — Adolf Schönbach in der Allgem. Deutschen Biographie. — Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten 1843—46. IV. V. 9—19. — Lewald: Europa. 1837, S. 363 ff. — C. F. Hock in Wien. Zodiacus. 1836. S. 113—132. — Th. Mundt in den Dioscuren. I. Teil. 1836. — A. von Prokesch-Osten: Kleine Schriften. 1842. IV. S. 89—104. — Pückler-Muskau: Südöstlicher Bildersaal. Stuttgart 1840. — (E. von Feuchtersleben). Nekrolog in den „Zeitgenossen". III. 2. Leipzig 1830. — Adolf Bäuerle beschreibt sein Äußeres in der Theater-Zeitung Wiens 1842. — Die Schillersche Kritik erschien in der Jenaischen Litteratur-Zeitung. 1788. I. 204—205. Abgedruckt in der Hempelschen Schiller-A. XIV. 305. — Jahns Werke, ed. Euler. Hof 1887. I. L. 347. 492. II. 664. — Jahns Turnwesen von Rudolf Körner in „Forschungen zur Brandenburgischen Geschichte". 41. Bd. 1. Hälfte S. 46 ff. — Josef Pauscher: Dya-Na-Sore, ein Staatsroman. Programm der Ober-Realschule in Jägerndorf 1911. Dort sind alle bekannten (23) Rezensionen und Nachrufe verzeichnet. Wilhelm Kunze: W. Fr. Meyerns Dya-Na-Sore, ein fränkischer Roman. Heimat-Kurier, Nürnberg 1935. Nr. 17. — Meyerns Bild ist wiedergegeben in Th. Stettner: Aus Ansbachs und Frankens vergangenen Tagen. Ansbach 1928.

Werke: Dya-Na-Sore oder Die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Samskritt übersetzt. Wien und Leipzig bei J. Stahel 1787. II. Teil 1790, III. 1791. Bd. I. 1791 neu bearbeitet. 2. Auflage in 5 Teilen. Leipzig bei Schaumburg 1800. 3. Aufl. Wien 1840 bei J. Klang, besorgt von E. von Feuchtersleben. (Sie ist ein wörtlicher

Digitized by Google

Abdruck der Ausgabe von 1800.) — Die Regentschaft. Ein Trauerspiel. (Nach Jane Shores gleichnamigem Drama. Zu Richards III. Zeit in England spielend. Unbedeutend.) Grätz (sic!) 1796. (Abdul Erzerum: „Persische Briefe", Wien 1787, wird ihm irrtümlich zugeschrieben.) — Hinterlassene kleine Schriften, hrsg. von E. von Feuchtersleben. Wien 1842. 3 Bände. Briefe von ihm sind abgedruckt bei Feuchtersleben; in den Dioskuren 1835, 1836, im Zodiacus 1836.

Thomas Stettner (Ansbach).

21. Mölter, Georg von, Bayerischer Generalmajor, 1775—1846.

Kaum wird man das Motto „Alles durch eigenes Verdienst" mit mehr innerlicher Berechtigung über die Lebensbeschreibung eines Sohnes des Frankenlandes setzen dürfen wie über die des am 5. August 1775 in Bastheim bei Mellrichstadt geborenen und am 25. Oktober 1846 in Landau in der Pfalz als Kommandant dieser damaligen deutschen Bundesfestung gestorbenen, königlich bayerischen Generalmajors Georg von Mölter. Aus engen, wenn nicht ärmlichen, Verhältnissen heraus hat sich dieser Sohn der Rhön in dem militärischen Beruf anfangs langsam, dann immer entschiedener durchgesetzt, um nach mehr wie fünfzigjähriger, makelloser Dienstzeit auf einer der verantwortungsvollsten Kommandostellen des damaligen bayerischen Heeres zu sterben. Dazu gehörte Mölter fraglos zu den wertvollsten Kräften, die das Gebiet des früheren Fürstbistums Würzburg zur Neugestaltung des ruhmreichen Bayernheeres in der Zeit deutscher Knechtung wie der nationalen Befreiung beisteuern konnte.

Der Name „Mölter" spricht dafür, daß irgendwann die Vorfahren unseres Generals, wahrscheinlich irgendwie mit dem Müllerhandwerk verwandt, aus Norddeutschland eingewandert sein dürften. Jedenfalls war diese familienkundliche Tatsache längst vergessen als sich am 29. Mai 1795 der zwanzigjährige Georg Mölter entschloß als Kadett in das damalige, fürstbischöfliche Dragonerregiment Bubenhofen einzutreten. Außer der Erleichterung, nicht ganz von der Pike herauf dienen zu müssen hat dem jungen Marssohn der Offizierstitel seines bejahrten Vaters, des „Landleutnants" Adam Mölter, wenig zu weiterem Fortkommen zu helfen vermocht. Waren doch von alters her in dem niemals unbedeutenden Aufgebot militärischer Kräfte der beiden fränkischen Bistümer die wichtigeren und alle gut

Digitized by Google

dotierten Stellen fast ausschließlich den jüngeren Söhnen des Stiftsadels vorbehalten, soferne diese nicht vorzogen, die noch aussichtsreichere geistliche Laufbahn zu ergreifen. So hatte schon Adam Mölter ein langes Leben dazu verwenden müssen, um sich zum Leutnant und Regimentsadjutant in der gleichen Truppe „hinaufzudienen", in die sein Sohn als Offiziersanwärter eintreten sollte. Die Stelle eines Land-Leutnants, späteren Hauptmanns in seinem Heimatsort Bastheim war der kärgliche Lohn für diese lange Dienstzeit gewesen. Die Erkenntnis, daß er selbst diese bescheidene Laufbahn in erster Linie seiner, unter den Unteroffizieren jener Tage nicht allzu häufigen Fertigkeit im Lesen und Schreiben zu danken habe, vermochte den alten Landwehroffizier dazu, seine bescheidenen Mittel in erster Linie auf eine möglichst gute wissenschaftliche Ausbildung seiner beiden Söhne zu verwenden. Auch dies war nur bei höchster Einschränkung möglich. Bestand doch die ganze Besoldung eines damaligen Hauptmanns im Landregiment Würzburg aus 18 Gulden monatlich und jährlich 6 würzburgischen kleinen Maltern Korn. Als eine ganz besondere Vergünstigung mußte es Adam Mölter schon ansehen, daß der Amtssitz seines, das Gebiet der mittleren Rhön umfassenden Bezirks, nach Bastheim verlegt wurde, wo die Bewirtschaftung eines kleinen Gütchens die Familie knapp genug über Wasser hielt. „Die Kaplane von Bastheim", schreibt später Josef, der ältere der beiden Brüder, „brachten uns die Anfangsgründe des Lateins bei, so gelegentlich, in der Woche ein- oder zweimal, so daß wir erst ziemlich in den Jahren vorgerückt, auf das Gymnasium zu Münnerstadt, 4 Stunden von Bastheim, kamen". Lesen und Schreiben erlernten die Jungen bei den Eltern, ebenso die Feldarbeit, dazu wurden sie nach der gleichen Quelle „zu aufrichtiger, nüchterner Frömmigkeit ohne Heuchelei und Frömmelei angehalten und zu lauter guten Grundsätzen für das Leben erzogen".

Noch schwerer empfand die Mutter nach dem Tode Adam Mölters die Verpflichtung zur weiteren Ausbildung beider Söhne und einer Schwester. Belief sich doch ihre ganze Pension auf nur 22 Gulden im Jahr. Doch unterstützte der ältere, dem geistlichen Beruf in Würzburg zustrebende Josef den jüngeren Bruder dadurch, daß er ihn zu sich nahm: Beide mußten durch Stundengeben den größten Teil ihres Unterhalts selbst verdienen. Zum großen Schmerz der Mutter konnte sich der lebhafte phantasiebegabte Georg nicht dazu entschließen ihrem Lieblingswunsch nachzugeben, um gleich dem älteren Bruder „geistlich zu werden".

Digitized by Google

Vielmehr hatte der schon früh zutage tretende „resolute und hitzige Charakter" des jüngeren Mölter schon sehr bald in ihm den Wunsch erweckt, Jäger oder Soldat zu werden. Schon als Knabe in Bastheim war er stets der Anführer bei jeder Art soldatischen Spiels gewesen. Dazu kam eine überraschend schnelle Auffassung für alles Militärische. Als einst der Vater aus der Zeitung vorlas, daß die Österreicher die Festung Belgrad mit feurigen Kugeln beschössen, organisierte Georg sofort die kleine Schar seiner Gespielen in zwei Parteien und ließ die Angreifer eine alte, die Donaufestung darstellende Schäferhütte so lange mit in angezündete Hanfballen gewickelten Steinen bewerfen, bis das Dach zu brennen anfing und die „Türken" die Verteidigung „ihrer Festung" aufgeben mußten.

Natürlich gaben die im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts immer bedrohlicher gegen das alte, in seinen Grundfesten wankende „Heilige Reich deutscher Nation" heranbrängenden Revolutionskriege dieser ererbten und eifrig weiter entwickelten militärischen Veranlagung steigende Unterstützung. Zwanzigjährig trat Georg Mölter im Mai 1795 bei den Würzburger Dragonern ein und rückte bereits am 28. September des gleichen Jahres zu der, aus zwei Eskadronen dieses Regiments bestehenden Felddivision an den Rhein aus. Allgemein galt diese kleine Abteilung im kaiserlichen Heere als eine Vorzugstruppe. Aber ihre durchschnittliche Verwendung als Stabswache beim Hauptquartier war infolge der damit verbundenen Zersplitterung für ihre Mitglieder wenig geeignet um sich im Kampf durch tapfere Reitertaten auszuzeichnen. Auch Mölter litt unter diesem Mißgeschick, obwohl ihn sein Kommandeur schon bald wegen seiner Brauchbarkeit und Verlässigkeit als Adjutant der Division verwenden konnte. In der blutigen Unglücksschlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 zeichnete sich der Kadett Mölter durch Tapferkeit und Charakterfestigkeit ganz besonders aus. Trotzdem: Sechs Jahre und ebenso viele harte Feldzüge waren vorübergegangen und der junge Kriegsmann stand immer noch auf der allerunterſten Stufe der Offizierslaufbahn, obwohl er von 1797 ab fast unausgesetzt Offiziersdienste getan hatte. Beim Freiwerden jeder Leutnantsstelle schlug Major von Warnsdorf seinen oft bewährten jungen Helfer immer wieder vor, umsonst, Mölter blieb Kadett. In einer kriegerischen Epoche, wo drüben beim Erbfeind, den Franzosen, die Marschallstäbe für jeden Tüchtigen zu erringen waren, mußte der tapfere junge Soldat zusehen, daß eine freiwerdende Stelle nach der andern an junge Angehörige des heimischen

Digitized by Google

Stifts- oder Geburtsadels fiel, die „des Studierens müde geworden waren". Umso höher ist es anzuschlagen, daß Mölter aus Anhänglichkeit gegen die Heimat wiederholt den Antrag abwies, als Leutnant in österreichische Dienste überzutreten. Endlich, am 1. Mai 1801, wurde Georg Mölter im heimischen Dragonerregiment Unterleutnant, um am 29. November des nächsten Jahres in diesen Reihen in kurpfalz-bayerische Dienste überzutreten. Am 1. April 1803 wurde dann aus den mit den Hochstiften Würzburg und Bamberg übernommenen Dragonern und Husaren sowie einem Teil des, in Düsseldorf beheimateten, Leibdragonerregiments das 4. kurpfalz-bayerische Chevauxleger-Regiment errichtet. Der von Würzburg übernommene Generalmajor Freiherr v. Bubenhoven erhielt Kommando und Inhaberschaft des Regiments, das 1811 die Nummer 6 gegen seine bisherige eintauschte und bis zum Ende des Weltkriegs allezeit ein vorwiegend fränkisches Regiment geblieben ist. Die ersten Standorte der Bubenhoven-Chevauxlegers blieben denn auch die altvertrauten, Bamberg und Forchheim.

In der noch zu wenig in ihrer Bedeutung für die deutsche Heeresgeschichte gewürdigten Neuschöpfung des Kurfürsten und späteren ersten bayerischen Königs Max Josef waren militärischem Streben und Auszeichnung ganz andere Möglichkeiten geöffnet wie in den kleinen, von Kastengeist beherrschten, früheren Kontingenten deutscher Kleinstaaten. „Hier wurde", wie es in dem gleichzeitigen Reiterlied Schillers heißt, „der Mann nur gewogen." Ein frischer Geist ging daher durch die verjüngten bayerischen Reiterregimenter und kühner Tatendrang spornte ihre Offiziere zu außergewöhnlichen Leistungen an.

Beim Angriff auf den Tiroler Paß Lueg, einer der schönsten Taten der bayerischen Reitergeschichte, wurde Leutnant Mölter am 3. November 1805 verwundet. Aber schon am 12. des gleichen Monats machte er trotzdem den weiten Ritt nach der böhmisch-mährischen Grenze mit, wo sich im Gefecht zwischen Iglau und Stecken das Bubenhoven-Regiment, jetzt unter Kommando des Obersten Graf Preysing, seltene Lorbeeren erbeutet hat. Die Schlacht bei Austerlitz entschied dann den Krieg und Ende Januar 1806 traf das Regiment, das seit dem ersten Tag dieses bedeutsamen Jahres ein „königlich bayerisches" geworden war, in seinen Standorten im Frankenland wieder ein.

Im Preßburger Frieden hatte Napoleons Willkür Unterfranken neuerdings von Bayern losgerissen und aus den alten Bischofslanden am mittleren Main dem Erzherzog Ferdinand von Österreich-

Digitized by Google

Toskana, damals Kurfürst von Salzburg, ein kurzlebiges Großherzogtum Würzburg geschaffen. Wieder trat an die im Militärdienst befindlichen Söhne dieses Landes die Frage heran, ob sie der engeren Heimat in ihrem von dem französischen Usurpator willkürlich geleiteten Schicksal oder dem jungen bayerischen Heere Treue halten wollten. Unter dem 28. März 1806 entschied sich Georg Mölter dahin, daß er „mit Freuden bereit wäre seiner Majestät, dem König von Bayern auch weiterhin zu dienen". Im gleichen Jahre erwählte ihn der Held von Iglau, Graf Preysing, zu seinem Regimentsadjutanten und am 6. Februar 1807 stieg Mölter zum Oberleutnant auf. Der neue Krieg gegen Preußen hatte zunächst das Chevauxlegersregiment Bubenhoven am Inn, Österreich gegenüber, festgehalten. Erst Ende Mai 1807 marschierte es mit der bayerischen Brigade Vinzenti nach dem, damals schwedischen, Vorpommern und kreuzte hier bei Demmin und Dammgarten die Klingen mit schwedischen Husaren und Dragonern. An der Ostsee hatten die Chevauxlegers aufreibende Küstenwacht der schwedischen Scheerenflotte gegenüber und waren an einem gelungenen Handstreich zu Schiff auf die Insel Rügen mit Erfolg beteiligt. Nachdem Stralsund sich unrühmlich ergeben hatte, erfolgte der Heimmarsch nach Nordbayern. Oft und mit Vorliebe erzählte der spätere General scherzend von diesem, „seinem einzigen Feldzug zu Wasser und zu Lande".

Im Gegensatz zu 1806 kamen drei Jahre später im zweiten Krieg gegen Österreich, die Bubenhoven-Chevauxlegers mit als die ersten an den Feind. An den Vorpostenkämpfen Mitte April dieses Jahres zwischen Erding und Freising dann in der Verfolgungsschlacht bei Landshut nahmen sie ganz besonderen Anteil. Bei Schierling wurde dem neuen Regimentskommandeur an der Seite Mölters der Arm zerschmettert und bei Eggmühl stürzte dieser bei dem berühmten Angriff seines Regiments auf die österreichische Artillerie so unglücklich, daß er nach Neuburg a. d. Donau ins Lazarett verbracht werden mußte. Kaum im Stande wieder ein Pferd zu besteigen, eilte Mölter dem Regimente nach, als dessen neuen Kommandeur er einen alten Würzburger Kameraden aus der Zeit seines Eintritts, den tapferen Oberst Karl Diez, antraf. Die Gefechte bei Linz, am Luegpaß und bei Rattenberg in Tirol bildeten die Hauptkampftage der Bubenhoven-Chevauxlegers in diesem Bruderkrieg. Bei dem letztgenannten Gefechte zeichnete sich Mölter derart aus, daß der Oberstkommandierende, der französische Marschall Lefèvre, ihm in seiner elsässischen Mundart zurief: „Hett er de Orde" — gemeint war das Kreuz der

Digitized by Google

Ehrenlegion — „noch nett"? — — „Nein, Euer Exzellenz!" — — „Sollscht'n hänn, sollscht'n hänn, min Sohn", rief ihm der alte Haudegen nach. Allerdings war dies Versprechen ein Wechsel auf vier Jahr Sicht. — Besonders schwere Anforderungen stellte der zweite Rückzug aus Innsbruck an die hier meist abgesessen kämpfenden bayerischen Reiter. Dagegen bot der hierauf folgende dritte Einmarsch in Tirol infolge des endlich, einer erdrückenden Überlegenheit gegenüber, erlahmenden Widerstandes des tapferen Bergvolkes kaum mehr Nennenswertes. Am 27. Oktober 1809 wurde der nun 34jährige Offizier zum Rittmeister in seinem Regiment befördert. Aber erst im nächsten Jahre traf er in Schweinfurt, der ihm angewiesenen Garnison ein. Hier amtete in der Nähe, zu Rimbach bei Volkach, seit kurzem sein älterer Bruder Josef, den Mölter oft mit Recht als „seinen zweiten Vater" bezeichnet hat. Noch lange später erwähnte der anspruchslose alte Soldat der Tage seines Aufenthalts „in der elenden Pfarrhütte zu Rimbach" als der schönsten Zeit seines Lebens.

Den Marsch der unglücklichen „großen Armee" Napoleons nach Moskau machte Rittmeister Mölter in der berühmten bayerischen Reiterdivision seines früheren Obersten, jetzigen Generalmajors, Graf Preysing mit. In dem Kosakengefecht bei Ghait, gegen gewaltige Übermacht, und in der blutigen Schlacht an der Moskwa, einem seltenen Ruhmestag von Bayerns Reiterei, zeichnete sich unser Unterfranke derart aus, daß er zweimal im amtlichen Bericht namentliche Erwähnung fand. In der Vorhut der französischen Armee zog Mölter dann mit seiner Schwadron in die riesige Zarenstadt ein, es geschah am 14. September 1812. Noch Jahrzehnte später beteuerte der weit umhergekommene Veteran, daß Moskau von allen Begebnissen eines bewegten Lebens den größten Eindruck in seinem Erinnern hinterlassen habe. Neue Schlachtfelder wie die von Zarachewo, Massiscovo und der Wiazma, neue Entbehrungen in der sich weiß und winterlich färbenden, erstarrenden Steppe Rußlands schwächten das Regiment Bubenhoven derart, daß es nur mit noch zweihundert Pferden den Marsch auf Smolensk antreten konnte. Kaum ein Dutzend, meist Schwerverkrüppelter sollten ihn überleben. Mölters außergewöhnliche Spannkraft, seine anerzogene Genügsamkeit und Härte gegen sich selbst, endlich ein selten treuer niederbayerischer Bursche und ein gutes Pferd haben vereint diesen wertvollen Soldaten seinem Lande im allgemeinen Zusammenbruch erhalten. Es ist bezeichnend für seine soldatische Denkweise, daß er bis zu seinen

Digitized by Google

letzten Tagen die Lockerung der Manneszucht in Moskau als die wichtigste und hauptsächlichste Ursache der unfaßbaren Katastrophe bezeichnet hat. Aber stärker wie alle Widerstandskraft waren die ausgehaltenen übermenschlichen Leiden und Entbehrungen. Halb erblindet, kam Mölter auf deutschem Boden an. Der treue Bruder, er war unterdessen zum Stadtpfarrer von Schweinfurt aufgerückt, pflegte den Soldaten wieder gesund.

Am 16. März 1813 wurde der Rittmeister zum Major im Chevauxlegers-Regiment König (bis 1919, 4. Chevauxlegers-Regiment) befördert. Jetzt endlich nach 18 Dienstjahren gab ihm seine Stellung die Möglichkeit, nicht bloß durch persönliche Tapferkeit sondern als militärischer Führer zu zeigen, was er konnte. Als einzig derzeit verfügbarer Stabsoffizier hatte der Major dazu das Glück, während zweier Kriegsjahre das Regiment zu führen. Dessen hier befestigter Schlachtenruhm ist deshalb mit dem Namen Mölter untrennbar verknüpft. Da es sich außerdem beim 4. Chevauxlegers-Regiment infolge der Verluste in Rußland um eine fast ausschließlich neu aufgestellte Rekrutentruppe handelt, ist das Verdienst des Kommandeurs entsprechend noch höher zu werten. Im Übungslager von Schwabing empfing unser Mölter, gerade noch im letzten möglichen Augenblick, aus der Hand seines Königs die ihm so oft von den Franzosen versprochene Auszeichnung der Ehrenlegion; darauf rückte er mit seinem Regiment zunächst zum bayerischen Beobachtungskorps am Inn ab, um dann nach dem sehnlichst erwarteten Vertrag von Ried den langen, die junge Truppe stark angreifenden, Marsch zum Main gegen die Rückzugslinie Napoleons mitzumachen. Es lag hauptsächlich am Erlahmen der Verfolgung bei Blüchers Truppen nach der Entscheidung von Leipzig, wenn des bayerischen Feldherrn Wrede kühn geplanter und energisch durchgeführter Versuch, das Heer des Soldatenkaisers bei Hanau abzufangen, nicht mit vollem Erfolg endigte. Jedenfalls hat die fast ausschließlich aus Neulingen im Soldatenhandwerk bestehende bayerische Reiterei den alten Kürassierveteranen Nansouty's gegenüber außerordentliches geleistet. Die Verluste waren entsprechend schwere. So verlor Mölters Regiment an Toten 2 Offiziere, 36 Mann, an Verwundeten 4 Offiziere, 19 Reiter, dazu 53 Pferde, also über ein Zehntel des Bestandes. Aber das Rekrutenregiment hatte mit Ehren seine Feuertaufe bestanden und rückte nun, wenn auch mit schwachen Rotten, gehobenen Geistes über Kehl und Freiburg zum Rheinübergang bei Basel. Das denkwürdige Ereignis ging am 22. Dezember 1813 vor sich. Nach

Digitized by Google

vielen Scharmützeln und Gefechten mit Milhauds aus Spanien zurückgeholten Dragonern wurde Mitte Juni St. Dié erreicht, das die Bayern hundert Jahre später in St. Diebel umgetauft haben.

Wiederum, wie bei Hanau, standen bei Brienne dann Mölters Chevauxlegers Napoleon gegenüber. Hier ritt der Major an der Spitze seines Regiments am 2. Februar die berühmte Attacke der bayerischen Chevauxlegersbrigade Diez mit, die den Franzosen zwei, von Napoleon kurz zuvor zur Deckung des Rückzugs, selbst in Stellung geführte Gardebatterien kostete. Wenig fehlte hierbei, daß der Kaiser in bayerische Gefangenschaft fiel. Major Mölter war an dieser hervorragenden Waffentat persönlich beteiligt. Dicht neben ihm wurde im Handgemenge sein Adjutant, Leutnant Schätzler, verwundet. Die Ernennung zum Max-Josef-Ritter und die Auszeichnung mit dem russischen St. Annenorden zweiter Klasse, bildeten die äußeren Zeichen des Ruhmes, den dieser stolze Tag unserm tapferen Unterfranken brachte. Auf sein Regiment aber ging eine, in dieser Zeit noch äußerst seltene, Flut wohl verdienter Auszeichnungen nieder. Harte Winterkälte, sie erinnerte mit einem Thermometerstand von über 20 Grad Kälte oft an russische Verhältnisse, und der gewandte Widerstand der Franzosen unter Führung ihres immer noch vergötterten Kaisers erschwerten den weitern Verlauf des Feldzugs sehr. Noch zweimal, bei Bar- und bei Arcis sur Aube hatten die bayerischen Königschevauxlegers unter Anführung ihres Major Mölter, Gelegenheit ihre Säbel mit der schweren Reiterei des Korsen erfolgreich zu kreuzen. Dann rückte das Regiment, am 1. April 1814, durch die Vorstadt St. Anton in Paris ein. Sein Siegeseinzug in der heimischen Garnison führte das ruhmbekränzte Regiment, genau ein Jahr nach seinem Ausmarsch, nach Augsburg zurück. Schon zehn Tage später schloß von Mölter in Schweinfurt den treuen Bruder, „seinen lieben Pfarrer", wie er ihn zu nennen pflegte, in die Arme.

Noch ein zweitesmal sollten die Trompeten die bayerischen Königschevauleger gegen den französischen Usurpator ins Feld rufen. Begeistert folgten sie im ersten Frühjahr 1815 diesem altgewohnten Klang. Aber außer den unbedeutenden Gefechten bei Saarbrücken, Saargemünd und Marsal bot nur noch der Verfolgungsmarsch des, über 60 000 Mann starken, bayerischen Korps hinter den Streitkräften des Marschall Davout her über die Loire einiges militärische Interesse. Mölter pflegte deshalb später diesen ganzen Feldzug nur als die „große Militärpromenade nach Frankreich" zu bezeichnen.

Digitized by Google

Mit ihr schloß die lange Reihe von Feldzügen für unsern in ihnen gealterten Veteranen ab.

Bis zum Jahre 1818 hielt sich v. Mölter bei seinem Regiment in Saargemünd im Rahmen der in Frankreich zurückgebliebenen bayerischen Okkupationstruppen auf. Dann kehrte er mit demselben in die, ihm seit langem wohl vertrauten, Standorte Bamberg und Bayreuth zurück. Von ersterer Stadt aus konnte er, in kurzem Ritt, das Städtchen Eltmann erreichen, wo Bruder Joseph jetzt als Pfarrer weilte. Am 21. August 1827 übernahm Oberst von Mölter als Regimentskommandeur, das 5. Chevauxlegers-Regiment Leiningen und marschierte an seiner Spitze in die Pfalz, die ihm nun für den Rest seiner Tage eine zweite Heimat werden sollte.

In Zweibrücken feierte v. Mölter sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum.

Sein Regiment, ebenso wie die Bubenhoven- und Königschevauxlegers, nahm an diesem seltenen Jubiläum ihres „Vaters Mölter" innigen Anteil, das Offizierskorps stiftete ihm einen Ehrensäbel. Trotz der Spannung, die das Hambacher Fest und das fortgesetzte Wühlen meist landfremder demokratischer Elemente in diesem, sich nach einer halb menschenalterlangen Entfremdung, nur schwer an Bayern zurückgewöhnenden Lande erregt hatte, gewann v. Mölter hier in der alten Wittelsbacher Herzogsstadt, wie ab 29. August 1837 in Landau als Generalmajor und Kommandant dieser wichtigen Bundesfestung, bald die Liebe und das Vertrauen der Bevölkerung. Er betrachtete es mit Recht als einen besonderen Vertrauensbeweis seines Königs, daß gerade er in schwerer Zeit auf diesen verantwortungsvollen Posten gestellt wurde. Landau ist denn auch dem, unter Einfluß seiner Kriegs-Leiden und -Verwundungen rasch Alternden dann wirklich zur zweiten Heimat geworden. Insbesondere seinen schönen Garten „im Fort" pflegte der General mit Hingebung und fühlte sich hier glücklich. Zu einer Heirat konnte sich v. Mölter nicht mehr entschließen; das habe er, wie er sich zu äußern pflegte, „vor lauter Dienstmachen verpaßt". In Wirklichkeit hinderte ihn an der Gründung einer eigenen Familie wohl hauptsächlich die früh übernommene Sorge für die verwaisten Kinder seiner verstorbenen Schwester im heimatlichen Frankenland.

Noch einmal, 1842, beschloß General v. Mölter sein liebgewordenes, wenn auch „von Lästerzungen übergeifertes, goldenes" Landau zu verlassen, um in Kissingen und Brückenau Heilung von einem, immer qualvoller werdenden Luftröhrenleiden zu suchen, seine Verwandten

Digitized by Google

und den geliebten Bruder noch einmal zu sehen. Pfarrer Mölter erschrack über die Fortschritte, die das Leiden des Generals gemacht hatte. Beschleunigt mußte die Rückfahrt in das wegen seines außerordentlich milden Klimas für den Kranken allein noch erträgliche Landau angetreten werden. Aber die hier eingetretene Besserung sollte sich bald als ein letztes Aufflackern der Lebenskräfte herausstellen. Am 25. Oktober 1846 ist dann in der Queichfestung Georg v. Mölter sanft entschlafen.

Wie sehr er seinen dortigen Mitbürgern, trotz aller Hetze Mißvergnügter, ans Herz gewachsen war, bezeugt das marmorne Ehrenmal in dem einzig schönen, mit dem Blick auf die blaue Hart gelegenen Friedhof der Stadt. Hier hat ferne der Heimat die Asche des tapfern Mannes ihre letzte Ruhestätte gefunden. Niemals, weder vorher oder nachher, hat die Bürgerschaft der alten Festung sich zu einer ähnlichen Ehrung eines ihrer vielen Kommandanten veranlaßt gesehen. In ruhender Stellung liegt die Gestalt des Generals auf dem Sarkophag. Seine Linke hält den, so redlich in einem langen Soldatenleben errungenen, Heldenlorbeer. Noch heute sorglich gepflegt, spricht der nun bald hundertjährige Stein von der seltenen Anhänglichkeit, die sich der einfach und redlich denkende Sohn des Frankenlandes im bayerischen Dienste in der schönen Pfalz, auf der Wacht am Rhein zu erwerben wußte.

Georg Gilardone (München).

22. **Müller,** Iwan von,
Professor der klassischen Philologie und Paedagogik
1830—1917.

Zu Wunsiedel, in der Stadt Jean Pauls, keine fünf Jahre nach des Dichters Tod, kam am Himmelfahrtstag (20. Mai) 1830 der Knabe zur Welt, der — auf die Namen Philipp Eduard Iwan getauft — in seiner Art ebenfalls der Fichtelgebirgsstadt zum Ruhm gereichen sollte als ihr Sohn, der nachmalige Professor Iwan von Müller.

Einem alten Müller-Geschlecht entstammend — noch sein Großvater hatte das Müllerhandwerk ausgeübt — war er doch keineswegs ein Neuling in der bald hervortretenden Geistigkeit seiner Einstellung; denn die Müller waren als angesehene Vertreter ihres Gewerbes

Digitized by Google

auch Ratsherren gewesen, hatten ihre Stadt vor dem Kaiser vertreten, waren vonaltersher musikalisch tätig und konnten u. a. auch eine Anzahl Pfarrer aufweisen. Der Vater Iwan Müllers hatte in Berlin bei Zelter, dem Goethefreund, Musik studiert und betrieb zu Wunsiedel im gediegenen Eigenheim eine Pianofortefabrik, in der z. B. einst auch Chopin einkehrte, und die Mutter war eine Magistratsratstochter aus einer Familie mit teilweise pfarrlichem Einschlag.

In der Volksschule zu Wunsiedel wie in der vierklassigen Lateinschule dortselbst erhielt Iwan Müller die solide Elementargrundlage und am Gymnasium zu Hof, das er 1848 mit Abstand als Bester absolvierte, den günstigen Abschluß seiner Vorbildung. Zu Erlangen aber, wo er dann als Student ebenso der Philologie wie Mathematik und Musik sich hingab, geschah es unter dem starken Einfluß des Graecisten Döderlein und Latinisten Naegelsbach, daß Müller sich schließlich ganz für die Philologie entschied, obwohl er 1851 sein Studium auf ein Jahr unterbrach, um sich als Lehramtsverweser für Mathematik an der Gewerbeschule seiner Geburtsstadt die Mittel zur Beendigung seines philologischen Studiums zu verdienen. Im November 1853 aus dem Philologischen Examen zu München als Bester hervorgegangen, trat er alsbald, Anfang Dezember, die Stelle eines Alumneums-Inspektors zu Ansbach an, auf die er bereits im August, also drei Monate vor dem Examen, rite ernannt worden war.

Seine vorzügliche Bewährung in der Praxis ließ ihn bald auch zum Assistenten (1855) und jüngsten bayerischen Studienlehrer (1856) dortselbst vorrücken und 1858 schon kam er als unerhört junger Gymnasialprofessor nach Zweibrücken, 1862 aber in gleicher Eigenschaft nach Erlangen, weil seine Lehrerfolge durch die beispiellosen Absolutorialergebnisse seiner Schüler geradezu Aufsehen erregt hatten (z. B. 8 Einser, 19 Zweier, 3 Dreier und überhaupt kein Vierer!).

Als es sich dann 1864 nach Döderleins Tod um die Wiederbesetzung des berühmten Erlanger Lehrstuhls für klassische Philologie und Pädagogik handelte, war es das königliche Kabinett selber, welches (entgegen den ursprünglichen Absichten und Wünschen der Universität, die einen „Nordstern" gewinnen zu können hoffte) besonders auf Iwan Müller hinwies und seine Ernennung ermöglichte, obwohl der Mann der Praxis noch nicht einmal daran gedacht hatte, sich den Doktorhut zu holen.

Freilich hatte Müller in drei Gymnasialprogrammen (Ansbach 1858 und Zweibrücken 1859 wie 1861) als wissenschaftliche Erstlingsarbeit die Philostratische Biographie über Apollonius von Thana

Digitized by Google

vorgenommen gehabt und 1864 in der „Eos“ eine Abhandlung „Zu Caesar, de bello civili II. 3, 4“ veröffentlicht, so daß der Auftakt auch zu wissenschaftlicher Produktion neben der erfolgreichen pädagogischen Praxis vorlag. Aber leicht wurde für Müller die überraschende Erfüllung seines einstigen stillen Herzenswunsches, die akademische Laufbahn einschlagen zu dürfen, wahrhaftig nicht, obwohl er sofort Ordinarius wurde; denn er war im Widerspruch zu den Vorschlägen der Fakultät ernannt worden. Doch seine bescheidene Ruhe, in der er zunächst einmal bei seiner eigenen Fakultät als Ordinarius für sich selbst eine Doktordissertation einreichte, überwand die bestehende Spannung, zumal sich auch gleich von Anfang an zeigte, wie ernst und hingebend er seine neue Aufgabe anpackte. Und schon bald galt Iwan Müller als angesehenes Mitglied des Lehrerkollegiums, in welchem er zunächst mit Keil, dann mit Schöne, darauf mit Wölfflin und zuletzt mit Luchs als Spezial-Kollegen zusammenzuarbeiten hatte.

1866/67 durfte er bereits im Senat mit einer feingeschliffenen lateinischen Rede debütieren. 1869 rückte er vom 2. zum 1. Direktor des Philologischen Seminars vor. Dreimal wurde er Dekan seiner Fakultät. (1870/71, 1880/81 und 1885), während er zwischenhinein (1878/79) auch zum Prorector Magnificus gewählt war. In besonders herzlicher Weise wurde 1889 sein 25jähriges Dozentenjubiläum gefeiert und bei der Universitäts-Jubiläumsfeier 1893 verlieh ihm die Erlanger juristische Fakultät aus Dankbarkeit den „Dr. iur. utriusque h. c.“.

Die ausdrückliche Bestätigung freilich, daß die seinerzeitige Ernennung Iwan Müllers zum Universitätslehrer unter den „bayerischen“ Voraussetzungen wirklich der beste Griff gewesen war, brachte schließlich noch die Tatsache, daß er, nach fast 30jähriger Erlanger Dozententätigkeit, noch mit $63^1/_2$ Jahren auf ausdrücklichen Wunsch des Ministeriums im Herbst 1893 an die Münchner Universität als Nachfolger von Rud. von Schöll berufen wurde, wo er seine Dozentenjahre noch um 13 weitere vermehrte. Gab er sich dabei in seinen Jahren auch nicht mehr für akademische Verwaltungsämter her und wollte ihn zuletzt eine gewisse Überalterung manchmal auch etwas ermattet erscheinen lassen, so war doch sein ruhiges Urteil stets gerne gesucht und beachtet, und der Name Iwan von Müller zog bis zum Schluß eine ansehnliche Hörerzahl an, bei schönster kollegialer Zusammenarbeit mit seinen Fachgenossen Christ, Wölfflin, Crusius, Vollmer, Pöhlmann und Weyman.

Digitized by Google

Während seiner Lehrtätigkeit pflegte er — ebenso wie als Mensch — nie das Pathos oder das philosophische Gepränge, sondern die klare Schlichtheit und gehaltvolle Solidität, was oberflächlicheren Naturen manchmal gewiß erschrecklich vorkam. Und eben darum war dem als gütiger Lehrer und wohlwollender Examinator bekannten Gelehrten ob seines erschrecklich reichen Wissens der naheliegende Spitzname „Iwan der Schreckliche" zugefallen. Seinem menschlichen Wesen freilich lag alle Schrecklichkeit völlig fern.

Vom ersten Tag seines Dozententums an hatte er den Grundsatz gehabt, seinem Lehrauftrag vor allen Dingen seminaristisch-didaktisch Genüge zu tun, so daß er in den ersten 16 Dozenten-Semestern den Seminar-Übungen auch äußerlich-formal im Vorlesungsverzeichnis den Vorrang ließ vor den Vorlesungen. Deutlich ist dabei zu verfolgen, wie er nicht nur für die Studenten, sondern auch für sich selbst den Übergang vom Gymnasial- zum Universitätsbetrieb glücklich fundierte und in dem Bestreben, gerade auch künftigen Mittelschullehrern zu dienen, vor allem die „Theorie des lateinischen Stils" und die „Theorie der griechischen Syntax" zu berühmten Vorlesungen bzw. Seminarvorträgen ausbaute, zu denen während seiner 84semestrigen Dozentenlaufbahn 84mal lateinische, griechische oder gemischte Stilübungen im Seminar kamen mit kritisch-didaktischen Versuchen. Schon damit war er in Wahrheit „Hüter und Mehrer des Erbes seiner einstigen Lehrer Döderlein und Naegelsbach" geworden. Als einstiger „Lieblingsschüler" des letzteren traktierte er auch mit Vorliebe dessen lateinische Stilistik, die er dabei mehrfach neu herausgab (1877, 1881, 1889 und 1905) und schließlich zu einem ganz neuen selbständigen Buch werden ließ. Den gleichen Dienst tat er Naegelsbachs „Übungen des lateinischen Stils für reifere Gymnasialschüler". (1901 und 1903.) Der rechte Abglanz seiner feingeschliffenen Latinität ist außerdem noch heute auch still zu beobachten in seinem interessanten „Lateinischen Übersetzungsversuch einiger Briefe Schillers" (in Wölfflins Arch. f. lat. Lex., Bd. 14. (1906)). Müllers „Ausgewählte lateinische und griechische Stilübungen", die, aus seinen Seminarstunden hervorgegangen, 1908 und 1927 von seinem Schüler Philipp Hofmann bearbeitet erschienen, lassen aber nicht minder als den Latinisten auch den Graecisten zur Geltung kommen, wie er ja eben eigentlich die Nachfolge Döderleins und Naegelsbachs in sich vereinte. Und wer aus genauer Statistik seiner Vorlesungen und Übungen einen Schluß ziehen wollte, der mußte bereits merken, daß bei Iwan Müller der Graecist nicht

Digitized by Google

im Hintergrund stand. Denn im Turnus seiner Vorlesungen behandelte er nur fünf verschiedene Werke lateinischer Klassiker (21mal) gegenüber sieben Werken griechischer Autoren (36mal). Und in den Seminarübungen ließ er acht Werke lateinischer Schriftsteller interpretieren (27mal) gegenüber elf Erzeugnissen des griechischen Schrifttums (44mal). Aus dem griechischen Sprachgebiet behandelte er außerdem drei Spezialthemata theoretischer Art, und auch seine großen kulturhistorischen Vorlesungen galten beträchtlich mehr den Griechen als den Römern, wie er ja auch nur seine „Griechischen Privataltertümer" in Buchform zugänglich machte. Einschließlich seiner pädagogischen Vorlesungen (mit sechs verschiedenen Thematen) und der gleich 1864 auch übernommenen privaten „Damen-Vorlesungen" über „Deutsche Literatur und Geschichte" behandelte Iwan Müller genau 50 verschiedene Stoffe im Turnus.

Daß während Müllers Dozententätigkeit seine „Glanzzeit" in die 29 Jahre der Erlanger Periode fiel, ist natürlich; denn das war auch die Zeit seiner besten Mannesjahre. Immerhin ist bezeichnend für die bei seiner zähen Natur ungewöhnlich lange vorhaltende Elastizität, daß er auch in seiner Münchener Periode noch neue Stoffe in seinen Darbietungs-Turnus aufnahm, so daß er schließlich 31 Klassiker-Werke in seinem Repertoire hatte, 14 lateinische und 17 griechische. Als ausgesprochene Prüfungsvorlesungen wiesen die von Iwan von Müller schon an sich stets guten Besuch auf; nachgeschriebene „Müller-Kolleg-Hefte" gingen als gute Examensvorbereitung in noch weiteren Kreisen von Hand zu Hand. — Gegenüber der zielbewußten Absicht, einen wissenschaftlich tüchtig geschulten und pädagogisch etwas frohergemuten Gymnasial-Lehrer-Nachwuchs heranzubilden, stand allerdings die höhere Kritik bei seiner Vorlesungs- und Seminar-Tätigkeit grundsätzlich nicht in vorderster Linie, wie das ja auch dem Zweck seiner speziellen Berufung entsprach, wo man die Fakultät als Ganzes im Auge gehabt hatte, so daß die Zeit, da das Viergestirn Brunn-(bezw. Furtwängler-)Christ-Müller-Wölfflin die I. Sektion der Philosophischen Fakultät kennzeichnete, in der akademischen Welt guten Klang hatte. Iwan von Müller aber sollte von dieser Vierheit am längsten dem Leben und der Universität München erhalten bleiben.

Das eingehendere Hinleiten zu selbständiger kritisch-wissenschaftlicher Betätigung hatte Müller für seine Schüler großenteils in die Nach-Examenszeit verlegt, wo er in persönlichem oder brieflichem

Digitized by Google

Verkehr jedem zur Verfügung stand und ausbauen ließ, was im Seminar usw. nur schlichte Anfänge gewesen. Dabei war er fast auf allen Gebieten der griechischen und römischen Literatur zu Hause. Denn er selber für sich hegte neben seiner primären Dozentenaufgabe noch das echte deutsche Gelehrten-Heiligtum eigener Forschung in der Stille, wobei ein überwiegender Teil seiner Veröffentlichungen früh schon spezialisiert erscheint, weshalb der dabei bearbeitete Stoff vielfach nur sehr mittelbar in Beziehung zu setzen war zu Kollegdarbietungen. — Einen außerordentlich wichtigen dritten Teil seiner publizistischen Produktivität nahm endlich auch seine Förderung und Leistung wissenschaftlich-organisatorischer Arbeit ein, die wiederum nur teilweise mit seiner Dozententätigkeit Verbindung hatte.

Von seiner literarischen Produktion auf dem Gebiet der Stilistik besprachen wir schon das Nötige. Auch erwähnten wir bereits, wie er mit Untersuchungen über die durch den älteren Philostratus verfaßte Biographie des pythagoreischen Philosophen und Wundertäters Apollonius von Tyana begonnen und mit einer Abhandlung „Zu Caesar, de bello civili" fortgefahren hatte, kritische Beiträge zu antiken Schriftstellern zu liefern. Als Universitätslehrer pflegte er diese Übung weiter, besonders in den Gelegenheitsschriften der „Erlanger Universitätsprogramme". So erschienen zwei Teile: „Observationes in Ciceronis de finibus" (1869 und 1870) oder kurze Notizen in den „Erlanger Seminar-Akten" (1878: „Zu Cicero, de natura deorum" und 1886: „Unde vis, quae adiectivo, ponticus' medio aevo subiecta est, ducta sit"). Wozu auch seine gelegentlichen Buchbesprechungen erwähnt seien (z. B. Lit. Centr. Blatt 1874, Berl. Phil. Woch.-Schrift 1884 und Gött. Gel. Anz. 1882). Aus seinen Bemühungen um die griechische Philologie wären zu nennen: seine Doktorschrift von 1865 über „Symbolae criticae et exegeticae ad Platonis de re publica librum VI", desgleichen seine „Observationes criticae in Aeschyli Choephoros" (Senatsrede 1867), drei Teile „Quaestiones criticae de Chalcidii in Timaeum Platonis commentario" (1875, 1876, 1877) und wieder Buchbesprechungen (z. B. in „Blätter f. d. b. Gymn. Schulwesen" 1869 und 1880 oder in der „Zeitschr. f. d. österr. Gymnasium" 1877).

Von seiner persönlichen Hinneigung zu Platon kam Iwan Müller auch auf das Gebiet seiner besonderen Gelehrtenarbeit, auf die Beschäftigung mit dem griechischen Arzt und Philosophen Galenos, wobei er sich vor eine große Editionsaufgabe gestellt sah. Denn

Digitized by Google

hier galt es noch grundlegende Vorarbeit zu leisten für einen diplomatisch gesicherten und philologisch durchgearbeiteten Text der zahlreichen Galen-Schriften. Und Müller wußte sich bei der Herausgabe einer stattlichen Reihe dieser Schriften ein sonderliches Verdienst zu erwerben und der Forschung auch neue Bahnen zu weisen. Zunächst nahm er das philosophische Hauptwerk Galens vor, die neun Bücher *Περὶ τῶν καθ' Ἱπποκράτην καὶ Πλάτωνα δογμάτων*. 1871 und 1872 erschienen einstweilen in zwei Teilen „Quaestiones criticae de Galeni libris de placitis Hippocratis et Platonis". Und 1874 kam dann als erste kritische Ausgabe das Hauptwerk selbst heraus, das allgemein „treffliche" Aufnahme fand. Es war Müllers wichtigste Leistung auf diesem Gebiet und es ist nur zu bedauern, daß der dazu geplant gewesene Kommentarband nie erschien.

Doch hatte sich Müller mittlerweile an Galens „Kleinere Schriften" herangemacht, die er zunächst einzeln als akademische Gelegenheitsschriften bot (1873, 1874, 1875, 1879, 1880, 1885 und 1886). Unterdessen hatte er aber bei und mit anderen befruchtendes Interesse geweckt für solche Galen-Studien, und so ergab sich eine gemeinsame Herausgabe der gesamten „Scripta Minora" Galens: Bd. I, besorgt durch Marquardt (1884), Bd. II durch Iwan Müller (1891) und Bd. III durch seinen Schüler Helmreich (1893).

Als „Späne aus der Werkstatt" fielen natürlich auch von Müllers Seite dabei allerlei Galen-Notizen ab in den Acta Seminarii Philologici Erlangensis (1881, 1886 sowie 1891), desgleichen in einschlägigen Rezensionen (z. B. im Lit. Centr. Blatt 1878, 1879, 1883, 1889 und 1891 oder in der Deutschen Lit. Ztg. 1887, 1888, 1889 und 1896). Und die eingehende Beschäftigung mit der Galenschen Schriftstellerei ließ 1891 auch noch einen Vortrag reifen über „Galen als Philologe" (in den Verhandlungen der 41. deutschen Philologenversammlung zu München).

Als ansehnlicher Schluß der Müllerschen Galen-Arbeiten erschienen aber auch noch zwei wichtige Beiträge zur höheren Kritik. Im einen Fall galt es die Rekonstruktion eines verlorengegangenen Hauptwerkes des jugendlichen Galen zu wagen, *Περὶ ἀποδείξεως* (15 Bücher), was Iwan von Müller im 20. Band der Abh. d. k. b. Akad. d. W. 1895 unternahm, wenigstens für die Hauptzüge dieser Methodenlehre. — Im zweiten Fall handelte es sich um die Echtheitskritik an einem erhaltenen Werk *Περὶ τῆς ἀρίστης αἱρέσεως*, das man, besonders unter Ilbergs Führung, Galen glaubte zuschreiben zu können. In den Sitzungsberichten der philol. hist. Classe der

Digitized by Google

K. b. A. d. W. (1898) kam aber Müller mit seiner unbestechlichen Art zu dem Wahrscheinlichkeitsschluß, daß es sich nur um eine Sammlung von Bruchstücken aus Werken dreier verschiedener Verfasser handeln werde.

Alles in allem hatte Iwan von Müller mit seinen von unbestrittenem Erfolg gekrönten Galen-Studien und mit der Anregung zur weiteren Verfolgung derselben durch Schüler und Kollegen, seit Beginn der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, sozusagen an erster Stelle in Deutschland das Signal gegeben für Inangriffnahme des längst notwendig gewesenen Corpus Medicorum (seit 1908), für dessen praktisches Zustandekommen er freilich unmittelbar nur noch in den Vorarbeiten tätig sein konnte.

Außer dem Gebiet solch gehaltreicher Spezialarbeit war ihm aber auch noch ein drittes je und je am Herzen gelegen gewesen: die Organisation wissenschaftlicher Arbeit, die zunächst wieder vom Seminar-Betrieb ihren Ausgang nahm, vorbereitet allerdings durch die Mitarbeit, die seinerzeit Bursian von ihm für die „Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft" erbat, und ausgelöst durch den Anstoß, welchen ihm Wölfflin gab, als dieser 1875—1880 neben Müller in Erlangen wirkte. Denn da wurden wertvolle wissenschaftliche Arbeiten, die dem Erlanger Philol. Seminar entsprossen, in fortlaufenden Druckbänden sichergestellt und der weiteren wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht.

Iwan von Müller, der 1878 seine Prorektoratsrede über „Die Universität Erlangen unter dem Markgrafen Karl Alexander" entwarf, hatte als gute Vorbereitung dazu, bei der Jahrhundertfeier des Erlanger Philol. Seminars schon (Dezember 1877), eine andere Rede vom Stapel gelassen, die geradezu als Einleitung für das neue Organisations-Unternehmen aufgefaßt werden darf mit ihrem Thema: „De Seminarii Philologici Erlangensis ortu et fatis". Und dieser „Einleitung" folgten nun 1878—1891 die „Acta Seminarii", herausgegeben gemeinsam von Wölfflin und Müller bzw. von Müller und Luchs. Jeder Band enthält mindestens zehn Arbeitsbeiträge.

Die Beschäftigung mit der Geschichte des Seminars brachte Iwan Müller übrigens auch dazu, sich als Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Biographie" gewinnen zu lassen und dort Artikel über den Gründer des Seminars und andere Kollegen und Landsleute (1879, 1880, 1882) zu veröffentlichen. — Sein Sinn fürs Biographische, der auch aus seiner Festrede „Zum hundert-

Digitized by Google

jährigen Geburtstag Ludwig von Döderleins" (1891/92) und aus seinem Aufsatz „Zum hundertjährigen Geburtstagsjubiläum Karl Friedrich von Naegelsbachs" (Beil. d. Allg. Ztg. 1906) sprach, kam im Rahmen organisierter wissenschaftlicher Arbeit natürlich besonders zur Geltung, als Müller nach Bursians Tod (1883) die Redaktion von dessen „Jahresberichten" samt den Beiblättern der „Bibliotheca philologica classica" und dem „Biographischen Jahrbuch für Altertumskunde" übernahm, in welch letzterem er nicht weniger als 49 biographische Skizzen bot. Für das ganze Unternehmen aber nahm er nicht bloß die zeitraubende Redaktions-Korrespondenz auf sich (1884—1896, d. h. von Band 37 bis 87), sondern anfangs auch noch Referate, wie zu der Zeit, da Bursian selber noch die Redaktion geführt hatte (1876, III, 1879, X; 1880, XIV, 1881, XX, 1883, XXVII, und 1884, XXXI (Cicero), desgleichen 1878, VI (Quintilianus), und 1881, XVIII (röm. Rhetoren), sowie 1878, VI und 1885 XXXV (Plinius d. J.)).

Das große wissenschaftliche Haupt-Unternehmen organisatorischer Art jedoch, an dem Iwan Müller nicht nur fördernd oder fortführend beteiligt war, sondern das er selber als Bedürfnis erkannte, ins Leben rief und als Leiter über ein Menschenalter dirigierte, das war sein „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen Disziplinen", das Handbuch, dessen Herausgabe er seit 1885 von Erlangen aus und seit 1893 von München aus betätigte. — Zweck und Ziel desselben, mit dem er zum erstenmal den Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung wagte, war, den Stoff der gesamten klassischen Altertums-Wissenschaft erschöpfend und zugleich zusammenfassend zur Darbietung kommen zu lassen. — Ursprünglich noch in kleinerem Rahmen gedacht, sollte sich dieses Unternehmen als so zwingend erweisen, daß es sich in glücklicher Raschheit der Band- und Auflagen-Folge auswachsen durfte zu einer nicht mehr entbehrlichen Sammlung eingehender Spezialarbeiten. — Iwan Müller selbst hatte bei dem ursprünglich neunbändig angelegten, in 23 Unterabteilungen gegliederten Handbuch als zweite Hälfte der ersten Abteilung von Band IV „Die griechischen Privataltertümer" bearbeitet, die 1887 erstmals erschienen und bereits 1892 in stark erweiterter zweiter Ausgabe vorlagen, mit einem Reichtum an Stoff und Gelehrsamkeit, der zu seiner Zeit nicht übertroffen werden konnte. Dabei war von Müller bereits der Versuch unternommen, unter dem Ge-

Digitized by Google

sichtspunkt der Entwicklung die historische Betrachtungsweise auf diesen Zweig der Altertums-Wissenschaft anzuwenden und dadurch die Übersichtlichkeit wesentlich zu fördern. — Die Hauptarbeit Müllers an dieser Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft lag freilich auf dem mühe- und entsagungsvollen Gebiet der Organisation und Redaktion. Und wenn auch nach seiner Zeit, gemäß den umfassenden Fortschritten der Wissenschaft, das Handbuch des klassischen Altertums nun unter der Redaktion von Walter Otto immer weiter angepaßt, neugestaltet und ausgebaut werden mußte zu einem Handbuch der gesamten Altertums-Wissenschaft mit beiläufig 40 Bänden, so erscheint das als Probe aufs Exempel und bestätigt nur Iwan von Müllers schöpferische Handbuch-Tat von ehedem.

Bei solch ausgedehnter Lehr- und Publikationsfruchtbarkeit wurden dem stillgemuteten Lehrer, Examinator und Gelehrten natürlich allerlei Ehrungen und Auszeichnungen zuteil. Schon der rasche Aufstieg seiner Laufbahn hatte das ja dargetan. Aber die erste besondere Ehrung widerfuhr ihm zweifellos berechtigterweise von der bayer. Akademie der Wissenschaften, die 1876 den 46jährigen Erlanger Ordinarius zum korrespondierenden Mitglied ernannte, woraus 1893, noch als er in Erlangen wirkte, die a.-o. Mitgliedschaft wurde und in München 1894 dann die ordentliche.

War Müller besonders gerne und oft die Ehre angetan worden, daß er als Mittelschul-Visitator und Ministerialkommissär zu Gymnasialabsolutorien abgeordnet wurde, so erfolgte auch schon regelmäßig seine Einberufung zu den jeweiligen Philologen-Prüfungen nach München, ehe er dauernd dort wirkte. — 1885 zeigte sich, daß sein Ruf bereits weit über die bayerischen und deutschen Grenzen hinausgedrungen war; denn da ernannte ihn die griechische philologische Gesellschaft in Konstantinopel zu ihrem Ehrenmitglied, was 1891 ebenso die wissenschaftliche Gesellschaft zu Athen tat. — Noch vorher aber, 1889, wo das neue Collegiengebäude in Erlangen eingeweiht werden konnte, für dessen Fassade Iwan Müller die klassisch-einfache Aufschrift formuliert hatte: „Veritati, Humanitati, Virtuti", da erhielt er die Ernennung zum Ritter des Verdienst-Ordens der Bayerischen Krone.

Eine ebenso bedeutsame Ehrung für ihn, wie eine glückliche Tat für das ganze bayerische Mittelschulwesen war es sodann, daß Iwan von Müller ab 1. November 1890 als Mitglied in den Obersten Schulrat berufen ward, wo er zeitweise sogar eine still-führende

Digitized by Google

Wirksamkeit entfaltete und gleich der „Vater" der Schulordnung vom 23. Juli 1891 für die humanistischen Gymnasien in Bayern wurde, 1896 zum stellvertretenden Vorsitzenden aufrückte und als solcher wirkte, bis 1899 seine friedliebende, aber aufrechte Natur ihn veranlaßte, sich zurückzuziehen, zumal er in jener Zeit gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe war.

Anläßlich seines 70. Geburtstags, 1900, überhäufte man ihn förmlich mit ehrenden Widmungen usw. Die Anerkennung, die in so vielerlei Ehrungen lag, verspürte Iwan von Müller dankbar; aber der schlichten, uneigennützigen Art seiner wissenschaftlichen Natur war jeder Gedanke fern, irgendwelchen Wert auf das Äußerliche dabei zu legen. Vielmehr ist für die absolute Dünkellosigkeit seiner hochstehenden Mentalität charakteristisch, daß er auf der Höhe seiner Laufbahn und seines wissenschaftlichen Ruhms, als er den persönlichen Adel erhalten hatte, als er nach M ü n ch e n berufen war, auch als o. Mitglied in der b. Akad. d. W. saß und den Geheimrats-Titel erhalten hatte, 1895 die schlichten Worte niederschrieb: „Laß mich, o Herr, die Stille des verborgenen Lebens in der Gnade mit der Tätigkeit meines Berufes vereinen!" — eine Formulierung seiner Gesinnung, wie sie restlos dem „Christlichen Humanismus" entsprach, als dessen letzter großer Hochschulvertreter Iwan von Müller betrachtet wird.

Beim abschließenden Überblick mag man vielleicht bedauern, daß Müller trotz der Reichhaltigkeit des literarischen Erbes, das von ihm hinterblieb, nicht auch, als seinerzeit bester Kenner der deutschen Bildungsgeschichte, aus seinem Material etwas Größeres im Druck festlegte und daß er auch nicht dazu kam, seine enge persönliche Gedanken-Verbundenheit mit Jean Paul darzulegen, obwohl er im Kolleg usw. natürlich oft auf diesen Sohn Wunsiedels zu sprechen kam, sondern daß er uns nur, ganz zuletzt, gerade noch zwei kleine Kostproben schenken mochte aus dieser Welt der deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte: „Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation", München 1908, und „Die Bedeutung der Admonitio Karls des Gr. (von zirka 789) für das Bildungswesen in der Karolingerzeit" (im Zweibrückener Gymnasial-Festprogramm 1909).

Das schöne Vermögen, auch fern-, ja weltabgelegene Dinge und Belange menschlich nahe zu bringen, wie das hier besonders fein zum Ausdruck kommt, hing bei Iwan von Müller übrigens enge zusammen mit einer unantastbar lauteren Kindlichkeit seines Wesens,

Digitized by Google

der es gegeben war, alles leicht beieinander wohnen zu lassen: die unermüdliche wissenschaftliche Berufsarbeit und das geduldige Übernehmen familiärer Aufgaben an der Seite seiner 1860 heimgeführten „innigst geliebten Luise" (einer geborenen Hoffmann aus Ansbach), wie gegenüber den Ansprüchen, die sein einziges Kind im frohen Spiel und im Ernst des Lebens geltend machte; — die Exaktheit der Mathematik als einer ihn stets reizenden Materie und das mehr Gefühlsmäßige musikalischer Komposition oder Interpretation, worin er bis in die letzte Zeit seines Lebens der „Liebe seiner Jugend" treu blieb; — oder nicht zuletzt eine über alle Kleinheit erhabene christliche Herzensreligiosität und das wissenschaftliche Aufgehen in der Befassung mit altheidnischen Kulten, in die er sich aufs glücklichste einzufühlen vermochte.

So ist es erklärlich, daß der oft so weltfremd anmutende Gelehrte und Lehrer mit besonderem Geschick auch gemeinverständliche Vorträge hielt, die das Ansehen und die Beliebtheit verständlich machen, womit man ihn auch in weiteren Kreisen seinerzeit schätzte und suchte, und daß ihm sogar die Kinder instinktiv zugetan waren. Denn für letztere hatte er in Prosa, in Versen und in Noten eine fröhliche Fabuliergabe; und für die Erwachsenen konnte er in ganz gemischtem Zuhörerkreis voll Einfachheit anziehend sprechen, ebenso etwa über „die Eleusinischen Mysterien" (1874) oder über „die Apollo-Idee in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung für Griechenland" (1876), wie über „Friedrich Chopin" (1878) und „Franz Liszt" (1883) oder über die „Gräfin Isota Nogarola" (1892). Und noch als mittlerer Sechziger zu München bestieg er wieder einmal — wie einst in jungen Jahren zu Wunsiedel und Erlangen — das Dirigenten-Podium, um, in ungehemmter Sicherheit, mit einer Artillerie-Musik-Kapelle einen vom ihn selbst komponierten einschmeichelnden „Ländler" einzuüben.

Denn all das bedeutete ihm, vom akademischen Forschen und Lehren bis zur Musik- und Tierliebe, nichts anderes als ein restloses Aufgehen im Verfolgen des großen Ideals, das er bis zu seinem am 20. Juli 1917 in München erfolgten Heimgang hochhielt, nämlich dienstbar zu sein: „Veritati, Humanitati, Virtuti."

Quellen: Handschriftliches Material und Müllers eigene Arbeiten. Sodann: O. Stählin „Zu Iwan von Müllers 80. Geburtstag". M. N. N. 1910. Nr. 231. — A. Rehm „Iwan von Müller". Nekrolog. Jahrb. d. b. A. d. W. 1918, S. 16—25, und Jahrb. d. L.-M.-Universität München 1914/19, S. 45, sowie „Gesch. des Altphilol. Seminars zu München" 1926, S. 171. — O. Stählin: „Das Seminar der

Digitized by Google

klass. Philologie in Erlangen". 1928. S. 25—27. — H. Laubmann: „Bedeutende Männer aus Wunsiedler Schulen". Jubiläumsschrift der Stadt Wunsiedel 1928. S. 66—68. — K. Hartmann: „Zum Gedächtnis Iwan von Müllers". Siebenstern 1929, S. 17 f. — A. Zeheter: „Noch einmal Iwan von Müller". Siebenstern 1929, S. 56—58. — Th. Dombart: „J. von Müller zu seinem 100. Geburtstag". Siebenstern 1930, S. 102—106. — H. Beer: „Wie eine Stadt ihre Söhne ehrt". Wunsiedler Tagblatt 1930, Nr. 122. — Th. Dombart: „Allerlei Menschliches aus dem Leben des Philologen Iwan von Müller". Blätter f. d. b. Gymnasial-Schulwesen 1930, S. 258—263. „Iwan von Müller auf Visitation". Wunsiedler Tagblatt, 21. Mai 1931. „Iwan von Müllersche Kompositionen". Oberfränkische Heimat 1931, S. 234—241. „Iwan von Müllers Einstellung zur Religion". Siebenstern 1932, S. 61—64. „Iwan von Müller und die Mathematik". Wochenbeilage zum Wunsiedler Tagblatt 1932. Nr. 20. „Iwan von Müller und Ansbach". Heimatblätter, Ansbach 1932, S. 18—20. „Iwan von Müller als Tierfreund". Der Mainbote von Oberfranken, ein Heimat-Kalender für 1933 (Lichtenfels), S. 20—23. „Ahnentafel des † klassischen Philologen und Paedagogen Iwan v. Müller". Bayer. Geschlechtertafeln des b. Landes-Vereins f. Fam.-Kunde, München 1935, Bogen 10, S. 159 f.

Theodor Dombart (München).

23. Mummenhoff, Ernst,

Archivdirektor in Nürnberg,

1848—1931.

Mit Mummenhoff ist eine der markantesten Persönlichkeiten unter den fränkischen Geschichtschreibern dahingegangen. Wer ihn nur gekannt hat, vergaß ihn nicht leicht, diese gedrungene, in den mittleren Jahren etwas zur Fettleibigkeit neigende Gestalt, den mächtigen Kopf mit dem starken Haarwuchs auf Haupt und Lippen, vor allem aber die unter buschigen Brauen bald ernst und dann fast etwas stiermäßig, bald wieder lustig und gemütlich hinter ihren Gläsern hervorblickenden Augen. Mummenhoff hatte das Besondere, den mit ihm Sprechenden auch nicht um den Schatten einer Sekunde aus den Augen zu lassen. Es prägte sich in diesem Blick das energische und unter Umständen rücksichtslose Wesen dieses Mannes aus, der an dem einmal als richtig Erkannten hartnäckig und unnachgiebig festhielt, der sich auch von einem Irrtum nur mit Mühe loszuringen pflegte.

Man sagt, das sei Westfalenart. Denn Mummenhoff war alles andere als ein Franke. In Nordwalde bei Münster, also so recht im Mittelpunkt der Roten Erde, kam er am 22. Dezember 1848 als Sohn

Digitized by Google

eines Lehrers zur Welt. Katholischer Konfession, besuchte er die Gymnasien in Recklinghausen und Münster, bestand hier 1869 sein Abiturientenexamen und studierte dann, zuerst an der Akademie in Münster, dann in München deutsche Philologie und Geschichte. In Münster war es Professor Nordhoff, von dem er die stärksten Eindrücke empfing, in München nannte er Wilhelm von Giesebrecht und den ausgezeichneten Kenner der altdeutschen und altromanischen Sprache Konrad Hofmann sowie den vielgewandten Franz von Löher seine Lehrer. Durch den letzteren, seinen Landsmann, dessen Archivschule er besuchte, empfing er die Anregung, die Archivlaufbahn einzuschlagen. Somit trat er im Herbst 1873 beim Kgl. Bayer. Allgemeinen Reichsarchiv, jetzt Bayer. Hauptstaatsarchiv, in München in die archivarische Praxis. Außerdem praktizierte er am Kreisarchiv daselbst, sowie am Kreisarchiv in Würzburg. Nach bestandenem Archivexamen wurde er am 1. März 1877 zum Kreisarchivsekretär in Nürnberg ernannt. Nach dem Tode des Nürnberger Stadtarchivars G. W. K. Lochner (3. Dezember 1882) wurde er von den städtischen Kollegien in Nürnberg zu dessen Nachfolger erwählt. Im April 1883 übernahm er als Stadtarchivar die Leitung des in mancher Beziehung damals noch gar sehr der Ordnung bedürfenden Städtischen Archivs, wozu noch nach dem Tode des Kustos Johann Paul Priem (1891) auch die Leitung der Stadtbibliothek hinzukam. Beide Ämter behielt er bis zu seiner Pensionierung bei. Ende 1897 wurde er zum städtischen Archivrat, am 1. April 1920 zum Archivdirektor ernannt. Mit dem Ende des Jahres 1920 trat er, 72 Jahre alt, in den Ruhestand. Im Oktober 1903 ward ihm die Auszeichnung zuteil, von der philosophischen Fakultät der Universität Erlangen zum Ehrendoktor ernannt zu werden, am 1. Januar 1908 erhielt er den Michaelsorden 4. Klasse. Für Titel- und Ordensverleihungen kamen Gelehrte in Bayern fast nur als staatliche Beamte in Betracht. Bei seinem achtzigsten Geburtstag wurde Mummenhoff von der Stadt Nürnberg zum Ehrenbürger ernannt. Der Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, den er 1878 hatte gründen helfen, dessen zweiter und danach erster Schriftführer und dann, von 1891 bis 1911, zweiter und von 1911 bis Anfang 1926 erster Vorstand er gewesen war, ehrte die hohen Verdienste, die er sich um ihn erworben, am 20. Januar 1927 durch Ernennung zu seinem Ehrenvorsitzenden. Am 11. Mai 1880 vermählte er sich mit seiner treuen Lebensgefährtin Mathilde, geb. Söllner, die wir noch heute als lebend begrüßen können. Sie schenkte ihrem Manne fünf Kinder, von denen vier am Leben sind.

Digitized by Google

Mummenhoff lag es nicht, nur das etwas ruhsame Leben eines ausschließlich seinen Amtsobliegenheiten hingegebenen, treu sorgenden Archivars zu führen. Er konnte nicht bloß rezeptiv sein. Schon auf dem Gymnasium, pflegte er zu erzählen, habe er seine deutschen Aufsätze immer gern gemacht, und das Konvikt in Münster, in dem er einige seiner Jugendjahre verbrachte, lobte er, weil es den jungen Leuten die Anregung gab, über von ihnen selbst gewählte interessante Stoffe freie Vorträge zu halten. So ging er denn auch, kaum daß er in Nürnberg ein wenig warm geworden war, mit Eifer an die Behandlung eines geschichtlichen Themas. Und zwar legte ihm die Liebe zur Heimat — die er auch bis in sein hohes Alter immer wieder von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte — einen Stoff nahe, der sich auch außerhalb der gelehrten Kreise immer einer großen Popularität erfreut hat, die Feme. „Nürnberg im Kampf mit der Vehme", das war der erste Vortrag, den er im Nürnberger Geschichtsverein hielt, mit dessen Abdruck eröffnete dieser auch die Reihe seiner Mitteilungen, die nicht zum wenigsten dank der Tätigkeit Mummenhoffs jetzt bis zum 32. Bande gediehen sind. Mit wenigen Ausnahmen in den ersten Jahren des Vereins, wo sich auch andere Ausschußmitglieder mit der Herausgabe der Vereinspublikationen abgaben, hat Mummenhoff weitaus die meisten Hefte oder Bände, wie sie neuerdings wegen des mit der Zeit stark angewachsenen Umfangs genannt werden, selbst redigiert, bis er mit dem 27. Bande die Schriftleitung an den Unterzeichneten abgab, der sie bis zum 31. Bande weiterführte. Mummenhoff verfuhr bei der Auswahl der Beiträge — viele stammten ja aus seiner Feder —, dann auch bei ihrer Durchsicht und schließlich bei der Korrektur immer sehr gewissenhaft. Nicht leicht ließ er eine falsche Angabe aus der Nürnberger Geschichte durchgehen und bezüglich der Emendierung von Druckfehlern und der Rechtschreibung (vielleicht etwas zu einseitig nach Duden!) war er so peinlich genau, daß die Bände der Mitteilungen des Nürnberger Geschichtsvereins schon allein in dieser Beziehung wohl als Muster hingestellt werden können.

Der Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg bot Mummenhoff überhaupt eine Fülle von Anregungen zu wissenschaftlichen Arbeiten. Vorträge mußten gehalten, Abhandlungen für die Vereinszeitschrift geschrieben werden. Der Arbeiter auf diesem Gebiete hat es in Nürnberg immer nur wenige gegeben. Oft ist Mummenhoff noch in letzter Stunde — dies wörtlich zu nehmen — mit einem ihm bereitliegenden Vortrag eingesprungen, wenn der für einen Abend angekündigte Vortragende aus irgendeinem Grunde plötzlich verhindert

Digitized by Google

wurde. Seine laute, vernehmliche Stimme, deren Deutlichkeit wohl kaum für irgend jemand durch ihren allzeit westfälischen Klang herabgemindert wurde, kam auch seinen Führungen zugute, die er nach dem Kriege zur Hebung des Interesses der Vereinsmitglieder einzuführen für gut befand. Im ganzen hat Mummenhoff im Nürnberger Historischen Verein nicht weniger als 68 Vorträge gehalten, wobei er wohl stets nur eigene Forschungsresultate zu geben beflissen war. Viele dieser Vorträge wurden gedruckt in den „Mitteilungen", aber auch z. B. in der von den gebildeteren Kreisen der Stadt Nürnberg am meisten gelesenen Tageszeitung, dem „Fränkischen Kurier", dessen Schriftleitung früher gern bereit war, einen längeren wissenschaftlichen Aufsatz auch in vier, fünf, auch wohl noch mehr Fortsetzungen zu bringen. Diese Vorträge behandelten die verschiedensten Gebiete aus Nürnbergs Vergangenheit, am wenigsten noch das eigentlich Politische, während das kulturhistorische Moment, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, namentlich aber auch die Ortsgeschichte in Mummenhoffs Schaffen den breitesten Raum einnehmen. Doch kamen auch die Verfassungsfragen, sowie auch das Biographische nicht zu kurz. Der Nürnberger Geschichtsverein unternahm am Ende der zwanziger Jahre das Wagnis, Mummenhoffs zerstreute, wie bemerkt, hauptsächlich aus Vorträgen hervorgegangenen Aufsätze gesammelt herauszugeben. Der erste Band, der die Aufsätze und Vorträge zur Nürnberger Ortsgeschichte enthält, ist auch 1931 im Verlage von Ernst Frommann und Sohn in Nürnberg herausgekommen. Die Ungunst der Zeiten hat leider bis jetzt eine Fortsetzung dieser Sammlung, die auf drei Bände berechnet war, verhindert.

Aber auch vor große zusammenhängende Aufgaben wurde Mummenhoff gestellt schon in den achtziger, also noch in seinen jüngeren Jahren. Die eine, ortsgeschichtlicher Natur, war ein Werk über Entstehung und Geschichte des Nürnberger Rathauses (Das Rathaus in Nürnberg. Ebd., Joh. Leonh. Schrag, 1891). Es ist reich illustriert, mit vielen Anmerkungen und urkundlichen Belegstellen versehen. Für das Bautechnische wurde Mummenhoff dabei von dem sehr tüchtigen, feinsinnigen Architekten Heinrich Wallraff, späterem städtischen Oberbaurat (gest. 1930), beraten. Das umfangreiche Werk wurde vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, aber im Auftrag und mit Unterstützung der Stadt herausgegeben. Dies brachte den Verfasser in einen interessanten Konflikt mit dem damaligen Oberbürgermeister, dem aus einem der ältesten Nürnberger Patriziergeschlechter stammenden Otto Freiherrn Stromer von Reichenbach. Unter den

Digitized by Google

bekanntlich allein aus den ratsfähigen Geschlechtern Nürnbergs, dem sog. Patriziat, gewählten Mitgliedern des kleineren oder engeren Rats, des eigentlichen Souveräns der Stadt, gab es einen, der als Rats- oder Stadtbaumeister bezeichnet wurde. Dies waren u. a. um die Wende des 16./17. Jahrhunderts Wolf Jakob Stromer, von 1614 bis 1639 Eustachius Karl Holzschuher. Früher hatte man nun angenommen, daß diese Männer auch die Pläne zu den wichtigsten Bauten der Stadt in ihren Tagen entworfen und auch deren Bau im einzelnen geleitet hätten, daß also z. B. die Fleischbrücke, die in den Jahren 1596 bis 1598 erbaut wurde, dem Wolf Jakob Stromer, das Renaissancerathaus (erbaut 1616 bis 1622) dem Ratsbaumeister Holzschuher als Architekten zugeschrieben werden müßten. Mummenhoff wies nun nach, daß die Genannten nur das Baureferat in dem regierenden Rat gehabt und in dieser Eigenschaft sich auch fleißig mit architektonischen Studien abgegeben hätten, daß aber der eigentliche Konstrukteur der Fleischbrücke der Zimmerwerkmeister Peter Carl, der sich als Ingenieur eines weitgehenden Rufes erfreute, gewesen wäre, während die Architektur an der Brücke auf den Steinmetzen Jakob Wolff d. Ä., den Erbauer des Pellerhauses, zurückginge, und daß das neue Rathaus von dessen Sohne, Jakob Wolff d. J., der gleichfalls nur als der Stadt Steinmetz bezeichnet wird, entworfen und erbaut worden sei. Der obengenannte einflußreiche Herr des Stadtregiments, der insbesondere auch seinen Ahnen, den Stadtbaumeister Wolf Jakob Stromer, nicht um seinen Ruhm gebracht wissen wollte, konnte sich von den ihm einmal liebgewordenen Anschauungen nicht recht losringen; er suchte auch den ihm untergebenen Archivar der Stadt zu seiner Meinung zu bewegen und nahm es ihm ordentlich übel, daß dieser von seiner einmal gewonnenen wissenschaftlichen Überzeugung nicht weichen wollte. Es kam zu einigen nicht ganz harmlosen Auftritten, bei deren einem Mummenhoff einen förmlichen Bekennermut an den Tag legen mußte, dafür aber auch seinen Gegner zu dem Ausspruch bewog: „Sie sprechen ja wie Luther." Mummenhoff war auch entschlossen, lieber den städtischen Dienst zu verlassen, als in dieser Sache nachzugeben. Dazu ist es nun freilich nicht gekommen, und der Stadtmagistrat drückte Mummenhoff auf eine Art Beschwerde hin, die er einreichen zu müssen glaubte, seine unverminderte Zufriedenheit aus, welchem Votum sich ja auch der Oberbürgermeister nicht entziehen wollte und konnte. Eine Frucht dieser fast etwas dramatisch zugespitzten Meinungsdifferenzen war, daß Mummenhoff seinem Rathauswerk das inter-

Digitized by Google

essante Kapitel „Baumeister, Werkleute und Arbeiter" einzufügen sich veranlaßt sah. Als Otto von Stromer bald darauf (11. September 1891) die Augen schloß, entfernte man auch von Stadt wegen die Tafel, die im Innern der Rathaushalle den Ruhm Holzschuhers als Erbauers des Renaissancerathauses verkündigt hatte.

Die andere bedeutende Aufgabe, die Mummenhoff gestellt wurde, war die Herausgabe eines Nürnberger Urkundenbuches. Daß dieses ein von allen Arbeitern in der älteren Geschichte Nürnbergs heiß ersehntes Desideratum war, liegt auf der Hand, ist doch die 1738 in zwei Teilen erschienene dickleibige Historia Norimbergensis diplomatica des Lazarus Carl von Wölckern nach dem Ausspruch Karl v. Hegels ein ganz wüstes Werk, wird aber freilich noch auf lange unentbehrlich bleiben. Mummenhoff bewog den Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg gleich in den ersten Jahren nach seiner Gründung (1878), die Neuherausgabe einer Nürnberger Urkundensammlung in die Hand zu nehmen. Der Verein wandte sich mit der Bitte um finanzielle Unterstützung an die Stadt; diese forderte von dem eben genannten Karl v. Hegel, Geschichtsprofessor an der Universität Erlangen, ein Gutachten ein und entschloß sich daraufhin, das Urkundenbuch auf eigene Kosten herauszugeben. Als Herausgeber bestimmte sie den inzwischen (1883) zum städtischen Archivar ernannten Mummenhoff. Dieser ging mit Begeisterung an seine Aufgabe. Wiederholt hat er es dem Schreiber dieser Zeilen versichert, wie er es nach einem seiner Familie gewidmeten freien Sonntag gar nicht erwarten könne, aufs Büro zu kommen und sich über die Abschrift der ihm zumeist aus dem Münchener Allgemeinen Reichsarchiv zugegangenen Urkunden zu machen. Erschwerte es doch diese Arbeit nicht wenig, daß alle alten Urkunden aus dem Königreich bis zum Jahre 1400 einschließlich und so auch die Nürnberger an diese Münchener Zentrale abgeliefert worden waren, was beinahe einer Entziehung des wichtigsten Quellenmaterials für die Nürnberger Geschichtsforscher gleichkam. Diesem Zustand ist auch bis jetzt noch nicht abgeholfen worden, wenn auch anzuerkennen ist, daß die Münchener Urkunden etwa seit dem Kriege mit sehr viel größerem Entgegenkommen zur Benützung nach Nürnberg versendet werden. Noch ehe die Münchener Bestände völlig bearbeitet waren, machte Mummenhoff auch noch verschiedene Dienstreisen zur Ermittelung auswärts lagernden nürnbergischen Urkundenmaterials, nach Frankfurt, Eger, Prag usw., wobei er mit dem Erfolg wohl zufrieden sein konnte. Leider ist es ihm aber nicht gelungen, den umfangreichen

Digitized by Google

gesammelten Stoff zur Ausgabe zu bringen. Mit seiner Pensionierung hörte er an dem Urkundenbuch zu arbeiten auf. Es war wohl nicht allein sein hohes Alter, es waren wohl zu einem großen Teil die schwierigen finanziellen Verhältnisse der Nachkriegs- und Inflationszeit, die ihn zu diesem Verzicht veranlaßten. Einige Jahre später, nach Stabilisierung der Währung, hat die Stadt die Aufgabe der Vollendung und endlichen Herausgabe des Urkundenbuchs in jüngere Hände gelegt, in die des nunmehrigen Nürnberger städtischen Archivdirektors Dr. Reinhold Schaffer. In manchen Beziehungen hatte dieser das von Mummenhoff gesammelte Material nicht unwesentlich zu ergänzen. So hatte Hegel in dem Gutachten, das er für die Stadt abgab, eine Veröffentlichung nur der eigentlich politischen bzw. staatsrechtlichen Urkunden empfohlen, von dem Abdruck der Privaturkunden aber wegen ihrer allzu großen Zahl und der davon zu erwartenden, gewaltig gesteigerten Weitläufigkeit des Unternehmens abgeraten. Mummenhoff, der sich nach diesen Gesichtspunkten zu richten hatte, war gar nicht damit zufrieden. Aber wenn er auch namentlich aus der allerältesten Zeit topographisch, rechtlich und wirtschaftlich wichtige Urkunden dennoch in die Sammlung aufnahm, so fühlte er sich doch durch das vom Stadtmagistrat Nürnberg angenommene Hegelsche Gutachten stark gebunden und blieb bei der Auswahl seines Urkundenstoffes gleichsam auf halbem Wege stehen. Neuerdings denkt man ja anders über die Wichtigkeit gerade auch der auf Privat- und Familienverhältnisse sich gründenden Urkunden. Wenn also auch hier noch manche Ergänzungen zu machen sind, so wird der Name Mummenhoff doch immer mit dem Nürnberger Urkundenbuch verbunden bleiben, was ja auch der Titel für eine ferne Zukunft der Nachwelt zu verkünden haben wird.

Daß Mummenhoff dies große Werk nicht vollenden konnte, ist ja freilich zu einem großen Teil noch in anderen Ursachen begründet. Mummenhoff war viel zu mannigfaltig beschäftigt, nicht allein mit seinen Dienstobliegenheiten, sondern auch mit anderen wissenschaftlichen oder doch schriftstellerischen Arbeiten, die er teils freiwillig übernahm, teils in amtlichem Auftrag anzufertigen hatte. Jahre-, jahrzehntelang hatte er allein, nur mit einer Schreiberhilfskraft, nicht nur alle Ordnungsarbeiten seines Archivs zu bewältigen, sondern auch den nach Zahl und Umfang ständig steigenden Ansprüchen der Benützer gerecht zu werden. Ob diese nun persönlich kamen oder sich schriftlich an ihn wandten, immer lasteten die Recherchen für alle Fragen doch im wesentlichen auf seinen Schultern. Er pflegte sie

Digitized by Google

aber auch alle auf das gewissenhafteste zu erledigen. Man könnte Hunderte von Stellen sammeln aus den Akten des Archivs wie etwa aus den Vorreden oder Anmerkungen gedruckter Bücher, in denen ihm der Dank für freundlichst gewährte Hilfe, nicht selten mit höchst anerkennenden Worten, ausgedrückt wird. Das Städtische Archiv wird seinen Ruf in dieser Hinsicht um so mehr bewahren, je mehr es für alle Zukunft der Mummenhoffschen Tradition treu bleiben wird. Auch den früher vielfach als crux et scandalum archivariorum angesehenen Familienforschern, denen man heute fast mit einem gewissen Überschwang die Wege ebnet, hat Mummenhoff seine Bereitschaft zu helfen nie versagt und auch dafür manchen herzlichen Dank zu hören bekommen.

Doch nun zu seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten. Die Arbeit am Urkundenbuch führte ihn wie von selbst zur Beschäftigung gerade mit der ältesten Nürnberger Geschichte. Eine Frucht davon war das kleine, jetzt vielfach überholte, aber bei seinem Erscheinen eine Fülle neuer Einsichten und Kenntnisse vermittelnde Buch „Altnürnberg. Schilderungen aus der älteren reichsstädtischen Zeit bis zum Jahre 1350" (Bamberg, 1890, in der Reihe der vom Verlag Buchner herausgegebenen Bayerischen Bibliothek). Auch das auf Grund eines Vortrags, den Mummenhoff beim Deutschen Historikertag in Nürnberg 1898 hielt, gedruckte Büchlein über Nürnbergs geschichtlichen Entwicklungsgang behandelt mit besonderer Liebe die älteste Zeit. Dieser widmete er dann 1908 eine in gewissem Sinne seine persönlichen Forschungen, wenn auch nicht die Forschung überhaupt abschließende Schrift „Nürnbergs Ursprung und Alter". Aber schon vorher (1896) hatte er einen Führer durch die Nürnberger Burg verfaßt, der 1926 in vierter Auflage herauskam (bei Schrag in Nürnberg), worin er schon so ziemlich die gleiche Auffassung vertrat wie in seinen späteren Schriften. Zwar von der Annahme, daß die Burg aus einem Königshof entstanden sei, der sich auf dem Burgfelsen befand, ist er in späteren Jahren, dank namentlich den beachtenswerten Ausführungen von Dr. Wilhelm Kraft, wieder abgekommen. Seine Hypothese aber, daß die spätere, 1420 bis auf wenige Reste zerstörte Burggrafenburg auf der Osthälfte des Burgfelsens die ursprüngliche Burg und somit auch der anfängliche Aufenthaltsort der Kaiser und Könige gewesen sei, den sie erst zu den Zeiten Friedrich Barbarossas zugunsten einer auf der Westhälfte des Burgplateaus erbauten neuen und glänzenderen Kaiserburg aufgegeben hätten, wodurch die alte Burg zu einer Art Vorburg im Privatbesitz der Burggrafen herabgesunken wäre,

Digitized by Google

diese Hypothese ist bis jetzt unseres Wissens unwidersprochen geblieben.

Doch wie die Geschichte der Burg fesselte Mummenhoff auch zeitlebens die Topographie der Stadt Nürnberg überhaupt in besonderem Maße. Namentlich den oder die ältesten Mauergürtel suchte er zu ergründen, wobei er hinsichtlich der fachmännischen Deutung alter Mauerreste freilich nicht immer glücklich beraten wurde. Mummenhoff gab auch selbst, wie dies ja erklärlich und berechtigt ist, den urkundlichen Zeugnissen weitaus den Vorrang. Darauf gestützt, mußte er auch in der heftigen Kontroverse mit dem verstorbenen Tübinger Universitätsprofessor Siegfried Rietschel recht behalten, selbst wenn die Frage der Entstehung der Stadt Nürnberg neuerdings wieder zugunsten der Priorität der Lorenzer Seite, also in dem Sinne Rietschels, zu lösen versucht wird. Leichtes Spiel hatte Mummenhoff mit den etwas phantastischen Behauptungen des gleichfalls schon verstorbenen Ingenieuroffiziers Emanuel Seyler; aber auch die ernster zu nehmenden Hypothesen des Geistlichen Rats Georg Goepfert, der u. a. unter dem castrum Nuorenberg der ältesten Quellen die Sebalduskirche verstanden wissen will, dürfte ihm im wesentlichen zu widerlegen gelungen sein. Dieser Frage war auch seine letzte Veröffentlichung gewidmet, im 30. Band der „Mitteilungen". Auch der Entstehung des Namens Nürnberg ist Mummenhoff immer mit lebhaftem Interesse nachgegangen, seine Deutung als Rodungsberg von dem alten, urkundlich belegten „Nurung" gleich Neuland hatte viel Bestechendes für sich; er ist aber selbst in späteren Jahren wieder davon abgekommen, da sich auch gerade die gewiegtesten Sprachkenner, u. a. der verstorbene Erlanger Universitätsprofessor August Gebhardt, der Verfasser einer maßgebenden Grammatik der Nürnberger Mundart, dagegen erklärten.

Auf Mummenhoffs topographische Interessen gehen einige seiner bedeutendsten Arbeiten zurück, so eine Abhandlung über das Nassauer Haus (1902), in der er auf Grund eines glücklichen Fundes in den Kaiserregesten die Behauptung aufstellte, der merkwürdige Zinnenkranz mit den Wappen rühre davon her, daß 1432 dem damaligen Besitzer des Hauses, dem Patrizier Ulrich Ortlieb, Kaiser Sigismund seine Krone verpfändet hätte und daß dieser seltsame Umstand nun auch äußerlich architektonisch zum Ausdruck gebracht worden sei. Ob aber solche romantische Dokumentierungen dem Charakter jener Zeit gemäß waren? Siegmund hat seine Krone noch öfters verpfändet, ohne daß daraus besonders viel Wesens gemacht wurde. Es war

Digitized by Google

übrigens die Gebrauchskrone, nicht die Krone Kaiser Karls des Großen, die mit den übrigen Reichskleinodien in einem gewölbten Seitenraum der Nürnberger Spitalkirche aufbewahrt wurde, mehr als einfach, ohne den geringsten Pomp.

Sonst war Mummenhoff durchaus nicht geneigt, dem populären Bedürfnis, die — wirklichen oder angeblichen — Überbleibsel des Mittelalters ins Romantische oder gar Gruselige zu kehren, Konzessionen zu machen. So wollte er von dem den unterirdischen Gängen in der nördlichen Stadthälfte zugeschriebenen militärisch-politischen Charakter nichts wissen und deutete sie als Wasserleitungsgänge, die allerdings im Notfall den Ratsherren auch zur Flucht hätten dienen können, und vollends die Legende von der „Eisernen Jungfrau" erklärte er als eine Erfindung erst des ausgehenden 18. bzw. des 19. Jahrhunderts. Den Studien über die Häuser am Marktplatz entsprangen auch Mummenhoffs Arbeiten über die Juden in Nürnberg, deren tragisches Schicksal daselbst er in einer Folge aufschlußreicher Vorträge und Artikel behandelte.

Sehr angezogen fühlte sich Mummenhoff auch von der Geschichte des Handwerks in Nürnberg, von dessen Verfassung, seinen Sitten und Gebräuchen. Darüber schrieb er verschiedene, streng fachwissenschaftliche Abhandlungen, worin er sich hauptsächlich über den Unterschied des zünftlerisch gebundenen Handwerks gegenüber der vom Rat begünstigten freien Kunst verbreitete, im übrigen aber immer wieder betonte, daß von eigentlichen Zünften, die wie anderswo ihre Angelegenheiten selbst ordneten und auch eine politische Macht darstellten, in Nürnberg seit der Niederwerfung des Handwerkeraufstands im Jahre 1349 keine Rede sein könne. Der Rat hielt hier alle Fäden der Zunftgesetzgebung mit Strenge selbst in der Hand. Im wesentlichen auf die Nürnberger Verhältnisse gestützt, aber auch sonst mit Heranziehung der einschlägigen Literatur, ist das im Verlag von Eugen Diederichs in Jena unter den Monographien zur deutschen Kulturgeschichte 1901 erschienene, reich illustrierte Buch über den Handwerker hervorgegangen, das wie wohl kein zweites Mummenhoff auch außerhalb Nürnbergs viele Leser gewonnen hat. Die wissenschaftliche Kritik — wir denken hier z. B. an den eigenwilligen und anspruchsvollen Georg v. Below — hat das Buch als ein quellenmäßig fundiertes, zuverlässiges und zugleich angenehm zu lesendes, aufschlußreiches Handbuch zur Geschichte des deutschen Handwerks anerkannt.

Ungemein gefesselt wurde Mummenhoff auch durch die Geschichte der Nürnberger Landschaft. Dies hing mit seiner Lust zu einsamen

Digitized by Google

Wanderungen in die nähere oder auch weitere Umgebung der Stadt zusammen. Er erlebte hier gewiß ein Hochgefühl, wenn er irgendwo die Reste eines alten Grabens, eines Walles, von Haus- und Burgruinen entdeckte, die er mit einer ihm bekannten historischen Tatsache in Verbindung bringen konnte. Auf schriftliche Quellen wie auf den Augenschein gleichermaßen gestützt sind seine Arbeiten über die Nürnberger Landwehr und über die alten reichsstädtischen Wasserleitungsanlagen, deren Spuren er bei Röthenbach bei Lauf und am „Ursprung" wiederholt, gelegentlich mit Hilfe von Sachverständigen, nachgegangen ist. Eine ihn jahrelang, wenn auch nicht ununterbrochen, in Anspruch nehmende Arbeit war seine in zwei Heften der „Mitteilungen" des Nürnberger Geschichtsvereins niedergelegte Geschichte der Pillenreuther Weiher und des oder vielmehr der Dutzendteiche.

Auf das unsichere Gebiet prähistorischer Forschung begab sich Mummenhoff nicht. Hatte er sich schon bei seinen topographischen Arbeiten immer an das Urkundliche gehalten, so ging er auch sonst, wo es ihm irgend möglich war, hier einen Anschluß zu finden, nicht von den von ihm geprüften und als authentisch erfundenen historischen Belegstellen ab. Diese nahm er auch gern möglichst wortgetreu — wobei er freilich über manche dunkle Ausdrücke und Angaben oft stillschweigend hinwegging — in seine Darstellung auf, die übrigens immer einen gewählten, klaren Stil zeigte. Es widerstrebte ihm aber überhaupt, sich allein auf schon gedruckte Quellen zu stützen. Er suchte gern nach Neuem und war froh, es zu finden. Dies beweisen auch seine zum Teil sehr umfangreichen Artikel über namhafte Nürnberger Persönlichkeiten in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", wohl auch die Artikel über Johannes Scharrer, den Bürgermeister Seiler, die Merkels in diesen unsern „Lebensläufen". Auch in seinen scharf-kritischen, aber im ganzen wohlwollenden Buchbesprechungen steuerte er immer gern etwas Unbekanntes bei. Übrigens hatte Mummenhoffs ja sehr begreiflicher und im ganzen nur zu billigender Hang zu den genuinen Quellen auch wieder seine Nachteile, namentlich für die aus den Nürnberger Urkunden nur sehr spärlich beleuchteten Verfassungszustände der ältesten Zeit, insofern er nicht immer in genügendem Maße nach dem nötigen Vergleichsmaterial zu suchen pflegte.

Führte Mummenhoff so die eigene Neigung zu den mannigfaltigsten Studien und auf Grund derselben zu den verschiedenartigsten Schriftwerken, so bedeutete es für ihn aber wohl doch meist eine gewisse Entsagung, einen Verzicht auf die Fortführung seiner größeren

Digitized by Google

Aufgaben, wenn ihm von seiner vorgesetzten Behörde, dem Stadtmagistrat Nürnberg, irgendeine größere schriftstellerische Arbeit übertragen wurde. Dies war nicht ganz selten der Fall, und das kostete ihn oft viele Monate, ja sogar Jahre eifrigster Arbeit auf einem anderen Gebiete, als zu dem er sich in erster Linie berufen fühlte, der Herausgabe des Urkundenbuchs. Hatte er aber einmal eine solche ihm zunächst fremdartige Aufgabe übernommen, so suchte er sie auch gewissenhaft zum besten Ende zu führen, und es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit er sich in ursprünglich ihm ungewohnte Wissensstoffe einarbeitete. Dies gilt auch für die Arbeiten, die ihm für irgendwelche mehr oder weniger offizielle Zwecke, meist für Kongresse in Nürnberg, auch wohl für ganz große Tagungen — in der Regel auch halbamtlich —, anvertraut wurden. So steuerte er zu der 1893 in Nürnberg abgehaltenen Naturforscher- und Ärzteversammlung — die ursprünglich für 1892 geplant war — einige Artikel in der umfangreichen, vom Stadtmagistrat dafür herausgegebenen Festschrift bei, die über die großen, ehemals so gefürchteten Volkskrankheiten, Aussatz, Pest, Syphilis, dann auch über die Geschichte der Heilkunde in Nürnberg und in der nürnbergischen Universitätsstadt Altdorf eine Menge neuer oder doch unbeachtet gebliebener Angaben aus dem sehr zerstreuten Quellenmaterial enthielten. Die 1898 gleichfalls vom Stadtmagistrat herausgegebene Festschrift zur Eröffnung des neuen Krankenhauses brachte gleichsam als Ergänzung eine Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege und im besonderen der Spitäler in Nürnberg. Für die Festschrift der 1894 daselbst abgehaltenen 32. Wanderversammlung bayerischer Landwirte schrieb Mummenhoff einen bis dahin auf diesem Felde für Nürnberg und Umgebung noch nicht dagewesenen Beitrag, indem er das landwirtschaftliche Siedelungswesen, die Einbürgerung der exotischen Kulturpflanzen, Tabak und Kartoffeln, den zum Teil mit der Mode wechselnden Anbau einer Menge von Garten- und Gemüsepflanzen auf Grund hauptsächlich urkundlicher und nur weniger literarischer Zeugnisse in einer namentlich auch von den Botanikern sehr dankbar aufgenommenen Weise schilderte (wiederum abgedruckt in Mummenhoffs Gesammelten Aufsätzen). Noch in demselben Jahre übertrug ihm der Stadtmagistrat die Aufgabe, für die Feier des 400. Geburtstags des Hans Sachs ein populäres Lebensbild des in Nürnberg nie um seine Volkstümlichkeit gekommenen Schuhmacher-Poeten zu verfassen, was ihm auch vortrefflich gelungen ist. Zu gleicher Zeit konnte er seine Forschungen über die Singschulen und Singstätten

Digitized by Google

der Meistersinger in den gleichfalls im Auftrag des Stadtmagistrats von Professor A. L. Stiefel herausgegebenen „Hans-Sachs-Forschungen" niederlegen. Eine wiederum in amtlichem Auftrag verfaßte zweibändige Schrift über das Findel- und Waisenhaus in Nürnberg nahm Mummenhoff vor und während des Weltkrieges in Anspruch. Aber noch war sie nicht vollendet, als der Oberbürgermeister Dr. Geßler, geleitet von dem Gedanken, den Nürnbergern zu zeigen, daß es ihnen ehedem noch viel schlechter ergangen, Mummenhoff damit betraute, diese schlimmsten Zeiten der Reichsstadt Nürnberg in einzelnen Monographien seinen Mitbürgern zum Trost nahezubringen. So entstanden von 1916 bis 1919 seine drei Bücher „Altnürnberg in Krieg und Kriegesnot". Sie waren in der Hauptsache auf großenteils unbekanntes oder doch nicht genügend ausgenütztes Urkundenmaterial gegründet. Auch Mummenhoffs Schilderung der Tätigkeit der Bürgermeister der bayerischen Stadt Nürnberg (im Nürnberger Stadtbuch von 1927) war einem halbamtlichen Auftrag zu verdanken.

Es waren aber nicht allein wissenschaftliche Arbeiten, die die Stadt von ihrem, man kann sagen in allen Sätteln gerechten Archivar forderte. Und es mag Mummenhoff wohl getan haben, auch einmal, abseits von der reinen Gelehrsamkeit, eine mehr praktische oder auf die großen Massen gehende Aufgabe zu lösen. So entwarf er den Plan und die Gliederung des großen Festzuges beim Hans-Sachs-Jubiläum (1894); so richtete er zusammen mit Professor Dr. Fritz Traugott Schulz die historische Ausstellung auf der dritten bayerischen Landesausstellung ein (1906), und bei dem großen Deutschen Sängerfest 1912 redigierte er mit Geschick die Festzeitung. Auch besaß er eine nicht geringe dichterische Begabung, von der er gern im Kreise seiner Freunde, etwa auf der Kegelbahn der Gesellschaft „Museum", auf den Philisterkneipen des Akademischen Gesangvereins, dem er als Student beigetreten war, im Männergesangverein „Nürnberg" Gebrauch machte. Mummenhoff war ein guter Sänger, ein Jodelliedchen von ihm war sozusagen berühmt. Aber auch bei öffentlichen Gelegenheiten gab er seine Kunst durch Abfassung ganzer Festspiele oder kleiner Dramen zum besten. Die Dichter deutscher Zunge ließ er in seinem Spiel „Im deutschen Dichterwald" (aufgeführt 1895 im Männergesangverein) zu Worte kommen, das große Deutsche Turnfest 1903 sah ein längeres vaterländisches Stück aus der Zeit der Befreiungskriege: „Verheißung, Kampf und Erfüllung" über die Bretter schreiten, und in demselben Jahre dichtete er zum fünfundzwanzig-

Digitized by Google

jährigen Jubiläum des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg einen munteren Einakter, worin einige der lustigsten Spruchgedichte des Hans Sachs von wechselnden Personen vorgetragen werden. Mummenhoff mimte aber auch selbst gern den Hans Sachs und fand immer reichsten Beifall, wenn er in dessen historischer Gewandung bei irgendeiner Tagung das Podium bestieg, um in wohlgelungenen Knittelversen ganz in der Art des poetischen Schuhmachers den Anlaß des Festes oder sonst etwas, das damit zusammenhing, in launig-humorvoller Weise zu beschreiben. Gern sah man darüber hinweg, daß Hans Sachs gewiß nicht mit westfälischem Klange gesprochen haben wird. So wurde er wenigstens allgemein verstanden, während die echten Nürnberger, die ihn wohl in der Sprache Grübels sprechen lassen, kaum bei allen Einheimischen heute auf ein Verstehen ihrer Worte rechnen dürfen.

Daß man einen Mann, der so viel „mittaten" konnte, auch überall gern „mitraten" ließ, daß er bei vielerlei öffentlichen Veranstaltungen in den vorbereitenden Ausschuß, in Kommissionen usw. gewählt wurde, ist begreiflich. Hier wollen wir nur einer Tätigkeit gedenken, die ihm auch außerhalb Nürnbergs gedankt wurde, die ihn mit den angesehensten seiner Fachkollegen im Reiche in engere Verbindung brachte, das war seine Beteiligung und Mitarbeit bei den Versammlungen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Für diese Tagungen waren Mummenhoffs persönliche Eigenschaften gerade ein besonders willkommener Einschlag. Er nahm an ihren Bestrebungen das größte Interesse, ließ sich durch Vorträge und Diskussionen gern belehren und empfing auch dankbar all die vielen Anregungen, die ihm bei diesen Wanderversammlungen das besondere Gepräge, der Stammescharakter, die Landschaft der verschiedensten Gegenden Deutschlands boten. Jahrelang gehörte er dem Ausschuß des Gesamtvereins an, gern darin gesehen, gebend und empfangend. Er half auch wacker mit, daß die deutsche Gemütlichkeit nicht verlorenging. Wenn sich „der Schwarm verlaufen hatte", vereinigte ihn und eine Anzahl anderer trinkfreudiger Kollegen — in Süddeutschland sagt man dafür, halb mißbilligend, halb bewundernd, „Hocker" — ein fröhliches Beisammensein bis in die späten Nachtstunden. Da waren die Bär, Grotefend, Wolfram, dieser wohl der einzige noch Überlebende der kleinen Tischrunde, für deren Lebensgenuß die heutige Zeit mehr und mehr das Verständnis zu verlieren beginnt.

Mummenhoff war nicht eigentlich, was man lebhaft nennt, er war auch nicht gerade gesprächig. Er besaß aber Humor und Schlagfertig-

Digitized by Google

keit, Mutterwitz möchte man sagen. Aus seinen Augen leuchtete, wenn er sich gemütlich fühlte, etwa bei Bier und Wein, eine warmherzige Gesinnung. Sein Familienkreis wird das empfunden haben. Diese Gesinnung trug auch seine Liebe zur wissenschaftlichen Arbeit, zur Natur, vor allem auch zu Deutschland. Daß wir den Krieg verloren, all die Demütigungen, die wir danach über uns ergehen lassen mußten, preßten ihm Tränen ab und so tiefe Schmerzen, daß er sich den Tod wünschte. Dies starke Gemütsleben konnte sich nun aber auch in weniger angenehmen Eigenschaften äußern. Er gestand es, als Kind ungemein jähzornig gewesen zu sein. Er wollte auch als Mann, wenigstens von ihm Fernerstehenden, nie auch nur den kleinsten Vorwurf hören; lange nagte es an ihm, wenn er denselben unerwidert lassen mußte. Dies merkte auch die Wissenschaft. Seine Feder war scharf, seine Polemik gefürchtet. Widerspruch liebte er nicht; er sagte selbst, er lasse sich nicht gern korrigieren. Das Nachgeben, auch bei persönlichen Streitigkeiten, wurde ihm schwer. Aber er war bemüht, diese etwas zur Rechthaberei, bis zur rücksichtslosen Verletzung des Gegners neigende streitbare Gesinnung zu meistern. Und er war nicht nachträglich. Wer sich an ihn wandte, auch nach bestandenem Strauß und noch nicht ganz zur Ruhe gebrachtem Ärger, konnte auf seine Fürsprache rechnen, wenn er von ihm nur irgend für würdig oder doch vertrauenswert befunden wurde. Er liebte es nicht, wie es wohl öfters geschah, mit den knorrigen Eichen Westfalens verglichen zu werden. Aber der Vergleich war nicht schlecht. Kräftig und gediegen, aber von etwas rauher Außenseite, das war er. Und seine Arbeitslust, sein Arbeitswille haben ihn, selbst wenn man meinen könnte, er hätte bei etwas größerer Ökonomie seiner Kräfte, bei einem noch geöffneteren Blick für das Allgemeine Größeres vollbringen können, zu wissenschaftlichen Leistungen geführt, die seinen Namen auf dem Gebiet speziell der nürnbergischen Geschichtsforschung, wenn sein persönliches eindrucksvolles Bild längst verblichen sein wird, noch bis in ferne, ferne Zeiten tragen werden.

Bibliographie*).

Allgemeines. Zur politischen Geschichte von Nürnberg und Umgebung: Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Hrsgg. vom Verein f. Gesch. d. Stadt Nbg. I. Bd. Mit dem Bildnis des Verfassers. Nbg., Ernst Frommann u. Sohn. 1931 (384 S. 8°). — Nbg. im Kampf mit der Vehme [Mitteilgn. d. V. f. G. d. Stdt. Nbg. (abgekürzt: Mitt.) I, 1879 S. 1—66]. — Rezension üb. Friedr.

*) Es werden hier nur die größeren und auch heute noch nicht außer acht zu lassenden Arbeiten aufgeführt.

Digitized by Google

Roth, Die Einführg. d. Reformation in Nbg., Würzbg. 1885 [Ebd. VI 1886 S. 271 bis 286). — Altnürnberg. Schilderungen aus der älteren reichsstädt. Zeit bis z. J. 1350. Bamb. Buchner 1890 (106 S. mit Abbildgn. 8°) [Bayer. Bibliothek. Bd. 22].— Geschichtliches üb. Ackerbau u. Gartenwirtschaft in Nürnbergs Umgebung [Festschrift zur 32. Wanderversammlg. bayer. Landwirte in Nbg. 1895, wieder abgedr. Gesammelte Aufsätze S. 1—92]. — Der Reichsstadt Nbg. geschichtl. Entwicklungsgang. Vortrag am 5. deutschen Historikertag 1898 in Nbg. Lpz., F. Meyer, 1898 (32 S. 8°). — Die Archivalienfunde im Großen Rathaussaal zu Nbg. i. d. Jahren 1844 u. 1897 [Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins d. dtschen Gesch.- u. Altertumsvereine (abgekürzt: Korrespondenzbl.) 46. Jhg. 1898 Nr. 3]. — König Ludwig I. u. Nbg., nach Aufzeichnungen d. ehem. Magistratsrats u. Buchhändlers Friedr. Campe [Fränk. Kurier 1901 Nr. 641]. — Die Nbger Geschichtschreibung bis Joh. Müllner [Unterhaltgsbl. d. Fränk. Kurier 1903 Nr. 79. 81. 83. 85]. — Die neueste Ableitung d. Namens Nbg. aus dem Slawischen u. die angeblich slawische Ansiedlung in der Solach [Mitt. XVI 1904 S. 218—240]. — Abriß d. geschichtl. Entwicklung d. Stdt Nbg. [v. Schuh, Die Stdt. Nbg. im Jubiläumsjahre 1906. Nbg. 1906, S. 1—167.] — Rez. üb. Chr. Meyer, Altreichsstädtische Kulturstudien. Münch. 1906 [Korrespondenzbl. 56. Jhg. 1908 Nr. 5/6]. — Nürnbergs Ursprung u. Alter in den Darstellungen d. Geschichtschreiber u. im Licht der Geschichte. Nbg., Schrag 1908 (140 S. 8°). — Die Nbger Ratsbücher u. Ratsmanuale [Archival. Ztschr. N. F. Bd. 17, 1910, S. 1—124]. — Die Juden in Nbg. [Unterhaltgsbl. d. Fr. Kur. 1908 Nr. 20, 22, 24 u. 26; 34, 36, 38, 40, 42 u. 44, wieder abgedr. Ges. Aufsätze S. 301—366.] — Rez. üb. Chstph. Beck, Die Ortsnamen d. Pegnitztales, Nbg. 1909 [Mitt. XIX 1911, S. 339—355]. — Rez. üb. Eman. Seyler, Die Houbirg, und derselbe, Alt-Nürnberg u. d. Grafen von Abenberg-Zollern [Korrespondenzbl. 59. Jhg. 1911 Nr. 9/10]. — Der Austritt des vordersten Losungers Paul Albrecht Rieter aus dem Rat i. J. 1696 [Unterhaltgsbl. d. Fränk. Kur. 1912. Nr. 54, 56, 58, 60 u. 62]. — Der Name u. das Wappen von Nbg. [Dtsche Tagesztg. 1911 Nr. 185, vgl. Fränk. Kur. 1912 Nr. 396 u. 412]. — Altnürnberg in Krieg u. Kriegsnot (Bd. 1: Der zweite markgräfliche Krieg, vgl. Bayerland, 30. Jhg. 1918, S. 25—32; 2: Aus den schlimmsten Tagen des Dreißigjähr. Kriegs; 3: Aus der Franzosenzeit). Nbg., Schrag, 1916—1919. — Entstehung u. Alter d. Nbger Ratssiegels. Die Mauerkrone über dem Nbger Wappen [Mitt. XXII S. 280—294, 303 f., 363 f.]. — Stammen die Burggrafen von Nbg von den Abenbergern oder den Zollern ab? [Ebd. XXIII 1919 S. 55—88]. — Rez. über Albert v. Hofmann, Die Stadt Nürnbg. Stuttg. u. Berl. 1924 [Mitt. XXV 1924 S. 215—238]. — Rez. üb. Gg. Göpfert, Was ist Castrum Nourenberc um 1050? Banz 1924 [Ebd. S. 239—266, vgl. XXVI 1926 S. 385 u. Fränk. Kur. 1924 Nr. 116]. — Die Quaternionen [Festschrift zum 60. Geburtstag von Theod. Hampe, Nbg. 1926, S. 70 ff.]. — Nuremberc castrum [Fränk. Heimat Jhg. 6, 1927, S. 54—59]. — Die Bürgermeister Nürnbergs 1818 bis 1927 [Nürnberg, hrsgg. vom Stadtrat. Berlin-Friedenau 1927, S. 237—253. 4°]. — Über den Königshof zu Nbg. [Mitt. XXX 1931 S. 289—305].

Topographie: Lutz Steinlingers Baumeisterbuch v. J. 1452 [Mitt. II 1880 S. 15—77]. — Das Rathaus in Nbg. Ebd., Schrag, 1891 (365 S., 18 Taf. 8°.). — Führer durch das Rathaus zu Nbg. Ebd., 1896; 2. Aufl. 1930 (59 S. mit 9 Abb.). — Die Burg zu Nbg. Geschichtlicher Führer. Nbg., Schrag, 1896; 4. Aufl. 1926 (108 S., 1 Plan, 8 Taf. 8°). — Das „Haus zum geharnischten Mann" oder sog. Pilatushaus u. der Ritter Jörg [Fränk. Kur. 1899 Nr. 476]. — Die Kettenstöcke u. a. Sicherheitsmaßnahmen im alten Nürnbg. [Mitt. XIII 1899 S. 1—52.] — Mauern u. Burggrafen-

Digitized by Google

burg, Fröschturm u. „Eiserne Jungfrau" betr. [Ebd. S. 251—275]. — Das Kornhaus bei St. Klara (die Maut) u. die übrigen Kornhäuser der Reichsstdt Nbg. [Amtsbl. d. Stdt Nbg. 1899 Nr. 5, 8, 11 u. 14; wieder abgedr. Ges. Aufsätze S. 280—289]. — Die „Prüch" oder „Brüch" (Johannesgasse) u. d. Glockenhof. [Ebd. 1899 Nr. 25, 28 u. 31, Ges. Aufsätze S. 290—295]. — Das ehem. Gießhaus oder die Gießhütte am Frauentor [Ebd. Ges. Aufsätze S. 296—300]. — Die Besitzungen der Grafen von Nassau u. das sog. Nassauerhaus [Mitt. XV 1902 S. 1—87]. — Der Neptunbrunnen zu Nbg., s. Entstehung u. Geschichte. Festschrift. Nbg., Stadtmagistrat, 1902 (47 S. 8°). — Der Rechenberg u. d. unterirdische Gang daselbst [Mitt. XVI 1904 S. 193 bis 217]. — Ein merkwürdiger Ziegel vom nördl. Turm d. St. Lorenzkirche [Ebd. S. 258 bis 267]. — Die Eiserne Jungfrau [Unterhaltgsbl. d. Fränk. Kur. 1906 Nr. 22 u. 24, 1914 Nr. 7 u. 8; wieder abgedr. mit anderem noch Ungedruckten Ges. Aufsätze S. 367 bis 384]. — Die ältere Stadtbefestigung Nürnbergs. Entgegnung auf die Angriffe Dr. Siegfr. Rietschels [Mitt. XVII 1906 S. 319—339]. — Urkunden z. Gesch. d. dritten Stadtummauerung [Ebd. XIX 1911 S. 237—243]. — Zur Abwehr (geg. Rietschel) [Ebd. S. 258—263]. — Die ältere Ummauerung d. Stadt Nbg. (geg. Rietschel) [Dtsche Geschichtsblätter XIII 1912 S. 25—45]. — Der heutige Stand der Frage d. ältesten Nbger. Stadtbefestigung [Mitt. XX 1913 S. 242—261 u. 274]. — Das Königsstiftungshaus u. die Königsstiftungshäuser in Nbg. Nbg. 1907 (18 S. 8°). — Reuhelberg u. Schmausenbuck [Fränk. Kur. 1908 Nr. 383; wieder abgedr. Ges. Aufsätze S. 142—147]. — Die Pillenreuter Weiher u. die Dutzenteiche (!) [Mitt. XIX 1911 S. 158—234; XX 1913 S. 175—233]. — Rathaussaal u. Ratsstube in Nbg. [Dtsche Bauztg. 47. Jhg. Berl. 1913, Nr. 103—105]. — Das Findel- u. Waisenhaus zu Nbg. Ebd., Stadtmagistrat, 1917. 8° [zugleich Mitt. XXI 1915 S. 57—336; XXII 1918 S. 3—146]. — Bezeichnung alter u. abgekommener Straßen- u. Platznamen [Adreßbuch d. Stdt Nbg. 1899 ff.]. — Studien z. Gesch. u. Topographie d. Nbger Marktplatzes [Fränk. Kur. 1921 Nr. 349, 351, 352, 361, 369 u. 385; wieder abgedr. Ges. Aufsätze S. 194—279]. — Die Wasserversorgung in Nbg. in ältester Zeit [F. K. 1924 Nr. 82 u. 87, wieder abgedr. Ges. Aufs. S. 148—155]. — Der Hiserlein [F. K. 1924 Nr. 103, 109 u. 126, wieder abgedr. Ges. Aufs. S. 156—167]. — Die unterirdischen Gänge u. die sog. Lochwasserleitung [F. K. 1924 Nr. 197 f., 205 f., wieder abgedr. Ges. Aufs. S. 168—179]. — Das unterirdische Nürnberg [F. K. 1928 Nr. 62, 63 u. 94, wieder abgedr. Ges. Aufs. S. 180—193]. — Vor Nürnbergs Toren in alter Zeit [F. K. 1929 Nr. 300, 303 u. 305, wieder abgedr. Ges. Aufs. S. 93—104]. — Die Nbger Landwehr [Ges. Aufs. S. 105—127]. — Der Plan der Einleitg. des Rötenbachs in die Stadt in früheren Jahrhunderten [Ebd. S. 128—141].

Wirtschaftsgeschichte: Handwerk u. freie Kunst in Nbg. [Bayer. Gewerbezeitung 1890, Nr. 1, 2, 12, 14, 15]. — Beiträge z. Gesch. d. „freien Handwerks" d. Maler [Mitt. X 1893 S. 271—278]. — Der Handwerker in der dtschen Vergangenheit. Mit 151 Abb. u. Beilagen. Lpz. Diederichs 1901 (141 S. 4°). [Monographien z. dtschen Kulturgesch., hrsgg. von Gg. Steinhausen. Bd. 8]. — Zolldifferenzen zwischen Nbg. u. München i. d. Jahren 1577—1580 [Mitt. XIV 1901 S. 239—244]. — Zur Gesch. d. Altnürnberger Handels- u. Gewerbepolitik [Unterhaltgsbl. d. Fränk. Kur. 1905 Nr. 59 u. 61]. — Handel, Gewerbe u. Industrie in Nbg. [v. Schuh, Die Stadt Nbg. im Jubiläumsjahr 1906, S. 169—275]. — Freie Kunst u. Handwerk in Nbg. [Korrespondenzbl. 54. Jhg. 1906 Sp. 105—120.] — Sauerkraut u. „Rüblekraut", Kartoffeln u. Scherrüben usw. [Fränk. Kur. 1917 Nr. 109 u. 111]. — Eichhörnchen u. anderes Wild, dessen Hegung u. Verkauf im alten Nbg. [Ebd. Nr. 143 u.

Digitized by Google

147.] — Geschichtl. Einleitung üb. d. Entwicklg. d. Drechslerhandwerks u. die Kunstdrechslerei in Nbg. [Verzeichnis neuer von J. E. Herm. Saueracker gefertigter Kunstdrechslerarbeiten. Nbg. 1922, S. 1—29; s. auch F. K. 1921 Nr. 492, 520, 544, 556]. — Das Handwerk im Kampf geg. d. ersten Regungen d. Gewerbefreiheit [F. K. 1922, Nr. 72, 96, 120, 155, 188, 224]. — Frauenarbeit u. Arbeitsvermittlung [Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 19. Bd. 1926 S. 157—165]. — Entwicklung u. Blüte d. Nbger. Handwerks [Kultur d. Handwerks. Münch. 1927, Heft 5; s. auch Nürnberg, hrsgg. vom Stadtrat. Berl.-Friedenau 1927, S. 207—213].

Geschichtliches über Kunst und Wissenschaft: Hans Sachs. Zum 400 jähr. Geburtsjubiläum des Dichters. Im Auftrage d. Stdt Nbg. Ebd. Friedr. Korn 1894 (142 S. mit vielen Abb.).— Singschul-Ordng. v. J. 1616/35 u. die Singstätten d. Meistersinger [Hans Sachs-Forschungen, hrsgg. von A. L. Stiefel. Nbg. 1894, S. 278—319]. — Das Hans Sachsfest in Nbg. am 4. u. 5. Nov. 1894. Nbg. 1899 (300 S. mit vielen Abb.).— Adam Krafft oder Kraft? [Mitt. XIV 1901 S. 258—260]. — Dürers Anteil an den Gemälden des Großen Rathaussaales u. der Ratsstube. [Ebd. XVI 1904 S. 244—253]. — Musikpflege u. Musikaufführgn. im alten Nürnbg. [Festführer f. d. 3. bayer. Musikfest zu Nbg. Pfingsten 1908]. — Dasselbe [Festztg. f. d. 8. dtsche Sängerbundesfest, Nbg. 1912, S. 22—33, vgl. S. 59 f.]. — Die Singstätten u. Singschulen d. Meistersinger in Nbg. [Ebd. S. 135—144]. — Über den Nbger Kunsthandwerker u. Künstler Sebald Beck [Fränk. Heimat 3. Jhg. 1924 S. 327—333]. — Üb. den Apfel d. Seefahrers Martin Behaim u. seine Schicksale [Fränk. Kur. 1927 Nr. 356; 1928 Nr. 2].

Medizingeschichtliches: Geschichtliches zur Heilkunde in Nbg. [Nürnberg. Festschrift zur 65. Versammlg. d. Gesellsch. dtscher Naturforscher u. Ärzte. Nbg. 1892, S. 73—96]. — Zur Gesch. d. Seuchenhäuser [Ebd. S. 222—240]. — Die öffentliche Gesundheits- u. Krankenpflege im alten Nbg. [Festschrift zur Eröffng. d. neuen Krankenhauses d. Stdt. Nbg. 1898 S. 1—122].

Kulturgeschichtliches: Volksspiele u. Vergnügungen, Spiel- u. Schießplätze im alten Nbg. [Festztg. f. d. 12. dtsche Bundesschießen in Nbg., 1897, Nr. 3—12]. — Schießfeste im alten Nbg. [Fränk. Kur. 1897 Nr. 353]. — Der Thomastag in Nbg. [Ebd. 1906 Nr. 642; 1913 Nr. 651].

Biographisches: Gg. Wolfg. Karl Lochner. Nekrolog [Mitt. III 1884 S. 1—12]. — Aug. von Essenwein †. Nekrolog [Korrespondenzbl. 1892 Nr. 12]. — Zum 100 jähr. Geburtstag Kaspar Hausers (30. April!) [Fränk. Kur. 1912 Nr. 220 f.]. — Justizrat Dr. Frhr. Gg. v. Kreß (Nekrolog) [Mitt. XX, 1913 S. 1—9]. — Artikel in der Allgem. Deutschen Biographie über: Christoph Kreß von Kressenstein (1484—1535) [Bd. 51 S. 376—388]. Paul Wolfg. Merkel [21, 437—439]. Joh. Müllner [22, 704—710]. Nik. Muffel [22, 444—451, vgl. Der geschichtliche Niklas Muffel, Sonntags-Kurier, 4. Jhg. 1923 Nr. 6 f.]. Christoph Gottlieb v. Murr [23, 76—80]. Kaspar Nützel [24, 66—70]. Christoph Scheurl [31, 145—154, Berichtigungen 33, 799 u. 45, 671]. Ulman Stromer [36, 617 f.; vgl. Ulrich oder Ulman Stromer? Fränk. Kur. 1906 Nr. 242]. Anton Tucher [38, 756 bis 764]. Endres Tucher [ebd. 764 f.]. Hans Tucher [ebd. 765 ff.]. Sixt Tucher [39, 111—114]. — Artikel in den Lebensläufen aus Franken über: Johannes Scharrer [daselbst I 1919 S. 410—427]. Christoph von Seiler [II 1922 S. 406—417]. Joh. Merkel, 2. Bürgermeister von Nbg. [III 1927 S. 370 ff.] Paul Wolfg. Merkel [ebd. S. 355 ff.]. — War Willibald Pirckheimer ein Verleumder? Nbg., Schrag, 1928 (57 S. 8°).

Digitized by Google

Eigenes Poetisches: Im deutschen Dichterwald. Festspiel, aufgeführt bei dem Faschings-Fest d. Nbger Männergesangvereins am 2. Febr. 1895 (18 S. 8°). — Verheißung, Kampf u. Erfüllung. Vaterländ. Spiel aus der Zeit d. Freiheitskriege in 3 Bildern, aufgeführt beim 10. Deutschen Turnfest in Nbg. 1903 (24 S. 8°). — Die Pflege d. Dichtkunst im alten Nbg. Dramatische Szenen aus drei Jahrhunderten von E. M., Emil Reicke, Heinr. Tölke. Hrsgg. vom Ver. f. Gesch. d. Stdt. Nbg. Nbg., Schrag 1904.

Auszüge aus den Nürnberger Ratsverlässen und andere kleinere Mitteilungen zahlreich in den Mitteilgn d. V. f. G. d. Stdt Nbg von Heft 7 (1888) ab bis Bd. 30 (1931).

Bücherbesprechungen, ebenfalls sehr zahlreich, ebd. von Heft 1 (1879) ab bis Bd. 27 (1928).

Mummenhoff als Schriftleiter: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, ständig von Heft 12 (1898) ab bis Bd. 26 (1926). — Festzeitung zum 8. deutschen Sängerfest, Nürnberg 1912.

Quellen und Literatur.

Erinnerungen des Verfassers nebst Angaben aus dem Kreise der Familie, vor allem Mummenhoffs schriftstellerisches Werk selbst.

Reicke, Emil, Ernst M. † (1848—1931). Mit Bildnis nach einem Ölgemälde von Felix Mayer-Felice [Mitt. XXXI 1933 S. 1—16]. — Schaffer, Reinhold, E. M. [Archival. Ztschr. 3. Folge. Bd. 7, 1931, S. 298—301].

Emil Reicke (Nürnberg).

24. Redwitz, Oskar von,
Dichter,
1823—1891.

Der seinerzeit sehr berühmte Dichter war in Franken geboren und zwar am 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach, wo sein Vater Direktor des Zuchthauses war. Die mütterliche Seite reichte in alte Dichterüberlieferung hinein, das Hainbundmitglied Johann Martin von Miller war der Mutter Oheim. Die Entwicklungsjahre des Dichters führen uns indes in die Pfalz hinüber; schon im Jahre 1825 wurde der Vater nach Kaiserslautern versetzt, dann folgte ein Aufenthalt in Speyer und endlich für längere Jahre in Schweigen. Da in diesem kleinen Neste keine richtigen Schulen zu finden waren, besuchte der junge Redwitz drei Jahre lang das Collège communal in Weißenburg, das damals natürlich, wie leider heute wieder, französisch war. Die Grenze bedeutete aber in der damaligen Zeit sehr wenig. 1837 siedelte die Familie nach Zweibrücken über, um zwei Jahre später wiederum nach Speyer zu gehen, wo sich der Dichter

Digitized by Google

im Jahre 1841 dem Absolutorium mit gutem Erfolge unterzog. Fünf Jahre des Studiums folgten, wovon ein einziges Semester in Erlangen verbracht wurde, alle anderen in München, wo Redwitz auch Mitglied des Korps Franconia war. 1846 folgte das Staatsexamen. Der Dichter war nun gerade nicht allereifrigster Student gewesen, wie er sich für die Rechtswissenschaft überhaupt nicht sehr erwärmen konnte; aber trotz des geringen Studiums gelang es ihm ohne nennenswerte Schwierigkeit, im Staatsexamen die erste Note zu erreichen. Darnach kehrte er wieder nach Speyer zurück und lenkte im folgenden Jahre in die juristische Praxis ein. Man kann wahrhaftig nicht sagen, daß er sich darin besonders wohl gefühlt hätte.

Das folgende Jahr 1848 brachte des Vaters Tod im April, im Juli darauf verlobte sich der junge Rechtspraktikant mit der noch sehr jugendlichen Mathilde Hoscher, die mit ihrer Mutter ganz einsam auf weltabgelegenem Gut lebte. Offenbar hat dieser Liebesfrühling mitgewirkt am Werden der „Amaranth", die im Februar 1849 zuerst erschien und unseren jungen Dichter mit einem Schlag berühmt machte. Wahrscheinlich hat der Speyerer Domkapitular Wilhelm Molitor den jungen Poeten freundschaftlich beraten; er war ja jedenfalls die dichterisch bedeutendste Erscheinung, die in der Pfälzer Bischofstadt zu finden war. Die Dichtung selber muß damals in der deutschen Leserwelt gewaltig eingeschlagen haben. Wir stehen ihr ja heute viel kritischer gegenüber. Redwitz ist, wie sich auch in diesem Werke zeigt, eben doch in erster Linie Lyriker. Der junge Walter, der Dichtung eigentlicher Held, ist ein sehr passives Wesen, die eigentlich alles an sich herankommen läßt. Ghismonda, die Italienerin, die seine Gattin werden sollte, ist eine ungläubige Natur; ihre Sonette wirkten, als ich in jungen Jahren, da der Dichter noch lebte, das Werk las, schon damals ziemlich unecht auf den Gymnasiasten. Die Titelheldin ist freilich ein liebes Geschöpf, und ihre Gläubigkeit spricht ein ebenfalls gläubiges Gemüt gewiß stark an. Das beste an dem Werke ist seine Lyrik. Daß eine solche durch und durch katholische Dichtung in der Zeit, da die Revolution vom Jahr vorher noch gewaltig nachwirkte, ein sehr williges Publikum fand, läßt sich wohl begreifen; es war ein neuer Weg eingeschlagen und man war auf katholischer Seite nicht wenig stolz, eine solche Dichtung zu haben. Offenbar hat der Erfolg auch den jungen Poeten stark beeinflußt. Wohl bestand er noch im Dezember des gleichen Jahres seine juristische Staatsprüfung; aber schon wenige Monate darauf, im Mai 1850, gab er die Juristenkarriere auf und ging nach

Digitized by Google

Bonn, wo er vor allem Simrock hörte. Er hatte damals kaum eine Ahnung, daß eine Zeit kommen werde, da man „den amaranthnen Weihrauchduft der frommen Seele", wie Scheffel in seinem Trompeter von Säkkingen sagt, einmal wenig lieben werde; er selber war jedenfalls von seinem Werke überzeugt und hat sein Erstlingswerk immer geliebt, auch als er längst die katholischen Bahnen seiner Jugend verlassen hatte. Es ist nicht ohne Reiz, zu hören, daß um diese Zeit ein Privatbrief des Dichters an König Max von Bayern losgelassen wurde, der um Anstellung als außerordentlicher Professor bat. Ob eine Antwort erfolgt ist, konnte ich nicht feststellen; eine Anstellung erfolgte jedenfalls nicht.

Inzwischen war auch das „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" im Juni 1850 erschienen. Wir dürfen über diese Dichtung wohl ruhig hinweggehen, da der Dichter selber später wenig von ihr wissen wollte. Damals jedoch hat sie ohne Zweifel Wirkung getan; denn noch im selben Jahre ernannte die Universität Würzburg unseren Poeten zum Ehrendoktor, gerade wegen seiner Dichtungen, „In quibus generosum Christianae religionis in jus ac dignitatem restituendae studium spirat", wie es in der Urkunde heißt. Jedenfalls war der Herr Doktor nun ein gemachter Mann und er konnte am 6. Mai 1851 in Schellenberg bei Kaiserslautern, der Heimat seiner Braut, die Hochzeit feiern.

Im Sommersemester 1852 war er sogar außerordentlicher Professor in Wien und las über des Sophokles „Antigone". Man darf jedoch nicht verschweigen, daß er bei sorgfältiger Ausarbeitung dieses Kollegs eine sehr notwendige Hilfe hatte. Aber es stellte sich auch dabei heraus, daß er zum Professor nicht geboren war, und nach dem einzigen Semester akademischer Lehrtätigkeit gab er diesen Beruf wieder auf und ging wieder heim nach Schellenberg. Im Jahre 1852 erschien ein starker Band von Gedichten und ein Jahr später das erste Drama, die „Sieglinde", in gereimten Versen. Aber dies Werk brachte ihm, wie er in einem Gedichte sagt, „Disteln auf den Hut". Es wurde von der Kritik durchaus nicht liebenswürdig aufgenommen und später hat der Dichter selber seiner Familie verboten, dies Drama, wie das vorgenannte Märchen, mitaufzunehmen, wenn einmal eine Gesamtausgabe seiner Werke stattfinden werde. Er hat also jedenfalls auf eine solche gerechnet; gekommen ist sie niemals, obwohl er doch jetzt schon erheblich mehr als dreißig Jahre tot ist.

Das Jahr 1854 führte ihn endlich ins rechtsrheinische Bayern, ins Frankenland zurück, wo er die Bewirtschaftung der Stammgüter

Digitized by Google

Schmölz und Theisenroth bei Kronach übernahm. Hier in Schmölz entstanden seine Dramen, der „Thomas Morus", der schon infolge seines Umfangs für die Bühne nicht geeignet war, dann die „Philippine Welser" und „Der Zunftmeister von Nürnberg". Diese beiden letzteren Stücke, zumal der „Zunftmeister", sind entschieden mehr für die Bühne geschaffen. Das Drama der Augsburger Patriziertochter, die den Habsburger Fürstensohn zum Gatten gewann, ist freilich heute an die Vereinsbühnen übergegangen; aber das Nürnberger Stück ist ohne Zweifel seine beste dramatische Leistung, und vielleicht noch heute würde der „Geisbart" auf der Bühne seine Wirkung tun. Als ich es zuerst las, freilich noch in sehr jungen Jahren, hat es stark auf mich gewirkt.

Inzwischen aber war seine alte gläubige Zeit so ziemlich abgeschlossen und er wurde als liberaler Abgeordneter in die bayerische Kammer geschickt und blieb es bis zum Jahre 1866, wo Krankheit ihn zwang, seine Stellung in der Kammer niederzulegen. In diese Zeit fällt von neuen Werken das Drama „Der Doge von Venedig" und der Anfang seines dreibändigen Romans „Hermann Stark". Das Drama ist für uns heute allerdings eine Unmöglichkeit; es ist mit allen Schwächen seiner Zeit versehen. In den Jahren 1864/69 erschien der Roman, der erste von dreien, von denen heute keiner mehr gelesen wird; aber der Dichter sah wohl selber ein, daß die Versprache nicht mehr in die neue Zeit hinein tauge.

In den Jahren nach der Niederlegung seines Mandates bis 1869 verlebte er den Winter in Meran. 1870 schlug er seinen Wohnsitz in Aschaffenburg auf. Der Krieg gegen Frankreich muß einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben und er schuf in dieser Zeit „Das Lied vom neuen Deutschen Reich". Es ist eine der wenigen Dichtungen, die der große Krieg gezeitigt hat; aber es mag immerhin sein, daß die Sonette, in denen das Werk geschrieben, seine Volkstümlichkeit nicht gefördert haben. Es muß übrigens zugestanden werden, daß unser Dichter in der Form ganz entschieden hoch steht. Die vierfachen Reime sind so gut wie durchweg völlig rein, und das will in dieser Zeit gewiß nicht wenig sagen. Es ist ja überhaupt eine merkwürdige Sache, die wir vielleicht erst heute richtig einsehen, daß der große Krieg, aus dem das Deutsche Reich emporwuchs, in der Dichtung gar nicht bedeutenden Widerhall fand. Im Süden hatte man wohl manche Bedenken gegen die preußische Führung. Aber unser Dichter hat sie recht verstanden:

Digitized by Google

„So will ich glauben, daß nur Deutschlands Heil
Das Schwert dort Preußen in die Hand gegeben,
Und meinen alten Groll, ich biet' ihn feil.
Das Bessere zu glauben schändet nicht. —
Doch widerlegte mich der Zeit Gericht,
Dann, Gott, laß mich den Schmerz nicht mehr erleben."

Solchen Schmerz hat er auch nicht mehr erleben müssen. Er war eben doch Bayer, der vom geeinten Vaterlande seine eigene Auffassung hatte. Bedeutsam sind weiterhin die Verse:

„Drum weißt Du: Unsere höchste Kraft zumeist,
Sie ruht in unserer Stämme Eigenart;
Und nur wer diese treulich pflegt und wahrt,
Des Deutschen Volkes weiser Hüter heißt."

Im Jahre 1872 siedelte er nach Meran über, wo er seinem Besitztum den Namen „Schillerhof" gab. Das milde Klima dort tat seinem kranken Körper wohl, konnte aber das stete Fortschreiten der Krankheit nicht mehr hemmen. Das Morphium sollte helfen, und schließlich hatte er an die 63 000 Stichwunden am Körper, was natürlich die Krankheit immer weiter fördern mußte.

Im Jahre 1878 erschien sein letztes großes dichterisches Werk, der „Odilo", der den vollen Bruch mit seinem katholischen Anfang ausspricht. Es ist bezeichnend, daß er sein Jugendwerk noch immer liebte:

„Als Zwanziger ich einst die ‚Amaranth',
Den ‚Odilo' ich jetzt als Fünfzger schrieb.
Und hab' ich auch zu diesem zweiten Lied
Mein Harfenspiel wohl vielfach neu bespannt,
Bleibt doch mein Erstes mir noch gleichfalls lieb;
Denn trotz der beiden Lieder Unterschied
Sind innerlich sie dennoch tief verwandt,
Und auch ich selbst mir darin treu verblieb,
Der ich in Beiden, wie mein Herz mich trieb,
Mein inneres Leben gleich getreu bekannt."

Heute ist der „Odilo" kaum noch zu lesen. Er ist so ganz und gar aus der Kulturkampfstimmung herausgewachsen. Natürlich spielt eine Mischehe eine große Rolle darin; der daraus entsprungene Sohn geht ins Kloster, wo er natürlich unter dem neuen Abte auf allerlei Schwierigkeiten stößt und schließlich wieder davongeht. Sehr bezeichnend ist, wie beim Klosterbrande von der Bibliothek gesprochen wird:

Digitized by Google

„Die pergament'nen Folianten,
Die so viel geist'ge Nacht geborgen,
Ha, wie sie jetzt, wie lichter Morgen,
Die rabenschwarze Nacht durchbrannten!"

Heute urteilt man über die Scholastik und ihre alten Folianten wesentlich anders. Aber es hat wirklich heute wenig Wert, sich wieder in solch vergangene Stimmung hineinzuarbeiten.

Es folgten noch einige Romane 1882 „ein deutsches Hausbuch", 1884 „Haus Wartenburg", 1887 „Hymen", von denen das gleiche gilt, wie von dem zwei Jahrzehnte vorher erschienenen „Hermann Stark". Auch sie werden nicht mehr gelesen. Redwitz Krankheit wurde immer stärker; eine Flucht nach Aussee in der Steiermark brachte keine Rettung mehr, und im Juni 1891 zog der Dichter offenbar wegen der Morphiumbekämpfung in die Irrenanstalt St. Gilgenberg in der Nähe von Bayreuth. Eigentlich geisteskrank war er wohl nicht; aber es begreift sich ohne weiteres, daß diese Morphiumsucht den Körper zerstören mußte. Er hat nur wenige Wochen dort gelebt und ist am 6. Juli 1891 gestorben. Er blieb der Kirche fern, auch in seinem Sterben.

Redwitz ist heute nur noch ein Name in der Literaturgeschichte. Dieser Name war einmal hoch gefeiert. Aber man wird sagen dürfen, daß er im Lauf der Jahre seinen Ruhm nicht gemehrt hat. Es ist bezeichnend genug, daß es zu keiner Gesamtausgabe seiner Werke gekommen ist. Er gehört eben einer vergangenen Zeit an, die heute uns nichts mehr sagt.

P. Expeditus Schmidt (Dettelbach).
O. F. M.

25. Richter, Johann Stephan, Johann Michael, Karl, August und Otto, Buchdrucker und Zeitungsverleger, 1780—1932.

Der Begründer der Richterschen Druckerei ist Johann Stephan Richter, geboren am 29. November 1780 in Marktbreit als Sohn des dortigen Bürgers und Kammachers Johann Sebastian Richter. Der junge Richter erlernte die Buchdruckerkunst als Setzer und Drucker in den Jahren 1796—1800 bei dem privilegierten Buchdrucker Johann Valentin Knenlein in Marktbreit und übte sie in mehreren Städten

Digitized by Google

aus. „Daß Vorzeiger dieses, der hiesige Bürgerssohn Stephan Richter in den Jahren 1796—1800 bei dem privilegierten Buchdrucker Johann Valentin Knenlein allhier die Buchdruckerkunst als Setzer und Drucker erlernt und durch erprobte Rechtschaffenheit sich jederzeit ausgezeichnet habe, wird demselben auf sein Verlangen zur etwaigen Legitimation auf seiner vorhablichen Wanderschaft in den königlichen Staaten mit Vergnügen attestiert", so lautet das am 30. Januar 1808 von dem kgl. bayer., fürstlich-Schwarzenbergischen Justiz- und Jurisdiktionsamt ausgestellte Zeugnis. Die einzelnen Stationen von Richters Wanderschaft in den nächsten Jahren sind nicht bekannt. Vom 20. September 1814 an ist er in Würzburg nachweisbar und wohnte im 2. Distrikt Nr. 529 (Schustergasse 12), vom 8. Mai 1816 an im 3. Distrikt Nr. 165 (Sterngasse 12), vom 31. Oktober 1817 an im 3. Distrikt Nr. 95 (Bruderhof 8, Hof Groß-Krautheim, heute Plattnersgasse 17), wo die Familie über 100 Jahre lang hauste und wo heute noch die Witwe von Geheimrat Otto Richter lebt. Das Haus ist im Grundsteuer-Kataster Würzburg-Stadt Band XI beschrieben als Wohnhaus in der Plattnersgasse, ein Eckhaus mit Höflein und Pumpbrunnen, erworben von Johann Stephan Richter, Buchdrucker, laut Brief vom 17. Dezember 1817 mit einem nun wieder veräußerten Lehen von den Erben des Landesdirektionsrats Füglein um 10 500 Gulden.

Ein halbes Jahr, nachdem Richter in Würzburg eingetroffen war, beschloß er, sich daselbst dauernd niederzulassen. Das war damals mit mancherlei Umständlichkeiten verknüpft. Am 24. März 1815 erschien der Bürger und Kammacher Johann Sebastian Richter vor der Ortskommission in Marktbreit und brachte in Vortrag: „Sein Sohn Johann Stephan Richter wäre willens, sich in der Stadt Würzburg bürgerlich niederzulassen, behufs dessen seye ihm ein Attestat der Ortskommission über seine Herkunft, Alter, Aufführung und Vermögen vonnöten, um welches er geziemend nachsuche, rücksichtlich des Vermögens erkläre er, daß er seinem Sohn als Heiratsgut fl. 700 bar mitgebe und daß derselbe noch überdies fl. 900 von ihm zu empfangen habe und wirklich empfange, welche fl. 900 von der Übernahme von 3 Fuder 11er Wein, den sein Sohn im Herbst 1811 von seinem in der Fremde ersparten Geld auf Spekulation eingetan habe, herrühren. Sohin daß dermaliges Gesamtvermögen seines Sohnes sich auf fl. 1600 rheinisch belaufe."

Diese Angaben des Vaters Richter bestätigte die Ortskommission als richtig und fügte bei, daß der Sohn nach Vorableben seiner Eltern

Digitized by Google

noch weiteres Vermögen zu erben habe. Auch das gewünschte Leumundszeugnis stellte sie aus. Schon am Tage vorher, am 23. März 1815, war ein Kaufvertrag zwischen Stephan Richter und dem Würzburger Buchhändler und Buchdrucker Josef Stahel zustande gekommen, durch den Stahel an Richter seine Druckerei verkaufte „mit den vollständigen Pressen, worunter zwei mit messingnen Fundamenten, und einer nicht vollkommenen Regalpresse, ebenfalls mit messingnem Fundament und allem Zugehör, als Farbblase von Kupfer und Rost, Fruchtgelten und Bank, zwei Farbkufen mit der vorrätigen Farbe; ferner den ganzen Vorrat von Schriften, bestehend in etlich und sechzig Zentnern, überhaupt mit allen Linien, Verzierungen, Winkelhaken, Regalen, Kästen, Setzbrettern, Schiffen und dem ganzen Aufhängzeug um den Preis von 3000 fl. rheinisch und 10 Karolin Kaufgeld". Die Zahlungsbedingungen waren folgende: Vor der Übergabe der Druckerei waren das Kaufgeld mit 10 Karolin und 10 fl. rheinisch bar zu zahlen, am 31. März 1816 abermals 1000 fl. und der Rest mit 1000 fl. am 31. März 1817. Bis zur Zahlung waren die 2000 fl. mit 5% zu verzinsen. Stahel behielt sich bis zur vollständigen Tilgung des Kaufschillings und der Zinsen das Eigentumsrecht an der Druckerei vor. Stahel verpflichtete sich, bei Richter die im Stahelschen Verlag erscheinenden Werke und die von Stahel herausgegebene „Neue Würzburger Zeitung" drucken zu lassen, und machte sich verbindlich, in Würzburg keine neue Druckerei zu errichten. Die Übernahme der Druckerei (Sterngasse 16) erfolgte am 1. April 1815. Zur Änderung der dermaligen Lokale der Druckerei wurde Richter eine Frist von drei Monaten vom 1. April an eingeräumt. So lange konnte sie noch ohne Mietzins im Hause Stahels bleiben. Nach Ablauf dieser Frist mußte jedoch, und zwar bis längstens 10. Juli, das ganze Lokal geräumt sein.

Auf Grund dieses Erwerbes der Stahelschen Druckerei konnte Richter jetzt auch daran denken, das Würzburger Bürgerrecht zu erwerben und stellte am 19. Mai 1815 an den städtischen Verwaltungsrat die Bitte um Annahme als Buchdrucker. Bis zur Erledigung der weitläufigen bürokratischen Formalitäten verging ein Jahr. Endlich unter dem 5. April 1816 wurde das Gesuch von der Landesdirektion genehmigt, da Stahel seine Konzession an Richter abgetreten habe und also die Zahl der Buchdruckereien nicht vermehrt werde. Daraufhin wurde Richter unter dem 17. April 1816 vom Würzburger städtischen Verwaltungsrate aufgegeben, „sich nunmehr das Bürgerrecht durch Ablegung der Bürgerpflichten, der Zahlung der schuldigen Gebühren und durch Anschaffung der vorschriftsmäßigen Uniform ganz eigen zu machen".

Digitized by Google

Dadurch, daß Stahel sich verpflichtet hatte, Richter die Druckarbeiten seines Verlages zu überlassen, hatte das Unternehmen eine feste Grundlage. Aus den Stahelschen Geschäftsbüchern der Jahre 1832—1853 geht hervor, daß die von Richter für Stahel geleisteten Druckarbeiten den Wert von beinahe 2000 fl. im Jahre 1832 erreichten und dann stetig stiegen bis auf über 8000 fl. im Jahre 1853. Selbstverständlich hat Richter schon vorher und auch nachher für Stahel gedruckt, doch sind Aufzeichnungen darüber nicht vorhanden. Eine Änderung trat erst 1860 ein, als Stahels Erben und Rechtsnachfolger eine neue Druckerei gründeten; denn sie waren an den vom alten Stahel am 23. März 1815 mit Stephan Richter geschlossenen Vertrag nicht gebunden. Richter war der erste, der 1836 in Würzburg eine Schnellpresse von Koenig & Bauer aufstellte, er bekleidete viele Jahre das Amt eines Vorstandes des Würzburger Buchdruckergewerbes; ein großes Ereignis in seinem Leben war eine Reise, die er 1841 in die Schweiz, nach Basel und Zürich, unternahm. Richter war seit 1821 verheiratet mit Barbara Ehemann, Gasthofbesitzerstochter aus Marktbreit, geboren am 20. September 1801 in Marktbreit. Aus dieser Ehe gingen — eine heute märchenhaft gewordene Fruchtbarkeit bürgerlicher Ehen — 16 Kinder, vier Söhne und zwölf Töchter, hervor. Johann Stephan Richter starb am 12. September 1857, mittags 12¼ Uhr, in Würzburg an einer Gehirnlähmung und wurde am 14. September, nachmittags 5 Uhr, beerdigt. Seine Witwe überlebte ihn um 15 Jahre, starb am 18. Januar 1872 zu Würzburg und wurde daselbst am 20. Januar beerdigt. Bei ihrem Tod lebten von ihren Kindern noch zwei Söhne und acht Töchter, zwei Söhne und fünf Töchter waren schon verheiratet und hatten 18 Enkeln das Leben gegeben. Sechs ihrer Kinder hatte Barbara Richter zu ihren Lebzeiten ins Grab sinken sehen.

Das väterliche Geschäft hatte schon zu Lebzeiten des Vaters der älteste Sohn Johann Michael Richter übernommen, geboren am 24. November 1822 in Würzburg. Er war Schüler der Wackenreuderschen Privatunterrichtsanstalt in Würzburg, ging in die Lehre in der Werkstatt seines Vaters vom 1. Januar 1839 bis 3. Juli 1840, trat am 29. April 1841 die Wanderschaft an und legte sie vorschriftsmäßig zurück. 1841 war er als Schriftsetzer bei Gutsch & Rupp in Karlsruhe beschäftigt, am 30. Dezember 1844 unterzog er sich vorschriftsmäßig seiner Gewerbeprüfung und wurde „zum selbständigen Betrieb dieses Gewerbes in allen Klassen von Gemeinden vollkommen tüchtig und meisterhaft befunden". Vom Militärdienst blieb er laut

Digitized by Google

Entlassungsschreiben des Kgl. Obersten Rekrutierungsrates von Unterfranken und Aschaffenburg vom 2. September 1844 befreit und trat am 21. Juni 1852 in die Landwehr ein. Aus dem seinem militärischen Entlassungsschein beigegebenen Signalement kann man sich ein Bild seiner äußeren Erscheinung machen. Er war 5 Fuß, 8 Zoll und 2 Linien hoch, Haare und Augenbrauen waren blond, der Bart braun, die Augen blau, die Stirne hoch, Gesichtsform und Kinn oval, der Körperbau schlank, die Gesichtsfarbe gesund.

Am 12. September 1849 erfolgte seine Aufnahme in den Gutenberg-Bund, am 10. Juni 1850 meldete er seine Konzessionsbewerbung beim Stadtmagistrat Würzburg an. Dieses Gesuch stieß jedoch auf Schwierigkeiten. Zwar hatte Richter alle Vorbedingungen erfüllt und wies noch besonders darauf hin, daß er von seinem Vater zu seinem vorhablichen Etablissement eine bare Heimsteuer von 5000 fl. bekomme und dadurch in den Stand gesetzt sei, nicht nur die zu einer vollständigen Buchdruckerei erforderliche Gewerbevoreinrichtung anzuschaffen, sondern auch das Gewerbe selbst schwung- und vorteilhaft zu betreiben. Außerdem konnte er geltend machen, daß durch das kürzlich erfolgte Ableben des Buchdruckereibesitzers und Witwers Karl Truckenmüller eine der bestehenden Buchdruckereigewerbe-Konzession gesetzlich erloschen sei und also Grund zur Wiederverleihung einer Konzession gegeben sei. Denn dadurch werde das Buchdruckergewerbe in Würzburg nicht vermehrt; es entstehe keine neue Konzession, folglich finde keine Beeinträchtigung oder Gefährdung des Nahrungsstandes oder achtbaren Auskommens der vorhandenen Buchdruckereibesitzer statt, „und ich kann unbeschadet des Nahrungsstandes der bereits vorhandenen gewerblichen Existenzen einen im gehörigen Einklang stehenden Nahrungsstand und durch den vorteilhaften Betrieb des Buchdruckereigewerbes um so gewisser erwerben, als ich von meinem Vater, der eine vollständige Buchdruckerei-Einrichtung besitzt, alle und jede Unterstützung zu erwarten habe". Auch wies Richter darauf hin, „daß ich von meinen Eltern dereinst noch ein bedeutendes Vermögen zu erwarten habe und daß sich jetzt schon mein Vermögen durch eine vorteilhafte Heirat bedeutend erhöhen werde". Stephan Richter Vater gab zur Ansässigmachung seines Sohnes den elterlichen Konsens und bestätigte die Heimsteuer von 5000 fl. Trotzdem wurde Richters Gesuch am 3. Juli 1850 abgewiesen, da außer ihm noch zwei andere Bewerber um die beiden erledigten Stellen da waren und er der jüngste Supplikant war. Am 23. Oktober 1851 erneuerte Richter sein Gesuch. Aus dem öffent-

Digitized by Google

lichen Anschlage hatte er ersehen, daß sich der Buchdruckereigehilfe Friedrich Ettlinger um eine Konzession bewerbe. „Da ich nun demselben als älterer Bewerber . . . in jeder Beziehung und namentlich auch rücksichtlich eines größeren Betriebskapitals vorgehe, so sehe ich mich veranlaßt, mein Gesuch mit der Bitte zu erneuern, mir in dem Falle, daß eine neue Buchdrucker-Konzession vergeben werden sollte, solche als älterem Bewerber erteilen zu wollen." Auf Antrag des Stadtmagistrats vom 25. November 1851 wurden beide Gesuche, das Ettlingersche und das Richtersche, durch Regierungsentschließung vom 13. Dezember 1851 abgelehnt auf Grund der wieder in Geltung getretenen Bestimmungen des § 64 der Vollzugsvorschriften zum Gewerbegesetz vom 28. Dezember 1825, sowie mit Hinblick auf Artikel 2 und 10 der gesetzlichen Grundbestimmungen für das Gewerbewesen. Die allgemeinen gesetzlichen Vorbedingungen der Ansässigmachung seien zwar von beiden Bewerbern erfüllt und auch der Nachweis der persönlichen Befähigung zur selbständigen Gewerbeausübung sei in legaler Weise von denselben geliefert. Allein das Buchdruckergewerbe sei in Würzburg so zahlreich besetzt, „daß die Verleihung neuer Konzessionen mit Rücksicht auf das achtbare Auskommen der ansässigen Konzessionsinhaber zurzeit durchaus nicht zulässig ist". Richters Vater wendete sich deshalb am 4. März 1852 mit einem neuen Gesuch an die Regierung von Unterfranken, das er aber jetzt auf eine neue Grundlage stellte. Er entschloß sich, sein Buchdruckereigeschäft seinem Sohne abzutreten und hierdurch das Hindernis zu beseitigen, das dessen Ansässigmachung entgegenstand. „Als ich im Jahre 1815 mich bewarb, dahier auf das Buchdruckergewerbe ansässig zu werden, wurde höchsten Ortes genehmigt, daß Buchdrucker Josef Stahel dahier seine Buchdruckerei auf mich übertrage". Es werde daher keinem Anstande unterliegen, „daß die von mir beabsichtigte gleiche Übertragung auf gedachten meinen Sohn vollzogen werde, da ich, ein bereits im 72. Lebensjahre stehender Mann, in der Lage mich befinde, mit meiner Familie ohne den Betrieb des Buchdruckergewerbes anständig auszukommen und ich mit der Konzession in Frage diesem meinem Sohn die Offizin, wie sie bei mir besteht, gegen billigen Anschlag überlassen werde, mit allen vorhandenen Requisiten an Druckereimaschinen und dergleichen, überhaupt mit allen Vor- und Einrichtungen, die zu dieser Druckerei gehören und zu deren schwunghaftem Betrieb notwendig sind, auch mit allen vorhandenen Materialvorräten, mit einem Wort, mit der mir zustehenden Konzession will ich auf meinen Sohn, Michael Richter, meine Offizin mit allem, was

Digitized by Google

darin ist und dazu gehört, es mag Namen haben wie es will, mit allem, was man zur Druckerei brauchen kann, auch das Lokal, welches zu dieser Offizin von mir verwendet ist und eine seinen jeweiligen Bedürfnissen entsprechende Wohnung in meinem eigentümlichen Wohnhaus dahier im Bruderhof gegen billige Entschädigung überlassen." Die Ausführung dieses Vorhabens könne um so unbedenklicher genehmigt werden, „als die mir zuständige Konzession als reale in Betracht kömmt, indem sie sonst vom genannten Stahel an mich nicht hätte verkauft werden können. Auf jeden Fall stellt sich mein Gewerbe als radiziertes dar, weil zu demselben sehr kostspielige Vor- und Einrichtungen gehören, die ohne den Betrieb des Gewerbes selbst im Wert außerordentlich sinken würden." Gleich nach Genehmigung dieses Vorhabens werde sein „Sohn Michael Richter nicht entstehen, daraufhin sein Gesuch auf Ansässigmachung auf den Betrieb der Buchdruckerei zu erneuern". Richter Vater und Sohn wiederholten diese Angaben mündlich vor dem Magistrat am 2. April 1852, und daraufhin wurde endlich Michael Richters Gesuch um Annahme als Bürger und Buchdrucker von den städtischen Instanzen befürwortet, vom Armenpflegschaftsrat am 5. Mai, von den Gemeindebevollmächtigten am 11. Mai, vom Stadtmagistrat bei der Regierung am 18. Mai 1852. Die Genehmigung durch die Regierung erfolgte am 21. Juni 1852. Am gleichen Tage erschien Michael Richter vor dem Magistrat und erklärte, daß er sich mit Anna Henriette Schneider, ehelichen Tochter des Handelsmannes Friedrich Karl Schneider aus Osnabrück im Königreich Hannover, mit der er sich am 2. Mai 1851 verlobt hatte, zu verehelichen gedenke. Schneider war nach Osnabrück zugewandert und stammte, wie Richters Vater, aus Marktbreit. Er übergab Nachweis über genossenen Religionsunterricht und Konfirmation seiner Braut, deren Leumundszeugnis, sowie Zustimmungserklärung ihres Vaters, Urkunde des Bürgermeisters und Rates der Stadt Osnabrück, daß der Auswanderung der Braut nach Bayern kein Hindernis im Wege stehe, sowie Bescheinigung derselben Behörden vom 30. April, daß Schneider seiner Tochter „eine Mitgift teils in barem Gelde, teils an Aussteuergegenständen von mindestens 1000 Thaler Gold zugesichert hat und daß derselbe nach seinen Uns wohlbekannten Vernögensverhältnissen eine solche Summe auszuzahlen resp. zu verwenden wohl imstande ist". Endlich legte Richter noch ein Zeugnis vom 21. Juni vor, daß er sich beim Landwehr-Kommando in der vorschriftsmäßigen Landwehr-Uniform und Rüstung sistiert, über beider Eigentum genügend aus-

Digitized by Google

gewiesen habe und bei der Landwehr eingereiht sei. Daraufhin erfolgte durch Magistratsbeschluß vom 2. Juli 1852 die Verehelichungsgenehmigung. Am 1. Juli hatte Michael Richter die väterliche Druckerei übernommen, am gleichen Tage, also vor der Genehmigung durch den Würzburger Magistrat, hatte in Osnabrück seine Vermählung stattgefunden.

Johann Michael Richter war kein langes Wirken beschieden. Schon 1857 erkrankte er an einem Rückenmarkleiden und blieb bis zu seinem Tode am 1. März 1886 gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt. Die Beerdigung fand am 3. März durch Vikar Pargent statt. Die Sorge für das Geschäft und die Erziehung der drei Söhne Carl, August und Otto ruhte also auf Richters Frau, Anna Richter, geboren am 24. November 1832 in Osnabrück. Es war ihr dafür vergönnt, zu erleben, wie das Geschäft unter ihren Söhnen einen glänzenden Aufschwung nahm; allerdings sah sie auch ihren ältesten, heißgeliebten Sohn Carl, sowie ihren Enkel Hermann, den ältesten Sohn Otto Richters, vor sich ins Grab sinken. Anna Richter war eine gütige Frau, die für wohltätige Zwecke stets eine offene Hand hatte. Von ihr stammt die „Frau-Anna-Richter-Freibetten-Stiftung" in der Höhe von 20 000 Mark vom 16. Mai 1914; sie war seit 2. November 1912 Ehrenmitglied des „Unterfränkischen Vereins für Krüppelfürsorge", sowie Ehrenmitglied des „Roten Kreuzes". Sie starb, 86 Jahre alt, am 23. März 1919; die Beerdigung fand am 26. März durch Dekan Pachelbel statt.

Geheimer Kommerzienrat Carl Richter, der älteste Sohn Johann Michael Richters, war geboren am 2. Juli 1853 in Würzburg. Er besuchte seit 1863 die Lateinschule in Würzburg, dann vom 7. Oktober 1866 bis 8. August 1869 die Sonntagsschule des Würzburger Polytechnischen Vereins und war gleichzeitig von 1867 bis 1869 von der Pike auf dienend im väterlichen Geschäfte tätig unter Leitung des Geschäftsführers O. F. Röhrig. Zu seiner weiteren Ausbildung arbeitete er dann von 1871—1872 in der Buchdruckerei von Heinrich Zimmermann in Waldshut. Am 1. April 1873 trat er als Einjähriger bei der 6. Kompanie des 9. Infanterieregiments Wrede in Würzburg ein, wurde am 1. Oktober zum Gefreiten befördert, am 1. April 1874 unter Beförderung zum Unteroffizier zum 2. Train-Bataillon versetzt. Am 27. September 1874 erfolgte die Beförderung zum Reserve-Vizewachtmeister, am 4. Februar 1877 zum Sekondleutnant, am 13. August 1888 zum Premierleutnant der Reserve. Mit der Bewilligung des Abschiedes am 6. Februar 1890 war Richters mili-

Digitized by Google

tärische Laufbahn zu Ende, die weitaus glänzendere bürgerliche begann. Am 26. Juli 1895 wurde ihm das Würzburger Bürgerrecht verliehen, am 1. Oktober 1902 konnte er sein 25jähriges Berufsjubiläum feiern, am 1. Januar 1904 wurde er zum Kgl. Kommerzienrat, am 28. September 1912 zum Geheimen Kommerzienrat ernannt, am 1. August 1913 wurde ihm das Verdienstkreuz für freiwillige Krankenpflege von Prinzregent Luitpold verliehen.

Carl Richter unternahm, wie das zu seiner Zeit bei dem vermögenden Bürgertum Sitte wurde, zahlreiche Reisen, die ihn nach Amerika, Palästina, Italien, Frankreich, nach Skandinavien und den Gestaden des Mittelmeeres führten. Zugleich begann er mit den zahlreichen großzügigen Stiftungen für gemeinnützige Zwecke, die dann in seiner Familie zur Tradition wurden. Der Würzburger Verschönerungsverein ehrte ihn und seinen Bruder August durch Errichtung des „Richter-Tempels", am 12. Oktober 1900 erfolgte die „Gebrüder Richtersche Stiftung zur Förderung von Kunst und Kunstgewerbe im Kreise Unterfranken" in der Höhe von Mk. 10 000.—, am 1. Oktober 1918 die „Carl-, August- und Otto-Richter-Stiftung zur Linderung von Schäden, die insbesondere durch den Krieg entstanden sind und noch entstehen, zur Unterstützung würdiger Bewerber" in der Höhe von 300 000 Mark. Am 9. September 1908 stifteten Carl und August Richter 20 000 Mark zur Verschönerung der Stadt Würzburg, am 25. Mai 1906 50 000 Mark zur Errichtung einer städtischen Festhalle oder eines städtischen Volksbades. Das Jahr 1912, da Carl Richter zum Geheimen Kommerzienrat ernannt wurde, war besonders reich an Stiftungen. Er gab 50 000 Mark für das König-Ludwig-Haus, am 4. September und am 19. November 50 000 Mark für die Kinderheilstätte Neustadt a. d. S. Zusammen mit seinem Bruder August hatte er am 26. Mai 1906 und am 14. Mai 1909 für das Rote Kreuz 10 000 Mark, am 12. Januar 1912 3000 Mark für das Reisestipendium Deutsches Museum gegeben. Am 25. Juni stifteten die beiden für das unterfränkische Sanatorium für Lungenkranke 3000 Mark. Carl Richter starb am 8. Dezember 1915 in Niederlößnitz bei Dresden, die Beerdigung erfolgte am 13. Dezember in Würzburg durch Dekan Pachelbel. Welch ein Unterschied im Vergleich zu den schlichten Beerdigungen seines Vaters und Großvaters! Ganz Würzburg war zugegen, die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörden waren erschienen, der erste Bürgermeister Würzburgs sprach ehrende Worte, eine Unmenge von Vereinen, die dem Verstorbenen zu Dank verpflichtet waren, legten Kränze nieder.

Digitized by Google

Seit 1883 war Carl Richters jüngerer Bruder August in das väterliche Geschäft eingetreten. Er war geboren am 11. September 1856 in Würzburg, besuchte seit 1867 die Lateinschule daselbst, von 1869 bis 1870 die Handelsabteilung der Kgl. Kreisgewerbschule, von 1870 bis 1872 die Handelslehrlingsschule des Polytechnischen Vereins, seine kaufmännische Ausbildung erwarb er sich in Osnabrück im Manufakturwarengeschäft seines Onkels Adolf Schäffer. Seiner Militärpflicht genügte er als Einjähriger bei der 1. Kompanie des 2. bayer. Train-Bataillons in Würzburg in der Zeit vom 1. November 1875 bis 31. Oktober 1876, am 1. Mai 1876 wurde er zum Gefreiten ernannt. Sein ferneres Leben verlief ähnlich dem seines Bruders: am 26. Juli 1895 wurde ihm das Würzburger Bürgerrecht verliehen, am 31. Dezember 1908 erfolgte die Ernennung zum Kommerzienrat, am 31. Dezember 1916 die zum Geheimen Kommerzienrat. Am 18. November erfolgte die Ernennung zum Ehrenfechtmeister der Deutschen Reichsfechtschule. Wie sein Bruder Carl machte auch August Richter zahlreiche Stiftungen für öffentliche Zwecke: am 10. Oktober 1908 eine Stiftung von 20 000 Mark zur Hebung der Obstbaumpflege und Geflügelzucht im Regierungsbezirk Unterfranken, am 5. März 1916 und am 26. Januar 1917 gab er je 50 000 Mark für das König-Ludwig-Haus, am 12. Januar und 16. März 1917 und am 14. Januar 1918 20 000 Mark an das II. bayer. Armee-Korps für besondere Taten, am 9. November 1916 und am 6. Dezember 1917 dem Würzburger Verschönerungsverein 100 000 Mark, am 14. Januar 1918 der Säuglingsfürsorge 5000 Mark und am 29. November 1919 dem Naturwissenschaftlichen Verein 5000 Mark, am gleichen Tage dem Luitpold-Museum 5000 Mark. Er starb am 11. März 1920 in Würzburg, die Beerdigung erfolgte durch Dekan Pachelbel am 13. März. Er war ein treuer Mitarbeiter seines Bruders gewesen, die beiden waren vollständig aufeinander eingespielt; der ältere Bruder stellte mehr das wuchtig-schwere, der jüngere das leicht bewegliche Element dar, das auf jede moderne Anregung reagierte und sie für den Betrieb nutzbar machte.

Carl und August Richter waren Junggesellen geblieben; der Stammhalter der Familie wurde der jüngste der Brüder, Otto Richter, Geheimer Kommerzienrat, Ehrensenator und Ehrenmitglied der Universität Würzburg, geboren am 7. November 1858 in Würzburg. Unter ihm erreichte die Firma in der dritten Familiengeneration ihre höchste Blüte. Otto Richter war eine schlichte, einfache, liebenswürdige Natur und hatte in seinem Auftreten etwas Würdevoll-Überlegenes. Er

Digitized by Google

besuchte vom zehnten bis fünfzehnten Lebensjahr die Lateinschule und das Realgymnasium in Würzburg, ging dann in die Lehre bei seinem Onkel Adolf Schäffer in Osnabrück, wo auch sein Bruder August gelernt hatte, und war 1879 bis 1886 beruflich tätig in Wiesbaden, in Leipzig bei Strube & Co. und in Berlin. Seiner Militärpflicht genügte er als Einjähriger vom 1. April 1878 bis 1. April 1879 bei der 3. Kompanie des 9. Infanterieregiments Wrede in Würzburg. Am 1. Januar 1887 trat er in das väterliche Geschäft ein, wurde am 1. Oktober 1892 als Teilhaber aufgenommen und trat am 1. April 1897 als Gesellschafter in die offene Gesellschaft J. M. Richters Verlag ein. Am 19. September 1898 vermählte er sich in Osnabrück mit Hermine Sanders. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder: Hermann, ein sehr begabter junger Mann, der aber früh starb, geboren am 9. August 1899, gestorben am 24. Juni 1918, und der jetzige Chef der Firma, Karl Richter.

Otto Richter wurde Kommerzienrat am 19. Dezember 1910, Geheimer Kommerzienrat am 7. August 1918, erhielt am 23. Juli 1929 von der Würzburger Universität die silberne Medaille bene merenti, wurde Ehrenmitglied der Universität am 12. Mai 1930 „für seine immer von neuem betätigte Fürsorge um die Ausstattung des Studentenheimes, wie auch für die hochherzige Förderung der kunstwissenschaftlichen Studien“ und Ehrensenator am 12. Mai 1932. Wegen seiner Verdienste um das unterfränkische Handwerk wurde er am 7. November 1928 zum Ehrenmeister durch die Handwerkskammer ernannt. Die Stadt Würzburg ehrte ihn, indem sie im November 1928 eine Straße nach ihm benannte. Es ist unmöglich, alle die Vereine aufzuzählen, bei denen er Ehrenmitglied war, sowie die Auszeichnungen, die er erhielt. Wie es gute Tradition der Familie geworden war, machte auch Otto Richter zahlreiche Stiftungen: am 3. Dezember 1917 zusammen mit seinem Bruder August für das Realgymnasium 10 000 Mark, ebenso am 27. Februar 1918 für das Neue Gymnasium 20 000 Mark, desgleichen am 12. Juli 1918 für die Ludendorff-Spende 15 000 Mark und am 23. November 1918 für die Volkshochschule 10 000 Mark. Am 28. Mai 1926 errichtete er die J. M. Richter Rentenzuschußkasse zur Unterstützung arbeitsunfähig gewordener Kassenmitglieder. Als sichtbare Erinnerung an ihn hat die Stadt Würzburg die am 25. Oktober 1930 eröffnete Otto-Richter-Kunsthalle, im gleichen Jahre stiftete er zusammen mit seinem Sohn Karl die „Otto-und-Karl-Richter-Jugendherberge Heckmühl“. Gleich seinen Brüdern machte Otto Richter vielfach Reisen, die ihn

Digitized by Google

nach Skandinavien, ans Mittelmeer, nach Italien und England führten. Als junger Mann in den achtziger und neunziger Jahren huldigte er eifrig dem Radfahrsport, der damals modern und kavalierhaft war, und gründete mit einigen Freunden einen „Velozipeb-Club", der dann als Stammtisch im Café Alhambra weiterbestand. Otto Richter starb am 29. Juni 1932 in Würzburg und wurde am 30. Juni durch Kirchenrat Dr. Sodeur beerdigt. Sein Leichenbegängnis war in noch höherem Grade als das seiner Brüder ein Ereignis, an dem ganz Würzburg teilnahm.

Das bedeutendste Unternehmen der Firma Richter ist der „Würzburger General-Anzeiger", eine Tageszeitung. Mit dem Zeitungswesen war die Druckerei Richter von Anfang an verbunden gewesen, druckte sie doch für Stahel die von diesem herausgegebene „Neue Würzburger Zeitung". Dies dauerte bis 1860, wo Stahels Erben wieder eine eigene Druckerei gründeten. Um den Ausfall zu decken, sah sich die Firma Richter genötigt, selbst eine Zeitung herauszugeben und erwarb deshalb von Stefan Gätschenberger im Jahre 1862 das „Würzburger Journal", das dann bis 1875 in Richterschem Besitze blieb. Es war also kein Übergang auf ein völlig neues Gebiet, als Carl und August Richter im Jahre 1883 den „Würzburger General-Anzeiger" gründeten. Neu war aber für das damalige Würzburg der Gedanke, die neue Zeitung als ein unparteiisches Organ zu gründen. Die anderen Würzburger Zeitungen waren ausgesprochene Parteiorgane, die ihren Standpunkt mit der ganzen Bitterkeit kleinstädtischer Leidenschaftlichkeit verfochten. Die neue Zeitung hatte eben deshalb einen glänzenden Erfolg. Zwar war schon, um den wachsenden Anforderungen des Betriebes zu genügen, das Haus Plattnersgasse 17 1880 vollständig umgebaut worden, aber schon nach einigen Jahren genügte es nicht mehr. In den Jahren 1889/90 wurde deshalb auf dem Laukschen Anwesen, Domerschulgasse 6, Hof Teutleben, ein vollständig neues Gebäude errichtet, das nach seiner Fertigstellung eine Sehenswürdigkeit Würzburgs war, besonders auch durch das mit ihm verbundene Restaurant Alhambra. Eine Erweiterung erfuhr die Zeitungsdruckerei durch den vom 1. Oktober 1891 an erscheinenden, von August Richter gegründeten „Praktischen Wegweiser für Wein-, Obst- und Gartenbau, Feld-, Land- und Hauswirtschaft", der auch als selbständiges Fachblatt erschien und es bis 1897 auf 120 000 Bezieher brachte. Die wachsende Ausdehnung des Betriebes ermöglichte es der Firma immer, mit den modernsten Maschinen zu arbeiten und die neuesten Modelle von Koenig & Bauer in Zell aufzustellen.

Digitized by Google

Nach den schweren Jahren des Krieges und der Inflation kam Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts ein neuer Aufschwung, der zu einem abermaligen Neubau nötigte. Es wurde deshalb das Stahelsche Anwesen, Sterngasse 16, erworben, aus dem die Richtersche Druckerei seinerzeit hervorgegangen war. Hier erstanden in den Jahren 1929/31 nach den Entwürfen von Architekt Kleinsteuber ganz neue, mit den modernsten technischen Einrichtungen versehene Anlagen, in denen heute der Betrieb der Firma seinen wohlgeregelten Lauf nimmt, der sich durchaus nicht auf den Druck einer Tageszeitung beschränkt, sondern dank seiner modernsten Einrichtungen für Buch-, Stein-, Offsetdruck und Chemigraphie auch zahlreiche andere Drucksachen hergestellt.

Quellen: J. M. Richters Buch- und Kunstdruckerei Würzburg. Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens 1815—1890. 2. Aufl. 1897. — 50 Jahre Würzburger General-Anzeiger 1883—1933. Jubiläumsausgabe des General-Anzeigers vom 26. Mai 1933. — Von der Familie zur Verfügung gestelltes Material.

Leo Günther (Würzburg).

26. Rinecker, Franz von, Professor der Medizin, 1811—1883.

Arzt werden, Arzt in höchster Ausbildung durch völlige Hingabe an die ärztliche Kunst, durch unabläßige Bemühung, alles das zu wissen, zu erlangen, zu können, was der Erfüllung des ärztlichen Heilversprechens dienlich ist; an Stelle des blinden Hantierens geschäfttreibender Scheinärzte, an Stelle einer „Medizinischen Wissenschaft um ihrer selbst willen" im Munde ruhmrediger Kathedergelahrten den selbstlosen verantwortlichen geduldigen Dienst des hilfreichen Arztes setzen! — Der wachsende Trieb zu dieser Pflicht wirkte in dem jungen Franz Rinecker, als er seinem inneren Beruf folgend sich dem medizinischen Studium widmete.

Er hatte in den vorbereitenden naturwissenschaftlichen Semestern gelernt, daß im Schoß der medizinischen Fakultät Männer wirkten, die keine Ärzte sein wollten, entschiedene Scheu, ja Abscheu vor dem ärztlichen Tagewerk hatten; die mit edlem Bemühen Naturforscher waren und die Ergebnisse ihrer Forschungen gerne in den Dienst der Heilkunde stellten, falls Nachfrage geschah, aber nicht mehr, wie es ihre Vorgänger getan hatten, den unmittelbaren Fragen,

Digitized by Google

Forderungen und Zwecken des Arztes, einer werktätigen Krankenbehandlung und Krankheitsverhütung, dienen mochten. Sie wollten, der Medizinstudent solle zuerst Chemiker, Botaniker, Experimentalphysiologe sein, ehe er Arzt werden dürfe. Wider sie wurden damals von seiten der Kliniker Vorschläge laut, die Naturforschung im engeren Sinne der naturwissenschaftlich-mathematischen Sektion der philosophischen Fakultät zu überlassen, hingegen in die medizinische Fakultät für die unentbehrlichen Hilfswissenschaften nach wie vor Kräfte zu gewinnen, die zwar mit naturwissenschaftlicher Methode arbeiteten — gemäß der zweiundeinhalbtausendjährigen Forderung des Hippokrates *ἐμπειρίᾳ τε καὶ λόγῳ* —, dabei aber allen Ernstes gewillt waren, Fakultätsmitglieder zu bleiben, das heißt, den Zwecken und Zielen der Heilkunst und der Erziehung werdender Ärzte mit ungeteilter Kraft zu dienen, nur der ärztlichen Kunst dienliche Arbeiten zu verrichten und die zum ärztlichen Dienst Berufenen auszubilden nach einem Plane, der den Schüler geradenwegs stufenweise vom Wissen zum Können führt, nach einem Plane, der das Notwendige tut, das Überflüssige, Ausschweifende, Selbstgefällige, Unfruchtbare ablehnt.

Das entschiedene Gefühl für die Pflicht, Notwendiges und Unnützes im ärztlichen Unterricht zu sondern, erstarkte in dem jungen Rinecker, als er am 19. Juli 1836 seine Habilitation zum Privatdozenten für Medizin bei der Universität Würzburg erlangt hatte und am 31. März 1837 als städtischer Armenarzt mit der Leitung der ambulatorischen Klinik und dem Lehrauftrag an der Medizinischen Poliklinik betraut wurde.

Der poliklinische Lehrer erfährt, das sah Rinecker mit offenen Augen, wie kein anderer die Bedürfnisse und Erfordernisse und die Vielseitigkeit der ärztlichen Praxis; er muß in allen Bedingungen und Verhältnissen des Lebens für jeden Hilfesuchenden das Hilfsbedürfnis erkennen, das Notwendige und Ersprießliche ins Werk setzen und wird in jedem Augenblick auf die Probe gestellt, wie weit sein Wissen und Können wirklich reicht, ob er seinen Schülern ein vorbildlicher Arzt oder ein eitler leerer Schwätzer ist. Was hatte im ersten Viertel des Jahrhunderts die Sieboldsche und die Schoenleinsche Schule an der Julius-Universität so froh und tüchtig gemacht? Was anders als die Klarheit, womit diese Lehrer unermüdlich auf die Ziele und Grenzen der ärztlichen Kunst in jedem einzelnen Falle hinwiesen; was anders als die aus solcher Belehrung erwachsende Zuversicht des Schülers, zu wirklichem Wissen und zu nothaftem Wirken geführt, zum Helfer ausgebildet zu werden, der vor die

Digitized by Google

Forderungen des ärztlichen Berufes mit klaren Fragen und raschen Entschlüssen zu treten sich vorbereitet fühlt! Rinecker wurde durch diese Schule und durch entgegengesetzte Erziehungsweisen ins akademische Lehramt geführt.

Geboren ist er am 3. Januar 1811 zu Scheßlitz, einem Städtlein mit Amt und Schloß und Spital (1395), zwei Meilen nördlich von Bamberg entfernt; trotz einem großen Brande im Jahre 1664 noch so mittelalterlich, wie es von Matthaeus Merian in der Topographia Franconiae (1648) abgebildet worden war. Sein Vater, Heinrich von Rinecker, war fürstbischöflich-bambergischer Landrat, später königlicher Ministerialrat († 14. Dezember 1852), in seiner Amtsverrichtung stark angefochten. Der Knabe Franz besuchte die Bamberger Lateinschule und das Gymnasium in München. Als Fünfzehnjähriger erhielt er das Zeugnis der Reife: „Der Jüngste der Klasse, aber körperlichem und geistigem Wuchse nach zu den Besten zu rechnen." Er immatrikulierte sich im November 1826 an der eben eröffneten Universitas Ludovico-Maximiliana, um hier acht Semester Medizin zu studieren.

In der Münchener Fakultät fehlte trotz so hervorragenden Lehrern wie Ignaz von Döllinger und Ernst von Grossi noch jener klare Unterricht, der den lernbegierigen Schüler von seiner Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit überzeugt. Der Übergang von der alten „Münchener Lehranstalt für Chirurgie" zur Universität fand Hindernisse einerseits an den Bestrebungen derjenigen Professoren, die, der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaft nach Schellings philosophischem System angehörig, Freiheit im Lehren und Lernen verlangten, andererseits an den Forderungen des Ministeriums, das geniale Geister zur Traktierung fremder Schulbücher zwingen zu müssen meinte. Der Schüler hatte Gelegenheit genug zu stutzen. Ein geistreicher Kopf wie der Professor Franz Paula von Gruithuisen an der landärztlichen Schule hatte den Beifall der Fachgenossen wegen seiner Bemühungen um die Ausführung der Lithotripsie in der Harnblase und dafür einen Preis der französischen Akademie erhalten. Daß er nun auf einmal begann, vor seinen Schülern Vermutungen zu äußern „über die wahrscheinlichen Mutabilitätsverhältnisse lebender Wesen auf dem Monde" und Abhandlungen solcher Art schrieb, begriffen die jungen Wundärzte nicht recht und sie waren damit einverstanden, daß der gelehrte Mann im Jahre 1826 zum Direktor der Münchener Sternwarte ernannt wurde.

Digitized by Google

Im Winter 1830/31 studierte Rinecker in Würzburg und bekam den ersten Eindruck von Schoenleins Unterricht, von der chirurgischen Klinik Textors und der geburtshilflichen Klinik D'Outréponts. Da ergriff ihn die Kunde vom Aufstande Polens am 29. November 1830 und von der Räumung Polens am 13. Dezember; er verließ im Mai 1831 mit einem polnischen Studienfreunde Mahir heimlich die Universität, um als Regimentsarzt in das Polenheer einzutreten. Am 6. September erhielt er das Polnische Kreuz Virtuti militari. Am 7. September, beim Falle Warschaus, geriet er in russische Gefangenschaft. Im November bekam er den russischen Paß zur Heimreise, nachdem ein königliches Dekret die bayerischen Untertanen unter den Ärzten aus Polen zurückgefordert hatte, damit sie ihre Erfahrungen, die sie während der Herrschaft der Cholera im Kriegsjahre zu machen Gelegenheit gehabt hatten, der Heimat zukommen lassen könnten. Auf dem Rückwege besuchte Rinecker Wien für einige Monate, um die dortigen Kliniken und insbesondere auch Rokitanskys pathologisch-anatomische Demonstrationen an Johann Wagners Prosektur im Wiener Allgemeinen Krankenhause kennenzulernen. Sodann kehrte er zur Beendigung seiner medizinischen Studien nach München zurück; er wurde hier nach bestandenem Examen theoreticum mit der einstimmigen Note „Eminens" am 3. August 1832 zum Doctor medicinae promoviert auf Grund seiner Dissertation: „Die Entzündung der Gefäß-, Nerven- und Glas-Haut des Auges und ihre Ausgänge." Bei der öffentlichen Doktordisputation unter Döllingers Vorsitz verteidigte er hundert Thesen mit glänzendem Erfolge.

Das Biennium practicum begann er an der Münchener Klinik des Professor Johann Nepomuk von Ringseis, setzte es fort im Mai 1833 als Assistenzarzt am Juliusspital in Würzburg bei Schoenleins umfähigem Nachfolger Carl Friedrich von Marcus und bei dem schon genannten Chirurgen Cajetan Textor, der aber bald als staatsgefährlicher Professor nach Landshut versetzt und für zwei Jahre von Schoenleins trefflichem Schüler Michael Jäger vertreten wurde.

Die ärztliche Approbation erhielt Rinecker im Herbst 1834 von der königlichen Prüfungskommission in Bamberg per vota unanimia mit der Note I für den ersten Platz in der ersten Klasse bei 58 Examinanden. Er blieb vorderhand am Juliusspital als Assistent der Professoren Marcus und Cajetan Textor; der letztere war aus der Landshuter Verbannung zurückgekehrt, um sein früheres Amt mit anerkanntem Erfolge noch weitere zwei Jahrzehnte zu versehen.

Digitized by Google

Am 22. März 1836 machte Rinecker seine untertänigste Eingabe an den Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten König Ludwig mit der Bitte um Verleihung einer Privatdozentur im Fache der Medizin an der königlichen Universität Würzburg, „vertrauend nach der Stimme meines reinsten Bewußtseins, daß meine Treue und Ergebenheit zu Eurer königlichen Majestät allerhöchsten Person als unverdächtigt und unerschütterlich, wie ich sie fühle, anerkannt werden wird". Sein Gesuch wurde durch den Dekan Textor an den Senat geleitet mit vier Einwänden: 1. der Bittsteller müsse den Allerhöchsten Verordnungen gemäß entweder den philosophischen Doktorgrad nachweisen oder die Allerhöchste Dispensation; 2. müsse er eine gelehrte Abhandlung in lateinischer Sprache öffentlich verteidigen; 3. es seien bereits zehn Professoren bei der Fakultät angestellt; 4. Assistentenstelle und Privatdozentur seien zusammen unvereinbar; der Bewerber müsse also auf die erstere verzichten. — Am 19. Juli kam vom Staatsministerium des Innern die Königliche Entschließung, daß der Doktor Rinecker unter Dispensation von Erholung des philosophischen Doktorgrades sowie von Verlegung einer eigenen Abhandlung in lateinischer Sprache das Recht haben solle, vom kommenden Wintersemester 1836/37 an Vorlesungen in der Eigenschaft eines Privatdozenten an der medizinischen Fakultät zu Würzburg zu halten, ohne damit eine Aussicht auf eine künftige Professur zu verbinden; auch habe er vorher die Funktionen eines Assistenzarztes im Juliushospitale niederzulegen.

Rinecker erhielt die Anstellung als städtischer Armenarzt und übernahm am 1. April 1837 die Leitung des poliklinischen Unterrichts an dem von Schoenlein und von Schoenleins Schüler Conrad Heinrich Fuchs zu kräftigem Wachstum gebrachten Ambulatorium, auf dessen Leitung Fuchs verzichtete, da ihm ein Ruf an die Göttinger Klinik bevorstand. Rinecker hat dann die „Polyclinic", die ursprüngliche und natürliche Form des ärztlichen Unterrichtes, länger als ein Vierteljahrhundert unermüdlich ausgeübt. Seine Lehrweise schloß sich mit der von Fuchs eingeführten an jene Einrichtung an, welche der Weimarer Christoph Wilhelm Hufeland in Jena (1796) und in Berlin (1810) vorbildlich und weit berühmt gemacht hatte: Behandlung aller Kranken und Gebrechlichen, die zum Beratungsraum und Behandlungsraum, ambulatorium (*ἰητρεῖον* der hippokratischen Ärzte, dispensary der englischen Stadtärzte), kommen; dazu Besuch der Stadtarmen in ihren Wohnungen und der Stadtgäste in ihren Unterkünften, policlinicum (im Gegensatz

Digitized by Google

zum nosocomio-clinicum des Hospitals). In den Beschwerden und Leiden der Armen soll der junge Mediziner die Bedürfnisse des nackten Lebens, die Enge kümmerlicher Haushaltungen, das Elend der Herbergen kennenlernen und mitleiden, Krankheiten sehen, die im Hospital kaum und nur ausnahmsweise zur Beobachtung kommen, Kinderkrankheiten, Greisenkrankheiten, Verkrüppelungen, Schmutzseuchen, Ungezieferplagen.

Der starke Besuch des Würzburger Poliklinikums durch die Studenten erfüllte Rineckers Voraussetzung von dem Wert seines Unterrichtes. Dieser fand bald nach dem Beginn seiner Lehrtätigkeit staatliche Anerkennung dadurch, daß der Privatdozent am 31. März 1837 durch Allerhöchste Entschließung zum außerordentlichen Professor, am 4. August 1838 zum ordentlichen Professor der Arzneimittellehre und der Poliklinik ernannt wurde. Er vertiefte die Lehrtätigkeit bei den poliklinischen Krankenbesuchen durch einen vorbereitenden diagnostischen Kursus, zwei bis vier Stunden wöchentlich, und durch eine sechsstündige Vorlesung über Arzneikunde. Überdies trug er im Sommer 1838 zweistündig Geschichte der Medizin vor, nach Curt Sprengels genialem „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde" (1821). Im Sommer 1839 las er neben seiner Poliklinik und klinischen Diagnostik über Kinderkrankheiten und über Hautkrankheiten, je drei Stunden in der Woche.

Am 2. August 1840 ging er mit königlicher Erlaubnis und Unterstützung zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung für ein halbes Jahr nach Frankreich und England, wo er vor allem die großen Heil- und Krankenanstalten besuchte. Für das Wintersemester arbeitete er auf der Reise seine Vorlesungen über Kinderkrankheiten und über Hautkrankheiten auf Grund der in Paris und London an den dortigen Kliniken gesammelten Erfahrungen weiter aus; Poliklinik und diagnostischer Kurs wie früher.

Am 26. Juni 1843 erhielt der Akademische Senat vom Magistrat der königlich bayerischen Hauptstadt von Unterfranken und Aschaffenburg die Nachricht von der Verehelichung des o. ö. Professors Rinecker an der Julius-Maximilians-Universität mit der Witwe Magdalena Maria Josepha Meyer, geb. Krätzer, in Mainz und der nachträglich erteilten Erlaubnis dazu.

Im Winter 1844/45 gab Rinecker gemeinsam mit dem Botaniker August Schenk einen Kursus über mikroskopische Untersuchung krankhafter Säfte und Gewebe; im folgenden Jahre errichtete er mit dem Privatdozenten und Prosektor am zootomischen Institut, Franz

Digitized by Google

Leydig, ein physiologisches Laboratorium, um den physiologischen Experimentalunterricht sowie Übungen in anthropotomischer Mikroskopie, die nach dem Weggang Döllingers und Heusingers von Würzburg unterblieben waren, wiederherzustellen; auch hielt er eine Vorlesung über Entwicklungsgeschichte bis zur Ankunft des auf den physiologischen Lehrstuhl berufenen Rudolf Albert Kölliker im Winter 1847. Nachdem durch diesen der anatomische und physiologische Unterricht gründlich geordnet war, zog Rinecker sich wieder auf seine Poliklinik und Kinderklinik zurück und wechselte mit Hautklinik im Sommersemester, Arzneimittellehre im Wintersemester ab. Die Poliklinik hat er bis zum Winter 1863/64 gehalten, die dann im nächsten Sommer sein Schüler Alois Geigel übernahm.

Seine Tätigkeit als Assistent am Juliusspital hatte Rinecker mit einem Bericht „Über die Krankheitskonstitution des Jahres 1835, beobachtet im Juliushospitale zu Würzburg" (1836) abgeschlossen. Sein erstes Jahrzehnt an der Poliklinik beschloß er mit dem Bericht: „Medizinische Statistik der poliklinischen Anstalt an der Universität Würzburg in ihrem vierten Dezennium 1837—1847 (Würzburg 1848).

Die Vorlesung über Arzneimittellehre hielt er bis zum Winter 1869 ab, um sie dann dem lebhafter vorwärtsstrebenden Privatdozenten Michael Roßbach zu überlassen. Er selber behielt in dem Jahrzehnt 1863—1873 die Kinderklinik und nahm hinzu für zwei Jahrzehnte die psychiatrische Klinik im Juliusspital, die bis dahin der seit Jahren erblindende Marcus in öffentlichen Vorträgen behandelt hatte. Überdies richtete er im Sommer 1872 im Juliusspital die Klinik für Syphilitische und Hautkranke ein, die er mit allen Fortschritten der Therapie, einschließlich der chirurgischen Eingriffe, zu einer mustergültigen Krankenstation erhob, hier wie überall in seinen Wirkungsgebieten Verbesserungen der Krankenräume und Lehrräume durchsetzend, die unter seinem Vorgänger in der schlimmsten Weise vernachlässigt worden waren. Die klinische Vorstellung der Syphilitischen und der Geisteskranken hielt er dreimal in der Woche, als daneben abwechselnd ein einstündiges Publikum über Hautkrankheiten und über Geistesstörungen zur Einführung. Man lobt an ihm, daß er einige Krankheitsbilder auf beiden Gebieten zuerst erkannt und festgestellt habe. Jedoch sind das Kleinigkeiten, Selbstverständlichkeiten für einen Arzt mit sicherem Blick und klarem Wissen; der sieht vieles, was andere nicht sehen, und denkt nicht daran, sofort mit vorläufigen Mitteilungen oder dicken Abhandlungen in der gelehrten Welt sich einen besonderen Platz zu sichern. Rinecker

Digitized by Google

hat außer seiner medizinischen Doktordissertation und den genannten Berichten aus Klinik und Poliklinik nichts zum Druck gegeben, wenn wir von einigen Gedächtnisreden auf verstorbene Kollegen absehen. In seinem Nachruf auf den Physiologen Johannes Narr, seinen Lehrer in München, seinen Kollegen in Würzburg, hat er ausgesprochen, was der Abgeschiedene gewollt und gesollt, aber nicht erreicht hat, damit zugleich ausgedrückt, was ihm selbst in seiner akademischen Tätigkeit vorschwebte. Sonst war es nicht seine Art, Ziele mit Worten auszusprechen; immer war er bestrebt, sie durch Taten zu erreichen. Zu diesen Zielen gehörte die Verbesserung und Einrichtung der Unterrichtsmittel, die wir flüchtig überblickt haben; sodann die Berufung von ausgezeichneten Lehrkräften zur Zusammensetzung einer Fakultät, die mit den ersten Fakultäten in Deutschland, mit der Wiener und der Prager, wetteifern mußte. Das ist ihm gelungen durch die Berufungen der Männer, deren Namen mit dem seinigen die zweite große Blüte der Würzburger Fakultät bedeuten: Franz Kiwisch Ritter von Rotterau, Gynäkologe (1845), Johann Joseph von Scherer, Chemiker (1847), Rudolf Albert von Kölliker, Anatom und Physiologe (1847), Rudolf Virchow, Pathologe (1849), Friedrich Wilhelm von Scanzoni, Gynäkologe (1850), August Föster, Pathologe (1852), Heinrich von Bamberger, innerer Kliniker (1854), Friedrich von Recklinghausen, Pathologe (1865), Karl Gerhardt, innerer Kliniker (1872), Ernst von Bergmann, Chirurge (1878), usw.

Rinecker war im Jahre 1838 der Jüngste und dem Ansehen nach der geringste unter den neun Ordinarien seiner Fakultät gewesen. Im Jahre 1849 ist er der fünfte und, vor den vier Älteren, der erste, der über die Forderungen des Tages und der Sonderinteressen hinaussieht. Vor dem Jahre 1838 machte die Fakultät bei der Regierung keine Vorschläge oder doch nur sehr zaghafte für die Neubesetzung von Lehrstühlen. Seit dem Jahre 1848 hat Rinecker in allen Berufungsangelegenheiten die stille Führung, dazu die Beharrlichkeit, seinen Vorschlägen, welche die Fakultät dem Senat, der Senat der Regierung zuleitet, zur Annahme zu verhelfen. Was er will, ist ein tüchtiger fähiger tätiger Lehrkörper, worin jeder einzelne sein besonderes Fach gründlich und musterhaft besorgt. Er will keine Würzburger Schule im Gegensatz zu der Wiener, der Prager, der Tübinger Schule; er will keine Betonung der Wissenschaft gegenüber der Praxis, kein einseitiges physiologisches oder biologisches Bekenntnis, kein rationelles System mit den zugehörigen Zeitschriften, Archiven, Journalen. Er will seinen Namen nicht hervorheben; aber

Digitized by Google

es beglückt ihn, wenn Männer der verschiedensten Lehrfächer ihn als Lehrer ehren: der Anatom Franz von Leydig, der Kliniker Gerhardt, der forensische Lehrer Reubold, der Pharmakologe Böhm und eine Reihe junger Psychiater, deren Anlagen und Leistungen ihm Gewähr geben, daß sein Bestreben, neben den Kliniken für körperlich Kranke die Klinik für Geisteskranke in den Lehrplan einzufügen, durchdringen werde: Hubert Grashey, Friedrich Jolly, Hermann Emminghaus, Sigbert Ganser, Conrad Rieger, Emil Kraepelin.

Die Vorbereitungen zur Ausführung einer psychiatrischen Klinik in Würzburg waren gemacht, als im Sommer 1882 die Universität ihre Dreihundertjahrfeier beging. Im selben Jahre feierte die medizinische Fakultät das fünfzigjährige Doktorjubiläum ihres Nestors Rinecker, der seit dem Jahre 1864 den Titel und Rang eines königlichen Hofrates besaß, seit dem 24. Oktober 1880 die Würde des Geheimen Rates trug. Diesen mahnten bald darnach die Anfänge einer bösartigen Lebergeschwulst an das Ende seines Wirkens. Am 5. Februar 1883 nahm er die letzten Kräfte zusammen zur Abhaltung seiner Klinik für Syphilitische und Hautkranke; dann legte er sich hin. Am 22. Februar schloß er die Augen, zweiundsiebzig Jahre alt. Sein Begräbnis erhielt er in Mainz in der Familiengruft der Gattin.

Rinecker hatte 94 Lehrsemester vollendet; selten weniger als 10 Lehrstunden in der Woche unterrichtet, meistens 15 Stunden und darüber bis zu 20 Stunden. Er hatte fast alle Fächer der medizinischen Vorschule und Schule vertreten, in jedem Fache an der Spitze des wissenschaftlichen Fortschrittes gestanden, allen Bedürfnissen des ärztlichen Unterrichtes gerecht, und sie im Notfalle so lange erfüllend, bis eine bessere Kraft gewonnen war; er hatte von seinen Schülern alles verlangt, was sie nach dem damaligen Stande der ärztlichen Kunst für ihren Beruf wissen und können mußten; er hatte alles verlangen dürfen, weil er selber das Nötige vom Unnützen zu sondern verstand und nie der Meinung war, der Schüler müsse wissen, was allen seinen Lehrern zusammen durch den Kopf geht.

Rinecker wußte, daß jeder Mensch, auch er selber, ersetzlich ist, und sah voraus, daß die Männer, die nach und nach in seine Stellen traten, sich und der Fakultät Ehre machen würden: Alois Geigel in der Poliklinik und ambulanten Kinderklinik (seit 1864), Michael Joseph Roßbach in der Arzneimittellehre (seit 1871), Georg Matterstock in der Syphilidoklinik (seit 1884), Konrad Rieger in der Psychiatrischen Klinik (seit 1884). Die Fakultät wußte, was sie an ihm ver-

Digitized by Google

loren hat: „Solch epochemachende umgestaltende vielseitige Tätigkeit für unsere Hochschule kehrt nicht wieder!“ rief ihm Carl Gerhardt in seiner Gedächtnisrede vor der Physikalisch-medizinischen Gesellschaft am 16. Juni 1883 nach.

Quellen bei G. Sticker, Entwicklungsgeschichte der Medizinischen Fakultät an der Alma Mater Julia. Würzburg 1932.

Georg Sticker (Würzburg).

27. Rochholz, Ernst Ludwig,
1809—1892.
Sprachforscher und Volkskundler.

Unter denen, die das Werk der Gebrüder Grimm fortsetzten, ist neben Wackernagel an erster Stelle wohl E. L. Rochholz zu nennen, da er nicht nur auf den alten Wegen weiterschritt, sondern auch Neuland betrat, das reiche Frucht trug. Dann verdient er aber auch wegen der treuen, durch keine Enttäuschung verminderten Liebe zum Vaterland, daß er von uns nicht vergessen werde. In seinem letzten Werk, dem Gedichtband: „Reichsfrei — Denkfrei“ schildert er im Prolog, welch hartes Kämpferleben er gehabt hat: wie der Vater starb im „russischen Soldatenzelt“, die Mutter dem Kummer erlag und der verwaiste Knabe in eine liebeleere Erziehungsanstalt kam. Als er endlich das Ziel erreicht, auf selbstgewählter Bahn den geliebten Studien leben zu dürfen, da nötigt ihn der Verdacht, an politischen Umtrieben teilgenommen zu haben, zur Flucht ins Ausland, wo er „mit bittern Heimwehschmerzen, Weit bitterer noch, als man vermeint, Den Freundes- und Geschwisterherzen Auf fernen Bergen nachgeweint“. In zähem Ringen erwarb er sich Ansehen und Geltung im Reich der Wissenschaft, doch das Vaterland besann sich nicht auf ihn, und als es ihn rief, war es zu spät — er wußte, daß er nicht mehr Wurzel schlagen würde in einem neuen Berufskreis. Aber als 1870 Deutschland zu neuem Glanze sich emporkämpfte, da begrüßte er voll Jubel seine Siege und den winkenden Aufstieg zu alter Größe, und der Achtzigjährige weihte sein letztes Werk, jenes Liederbuch, dem Vaterland, dessen neugewonnene Größe seinen Abschied vom Leben verschönte.

In den ersten Jahren im Ausland mußte er um das tägliche Brot in des Wortes wörtlichster Bedeutung kämpfen, aber den Betrag

Digitized by Google

der Bürgersteuer, den er erlegen mußte, um das Bürgerrecht in der fernen Heimat nicht zu verlieren, hat er immer aufzubringen gewußt, und, obwohl er in seinem neuen Vaterland eingewöhnt, hochgeachtet und durch Bande der Freundschaft mit Ungezählten verbunden war, hat er doch nie das Bürgerrecht dort erworben, sondern blieb dem alten Vaterland treu bis ans Lebensende.

Ernst Ludwig Rochholz wurde am 4. März 1809 in Ansbach geboren. Wann und woher die Familie dort eingewandert war, ist unbekannt. Der Vater Johann Adam war Landgerichtsassessor, seine Mutter Maria Friederike die Tochter des Revierförsters E. L. (von) Aufsberg. Vom Vater erbte der Sohn die hohe Statur und die Gewandtheit in allen körperlichen Übungen, wie Reiten, Fechten, Schwimmen; von der Mutter, einer feingebildeten Frau, den vornehmen Geschmack und den instinktiven Haß gegen jedes rohe Wesen. Im Elternhaus hatte er eine glückliche Jugend; als der Vater früh starb, nahm der Großvater sich seiner an, ein rauher, aber kraftvoller Forstmann, der einst als Werbesoldat in Amerika gefochten hatte: der Enkel hat ihm in dem Gedicht „Abschied vom Großvater" ein schönes Denkmal gesetzt. Ebenso hat er das Leben in der Heimat und im Forsthaus in einer Reihe von Gedichten besungen, die den für seine Lebensrichtung entscheidenden Charakterzug: die Liebe zur Heimat und ihren Sitten bis zum Kinderspiel herab, zeigen.

Dem verwaisten Knaben wurde 1820 ein Freiplatz in der Erziehungsanstalt des Gymnasiums zu Neuburg a. d. D. gewährt, obwohl er fast der einzige Protestant dort war. Er wird von seinen Lehrern als offener, lenksamer Schüler von liebenswürdiger Bescheidenheit geschildert; schon an des zwölfjährigen Schülers Aufsätzen wird Gewandtheit im Ausdruck und lebhafte Phantasie gerühmt, und dieses Lob wiederholt sich im Schlußzeugnis von 1827. Dem guten Musikunterricht, den er dort erhielt, glaubt er sein feines Gefühl für Sprachrhythmik zu schulden.

Aber ein Schmerz verdüsterte seine Tage dort: seine heißgeliebte Mutter durfte er nur einmal im Jahre, in den Ferien, sehen und das Heimweh nach ihr quälte ihn beständig; wie schwer traf ihn jetzt ihr Verlust! Spät noch zittert in dem Gedicht: „Das erste Stammblatt" dieser Schmerz nach.

Er bezog dann die Universität München, hörte Thiersch, Schelling, Puchta und trieb vornehmlich historische und germanistische Studien in der heimlichen Hoffnung auf eine akademische Laufbahn. Einstweilen aber mußte der ganz Mittellose durch Privatunterricht und

Digitized by Google

kleine literarische Arbeiten sich den Lebensunterhalt verdienen. Von 1829 an erschienen Gedichte, Sonette und andere Lyrik von ihm in verschiedenen Zeitschriften (Spindlers Monatsschrift, Morgenblatt). Er wetteifert hier an Formgewandtheit mit Rückert, mit dem er persönlich bekannt war, wie auch flüchtig mit Jean Paul und näher mit Platen.

Auch das Glück des Familienlebens fand er dort wieder. Seine älteste Schwester hatte sich mit dem Universitätsprofessor Wilhelm Hermann, dem späteren Staatsrat, verlobt, der in Sturm und Not Rochholz stets ein treuer Helfer blieb.

Minna Rochholz war bis ins höchste Alter eine schöne, stattliche Erscheinung, eine Künstlerin auf musikalischem Gebiet, gleichermaßen dazu veranlagt, dem Mann ein glückliches Heim zu schaffen, wie in der Gesellschaft zu glänzen. Obwohl das Leben ihr manches Schwere zu tragen gegeben hat (fünf Söhnen sah sie ins Grab), bewahrte sie ein frohes Gemüt und die Neunzigjährige sang noch ein heiteres Lied, wie sie in der Jugend getan.

Die Schwester fühlte sich glücklich, den reichbegabten, von allen geliebten Bruder in die beste Gesellschaft einzuführen; selbst mit dem Kronprinzen Maximilian hatte er Verkehr. Lieder wurden jetzt veröffentlicht, Sonette und andere Lyrik: sie zeigen schon große Formgewandtheit. Aber in anderen Gedichten gab er seiner „tyrannenfeindlichen" Gesinnung zu offenen Ausdruck; er wurde verdächtigt, an dem Attentat in Frankfurt auf den Bundesrat (3. April 1833) beteiligt gewesen zu sein, und obwohl sein treuer Schwager Hermann alles tat, diesen Verdacht als völlig unbegründet zu erweisen und auch Fürst Wallerstein sich für ihn verwendete, fruchtete dies nichts und er hielt es für geraten, sich der drohenden Untersuchungshaft durch die Flucht zu entziehen. Als Tierarzt sich ausgebend, verbrachte er den Winter in Peißenberg; als er sich dort nicht mehr sicher glaubte, brachte ihn sein Freund Buchhändler Danheimer in Kempten in seinem Wagen in die Nähe von Lindau und die Frau des Hauses, in dem er Aufnahme gefunden, ging mit ihm zu Schiff in die Schweiz, indem sie ihn als ihren Sohn ausgab. Sein Schwager hatte ihm an Fellenberg Empfehlungen mitgegeben, der in Hofwyl bei Bern eine große Erziehungsanstalt hatte. Im Gegensatz zu dem schwärmerischen Idealismus Pestalozzis suchte er hier die Schüler mit praktisch-realer Tatkraft, namentlich auch durch landwirtschaftliche Arbeit, zu starken Charakteren zu erziehen.

Hermann beschäftigte sich viel mit der Frage des Schulunterrichts, dessen damalige Gestaltung ihn nicht befriedigte. „Die sogenannte

Digitized by Google

allgemeine Bildung ist ein deutsches Leiden", sagt er in den inhaltsreichen „Untersuchungen", „das schon in der Volksschule grassiert. Man wählt den Lehrstoff zu allgemein, als ob man lauter künftige Rentner zu erziehen hätte." Die Hauptsache bleibe die Konzentration und die Übung der Kraft beim Lernen, da man Arbeiten am besten durch Arbeit lerne. So urteilte er, Pestalozzi habe Weltsinn und Tatkraft gemangelt, und deshalb seien seine Erziehungsversuche Mißbrauch der Jugend zur Prüfung „unreifer Ansichten" gewesen; erst in Fellenberg hätten seine Lehren Früchte getragen. Er hielt also dessen Bestrebungen, die er seit langem verfolgte, sehr hoch und schreibt an Rochholz, als er seine Aufnahme in Hofwyl erfährt: „Fellenberg sage, daß, wenn irgendwo heiß für ihn gebetet worden ist und noch gebetet wird, es von uns geschieht, deren tägliches Gespräch er ist." Unermüdlich vertritt er des geflohenen Schwagers Sache, bis es ihm gelingt, ihm einen Paß zu verschaffen und die Aussetzung der Verfolgung zu erreichen. Zugleich bemüht er sich für seine Gedichte und einen Roman einen Verleger zu finden und gibt ihm für letzteren auch sachlichen Rat.

Am Geschick des Verbannten nahmen in der Heimat viele teil, vor allem Schelling, der sich immer wieder nach ihm erkundigt, bedauert, daß er sich nicht enger an ihn anschloß, da er stets sein Talent mit Freuden bemerkt und geschätzt habe; er erbietet sich, wenn es möglich sei, ihm brieflich förderlich zu sein und verhandelt mit Cotta wegen Aufnahme seiner Gedichte ins „Morgenblatt". Auch sein Freund Platen wirkte für ihn bei den Verlegern.

Rochholz wurde von Fellenberg zuerst als Sekretär angestellt, dann als Lehrer des Deutschen; in einem Gedicht schildert er köstlich den Unterricht bei seinen ersten Schülern, ganz jungen Brasilianern. Wie schwer ihn immer Heimweh plagte, verrät uns manches Gedicht. Aber seine Tätigkeit dort endete bald mit einem grellen Mißklang. Er ging mit seinen Anforderungen über den Horizont der Schüler und das Ziel des Unterrichts hinaus und beantwortete einen Vorhalt Fellenbergs, der allerdings sehr selbstherrlich und „liberal gegen Fremde, ein Despot gegen seine Gehilfen" war, mit sofortiger Kündigung. Da er die Dokumente, die er zur Ausarbeitung zweier Schriften über die Anstalt erhalten hatte, zurückzugeben sich weigerte, gab es rechtliche Streitigkeiten, die bis zum Großen Rat in Bern gingen und erst 1837 einschliefen.

Fast zwei Jahre sind wir nun ohne Nachricht über Rochholz, doch ist kein Zweifel, daß er sie in Bern verbrachte, mit literarischen

Digitized by Google

Arbeiten beschäftigt. Im November 1836 legt er ein Examen ab und wird am Gymnasium in Biel als Lehrer der deutschen Sprache angestellt. Hier war er an seinem Platz. Sein Unterricht wurde als anregend und fruchtbar gerühmt; der Verwaltungsrat stellte ihm das Zeugnis aus, daß er gründliche Kenntnisse und ausgezeichnete Fähigkeiten nicht nur in seinem Fach, sondern in jeder Beziehung besitze und dank seiner vorzüglichen Lehrmethode der Liebe der Schüler in hohem Maße sich erfreue. Der Rat unterstützte auch seine Bewerbung um eine Hauptlehrstelle am Gymnasium zu Aarau und im März 1839 erhielt er sie. Das Zeugnis über seine Prüfung hierfür, die W. Wackernagel von Basel und E. Goetzinger von St. Gallen abhielten, spricht von „mehr geistreichen Ansichten als speziellem Studium", rühmt aber die Liebe und die geistvolle Art, mit der er die deutsche Geschichte und Literatur erfaßte, und die gründlichen Kenntnisse in beiden.

In Aarau fand er eine feste Grundlage seiner Tätigkeit bis an sein Lebensende.

Die Schweizer Verhältnisse beurteilte er stets vom deutschen Standpunkt aus, aber doch ist ihm die Schweiz eine zweite Heimat geworden, in deren Vergangenheit er sich versenkte wie wenig Landeskinder.

Noch 1839 wird vom Schulrat sein für die aargauischen Bezirks- und Kantonschulen bestimmtes Lesebuch „Freidank" genehmigt, aber bald erfolgen gegen ihn die ersten Angriffe: er wirke auf seine Schüler in antichristlichem Sinn. Eine gründliche Untersuchung widerlegte diesen Vorwurf; der 105 Folioseiten umfassende Bericht der Kommission warnt davor, „daß ein geistreicher und wenn auch in der ganzen Welt noch nie erhörter Unterricht als gefährlich verdächtigt werde". Aber bald sollte der Angriff sich wiederholen.

Zwei glückliche Jahre folgen. 1840 führte er seine Braut, Augusta Schröder von München, die er in Grenchen bei dem als Lehrer dort lebenden Flüchtling Mathy, dem späteren badischen Minister, kennengelernt hatte, als Gattin heim; Hermann hatte die nötigen Papiere besorgt, auch die Erlaubnis, sich in Ansbach „als Insasse" ansässig zu machen. Im Sommer 1841 weilt das junge Paar unbelästigt in München. Als Hochzeitsgeschenk wird ihm für 1841/42 das Rektorat des Gymnasiums übertragen.

Ein Kollege, Dr. Mayer, einst Sondershäuser Edukationsrat, der, monarchistisch gesinnt, schon lange auf den Freisinn der politischen Flüchtlinge erbittert war, griff in heftiger Weise sein Programm an,

Digitized by Google

die Übersetzung eines Teils der Lusiaden von Camoëns, und ließ, von der Kantonschulpflege zurechtgewiesen, sein berüchtigtes Pamphlet erscheinen: „Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz. Erster Schub: H. H. Rochholz, Dr. Bolley, Dr. Kurz." Vor dem Gericht fand der Streit keinen Austrag, 1844 aber gab Mayer dem Druck der Regierung nach und reichte seine Entlassung ein.

Aber Ruhe fand Rochholz damit nicht. Wie er durch seine lebendige Darstellung, seine außerordentliche Sprachgewalt, rege Phantasie und scharfe Dialektik die geistig regen seiner Schüler begeisterte und mitriß, so hatte er mit den unfähigen oft zu wenig Geduld, was ihm viele Gegner schuf; auch wird ihm immer wieder vorgeworfen, daß er, namentlich in den gestellten Themen, zu hoch gespannte Forderungen stelle. Gefährlicher aber waren die Beschwerden, daß er sich oft über religiöse und kirchliche Lehren und Einrichtungen verletzend äußere und seine Schüler zu unreifem, pietätlosem Kritizismus erziehe. Die Regierung drückt ihm ihr Mißfallen aus und droht mit Entlassung. Ein Versuch, in Nürnberg an der Realschule eine Stelle zu bekommen, mißlingt; Hermann meint, daß Briefe eines Kollegen ihm geschadet haben. So fügt er sich, und in den pädagogischen Fehden tritt eine Pause ein.

Seit Jahren schon sammelte Rochholz volkstümliche Überlieferungen aller Art in Glauben und Brauch, Spiel und Sprache, Sage und Lied; auf der Brüder Grimm Wegen wandelnd, hat er mit einem Fleiß, einer Arbeitskraft und einem Spürsinn ohnegleichen, unterstützt durch eine unglaubliche Belesenheit, ein unschätzbares Material zusammengebracht, das 60 handschriftliche Bände füllt. Die ganze Schülerschaft des Gymnasiums und stets sich erneuernde zahlreiche andere Mitarbeiter unterstützten ihn beim Sammeln. Gegen die Bedenken der Schulpflege, ob Volkslieder, Sagen usw. ein geeigneter Lehrstoff seien, verteidigt er sich in einer ausführlichen, geistvollen Abhandlung über den nationalen Wert dieser Stoffe. 38 ehemalige Schüler machten zu seinen Gunsten eine Eingabe; erhaltene Briefe einstiger Schüler lassen uns einen Einblick tun in die Art seiner Lehrtätigkeit. Wir gewinnen aus ihnen den Eindruck, daß er zum Systematiker und zum grammatischen Drill keine Anlage besaß, auch manchmal sich an die Individualität der Schüler zu wenig kehrte. Aber er war ein denkender Kopf, ein unerschrockener, kühner Geist, der seinen Gegenstand bis in die letzten Konsequenzen durchdrang und durch höchst lebendige Darstellung, ungewöhnliche Sprachgewalt, rege Phantasie und scharfe Dialektik seine Schüler

Digitized by Google

beherrschte, hinriß und begeisterte. Die Regierung erklärte denn auch seine Tätigkeit für befriedigend und verbot nur den Gebrauch seiner eben erschienenen Sammlung von Kindergedichten „Tragemunt" im Unterricht.

Aber nun traten andere Sorgen auf. Er war für sich fast ohne Bedürfnisse, hatte aber für Fremde stets eine offene Hand und bot namentlich allen politischen Flüchtlingen, die 1848 in die Schweiz kamen, ein gastliches Dach. Da er kein Rechner war, gestalteten sich so die Vermögensverhältnisse trotz des Eingreifens von Freunden und ehemaligen Schülern so trüb, daß der Schuldenbote endlich seinen Hausrat pfändete. Da rief er aus: „So, nun schreiben wir unsere Bücher."

Und wirklich begann er nun seine überreichen, wohlgeordneten Sammelhefte auszumützen, und in rascher Reihenfolge erschien eine große Anzahl bedeutender Arbeiten. Seine „Deutschen Arbeitsentwürfe" (1853) sind vielleicht heute noch das inhaltsreichste Buch über diesen Gegenstand — zugleich aber sind sie, da sie die mit seinen Schülern durchgearbeiteten Stoffe enthalten, eine glänzende Rechtfertigung seiner Lehrtätigkeit. Ungezählte kleinere Arbeiten handeln über alle Gebiete der Volksüberlieferung; 1856 und 1857 aber erschienen die zwei Werke, die seinen Namen nicht werden vergessen lassen: „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel" und „Schweizersagen aus dem Aargau". Beide Werke bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für den Forscher, wie für jeden Freund des geistigen Volksguts, das unter den Kulturschichten zweier Jahrtausende unversehrt sich erhalten hat.

Sein Ruf als Gelehrter war durch die zwei Werke gesichert, Freunde und Verehrer gewann er in allen Kreisen, namentlich war Jakob Grimm mit ihm in eifrigem Briefwechsel. Der äußere Erfolg aber ließ leider auf sich warten. Da er auch wieder im Unterricht religiöse Fragen in einer Weise besprach, die dem Ruf der Anstalt schadete, und auch der mißliche Stand seiner Privatangelegenheiten seiner Stellung als Lehrer schädlich war, kam die Regierung einer möglichen Katastrophe zuvor und sprach im April 1866 seine Pensionierung mit einem Ruhegehalt von 1600 Fr. aus. In dem betreffenden Schreiben war ihm die Anerkennung für die Dienstleistungen so vieler Jahre ausgesprochen.

Hatte sich schon bisher sein Leben gleichförmig abgerollt im stillen Wechsel dienstlicher und wissenschaftlicher Arbeit, so bewegte es sich von nun an in immer engerem Kreise, um zuletzt ganz auf sein

Digitized by Google

Studierzimmer sich zu beschränken. Nur 1867—70 entwich er seiner Studierstube und weilte bei einem Freund in Biel.

Die Redaktion der Zeitschrift des Aargauischen Historischen Vereins, den er mitgegründet, führte er 16 Jahre und lieferte ungezählte Beiträge. Aber auch größere Werke erschienen noch.

In der Abhandlung: „Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von der Flüe" untersucht er die historische Grundlage dieser Legende; bis heute aber wirken die zwei Werke über die Geßlersage nach: „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" (1877) und „Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250—1513". Der Nachweis, daß die Erzählung von Tell erst aus der Sage in die Geschichte übergegangen sei, war mit solch erschöpfender Benutzung der Quellen geschrieben, daß er überzeugend wirkte und das heutige Urteil über die Tellsage begründete.

Seiner Zeit voraus ging er mit der Sammlung eines Flurnamenbuches des Kantons Aargau. Sehr zu bedauern ist, daß ein auf vier Bände berechnetes, druckfertig daliegendes Werk nicht erschien: „Das oberdeutsche Gebildbrod." Er führt darin den sorgsamst belegten Nachweis, daß die heutigen Brotformen und die mit ihrer Bereitung verbundenen Gebräuche auf Glauben und Brauch der heidnischen Vorzeit zurückgehen. Das Manuskript fand sich eingereiht in ein 26 bändiges Sammelwerk seiner ungedruckten Arbeiten, „Ahnenreihe" betitelt. Ein zweites ähnliches Sammelwerk „Jahresringe" (11 Bände) enthält kleinere, in Zeitschriften zerstreute oder ungedruckte Abhandlungen; beide Sammlungen vermachte er, mit einem sorgfältigen Register versehen, der Aargauischen Kantonsbibliothek. Auch zwei Gedichtsammlungen hinterließ er als Handschriften. Früh schon hatte er ja Gedichte veröffentlicht — zeitlebens hatte er mit augenblicksgeborenen Äußerungen seines Humors die Freunde erheitert, im Kladderadatsch, dem Nebelspalter und anderen Zeitschriften politische Raketen steigen lassen: das alles ist in der ersten Sammlung vereint, während die zweite 253 ernstere Lieder enthält — von den pietätvoll gehegten Jugenderinnerungen an sein ganzes Leben spiegelnd.

In den siebziger Jahren wollte das Vaterland seinen Sohn zurückrufen: das Germanische Museum trug ihm die Stelle eines Direktors an. Aber es war zu spät; er lehnte ab mit der Begründung, sein Rücken sei in der Schweiz zu steif geworden.

Sein Lebensabend war friedlich. Eine große Zahl aufopfernder Freunde besaß er, Anerkennung ward ihm reichlich zuteil; Bern

Digitized by Google

sandte ihm das Doktordiplom, die Schillerstiftung eine jährliche Pension. An seinem achtzigsten Geburtstag wurde er mit Glückwünschen überschüttet und konnte 1891 noch die goldene Hochzeit feiern.

Aber sonnig war sein Lebensabend nicht. Die Sorge klopfte manchmal an seine Türe und seinen Söhnen war das Glück nicht hold. Der ältere fand nach unstätem Leben sein Grab in Mexiko und auch der jüngere starb in Nürnberg jung als Beamter. Drei Töchter überlebten ihn. Die Zahl der Freunde schmolz. „Will ich unter meinen Bekannten Umschau halten, so stolpere ich über Leichensteine", äußerte er, als eine besonders schmerzliche Nachricht eintraf: die vom Tode seines hochverehrten Freundes Döllinger.

Als letztes Werk veröffentlichte er 1889 die Gedichtsammlung: „Reichstreu — Denkfrei." Die Gedichte sind gar verschieden in Stoff und Ton und oft klingen sie aus einem verbitterten Herzen; aber mit Bewunderung und Rührung sehen wir aus ihnen, wie er dem Vaterland, das ihn vertrieben hatte, unwandelbare Treue hielt, mit freudigem Jubel seinen Aufstieg nach dem siegreichen Kriege begrüßte. Und wie er keine Erinnerung aus seiner Kindheit vergessen hat, so weihte er auch dieses sein letztes Werk dem Vaterland.

Der Prolog schließt mit den Worten:

Die Staatsphilister sind begraben,
Geeinigt ist das Deutsche Reich,
Die kühnsten Jünglingswünsche haben
Dem Greise sich erfüllt zugleich.
Nun schreitet er, nach Freud und Leiden,
Des Vaterlands Trophäen zu,
Legt dieses Stammbuch tief bescheiden
Ans Fußgestell — und geht zur Ruh!

Seine kernhafte Natur blieb unverändert, bis im November 1892 eine Lähmung der Beine als Bote des nahenden Endes eintrat — am 29. November verschied er friedlich. Eine erlesene Trauerversammlung umstand sein Grab. Ein ehemaliger Schüler dankte dem treuen Lehrer dafür, daß er der Jugend einen mächtigen Anstoß gegeben habe und in unermüdlichem, liebevollem Wirken sie gelehrt habe, nicht im tauben Gestein, nicht im öden Treiben der Welt das Gold zu suchen, sondern in der Tiefe der Volksseele, des Kindergemüts und des Frauenherzens.

Digitized by Google

Werke: J. Hunziker führt (s. unten) 156 Beiträge in Büchern und Zeitschriften auf — 17 Zusammenfassungen von Zeitungsliteratur (Aargauer Nachrichten, Bund, Schweizerbote, Kladderadatsch, Nebelspalter u. a.) — und gibt den unabsehbar reichen Inhalt der zwei handschriftlichen Sammlungen: „Ahnenerbe" und „Jahresringe" an. Als bedeutendste Werke führen wir an: Die Übersetzung der Lusiaden des Camoëns, Kempten 1835. Eidgenössische Liederchronik. Bern 1835. Der neue Freidank. Lesebuch für die höheren Schulen des Kantons Aargau. Aarau 1838. Liederfibel. Kempten 1841. Tragemunt. Neue Kindergedichte. Eßlingen 1851. Deutsche Arbeitsentwürfe. 2 Bde. Mannheim 1853. Schweizer Sagen aus dem Aargau. 2 Bde. Aarau 1856. Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857. Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit. 2 Bde. Berlin 1867. Drei Gaugöttinnen: Wallburg, Berena und Gertrud. Leipzig 1870. Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von Flühe. Aarau 1873. Deutsche Volks- und Heldenbücher neu erzählt. Leipzig 1876. Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Heilbronn 1877. Die Aargauer Geßler in Urkunden. Heilbronn 1877. Reichstreu — Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz. Leipzig 1889.

Quellen: Jakob Hunziker: E. L. Rochholz, im Programm der Aargauischen Kantonsschule 1892/93. — Edward Schröder in der Allgemeinen Deutschen Biographie. — Walther Senn-Holdinghausen: Chronicon Helveticum 1892—94. Zürich und St. Gallen. — W. F. von Mülinen im Anzeiger für Schweizergeschichte, neue Folge VI. — Anonym: Nekrolog im Aargauischen Schulblatt, neue Folge X. 1892. — Mündliche Überlieferung der Familie.

Thomas Stettner (Ansbach).

28. **Rudhart**, Ignaz von,

Verwaltungsbeamter, Statistiker und Politiker.

1790—1838.

Aus den Landen am oberen Main stammt einer der eindruckvollsten und vielseitigsten Politiker, welche der bayerische Staat im 19. Jahrhundert aufzuweisen hat, der eine Zeitlang sogar an der Spitze der griechischen Regierung stand, bis ihn ein allzufrüher Tod abberief, ehe noch seine historische Stunde in Bayern gekommen war. Es ist Ignaz von Rudhart, ein geborener Staatsmann, der Hauptvertreter des bayerischen gemäßigten Liberalismus im Metternichschen Zeitalter, Schriftsteller und Redner, Professor der Rechte und Volkswirtschaftler, Regierungspräsident, Parlamentarier und griechischer Ministerpräsident, unübertroffen an ausgebreiteter Geschäftskenntnis und Beredsamkeit, wenn auch in seinem Aufstieg gehemmt durch die konservativen Mächte seiner Zeit.

Digitized by Google

Fränkische Postbeamte waren seine Vorfahren väterlicherseits, angesehene und verhältnismäßig wohlhabende Bürger des Städtchens Weismain die Ahnen der Mutter. Hier, zwischen dem Staffelberg und der Plassenburg, wurde er als erstes Kind des fürstbischöflich-bambergischen Zollbeamten und Polizeikommissärs Franz Anton Rudhart am 11. März 1790 geboren. (Sein jüngerer Bruder Georg Thomas machte sich später durch historische Studien und als Vorstand des bayerischen Reichsarchivs einen Namen.) Schon nach wenigen Jahren wurde jedoch der Vater nach Bamberg, der dahinwelkenden Residenz des Fürstbischofs, versetzt. Ohne ein bedeutender Kulturmittelpunkt zu sein, bot die Stadt, welche sich einer Hochschule in ihren Mauern rühmte, dem aufgeweckten und lernbegierigen Knaben doch mancherlei geistige Anregungen. Im geselligen Elternhaus verkehrte das gebildete Bürgertum. Das Gymnasium durchlief er mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, indem er mehrmals Klassen übersprang. Die sich überstürzenden Ereignisse der napoleonischen Epoche erweckten seinen Sinn für die Politik und zogen auch die Heimat in Mitleidenschaft: Bamberg wurde säkularisiert und 1802 dem sich nach Norden ausdehnenden bayerischen Staat einverleibt. Sein frühzeitig aus Zeitungen geschöpftes Wissen um die Strömungen der Epoche, seine Lektüre der Klassiker des athenischen Stadtstaates und der römischen Republik, und der von der Aufklärung beherrschte Zeitgeist machten ihn zu einem überzeugten Anhänger der republikanischen Staatsform — wenn auch nur für wenige Jahre. Ja, es kam so weit, daß der 15jährige Feuerkopf in einer öffentlichen Schulrede zum Schrecken der Zuhörer — man lebte im Staate Montgelas'! — Napoleon als Usurpator und ehrgeizigen Vernichter der französischen Republik geißelte.

Nach Vollendung seiner philosophischen Studien am Lyzeum der Stadt Bamberg wandte sich Ignaz dem Studium der Rechte und der Staatswissenschaften an der Universität Landshut zu. Diese äußerlich sehr unscheinbare Stätte der Wissenschaft besaß doch einige bedeutende Persönlichkeiten, welche auf ihn ihren Einfluß ausübten, wenngleich sie ganz verschiedenen weltanschaulichen Lagern angehörten. Bei der Enge und Familiarität der Lebensverhältnisse konnte es nicht ausbleiben, daß der überragend gebildete und außergewöhnlich strebsame Student mit Savigny und Sailer in engere Berührung trat und somit Eindrücke empfing, welche sich in der Sphäre des Romantisch-Religiösen bewegten. Rudharts eigentlicher Lehrer aber wurde der bekannte aufklärerische Rechtsgelehrte und Gesetzgeber

Digitized by Google

Nikolaus Thaddäus Gönner, allerdings kein Freund Savignys. Unter dessen Auspizien vollendete er bereits im Jahre 1810 eine umfangreiche Abhandlung über Theorie, System und gesetzgeberische Handhabung der Verträge, welche von der Universität preisgekrönt wurde und ihm die Doktorwürde verschaffte.

Überraschend schnell, ehe er selbst noch eigentlich so recht gereift war, konnte er nun die Frucht seines Fleißes und seiner Begabung ernten. Mit einundzwanzig Jahren bestieg er als ordentlicher Professor der Rechte das Katheder der Würzburger Universität! Wie es dazu kam und wie er im Frankenlande lebte und wirkte, kann leider nur aus spärlichen Quellen erforscht werden. Jedenfalls enttäuschte er das Vertrauen der großherzoglichen Regierung nicht, sondern wurde bald ein beliebter, redegewandter und warmherziger Dozent, bis das Würzburger Land und damit er selbst 1814 zum zweiten Male bayerisch wurden. Seine nunmehr endgültige Zugehörigkeit zu dem größten deutschen Mittelstaat und die Anregungen, welche er durch die wertvolle Bekanntschaft und Freundschaft mit dem Generalkommissär von Unterfranken, dem Freiherrn Maximilian von Lerchenfeld, erhielt, erweckten in ihm den Wunsch, sich der Politik zuzuwenden. Noch von Würzburg aus griff er mit dem zweibändigen verdienstvollen Werk: „Geschichte der Landstände in Bayern" in den Hauptmeinungsstreit jener Tage ein, indem er die Einführung einer Repräsentativverfassung in Bayern nachdrücklich befürwortete und sich damit jenen Männern zugesellte, die man damals anfing „liberal" zu nennen. Doch war er dies nicht in dem radikaleren, doktrinär-professoralen Sinn etwa eines Rotteck, für den Frankreich das politische Ideal war, sondern mit Seitenblicken auf die parlamentarische Verfassung Englands und unter Anknüpfung an uralte Überlieferungen des bayerischen Ständewesens.

Eine lebensgefährliche Lungenentzündung veranlaßte Rudhart nach sechsjähriger Dozententätigkeit, sich nach einem weniger anstrengenden Beruf umzusehen. Es gelang dem Einflusse seines unterdessen zum Finanzminister berufenen Freundes Lerchenfeld, ihm als Rat außer dem Stande im Münchener Generalfiskalat ein Tätigkeitsfeld zu verschaffen. Damit war er an den Mittelpunkt des politischen Lebens gelangt, der seinem erwachten Ehrgeiz ausreichende Wirkungsmöglichkeiten bieten konnte. Die verfassungsgeschichtlichen Archivstudien, mit denen man ihn während der Vorarbeiten zur Einführung der Verfassung betraute, waren nicht umfangreich. Bald wird er aber Direktor des neugeschaffenen Sta-

Digitized by Google

tistischen Amts und 1819 sogar ganz außer der Reihe auf wichtigen Posten im Finanzministerium berufen, wo er bald als die rechte Hand Lerchenfelds gilt und sich hervorragend bewährt. So verfaßt er z. B. wichtige Gutachten über die Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse und der Konkordatsbestimmungen auf das bayerische Verfassungsleben und verteidigt mit Geschick die rechtschaffene, aber undankbare Finanzpolitik seines Gönners. Daneben fand der Rastlose noch Zeit zu fruchtbarer Schriftstellertätigkeit. Seine vergleichenden Übersichten der europäischen Verfassungen sind heute noch brauchbar. Das damals hochaktuelle, äußerst gewandt und zugkräftig geschriebene Büchlein über das bayerische Konkordat und dessen nach Rudharts Ansicht sehr verderblichen Wirkungen auf das bayerische Staatsleben und den Toleranzgedanken riß man sich in München fast aus den Händen. Nicht nur zum wirkungsvollsten Wortführer der aufgeklärten Katholiken mit nationalkirchlichem Einschlag hatte er sich dadurch gemacht, sondern man vermutete dahinter auch den Einfluß des gemäßigt liberalen Finanzministers. Dagegen konnte die 1821 von ihm, Ministerialrat Barth und dem späteren Konsistorialpräsidenten Roth gegründete „Bairische Wochenschrift" infolge der durch die Zensur drohenden Gefahren und die dadurch bedingte Trockenheit des Inhalts nur ein kurzes Leben führen. Verhängnisvoll wurde Rudhart aber die Abfassung des staatsrechtlich wichtigen, die innerpolitische Selbständigkeit der Einzelstaaten betonenden Buches „Das Recht des Deutschen Bundes" (1822), obwohl es amtlicherseits ausdrücklich gebilligt und zum Gebrauch an den Universitäten zugelassen wurde. Metternich sah durch dieses und ähnliche Bücher deutscher Staatsrechtslehrer seine Bundespolitik gefährdet, der Verfasser machte sich dazu durch Sympathieerklärungen für die französischen Liberalen in der Münchener Gesellschaft unbeliebt, und es gelang ohne viel Mühe, den ängstlichen Max Joseph zu bestimmen, den unbequemen Ministerialrat seines Amtes zu entheben und ihn in die Provinz zu versetzen.

Nicht unverdient, aber doch sichtbar vom Glück begünstigt, war sein Lebensweg bisher in steilen Kurven in die Höhe gegangen. Bis ins dreiunddreißigste Jahr sind wir ihm ja erst gefolgt.

Die Versetzung als Regierungsdirektor nach Bayreuth wurde von ihm als tiefe Kränkung und peinliche Zurücksetzung empfunden, welche auch nicht durch das Leben in der heimatlichen Landschaft gemildert werden konnte. Aber von einem Verzagen, einem Nachlassen der

Digitized by Google

Kräfte ist keine Rede. Gerade in die stille Bayreuther Zeit fällt die Abfassung zweier wichtiger Arbeiten: vor allem des großen dreibändigen Werkes „Über den Zustand des Königreiches Bayern" auf Grund der von ihm persönlich bearbeiteten amtlichen Unterlagen. Es machte ihn mit einem Schlage zum ersten Statistiker Bayerns und zu einem der angesehensten literarischen Vertreter der Volkswirtschaft, der alle Verhältnisse der Bevölkerungspolitik, der Landwirtschaft und Industrie, des Handels, der Finanzen und — weniger original — des geistig-politischen Lebens mit vorbildlicher Sachkenntnis überschaut und mit Verbesserungsvorschlägen, welche seiner fortschrittlichen Gesinnung entspringen, nicht spart. Rudhart ist Anhänger der damals modernen, unter englischem Einfluß stehenden Wirtschaftsideen, ein Verkünder der kommenden Entwicklung des realistischen 19. Jahrhunderts, das in Entwicklung und Fortschritt, Betriebsamkeit und irdischer Wohlfahrt seine Ideale sah und mit Überzeugung von einer Blüte der Wirtschaft das größtmögliche Heil der größtmöglichen Anzahl von Menschen erhoffte. So erhebt er mit nie ermüdender Energie das Banner der Gewerbefreiheit, welche ihm als die Grundbedingung des gewerblichen Aufschwungs und der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit Bayerns erschien, obwohl ihm in diesem Punkte Enttäuschungen nicht erspart blieben. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft ist er ein beredter Befürworter der bis zum Ende durchzuführenden Bauernbefreiung und Entfesselung des Bodens bei möglichst niedriger Besteuerung des Bauernstandes. Die für die Ergiebigkeit des bayerischen Bodens und die Entwicklungsfähigkeit seiner allgemeinen Verhältnisse viel zu niedrige Bevölkerung soll durch großzügige Erleichterung der damals noch mannigfach gehemmten Eheschließung und Einwanderung, sei es auch fahrender und zweifelhafter Elemente, gehoben werden. Die Juden seien aus humanen und wirtschaftlichen Gründen zu emanzipieren, wenn sie auch in ihrem gegenwärtigen Zustand noch nicht als gerade wertvolle Staatsbürger anzusehen seien; bessere Behandlung, so wähnt er, würde auch ihre Charaktereigenschaften bessern.

Manche Kapitel des Werkes gehen auch auf staatsrechtlich-weltanschauliche Fragen ein. Hier ist sein Ideal, wie wir erwarten, die konstitutionelle Monarchie. Ausführlich handelt er darüber in seinem 1823 entworfenen, aber erst nach seinem Tode veröffentlichten Schriftchen: „Promemoria für einen teutschen Prinzen". Damit ist unstreitig der damalige Kronprinz Ludwig gemeint und die Abhandlung als eine Art „Anti-Macchiavell" gedacht, also eine ent-

Digitized by Google

rüstete Ablehnung des gesetzlosen Despotismus, nicht aber wie das Buch Friedrichs des Großen vom Standpunkt des aufgeklärten Absolutismus, sondern von dem des emanzipierten, Gerechtigkeit und allgemeine Menschenwürde betonenden gebildeten Bürgertums aus. Die konstitutionelle Monarchie beruht, wie er immer wieder betont, auf den Grundsätzen der Vernunft, des Rechts und des Christentums, und er bekennt sich — wenigstens in dieser Schrift — zu dem Ideal eines vollkommenen Rechtsstaates, dessen Verwirklichung das eigentliche Ziel und die vornehmste Aufgabe des Menschengeschlechtes sei.

Fast utopisch hoch sind auch die Anforderungen, welche er an die Volksvertreter des Repräsentativstaates stellt. Nur ein kleiner Teil der Abgeordneten der meisten Parlamente, so gesteht er freilich, wäre imstande, sie sämtlich zu erfüllen. — Am ehesten wohl ein Mann wie Rudhart selbst. Und tatsächlich kam er, als 1825 die Neuwahlen zum Landtag ausgeschrieben wurden, auf den naheliegenden Gedanken, sich von dem städtischen Bürgertum seines Heimatkreises wählen zu lassen. Nach hartem Kampf setzte er sich durch. Er wurde das „Juwel" der nächsten vier Ständeversammlungen, wie es in einem Nachruf auf ihn heißt, auf jeden Fall der glänzendste Parlamentsredner des damaligen Bayern und einer der gefürchtetsten und vielgewandtesten Politiker, der bald *mit* der Regierung, bald *gegen* sie seinen eigenwilligen Weg dahinschritt. Hoffnungen, die ihm zu Beginn der Session der König machte, gingen nicht in Erfüllung. Rudhart blieb in Bayreuth, obwohl er der gewichtigste Verteidiger der hart angegriffenen Finanzpolitik Lerchenfelds war, dessen guter Wille durch die sorglose Ausgabenpolitik Max Josephs gehemmt wurde. Auch sonst zeigte der junge Parlamentarier in diesem Jahre bereits seine Talente in bemerkenswertester Weise, wenn auch nicht sein Einfluß, sondern das Ansehen des zweiten Präsidenten, des Grafen von Armansperg, überwog.

Armansperg, der Rudhart an diplomatischer Gewandtheit übertraf, jedoch sich an Geschäftskenntnis nicht mit ihm messen konnte, wurde fortan sein stärkster und zunächst glücklicherer Rivale. Trotz der Spärlichkeit der biographischen Quellen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Rudharts Ehrgeiz und berechtigtes Selbstbewußtsein nach einem Platz im Staate strebte, welcher oft genug von der korrekten Mittelmäßigkeit eingenommen wurde, während er seine Kräfte brachliegen sah. Als der neue König Ludwig I. Ende 1825 den Grafen zum Finanz- und Innenminister erwählte, während er von Rudhart, der ihm schon früher von Lerchenfeld empfohlen

Digitized by Google

war, nur insofern Notiz nahm, daß er ihn nach Regensburg versetzte, da verschärfte sich die Spannung, und es kam auf dem darauffolgenden Landtag 1827/28 zu erregten Diskussionen und Angriffen Rudharts auf den Minister, welche, an moderneren Maßstäben gemessen, nicht sehr auffallend genannt werden können, aber für den damaligen deutschen Parlamentarismus ein Neues darstellten. Rudhart setzte sich nämlich das Ziel, aus eigener Kraft, ohne eine geschlossene Partei hinter sich zu haben, nur im Vertrauen auf das Feuer und die Überzeugungskraft seines Auftretens, den Grafen aus seiner Position zu verdrängen. Tatsächlich boten sich verschiedene Angriffspunkte: Ludwig I., als Kronprinz ein kritischer Kenner der Finanzen, seiner Veranlagung nach „Rechner und Dichter zugleich", machte es sich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zur vornehmsten Aufgabe, die Finanzen des Staates mit aller Energie bis zur Rücksichtslosigkeit zu ordnen, um womöglich einen Überschuß zu erzielen, der seiner Kunstpolitik zugute käme. Wirklich erreichte sein ausführendes Organ, Graf Armansperg, dieses Ziel schon binnen weniger Jahre. Aber die damit verbundenen Härten und die mangelhafte Vorbereitung wichtiger Steuergesetze, die er dem Landtag vorlegte, boten einem so gewiegten und scharfsinnigen Fachmann wie Rudhart, der nötigenfalls auch vor überspitzter Dialektik nicht zurückschreckte, genug Anlaß zu scharfer Kritik. Und diese machte auf einen guten Teil der im allgemeinen sehr vorsichtigen und verhältnismäßig objektiven Abgeordneten solchen Eindruck, daß die Regierung teilweise in ernste Verlegenheit geriet. Praktische Folgen aber hatte seine Opposition für ihn nicht.

Rudhart war nicht entmutigt, wechselte aber die Taktik. Im Jahre 1830, noch vor der Julirevolution, näherte er sich unter Vermittlung des neuen Innenministers Eduard von Schenk und Hormayrs der Regierung, besonders dem König selbst, den er schon 1828 in seinen Reden sorgfältig geschont hatte. In dem darauffolgenden parlamentarisch wichtigen Jahr 1831 schien seine Zeit wieder einmal zu kommen. Wir müssen, um den Höhepunkt seiner Wirksamkeit in Bayern verstehen zu können, hier ein wenig weiter ausholen. Der Sturz der Bourbonenherrschaft in Frankreich und der bourgeoisiefreundliche Kurs des neuen französischen Königtums mußten psychologische Wirkungen auch auf Bayern haben. Nicht das „Volk" allerdings, wohl aber eine interessierte Schicht des Bürgertums und vor allem eine Anzahl geschäftiger Journalisten forderten Ausbau der Verfassung im freiheitlichen Sinn, versteiften sich aber mit einer unerhörten Hartnäckigkeit und einem

Digitized by Google

nie versiegenden Schwall von Phrasen vor allem auf die Forderung nach Abschaffung der Zensur, so daß der Vorwurf der Engstirnigkeit, der ihnen entgegengehalten wurde, berechtigt erscheint. Dem sich steigernden monarchischen Selbstgefühl Ludwigs wurde dieses Gebaren immer empfindlicher, die Verfassung wurde ihm allmählich zur unerwünschten Last und er setzte, um die Presse zu zügeln, bei dem biegsamen Innenminister Schenk einen Zensurerlaß durch, der mit dem Geist der Verfassung nicht mehr in Einklang zu bringen war. Damit war die bisherige Verbindung zwischen ihm und dem entschiedenen Liberalismus endgültig zerbrochen. Die Opposition beschloß, den König an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen, indem sie diejenigen Posten des Staatshaushaltes, welche die Kunstleidenschaft des Königs betrafen, anzugreifen drohte. Wirklich konnte sich die Provinz, besonders auch Franken, über eine Zurücksetzung gegenüber dem „deutschen Florenz" beklagen, aber die Art, wie der radikale Flügel den Monarchen beleidigte und aufs tiefste erregte, war weder taktvoll noch taktisch richtig, da sie auf einer Verkennung der königlichen Psyche beruhte.

Es ist für die Beurteilung Rudharts wichtig, daß er sich in dieser Frage nicht der Mehrheit anschloß, sondern einem Pfad folgte, der nach seiner Überzeugung der aussichtsreichere, wenn auch unbequemere war. Er zollte zwar dem wortereichen süddeutschen Frühliberalismus seinen Tribut, indem er sich in hochtönenden Phrasen über die angebliche Macht der damaligen öffentlichen Meinung erging, sich bei den Angriffen auf die Zensurverordnung mit in die vorderste Reihe stellte und damit indirekt zum Sturze seines dichtenden Freundes Schenk beitrug. Aber er lehnte die von einer Mehrheit schon fast beschlossene Versetzung des Ministers in den Anklagezustand ab und stimmte damit eine ganze Reihe von Abgeordneten um. Obwohl er schwerlich ein tieferes Verhältnis zur Kunst besessen hat, wurde er zum eindruckvollsten Verteidiger der königlichen Ausgaben- und Kunstpolitik, wobei er jede Gegnerschaft gegen seinen Feind Armansperg schweigen ließ, ja, wie die aufgebrachte Opposition bissig bemerkte, die Regierung besser verteidigte als der Finanzminister selbst. Alles dies tat er, um einen Bruch der Kammer mit dem König zu verhindern. Dies schien ihm um so nötiger, als er im Frühjahr 1831, während der ersten Verhandlungsmonate dieser endlosen Landtagssession, in aller Stille eine sehr wichtige Aktion eingeleitet hatte, welche Aussicht hatte, die vom bayerischen Liberalismus erstrebte Ausgestaltung der Verfassung mit einem Schlage Wirk-

Digitized by Google

lichkeit werden zu lassen. Es handelte sich, ganz kurz gesagt, um einen dem König vorgelegten Tausch- oder Entschädigungs-Vorschlag: einerseits solle der König eine lebenslängliche Zivilliste erhalten, die ihn finanziell von der Ständeversammlung unabhängig machen würde, dafür aber müsse er auf dem Gebiete der Verfassung wichtige Zugeständnisse an die Stände machen, z. B. die Verantwortlichkeit der Minister einführen. Der König, dem die Ständigkeit einer Zivilliste eine lockende Frucht war, begann auf Rudharts genau ausgearbeitete Vorschläge einzugehen. Schon konnte der Justizminister Zentner der Kammer neue Gesetzentwürfe ankündigen. Aber da der König nicht genau den von Rudhart klug vorgezeichneten Weg berechnender parlamentarischer Erledigung einschlug und überdies durch die wachsenden Angriffe der Linkspartei immer mehr verbittert wurde, scheiterte der aussichtsreiche Plan, und bis 1848 bestand von nun an keine Hoffnung mehr, dem Könige bedeutendere Zugeständnisse abzuringen!

Ludwig I. sah sich nun endlich veranlaßt, seinen stets bereiten und teilweise auch siegreichen Schildknappen öffentlich auszuzeichnen. Unter Verleihung des Ritterkreuzes des Zivilverdienstordens ernannte er ihn, in dem er doch immer den stürmischen, wenn auch praktisch gemäßigten Liberalen witterte, am 1. Januar 1832 zum Regierungspräsidenten und Generalkommissär des Unterdonaukreises. So wurde Rudharts steckengebliebenes Lebensschifflein wieder flott. Manches Schwere hatte er überstehen müssen, nachdem ihm anfangs alles gut geraten war. Seine erste Frau, die er in jungen Jahren geheiratet hatte, starb früh. Die zweite folgte nach wenigen Jahren und ließ ihn mit einer schon ziemlich angewachsenen Kinderschar zurück, für die er dann von neuem eine sorgende Mutter suchte und sie in der Tochter eines sehr angesehenen Pfälzers namens Camuzzi fand. Nach den wenigen Briefen zu schließen, die wir von ihm an die Seinen besitzen, muß der vielbeschäftigte und rastlose Mann auch ein zärtlicher Familienvater gewesen sein, so wie er auch ein trefflicher Verwalter seines Eigentums war. Seine herrlichen, ausgedehnten Besitzungen in der Gegend von Garmisch mit dem bekannten Baadersee als Perle organisierte er musterhaft und nach den modernsten Grundsätzen.

Dasselbe gilt in höchstem Maße auch von seiner Tätigkeit als Regierungspräsident. Hier konnte er einen Teil seiner volkswirtschaftlichen Pläne in die Tat umsetzen, wenn auch nur im Einvernehmen mit der Regierung, auf beschränktem Raum und in einer wirtschaft-

Digitized by Google

lich zurückgebliebenen Gegend. Noch heute erinnert ein Gedenkstein in den Passauer Donauanlagen an die Dankbarkeit, welche man in Niederbayern für sein fünfjähriges Schaffen auf allen Gebieten der Verwaltung und der Kultur- und Zivilisationsförderung hegte.

Zur Landtagssession 1834 berief ihn seine Abgeordnetenpflicht wieder nach München. Noch ist er ganz der Alte oder besser gesagt der ewig Junge, wenn er die geliebte Rednertribüne mit Selbstgewißheit besteigt, sorgfältig und individuell gekleidet, mit feurigen Augen, welche von gespannt emporgezogenen Augenbrauen überwölbt werden, während über der Stirn die ungebändigten Haare genialisch emporzüngeln. Seine Reden waren nach wie vor Ereignis, dem Regierung, Plenum und Öffentlichkeit mit Spannung entgegenblickten. Nach wie vor erregte er Bewunderung und Abneigung oft zur gleichen Zeit. Ihm ist es vornehmlich zu danken, daß die Regierung bei dem diesmal sehr gefügigen und resignierenden Parlament wirklich die Gewährung der Zivilliste durchsetzte, obwohl die Zeit für Kompensationen in den Jahren scharfer Reaktion vorbei war. Durch diesen antiliberalen Regierungskurs fühlte sich aber Rudhart doch sehr eingeengt und bedrückt, die Reden aller Abgeordneten waren sachlich kurz und vorsichtig; sie fuhren am besten, wenn sie zu den Regierungsvorschlägen Ja und Amen sagten; die Angriffe auf Rudhart als den überoptimistischen „Apostel der Gewerbefreiheit" konnte dieser nicht mehr mit der alten Beweiskraft niederschlagen, der Innenminister, Fürst Öttingen-Wallerstein, betrachtete ihn mißtrauisch als seinen immer noch gefährlichen Rivalen, obwohl der König wahrscheinlich gar nicht daran dachte, einen so heißblütigen und selbständig denkenden Mann als Minister, d. h. als seinen gehorsamen Diener zu berufen. Kurz gesagt: die Zeit der „Parlamentsgrößen", sei es im guten, sei es im schlechten Sinne, war vorbei. Der Monarch verkörperte allzu ausschließlich den Staat, Rudhart mußte resignieren. Als Ende 1836 die Neuwahlen für die zweite Kammer bevorstanden, schrieb er an Freund Lerchenfeld, damals bayerischer Gesandter in Wien: Von ehrgeizigen Plänen sei bei ihm durchaus keine Rede und er würde vor der nächsten Wahl keinen Finger rühren, um seine ihm gleichgültig gewordene Kandidatur durchzusetzen. —

*

Ein befreiendes Aufatmen muß daher seine Pulse beschleunigt haben, als ihn im November 1836 plötzlich der Ruf traf, als leitender

Digitized by Google

Staatsmann in das Griechenland des Wittelsbachers Otto zu gehen, um dort — diesmal endlich Sieger — den Grafen von Armansperg abzulösen, der sich mehrfach unbeliebt gemacht hatte. Als König Otto nach Oldenburg fuhr, um die Prinzessin Amalie aus diesem Hause zu ehelichen, begleitete ihn Rudhart. Schon unterwegs im Reisewagen faßte der junge Monarch Vertrauen zu den Fähigkeiten und den auch in bezug auf Griechenland erstaunlichen Kenntnissen und den weitgehenden Plänen seines Begleiters. Er bat ihn, nicht nur die Präsidentschaft des Ministerrats und ein weiteres Ministerium zu übernehmen, sondern sich auch seiner — des geschäftsunkundigen, unselbständigen Königs — weiteren Ausbildung zu widmen.

In einer wichtigen Besprechung mit Metternich versicherte sich Rudhart — undoktrinär genug und im Gegensatz zu der westlerisch eingestellten Politik Armanspergs — der Freundschaft des konservativen Österreich. Dann traf er in Triest mit dem königlichen Hof zusammen, worauf die stürmische Überfahrt nach Hellas auf einer englischen Fregatte, der „Portland", erfolgte. Noch vor der Landung im Piräus kam es zu einem höchst eigentümlichen Zwischenfall, der weithin Beachtung fand. Sir Eduard Lyons, der einflußreiche Gesandte des mächtigen England und Armanspergs Freund, kam im Sportkostüm, eine Reitgerte in der Hand, auf die „Portland" gestürmt und verlangte vom König mit drohenden Worten die Beibehaltung des Grafen Armansperg auf seinem Posten, widrigenfalls in Athen die liberale Revolution ausbrechen würde. Otto blieb jedoch fest und als Armansperg bald darauf das Schiff betrat, mußte er zu seinem begreiflichen Grimm erfahren, daß sein alter Gegner Rudhart soeben endgültig zu seinem Nachfolger ernannt worden sei.

Trotz der relativen Kleinheit des jungen Königreichs sah sich Rudhart einer „herkulischen Arbeit" gegenüber, wie Ludwig I. sich ausdrückte. Griechenland war im Jahrzehnt seiner Erhebung gegen die Türkenherrschaft verwüstet und verödet, in Parteien zerrissen, ohne Kultur, ohne Zivilisation, ohne Gesetz, ohne Geld. Auch der bayerischen Verwaltung, welche nach der Proklamierung des wittelsbachischen Prinzen eine eifrige und wohlmeinende Tätigkeit entfaltete, konnte es nicht gelingen, alle Mängel zu beseitigen. England, Frankreich und Rußland, die Rivalen im Orient, hatten dem Staat, den sie aus der Taufe gehoben hatten, eine große Anleihe in drei Raten gewährt, um sich Einfluß zu verschaffen, und wachten seitdem pein-

Digitized by Google

lich über die Ausgabenpolitik des gänzlich verarmten Landes. Einer der Hauptfehler Armansperg war es nun gewesen, in dieser Hinsicht im Vertrauen auf England zu sorglos gewirtschaftet zu haben, so daß sich gerade bei Rudharts Ankunft Rußland und Frankreich entschieden weigerten, den auf sie treffenden Teil der dritten, dringend nötigen Anleiheserie auszuzahlen. Als Armansperg abtrat, hatte er die Staatskasse bis auf den Grund geleert und der königliche Hof lebte in den ersten Wochen von aus Bayern geliehenem Geld.

Rudhart übernahm außer der Ministerpräsidentschaft auch das Ministerium des Äußeren und des königlichen Hauses. Im Einverständnis mit dem Münchener Hof, der ja nicht ohne Einfluß auf Griechenland war, beschloß er, das außenpolitische Steuer entschieden herumzuwerfen. Er wollte sich nicht mehr auf England stützen, das eine Art geistige Tyrannei über das Land erstrebte und ungestüm die Einführung einer Verfassung forderte, sondern auf Rußland, womöglich auch Frankreich und — ein neuer Faktor — auf Österreich. Rudhart überwand sich aus realpolitischen Gründen so weit, daß er sich die Freundschaft der reaktionären Ostmächte gegen das bürgerliche England erbat und dementsprechend den Gedanken auf Einführung einer Repräsentativverfassung als für Griechenland verfrüht ablehnte. Es gelang ihm auch tatsächlich, zu einer starken Annäherung an Rußland und Österreich zu gelangen, während Frankreich sich gleichgültig zurückhielt, doch waren diese Erfolge notwendigerweise mit einer heftigen Feindschaft Großbritanniens verknüpft, ja Rudhart hatte ganz persönliche Angriffe und Anmaßungen des Gesandten Lyons zu erdulden und mit Mühe abzuwehren.

Obwohl er sich naturgemäß erst einarbeiten mußte und seine diplomatische Gewandtheit und seine Sprachkenntnisse noch zu wünschen übrig ließen, erscheinen die übrigen Minister neben ihm wie gestaltlose Schatten, obwohl der neue Ministerratspräsident bei weitem nicht die Rechte genoß, die der ehemalige fast selbständige Staatskanzler Armansperg geübt hatte. Sein Arbeitseifer war grenzenlos, vierzehn Stunden täglich das übliche Pensum. Widerstände der verschiedensten Art gab es ständig zu überwinden, um eine gedeihliche Arbeit überhaupt zu ermöglichen. Es galt, die passive Resistenz einer Anzahl von mißmutigen Beamten zu überwinden, englische Wühlereien zu lokalisieren, Presseangriffe abzuweisen, das Vertrauen des wichtigen Staatsrates zu gewinnen, in dem die alten Kämpen aus der Zeit des Befreiungskampfes saßen und mit einigem Mißtrauen den neuen Bavaresen erwarteten, dann aber dessen

Digitized by Google

stärkste, ja fast einzige Stütze wurden. Ein Teil der Griechen forderte unter den unflätigsten Anpöbelungen Ludwigs, des opferwilligen Philhellenen, eine griechische Nationalregierung unter Otto als konstitutionellem König, dessen Schwächlichkeit und bisherige Unselbständigkeit ihnen gelegen kam.

Otto besaß nicht die männlichen Eigenschaften, welche nötig waren, um unter so schwierigen Verhältnissen mit Glück zu regieren. Von den Zeitgenossen wird er meist hart beurteilt und auch sein Minister mußte manches Grundlegende an ihm vermissen, als er seiner Aufgabe gemäß den Scheinkönig zum wahren Monarchen heranbilden wollte. Indolenz und Entschlußlosigkeit bei allem guten Willen sind die beiden Eigenschaften, welche Rudhart in seinen interessanten, häufigen und ausführlichen Briefen an den König von Bayern am schmerzlichsten an ihm beklagt. Oft wurde er ungeduldig, es kam sogar zu ernstlichen Unzuträglichkeiten zwischen den beiden; denn Otto konnte sich unter dem Einfluß seiner Gemahlin und einer intriguierenden antibayerischen Hofpartei nicht entschließen, seinem Premierminister vollstes Vertrauen zu gewähren und ihn frei schalten zu lassen. Dies wäre aber zur Neutralisierung so mancher Umtriebe, sei es der englischen, sei es der damit verbündeten oldenburgischen oder der nationalgriechischen Partei, dringend nötig gewesen. Bereits Ende August 1837 reichte Rudhart sein erstes Entlassungsgesuch ein, dem allerdings noch nicht stattgegeben wurde.

Arbeit und Sorge erfüllten sein Dasein. Äußerlich war er auf dem Höhepunkt seines Lebens angelangt. Nach monatelanger Trennung wieder mit seiner Familie vereint, bewohnte er ein von Armansperg glänzend ausgestattetes Palais, seine Töchter waren eine willkommene Ergänzung der kleinen deutschen Hofgesellschaft, sein glückliches Familienleben erregte den teilnehmenden Beifall der Athener, sein Charakter war unangreifbar, seine Kampfesweise entschieden, aber vornehm, wenn auch manchmal drängend und hastig, wie es seiner Natur entsprach. Bald mußte er mit Schmerzen erkennen, daß übermächtige Hemmungen die Verwirklichung seiner weitgesteckten Ziele, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet, illusorisch machten. Im nächstliegenden war er wiederholt glücklich — wir müssen auf Einzelheiten verzichten —, aber allzuoft sah er sich vom Hofe im Stiche gelassen. Kurz vor Weihnachten endlich gedachte er sich auf den Rat des mit ihm befreundeten Gesandten Österreichs, dem später so bekannt gewordenen Herrn von Prokesch-Osten, auch eines self-made-man, selbständiger zu machen, indem er in kategorischer Weise die Ent-

Digitized by Google

lassung der widerspenstigen Beamten aus der Zeit Armanspergs verlangte. Zur selben Stunde erhielt er vom König in brüsker Weise, wenn auch unter Verleihung des Großkreuzes des griechischen Erlöserordens, seine Entlassung. — In München war man bestürzt, man hielt Rudhart mit Recht für den fähigsten und nicht zu ersetzenden Staatsmann, den Bayern an Griechenland abgeben könne. Petersburg wünschte seinen Wiedereintritt in das Ministerium, da es einen nun wieder wachsenden Einfluß Englands fürchtete, Frankreich war eben auf dem Wege gewesen, seinerseits die dritte Serie der wichtigen Anleihe zu gewähren, da Rudharts Finanzpolitik genügende Bürgschaften zu gewähren schien. Nur England und sein Außenminister Palmerston waren höchlich zufrieden. Der König hatte sein Ziel erreicht: er war selbständig geworden, zunächst äußerlich, durch Rudharts Einwirkungen aber so weit als möglich auch innerlich. Der bayerische Einfluß auf Griechenland hatte seine entscheidende Einbuße erlitten.

Eine Orientreise, die er in Begleitung mit dem ihm befreundeten Grafen Saporta nach Konstantinopel, Smyrna und zu den Pyramiden unternahm, gewährte Rudhart die ersehnte Erholung von den Strapazen seines Amtes und den Einflüssen des griechischen Klimas. Trotzdem war seine Gesundheit geschwächt. Eine Erkältung, die er sich nachher bei einem Ausflug auf den Pentelikon zuzog, warf ihn auf der Fahrt in die geliebte Heimat auf das Schmerzenslager. Unter den schlimmsten Verhältnissen dahinsiechend, starb er am 11. Mai 1838 erst 48 jährig zu Triest, allgemein betrauert und auf Anordnung Metternichs wie ein amtierender Regierungschef zu Grabe getragen.

Die Nachwelt scheint sich darüber einig zu sein, daß mit Rudhart der bedeutendste und interessanteste Kopf des bayrischen Frühliberalismus vorzeitig dahinschied. Er hatte vielleicht noch nicht alle politischen Eierschalen des sich erst allmählich emporringenden Bürgertums von sich abstreifen können. Sein reicher Geist mußte sich nicht selten auseinandersetzen mit einem leidenschaftlichen Herzen. Die Widrigkeiten des Metternichschen Zeitalters zwangen ihn manchmal — wohl gegen seine ursprüngliche Veranlagung — zu opportunistischem Lavieren. Aber nie galt sein rastloses Streben blutlosen Doktrinen, sondern er verzehrte sich aus heißer Liebe zu Staat und Volk und darüber hinaus für eine erträumte Beglückung der Menschheit.

Quellen- und Schriftenverzeichnis bei Koeppel, Ignaz von Rudhart. (R. Oldenbourg, 1933.)

Ferdinand Koeppel (München).

Digitized by Google

29. Sachs, Ernst,
Großindustrieller,
1867—1932.

Eltern und Jugend.

Ernst Sachs, unlöslich mit der Geschichte Frankens verbunden, ist von Geburt Schwabe. Er ist im badischen Konstanz geboren, beide Eltern waren schwäbischer Abstammung, ihre Unvermischtheit läßt sich durch viele Generationen zurückverfolgen. Vater und Mutter stammen aus der Gegend von Laupheim, das in Oberschwaben zwischen Iller und Donau liegt. Der Großvater hatte einen Handel mit Speiseöl und mit Rüböl betrieben, entstammte aber der Landwirtschaft. Der Vater hatte das Schreinerhandwerk erlernt, während die Mutter eine Färberstochter war. Färberei war damals ein gutes Handwerk, oft aber, wie auch in diesem Falle, mit Landwirtschaft verbunden. Josef Sachs, der Vater, richtete, nachdem er aus der Fremde heimgekehrt, eine Holzsägerei ein, befaßte sich aber als ein geschickter Mann seines Faches auch mit Anfertigung und Vertrieb von Werkzeugen und Vorrichtungen für Holzbearbeitung. Die Erfindung einer kombinierten Bohr- und Sägemaschine machte seinen Namen bekannt. Er zog nach Konstanz, wo er eine kleine Fabrikation solcher Werkzeuge einrichtete, indessen fehlte es zum Ausbau an genügendem Kapital. Noch heute existiert in der Familie ein „Hexenkästle", von des Urgroßvaters Hand gefertigt, ein Meisterstück mit eingelegter Arbeit und Geheimfächern. Daß diese Handwerkersfamilie auch auf Tradition hielt, beweist ein Krug mit dem alten Familienwappen, der von Generation zu Generation pietätvoll vererbt worden ist.

In Konstanz erblickte Ernst Sachs am 22. November 1867 das Licht der Welt. Leicht war die Jugend nicht, oft war Schmalhans Küchenmeister, dennoch entwickelte sich der Junge mit seinen vier Geschwistern prächtig, er wurde ein richtiger kleiner „Seehas" und zeichnete sich besonders aus durch einen unbändigen Appetit, was ihm in der Familie den Beinamen „Freßsäckle" eintrug. In das herrliche, ungebundene Leben des Knaben am Ufer des Bodensees brachte der Schulbesuch eine recht unliebsam empfundene Einschränkung. Der kleine Ernst saß nie auf den vordersten Bänken, war vor dem Lehrer wahrlich kein Musterschüler. Desto größer war sein Ansehen unter den Mitschülern. „Salomon der Weise" wußte immer am besten, wo es die besten Nüsse, die saftigsten Äpfel und die

Digitized by Google

süßesten Trauben gab und wo sonst etwas auszuhecken war. Da waren es vor allem die Kämpfe mit der Schweizer Jugend jenseits der nahen Grenze. Liebste Lektüre waren dem Buben Indianerbücher; sie reizten unwiderstehlich zur Nachahmung, und der kleine Bastler Ernst war Meister in der Herstellung von Bogen, Pfeilen, Tomahawks und anderen Holzwaffen. — Da gab es die sogenannten Seewiesen, herrliche Spielplätze. Im Herbst stapelten die Bauern dort große Haufen Schilf auf, das auch für die Buben zu allerhand Zwecken brauchbar war. Das gab das schöne, warme Indianerzelt mit Lagerfeuer und Marterpfahl für die feindlichen Schweizerbuben. Schiffersjungen spielten mit, sie mußten die Boote stellen. Waren die Bauern hinter den Knaben her, so stürzte Freund und Feind flugs in die Boote, man ruderte zum „Paradiesle" hinüber oder man schwamm zur Schweizer Seite, verbarg sich in allen möglichen Verstecken und erschien dann erst wieder, sobald die Luft rein war. War das ein ungebundenes Leben, waren da Brust und Glieder braun und die Augen blank!

Die größte Sehnsucht des jungen Ernst war ein Dampfmaschinenmodell. Indessen war es unerschwinglich teuer. Das „Seehäsle" sparte jeden Groschen, setzte Kegel auf, machte sich nützlich, wo es etwas zu verdienen gab, doch das erforderliche Kapital war nicht aufzubringen. Eines Tages aber war's „Dampfmaschinle" da, ein Onkel hatte es aus Paris mitgebracht. Da litt es den Jungen nicht lange beim kleinen klappernden Hammerwerk oder beim selbstgebauten Springbrunnen; jetzt mußte der große Wunsch des jungen Lebens in Erfüllung gehen — ein Kriegsschiff. Da wurde unermüdlich gebastelt, bis auch dieses fertig war. Stattlich anzusehen, über einen Meter lang. Ein richtiger Schraubendampfer, die kleine Dampfmaschine mit Spiritusbetrieb wurde zur Schiffsmaschine. „Esmeralda — Ernst" stand stolz in Goldbuchstaben an Bug und Heck. Noch fehlte die Bestückung. Aber wozu waren Militärschießstände in der Nähe. Dort gab's Patronenhülsen zu finden. Bald prangten zwölf blanke Kanonen an Bord, sämtlich mit Pulver geladen und durch Zündschnüre fein säuberlich verbunden. Eines Tages gegen Abend war der große Augenblick da. Das Boot wurde zu Wasser gelassen, der Dampfkessel unter Druck gebracht, das Steuer ein wenig schräg gestellt. Wie majestätisch fuhr „Esmeralda — Ernst" seine Kreise auf dem Bodensee; die ganze Schuljugend schaute bald auf das kreisende Schiff, bald auf den stolzen jungen Konstrukteur. — Dann der erste Schuß, es folgte ein Bombardement, so daß alles

Digitized by Google

begeistert war. Aber mit einem Male — das Steuer mußte sich wohl verstellt haben — ging das Schiff nicht mehr rundum, es fuhr mit Volldampf in den Bodensee hinaus. Da gab's kein Besinnen; zum Kleiderablegen war keine Zeit mehr, wie er ging und stand, sprang der „Seehas" ins Wasser, schwamm dem Ausreißer nach und brachte ihn glücklich ans Ufer.

Auf der Volksschule, die der junge Ernst bis zum dreizehnten Jahr besuchte, um dann in Zürich noch ein Jahr in die Kantonschule zu gehen, bewegte er sich im mittleren Durchschnitt. Seine gute Auffassungsgabe verführte ihn, für die Schulaufgaben oft nur zehn Minuten vor Beginn des Unterrichts zu verwenden. Manchmal war er von seinen Spielen und Ideen so erfüllt, daß seine Zensuren mäßig waren. Dann kam die strafende Hand des Familienoberhauptes. „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es" war auch der Grundsatz des bibelfesten Vaters. Solchen Bekundungen der väterlichen Autorität folgte gewöhnlich Einsperrungen in die Bodenkammer und Entziehung des Abendessens. Da war es dann natürlich die Mutter, die ihrem Liebling heimlich etwas zusteckte und so die väterliche Strenge durch ihre Güte versöhnend ausglich. — Wie konnte aber auch ein Junge Musterschüler sein, der einen so verführerischen Tummelplatz wie den Bodensee und seine Ufer hatte, der schwimmen konnte wie ein Felchen, tauchen wie eine Ente, der, wenn im Winter ein Kamerad durchs Eis brach, ohne Besinnen nachsprang und ihn herausholte, oft unter Lebensgefahr, der in allen Dingen, die Kraft, Gewandtheit, Schlauheit und Ausdauer erforderten, die Mitjugend übertraf und deshalb ganz selbstverständlich ihr anerkannter Führer war.

Lehre und Wanderzeit.

Nur zu schnell verging die schöne sorglose Jugendzeit. Gleich nach der Firmung ging's in die Lehre. Eine kleine Fabrik für Laubsägemaschinen in Stuttgart war die erste Lehrstätte. Sie befriedigte den jungen Menschen nicht, da seine Tätigkeit darin bestand, Material mit der Schubkarre heranzubringen und er Wesentliches nicht zu sehen bekam. Auf seine Bitten gab ihn der Vater in eine andere Lehre. Er kam auf die hohe Baar im Schwarzwald, nach Schwenningen zu Schneider, wo Werkzeuge für die Uhrenfabrikation hergestellt wurden. — Da begann eine harte Zeit. Im Sommer hieß es um 4 Uhr aufstehen, im Winter um halb fünf. 16 Stunden dauerte die tägliche Arbeit, bis abends 8 Uhr, nur von einer viertel-

Digitized by Google

stündigen Mittagspause unterbrochen. Nach dem sehr einfachen Abendbrot mußten die Lehrjungen die Werkstätten fegen und die Metallspäne aus dem Kehricht lesen. Als Entgelt gab es magere Kost: frühmorgens Milchsuppe, abends saure Milch und Kartoffeln, höchstens Sonntags Schinkenspeck mit Kraut und „Knöpfle". Zulage waren 5 Mark im Monat; davon mußte das Gewerbeschulgeld bezahlt werden. Die Werkstätte war natürlich noch sehr primitiv; alles wurde von der Hand geschmiedet; es gab weder eine Hobel- noch eine Fräsmaschine, aber — der Lehrling kam an alles heran. Der junge Sachs lernte mit Feuereifer und kam so rasch voran, daß er schon nach $1^1/_2$ Jahren zur Lehrlingsprüfung zugelassen wurde, die er mit Auszeichnung bestand.

In jener Zeit erschien auch das erste Fahrrad in Schwenningen, nachdem die ersten Nachrichten über die englischen Hochräder schon vorher nach dem Schwarzwald gedrungen waren. Ein Stellmacher hatte dieses Fahrrad sich aus Holz gebastelt. Sachs freundete sich mit dem Stellmachersohn an und durfte denn auch das primitive „Velociped" ab und zu fahren. Als dann ein anderer Schwenninger ein englisches Rad bekommen hatte, ruhte Sachs nicht eher, als bis er die Erlaubnis bekam, auch dieses zu erproben. Das Besteigen des hohen Rades machte dem geübten Turner keine Schwierigkeiten; fahren konnte er auch sofort, nur das Absteigen war nicht so leicht . . .

Nachdem die Lehre so gut bestanden war, ging es in eine Fabrik, die Spezialmaschinen für die Herstellung von Taschenuhren machte. Da wurde feinste Präzisionsarbeit an den kleinen Drehbänken gefordert. Auf die Geschicklichkeit des Handwerkers kam es an, Schleifmaschinen gab es noch nicht. Aber man konnte etwas lernen. — Es folgten vier Jahre bei Boley in Eßlingen, dem Mann, der eigentlich wohl die Feinmechanik nach Württemberg gebracht hat. Da war nun der junge Gehilfe in der richtigen Werkstätte. Mit Leidenschaft ging es an die schwierigsten Arbeiten, sie wurden ihm bald mit Vorliebe übertragen. Nicht lange, so regte sich der Erfindungsgeist. Der noch nicht Zwanzigjährige konstruierte eine Präzisions-Fräsmaschine für Tresorschlüssel, eine für damalige Zeit sehr komplizierte Maschine mit Manometeranzeiger. — Daneben wuchs seine Liebe zum Fahrrad weiter. Da er sich eines aus England noch nicht leisten konnte, so baute er es sich selbst wie der Schwenninger Stellmacher aus Holz mit Eisenreifen. Das Fahrrad lief etwas schwer und nicht sehr schnell, aber es hatte den Vorteil, daß sein Besitzer sich keine Glocke anzuschaffen brauchte, so viel Lärm machte

Digitized by Google

es. Die Beleuchtung spendete eine Stallaterne. Aber der „Velocipeder" war stolz auf das Erzeugnis seiner Hände. — Als er aber eines Tages endlich das heißersehnte Stahl-Hochrad mit Vollgummireifen, wenn auch gebraucht, erwerben konnte, da gab es kein Halten mehr, da ging's in den Radfahrerverein, in die Klubrennen, und fast immer war der Draufgänger erster.

In jene Zeit fällt ein Erlebnis, das tiefen Eindruck auf den jungen Sportsmann machte. Als er eines Tages auf dem Hochrad von der Arbeit kommt, steht vor einer Dorfschmiede ein seltsames Fahrzeug. Ein Kutschwagen mit hohen Rädern, doch ohne Deichsel, ohne Pferd; hinten liegt eine merkwürdige Maschine. Die Antriebskette ist gerissen, der Dorfschmied ist ratlos. Schon hat Ernst Sachs sein Staunen überwunden. Er springt zu, findet einen Feilkloben, macht aus einer Mistgabelzinke flink einen Bolzen, härtet ihn und setzt ihn ein. Der Fahrer, ein wohlbeleibter Mann, schenkt ihm 20 Pfg. und pufft mit viel Geknatter davon. — Es war Gottlieb Daimler.

In Frankfurt am Main gab es eine Werkstätte für Feinmechanik, Lorch Schmidt, deren Ruf weit über die Grenzen der Mainstadt hinaus ging und auch zu dem jungen Gesellen gedrungen war, der dem Brauch gemäß sich die Welt ansah, aber nicht auf Schusters Rappen, sondern hoch zu Stahlroß. Dorthin zog es ihn mächtig und siehe da, er fand nicht nur Anstellung, sondern bald auch Anerkennung, die sich in einer Lohnhöhe ausdrückte, von der auch nur zu träumen früher der Lehrbub auf der rauhen Höhe des württembergischen Schwarzwaldes nie gewagt hätte. — Bald konnte er sich ein modernes Hochrad leisten, er nahm an zahlreichen Rennen teil, wurde Mitglied des Velocipedklubs und war nach Feierabend täglich auf der Bahn im Palmengarten. Dort trainierten auch fleißig „fünf Rüsselsheimer", die jungen Opels. Sie hatten es leichter wie das „Schwäble", sie wurden vom Vater finanziert.

Die Zeit der achtziger Jahre war eine Geburtszeit angehender Industrieller, die sämtlich später große Bedeutung erlangt haben. Gerade das neu aufkommende Verkehrsmittel, das Fahrrad, war es, das eine ganze Reihe tüchtiger junger Menschen in seinen Bann zog, die fast alle dem Kreis jener Frankfurter „Velocipedisten" nahe standen und sich überall auf den Radrennbahnen betätigten. — Da ist vor allen der Hannoveraner Willy Tischbein zu nennen, der Mitbegründer und langjährige Generaldirektor der Continental-Gummi-Werke in Hannover, dann Siercke, Hannover, Hein-

Digitized by Google

rich Kleyer, der Begründer der Adlerwerke in Frankfurt a. M. Zu dem Kreise der Rennfahrercracks gehörten ferner Männer wie Alwin Vater, August Lehr, Stein, Beyschlag, Goericke, Stumpf, Nagel, Verheyen, Namen, die auch in unserer schnellebigen Zeit noch nicht der Vergessenheit anheimgefallen sind. —

Das „Schwäble" oder das „Sächsle", wie er auch genannt wurde, war in jenen Sportkreisen gern gesehen. Alle waren besser gestellt wie er, der von Beruf ein einfacher Mechanikergehilfe war; aber alle verkehrten mit ihm, und er nahm willig, ja begierig, von den meist „höher" Gebildeten, aus anderen Sphären Stammenden an, was er an Schliff nur von ihnen lernen konnte. Die Kameraden in der Werkstatt und der Meister waren stolz auf den so erfolgreichen Kollegen, der kaum je einen Arbeitstag versäumte und doch in den wenigen Jahren seiner Renntätigkeit an die 80 Preise, darunter viele erste, und die Dreiradmeisterschaft von Deutschland heimbrachte.

Es war auf der Frankfurter Palmengartenbahn. Sachs und Alwin Vater, die auf einem Tandem an einem großen Rennen in Amsterdam teilnehmen wollten, trainierten. Da wurde Sachs von einem ungestümen Rennfahrer angefahren und schwer verletzt. Er erlitt einen Unterschenkelbruch, der so bösartig war, daß er erst nach 17 Wochen das Krankenlager verlassen konnte. Es war eine schlimme Verletzung, die ihm später noch manchesmal zu schaffen und 34 Jahre später noch eine Operation nötig machte. Abgezehrt, auf Krücken sich fortbewegend, mußte Sachs Kissingen aufsuchen, um sich dort zu erholen. Der Kuraufenthalt kostete natürlich Geld und dieses Geld mußte verdient werden. Sachs ging in das nahe Schweinfurt bei einem Fahrradhändler in Stellung. — So kam der Schwabe nach Unterfranken. Es sollte seine zweite Heimat werden. Dort sollte er sein eigentliches Lebenswerk gründen.

Meisterjahre.

In der langen Zeit des Krankenlagers hatte Ernst Sachs viel darüber nachgedacht, wie man den Lauf des Fahrrades leichter machen, die Reibung verringern könnte. Die Verwendung von Kugeln war bereits bekannt; man fabrizierte in Schweinfurt sogar schon Stahlkugeln, aber es fehlte noch die richtige Nabenkonstruktion und diese fand Ernst Sachs. Er meldete seine Erfindung zum Patent an. Es wurde unter der Nummer 84 193 am

Digitized by Google

22. November 1894 dem Siebenundzwanzigjährigen erteilt. — In späteren Jahren hat Sachs sich der Mühe der Forschung (s. Vortrag im Polytechnischen Verein in München 1909) unterzogen und festgestellt, daß schon Ende des 18. Jahrhunderts Kugellager im Ausland konstruiert worden waren, aber keine praktische Anwendung gefunden hatten. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sollen Lager mit Kugeln in Förderwagen von Bergwerken vorgekommen sein, sich aber nicht bewährt haben. Unbrauchbar blieb auch eine amerikanische Konstruktion vom Jahre 1853. Einige Jahre darauf wurde einem Amerikaner ein Patent auf Kugellagerung für Schiffswellen erteilt, 1867 fanden Kugellager Anwendung in den Vorläufern unserer Fahrräder, den „boneshaker", zu deutsch: Knochenschüttlern. Auch die Fahrmaschine des Franzosen Michaux soll Kugellager gehabt haben. 1878 wurde dem Budapester Georg Weikun ein deutsches Patent erteilt, das bei Rollwagen verwendet wurde. Thomas Humber sowie W. Bown-Birmingham wandten in England ähnliche Konstruktionen bei Fahrrädern an, jedoch ohne besonderen Erfolg. — Ernst Sachs ist also nicht, wie vielfach angenommen wird, der eigentliche Erfinder des Kugellagers. Andere hatten vorgeahnt und vorgearbeitet, aber wie so oft, die endgültige Lösung nicht gefunden. Vielleicht waren Zeit und Umstände dafür nicht reif gewesen. Es mußte erst einer kommen, der den Treffer machte. Und dieser eine war Sachs. —

Dem ersten von Sachs eigenhändig auf einer Drehbank mit Fußbetrieb angefertigten Modell folgte eine dreifach gelagerte Fahrradnabe mit zwei Kugelringen auf der Kettenseite und einem auf der weniger beanspruchten Gegenseite. Sie wurde verbessert durch eine zweifach gelagerte Nabe, und diese war es, die infolge ihrer hervorragenden Ausführung und ihres spielend leichten Laufes die Keimzelle einer weltbekannten Industrie in Schweinfurt wurde. Diese Industrie war inzwischen — am 1. August 1895 — begründet worden unter dem Namen „Schweinfurter Präzisions-Kugellager-Werke Fichtel & Sachs".

Der Partner, der sich hier mit Sachs zu gemeinsamer Tat verband, war Karl Fichtel. Wenn es wahr ist, daß der Mensch nicht nur aus sich selbst heraus bestimmt werden kann, sondern auch durch alle die Menschen und Ereignisse, die mit ihm in Berührung gekommen sind, so ist die Verbindung, die Sachs zu Fichtel zog, für Sachs unbedingt charakteristisch. Vielleicht hätte Sachs auch andere Leute für ein gemeinsames Unternehmen finden können. Es

Digitized by Google

war aber der zweiunddreißigjährige Karl Fichtel, den Sachs tatsächlich fand. Und Fichtel war in allem zu Sachs der Gegenpol, bildete jene Gegenkraft, ohne die überhaupt nichts Fruchtbares gestaltet werden kann. So war Fichtel auch zu allem die Ergänzung zu Sachs, er brachte mit, was dieser nicht hatte. Zunächst das Geld: 15 000 Mark, zwar keine große und auch nicht die wichtigste Mitgift, aber genug, um damit einmal anfangen zu können. Dann war Fichtel Kaufmann. Er war zehn Jahre im Ausland praktisch tätig gewesen, sprach mehrere Sprachen, hatte sogar in zwei Weltreisen das Getriebe im großen kennen gelernt. Schließlich war Fichtel der Sohn einer alten Schweinfurter Patrizierfamilie, die der ehemaligen Reichsstadt Bürgermeister und Ratsherren zu stellen gewohnt war. Seine Mutter war eine geborene Sattler, ebenfalls aus einer alten Familie, die in Verbindung mit dem „Schweinfurter Grün" bekannt geworden ist. Fichtel hatte auf diese Weise wohlbegründete Heimatsrechte in dem vom bürgerlichen Kastengeist noch eng gebundenen Schweinfurt und besaß das Ansehen, das für die Aufnahme eines Fremden in jene Kreise die Macht einer schützenden und fördernden Bürgschaft verleiht. — Eine jugendliche, noch ganz naturhafte Kraft, ohne andere Mittel als die seiner schöpferischen Genialität verband sich hier also mit einer anderen, die durch Herkunft und Tradition geschliffen, gemäßigt und daher auch weltgewandt war. Vergleicht man eine solche Verbindung mit einer Ehe, so vertrat Sachs wohl mehr das männliche Prinzip, das unruhig, antreibend und stets auf Neues sinnend ist, während Fichtel mehr das andere Prinzip darstellt, das Ideen und Keime in der praktischen Wirklichkeit — nicht minder zäh — zur Reife bringt. Eine solche Gemeinschaft mußte etwas Lebenskräftiges in die Welt setzen — und sie tat es, wie die Geschichte zeigt. —

Die Anfänge der künftigen Weltfirma waren hart, wie es die geringen Betriebsmittel nicht anders erwarten ließen. Die Mutter Fichtels hatte noch ein übriges getan und ein Rückgebäude auf dem Schweinfurter Familien-Grundstück als Fabrikations-Werkstätte mietefrei zur Verfügung gestellt. Entsprechend primitiv waren die ersten Einrichtungen, und zwei Gesellen und ein Lehrling bildeten die sehr bescheidene Belegschaft. —

Den Erfolg hatten die beiden Unternehmer eigentlich von Anfang an. Ihre Naben fanden Beifall und wurden gekauft. Aber mit dem sich steigernden Absatz wuchsen die dazu benötigten Betriebsmittel nicht in dem Maße, daß sie aus den Einnahmen des Absatzes

Digitized by Google

bereits gewonnen werden konnten. Mit anderen Worten: um die Sache richtig in Gang zu bringen, wäre mehr Kapital, als vorhanden, erforderlich gewesen. Die ersten Jahre waren daher ein schweres Ringen mit dem geldlichen Problem. Die beiden Unternehmer arbeiteten mit der höchsten Anstrengung selbst Tag und Nacht in der Werkstatt, im Büro, überall griffen sie selber zu, um die Hilfskräfte zu ersetzen, die man noch nicht bezahlen konnte. Sie lebten in spartanischer Einfachheit, damit alle Einnahmen möglichst dem Geschäft erhalten blieben. Persönliche Freunde mußten um Hilfe angegangen werden, wenn es für die Löhne oder für sonstige Zahlungen nicht reichen wollte. Manche halfen auch: meist diejenigen, die selber nicht allzuviel hatten. Andere, die es besser vermocht hätten, versagten sich mißtrauisch. Die waren dafür eigentlich nicht einmal zu tadeln, besonders, wenn man sie sich in dem altväterlichen Milieu gefangen denkt. Dazu kam, daß Sachs an seiner neuen Erfindung arbeitete, die man als Phantasterei ansah; an einer Fahrradnabe, die Antrieb, Freilauf und Bremse in einem enthalten sollte. 1898 waren die ersten Modelle fertig geworden und Sachs war damit nach London auf die Ausstellung im Kristall-Palast gegangen. Die deutschen Fahrrad-Fabrikanten, die er dort traf, lachten ihn mit seiner Nabe aus. „Sächsle, Sächsle, eben fängst du an, vollkommen zu spinnen! Kein Mensch wird dir diese verrückte Nabe abkaufen!" Ein so weitsichtiger Mann wie der Gründer der damals schon bekannten „Frankfurter Adler-Werke", Heinrich Kleyer, warnte in seinen Katalogen sogar öffentlich vor der Sachsschen Freilaufnabe als einer halsbrecherischen Spielerei. Die Engländer waren zwar nicht ganz so skeptisch wie die Deutschen, sie bestellten 500 Stück von dieser neuen Nabe und eine Münchner Firma ließ sich von diesem Beispiel bewegen, ebenfalls zu bestellen. Aber die rettende Hilfe konnte diese „Freilaufnabe mit der Münchner Brems" nicht bringen — sie war dazu auch noch nicht reif genug gewesen. War es also verwunderlich, daß in jenen Jahren — vielleicht auch die beiden Unternehmer eingeschlossen — niemand ahnen konnte, was die Firma Fichtel & Sachs einmal bedeuten würde?

Es gab aber damals bereits Leute, die eine feine Nase hatten, das waren die Bankiers. Eines Tages erschienen die Inhaber einer bekannten Bank und boten die Gründung einer Aktien-Gesellschaft an mit einem Kapital von 300 000 Mark. Es war ein verlockendes Angebot! Mit einem Schlage keine Sorgen mehr zu haben! Endlich einmal die Mittel zu besitzen, um die dringend notwendigen Erweite-

Digitized by Google

rungen vornehmen zu können! Sachs sagte: „Nein"! Er wollte nicht „gegründet" werden. Sein Veto war so stark, daß auch sein Partner Fichtel fest blieb. Da bot die Bank den beiden einen besonderen Kredit von 200 000 Mark an. — Sollte man wenigstens dies annehmen? Aber auch dieses Angebot lehnte Sachs ab. Er sagte sich, daß im Falle der Annahme des Kredites man sie sehr bald auch zur Gründung einer Aktien-Gesellschaft zwingen könnte. Er wollte unabhängig bleiben, — wenigstens von den Banken. Mit dem Instinkt des einfachen, natürlichen Menschen hatte Sachs eine eingeborene Abneigung gegen die Geldleute, die aus fremder Not ein Geschäft machen, und um dieses Geschäft zu machen sich nicht scheuen, eine solche Not auch künstlich herbeizuführen. Man wird diese Abneigung natürlich als berechtigt nicht verallgemeinern dürfen — denn dazu ist das Bankgewerbe, ehrlich betrieben, für ein leistungsfähiges Wirtschaftsgetriebe zu wichtig — aber Sachs wird wohl oft seine Abneigung begründet gefunden haben, wenn er in der Folge der Jahre viele seiner industriellen Freunde und Bekannten in die Hände skrupelloser Banken fallen und Stellung und Vermögen und Ansehen verlieren sah. — Nicht daß Sachs überhaupt abgelehnt hätte, Geld zu leihen und dafür einen angemessenen Zins zu bezahlen, aber vonseiten der Geldgeber mußte ein unerschütterliches Vertrauen und der Glaube an die Sache — also das Merkmal der ehrlichen Hilfe — Voraussetzung sein. Es ist einer der schönsten Züge an seinem Charakter, daß er jede Gefälligkeit großzügig und durch eine lebenslängliche Treue vergalt, wie er auch andererseits seinen persönlichen wie geschäftlichen Freunden in der Not in der selbstlosesten Weise ohne Rücksicht auf Verlust beisprang. Als sein Schwiegervater Höpflinger, der Mitbegründer der Kugellager-Fabrik der Firma Fries u. Höpflinger, Schweinfurt — Sachs hatte im Jahre 1894 Babette Höpflinger als Gattin heimgeführt — 136 000 Mark, einen großen Teil seines Vermögens zur Verfügung stellte, nahm er diese Summe ohne Bedenken an.

Von den hauptsächlichsten, geldlichen Sorgen entlastet, führte Sachs in seinen technischen Arbeiten nun Schlag auf Schlag. Eine Werkschrift berichtet über diese Arbeiten jener Jahre mit besonders lebendiger Eindringlichkeit: „1900 brachte er eine Bremsnaben-Konstruktion, bei der die Nabe (die Hinterradnabe) selbst als Teller an der Innen-Radseite ausgebildet war und die Bremse direkt auf die Innenwand des Nabentellers wirkte. Da dieses Modell den Nachteil hatte, daß das Rad nicht zurückgeschoben werden konnte, schuf er 1901 ein

Digitized by Google

Modell, das vom Sitz des Fahrers aus — regulierbar durch einen Schnepper — als starre Nabe oder als Freilauf-Bremsnabe gefahren werden konnte. Das war zwar ein Fortschritt, aber keine ideale Lösung. Vor allem war diese Nabe in der Bauart zu schwer, weshalb man daran ging, den Durchmesser der Nabe zu verkleinern und die Ausschaltung so klein wie möglich zu machen. Das Jahr 1903 brachte dann auch zwei weitere Konstruktionen, schaltbar und nicht schaltbar, wobei der Bremshebel mit Scharniergelenk versehen war, damit er leicht in jeden Fahrradrahmen eingepaßt werden konnte. Aber diese Bremse hatte wiederum einen Übelstand, und der war, daß der Bremsbacken aus Vulkanfiber hergestellt war, die den Witterungseinflüssen nicht standhielt. Bei Regen oder bei Staub und Schmutz kam es vor, daß die Bremse verquoll und sich festsetzte. Man suchte diesen Mangel durch einen Stahlkonus zu beseitigen; doch Stahl auf Stahl gibt keine gute Bremse. Beim letzten 1903er Modell wurde daher der Stahlmantel mit einer Rille versehen, in die ein Messingstreifen gelegt, eine leichte und weiche Bremse ergab.

Es war Ende 1903, als Sachs seinen Konstrukteuren plötzlich Halt gebot und eine völlig neue Marschrichtung im schnellsten Eiltempo anwies. An den Reißbrettern begann nun ein fieberhaftes Arbeiten. Im Betrieb wurden geheimnisvolle Modelle angefertigt. Sachs rückte auf einmal mit einer Fahrer-Kolonne aus Schweinfurt in die Schweiz ab. Man erfuhr, daß er am Stilfser Joch eine Zeltwerkstatt errichtet habe und daß dort von Sonnenaufgang bis -untergang, ja bis spät in die Nacht gefahren, geprobt und gearbeitet würde. Telegramme jagten zwischen der Schweiz und Schweinfurt hin und her, worauf die Schweinfurter Konstrukteure eifrig wieder auf den Reißbrettern zeichneten und neue Modelle in Eilsendungen wieder unauffällig den Betrieb verließen. Was war los! Da erscheint in den Zeitungen ein auffallendes Inserat:

„TORPEDO in Sicht."

Sonst nichts! Man hört dann, daß die Sachs-Kolonne vom Stilfser Joch wieder abgerückt sei und hier und da in Deutschland gesichtet werde. Lokalblätter aus einzelnen Orten beginnen von einer Kolonne von Radfahrern zu berichten, die wie der Blitz dahergesaust kämen, obwohl sie oft die Beine nicht bewegten und, daß diese Radfahrer auf der Stelle halten könnten, ohne daß eine Bremse oder sonstige Vorrichtung sichtbar sei. Ein zweites Inserat erscheint: „Torpedo hat bereits 8000 Kilometer zurückgelegt!" — In Fach- und

Digitized by Google

Sportkreisen wird man aufmerksam. — Torpedo durchfährt die Alpenländer! — verkündet eine neue Anzeige, die nun auch das Publikum in neugierige Spannung bringt. — „Torpedo ist zur Schlußprobe am Stilfser Joch angelangt!“ heißt es weiter. Die Öffentlichkeit beginnt nun allmählich „närrisch“ zu werden. „Was ist Torpedo? Was bedeutet Torpedo?“ Jedermann zerbricht sich den Kopf, was es mit dem Namen und dem geheimnisvollen Träger — sei es Person oder Sache — auf sich habe. Da kommt das letzte Inserat, das das Geheimnis enthält, das Inserat, das die wunderbare Geburt einer Fahrrad-Nabe anzeigt und sie als die vollkommenste Lösung erklärt.“

In der Tat, diese Nabe war eine wunderbare Lösung! Auf einem Raum, der nicht größer ist als bei einer gewöhnlichen Nabe, sind die drei Funktionen Antrieb, Freilauf und Bremse zu der einfachsten und damit idealen Gestaltung gebracht. Nun war eine Nabe erschienen, die das Radfahren zu der leichtesten Sache der Welt machte, zu einer Selbstverständlichkeit, sogar für Frauen und Kinder! Keine herzschädigende Anstrengungen brauchten vom Radfahren abzuschrecken, keine Gefahr die Gemüter ängstlich und unsicher zu machen! Mit dem Torpedo-Freilauf hatte man nun sein Rad fest in der Hand. Mit dem Torpedo-Freilauf wurde das Radfahren ein Vergnügen. Ja, es war als sei nun das Rad zu einem menschlichen Körperteil geworden, das die Menschenkraft um vieles verbesserte und vermehrte! — Diese Rolle hat Torpedo bis heute behalten: „die beste Freilauf-Nabe der Welt“ zu sein in Konstruktion, Ausführung und Leistung, aber auch die beste in der allgemeinen Schätzung, wie die fast 45 Millionen Torpedo-Naben beweisen, die seitdem in allen Gebieten der Erde gefahren werden.

Sachs hatte sich in jenen Jahren aber nicht nur mit der Gestaltung der Fahrradnabe befaßt; er war gleichzeitig auch auf dem allgemeinen Gebiete des Kugellagers richtunggebend tätig gewesen. Für uns, die wir 40 Jahre später leben, will die Anwendung des Kugellagers in der Mechanik als etwas Selbstverständliches erscheinen. Daß dem so ist, das kann Ernst Sachs zum großen Teil als Verdienst zugeschrieben werden; denn in den Jahren seines Beginnens war das Kugellager in seiner Möglichkeit jedenfalls noch unerforscht und unerprobt. So kam Sachs darauf, das Kugellager, das er verwandte, um einen leichten Lauf der Fahrräder zu erzielen, auch bei schwereren Fahrzeugen, dann aber auch für Maschinen und Transmissionen aller Art zu probieren. Welch ungeheure Aussichten für

Digitized by Google

die Technik, wenn es gelang, unerhörte Kraftsteigerungen oder Kraftersparnisse durch die Aufhebung, wenigstens aber Herabsetzung der Reibung zu gewinnen! —

Die Sache war hier natürlich viel schwieriger. Beim Fahrrad war die Beanspruchung der Lager vergleichsweise mäßig und ziemlich gleichbleibend. Jetzt handelt es sich um alle erdenkbaren Formen der Kraftübertragung. Es gab keine Erfahrungen über Kugellager, keine Berechnungsgrundlage, keine technischen Lehrbücher enthielten Formeln, Hochschulen hatten darüber noch keine Theorie aufgestellt, — es war eben Neuland. — Für Sachs Anreiz genug, ins Unbekannte vorzustoßen, zu tifteln, zu versuchen, zu basteln, Probleme zu lösen; nicht theoretisch, sondern unbedingt praktisch. Nicht mit Hilfe von Berechnungen und Statistiken, die er nicht liebte, mit denen er auch in seinem ganzen Leben nicht viel anfangen konnte, sondern mit einem fast nachtwandlerischen, sicheren Gefühl, das instinktiv und intuitiv Gesetze und Zusammenhänge erfaßte und meist das Richtige traf. — Sachs begann zunächst damit, die Kugellagerung bei den Transmissionen und Maschinen des eigenen Betriebes, dessen Einrichtung sich jährlich mehr und mehr verbesserte, einzuführen. Die Krafterspamisse waren bedeutend und spornten zu weiteren Versuchen an. Im Fahrzeugbau waren von besonderer Bedeutung die Versuche bei der Leipziger Feuerwehr, wo 4000 Kilo schwere Wagen mit Kugellagern versehen wurden, und wo man in einjähriger harter Erprobung so gute Ergebnisse erzielte, daß der gesamte Wagenpark auf Kugellager umgebaut und damit das Beispiel für andere Feuerwehrbetriebe gegeben wurde. Damit war der Beweis erbracht, daß die Kugellager auch für schwer beanspruchte Wagen-Achsen mit Vorteil verwendbar waren. Es handelt sich wohlgemerkt um jene schweren Feuerwehrwagen mit Pferdebetrieb, nicht um Automobile, auch nicht um gummibereifte Räder. Die Lager mußten vielmehr die Stöße auf dem holprigen Pflaster jener Zeit in voller Wucht und Härte aufnehmen. Das war 1898.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, wollte man im einzelnen die Schritte, die Wege und die Etappen schildern, in denen das Kugellager-Problem zur Lösung kam, und zwar sowohl in konstruktiver, wie in fabrikatorischer Hinsicht. Es bedurfte dazu einer ungeheuren Kleinarbeit, die der spröden Materie mit unsäglicher Mühe die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen abrang. Es bedurfte dazu einer verbissenen Zähigkeit, die nicht ermüdet oder verzweifelt, es bedurfte dazu einer selbstlosen Hingabe; denn das Kugellager an

Digitized by Google

sich ist ja keine selbständige Sache, die durch sich selbst bedeutend und auffallend erscheint, es ist ja nur ein Zubehör im Maschinenbau, wo es dazu meist unsichtbar wirkt. — Von den 100 Patenten, die Sachs für seine Erfindungen auf dem Gebiete des Kugellagers erhielt, fallen die wichtigsten in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts, in denen gleichzeitig auch die Torpedo-Freilaufnabe Gestalt gewonnen hatte. Es sind Erfindungen, die sich auf die verschiedenen Lagerformen, auf Kugelkörper, Führungsringe und auf die Kugeleinfüll-Methoden erstrecken. Berühmt wird der „Sachssche Wellenkorb", eine verblüffend einfache Form der Kugelhaltung. Es sind Erfindungen und Verbesserungen, die das Kugellager für alle Maschinen anwendbar und zugleich zu einem preiswerten Markenartikel machen.

Und die Tragweite dieser Schöpfungen? Sie konnten erweisen, daß Kugellager bis zu 85% leichter laufen als Gleitlager, daß sie dazu noch haltbarer sind, als diese und beträchtlich weniger Schmiermittel benötigen. Steigerung der Kraftleistungen bei Herabsetzung der aufzuwendenden Mittel! Der wahre Sinn aller technischen Fortschritte! Es waren also umwälzende Tatsachen, die dem Maschinenbau ungeahnte Möglichkeiten gaben. Wie hätten z. B. Automobil- oder Flugzeugmotore entwickelt werden können, wenn man die Kugellagerung nicht gekannt hätte!

Sachs wurde der Berater vieler Fabrikanten, vieler Konstrukteure, und besonders die Automobilindustrie erhielt durch ihn entscheidende Anregung und Förderung. Die Firma Fichtel & Sachs stand bald an der Spitze einer im In- und Ausland vielerorts entstehenden und mächtig aufstrebenden Kugellager-Industrie. — Daß die alten Betriebsräume im Fichtelschen Gartenschuppen nur kurze Zeit ausreichen konnten, daß bald Erweiterungen auf Erweiterungen folgen mußten, die immer mehr das Ansehen einer wirklichen Fabrikationsstätte erhielten, ist leicht denkbar. So war auch bis zum Ende der ersten Etappe 1904 die Belegschaft bereits auf 900 Arbeiter angewachsen. Als nach der Erfindung der Torpedo-Freilaufnabe und der hauptsächlichen Kugellager-Formen die Aufträge in gewaltigem Umfange und damit auch die reichen Geldmittel eingingen, wuchsen Fabrik und Belegschaft in gleichen riesenhaften Maßen. Vor allem ging Sachs an die innere Einrichtung des Werkes, die er mit den besten und modernsten Maschinen ausstattete. Für diese technischen Einrichtungen waren ihm, dem sparsamen Menschen, der für sich dreimal den Groschen herumdrehte, ehe er ihn ausgab, keine Kosten zu hoch. So wie die Werkzeuge in vollkommener Verfassung sein

Digitized by Google

mußten, so hielt er es mit den menschlichen Kräften, mochte es sich um den Arbeiter der Stirne oder der Faust handeln. Das war in diesem Falle eine besonders schwere Aufgabe; denn die Bevölkerung von Schweinfurt und Umgebung war damals ländlich eingestellt und lebte direkt oder indirekt vom Lande. Die Arbeiterschaft mußte daher erst größtenteils zur technischen Arbeit angelernt und angewöhnt werden. Sachs war hier ein strenger und unerbittlicher Lehrmeister, der nichts durchgehen ließ. Die harte Schule, die er zu seinem Vorteil selbst genossen, wandte er hier bei seiner Gefolgschaft an. Da er persönlich selbst das beste Beispiel in peinlichster Pflichterfüllung gab — er war der Erste und stets der Letzte an der Arbeitsstätte —, da er selbst an der Werkbank seinen Meistern und Arbeitern die Arbeit vormachen konnte, gelang ihm das fast unwahrscheinliche Kunststück, aus seiner Fabrik Erzeugnisse herauszubringen, die gerade wegen ihrer ungewöhnlichen Qualität und Präzision in der Welt einen sprichwörtlichen Ruf errangen.

Weltruf! Die Bedeutung des Werkes sollte nicht an den heimischen Grenzen haltmachen! So gingen Fichtel & Sachs-Erzeugnisse schon früh in die Welt hinaus, um sie zu erobern. Fichtel & Sachs-Vertretungen wurden in allen Ländern der Erde angelegt, in Europa: in Belgien, Holland, Frankreich, England, in den skandinavischen Ländern, in Rußland, Polen, in den Ländern des Balkans, in Italien, in Spanien, in sämtlichen Staaten von Nord- und Südamerika, in Afrika, in Asien und Australien. Es wurden im Ausland sogar Zweigwerke eingerichtet: 1911 in Österreich-Ungarn, in Tschirnitz an der Eger (es fiel am Ende des Weltkrieges an die Tschechoslowakei). Ungefähr gleichzeitig baute Sachs die „Ball bearing Company of America“ in Lancaster (Pennsylvanien), die später an ein amerikanisches Unternehmen überging. In Frankreich wurde in der Nähe von Sedan ein Grundstück angekauft; die Errichtung der dortigen Fabrik verhinderte allerdings der Weltkrieg. — Die Lieferung von Fichtel & Sachs-Erzeugnissen an das Ausland war daher immer beträchtlich und hat von dem Gesamt-Umsatz des Hauses bis heute etwa ein Drittel bis zur Hälfte betragen. Aus dem kleinen Handwerksbetrieb des Jahres 1895 war ein weltumspannendes Unternehmen geworden.

Als Fichtel 1911 plötzlich starb, übernahm Sachs die Gesamtleitung des Hauses allein. Der Ausbruch des Weltkrieges 1914 beendete eine ruhmreiche Etappe, die man in der Werksgeschichte als die zweite bezeichnen kann. Der Betrieb zählte damals 3600 Arbeiter.

Digitized by Google

Während des Krieges wurde er selbstverständlich völlig in den Dienst des Vaterlandes gestellt. In diesem Dienste stieg die Belegschaft bis auf 8000 Menschen. Ein zweites Fabrik-Werk in Schweinfurt mit einem Areal von 160 000 qm mußte aufgemacht werden.

Die Nachkriegsjahre — als 4. Etappe — brachten mit dem politischen Zusammenbruch naturgemäß auch für das Werk schwere wirtschaftliche und soziale Erschütterungen. Sachs gelang die Umstellung auf die Friedensarbeit jedoch verhältnismäßig schnell. Unruhen in der Arbeiterschaft vergrollten als ungefährliches Wetterleuchten, teils bei der natürlichen Gutmütigkeit der Bevölkerung, teils durch das Ansehen, das Sachs als Fabrikherr genoß. Mit 5000 Mann hatte Sachs eine größere Belegschaft als vor dem Kriege. Ihm gelang es sogar, die Erzeugung derartig wieder anzukurbeln, daß es nötig ward, das neue Werk II in Schweinfurt mit gewaltigen Fabrikanlagen auszubauen. Torpedonaben und Kugellager wurden in steigenden Mengen erzeugt und abgesetzt. Die Konjunktur schien sogar ungeahnte Grade annehmen zu wollen. Da kam im Jahre 1929 der plötzliche Umschwung, der enthüllte, daß alle Wirtschaftsbelebung nur Scheinblüte gewesen, ja, daß die ganze Weltwirtschaft durch die Auswirkungen des Versailler Friedensvertrages auf völlig unterhöhlten Boden gekommen war. Es brach die große Wirtschaftskrise aus mit ihrer furchtbaren Arbeitslosigkeit in allen Ländern. — Ein Glück für die Firma Fichtel & Sachs, daß der Inhaber in den vorhergehenden Jahren Maß und kluge Zurückhaltung bewiesen und es abgelehnt hatte, in dem allgemeinen Taumel der Hochkonjunktur eine erweiterte Wirtschaftsmacht anzustreben, wie es leider viele andere Wirtschaftsführer mit glänzenden Namen zu ihrem eigenen und zum Verhängnis des gesamten Wirtschaftslebens getan! Jetzt lohnte sich sein klarer, ehrlicher und rücksichtslos sachlicher Sinn, der sich darauf beschränkt hatte, innerhalb der Fichtel & Sachs-Werke eine Organisation und Einrichtung zu treffen, die in ihrer gesunden Grundlage und in ihrer durchdachten Zweckmäßigkeit für absehbare Zeit gegenüber allen Wechselfällen unerschütterlich bleiben mußte.

Allerdings ging die Verteidigung gegen den Einbruch der allgemeinen Krise auch für Sachs und seine Fabrikwerke nicht ohne schweres Opfer ab. Dieses Opfer traf die Kugellager-Abteilung, die eine Hälfte des breit angelegten Unternehmens. In der Kugellager-Industrie hatten sich schon Jahre zuvor gewaltige Konkurrenzkämpfe abgespielt. Da Sachs im Besitz der wesentlichen Patente war und damit die

Digitized by Google

Hauptmacht inne hatte, war es ihm gelungen, sämtliche acht deutsche Kugellagerfabriken zu einer Preis-Konvention zu vereinigen. Diese Preisbindung hatte sich lange Zeit ausgezeichnet bewährt, hatte den Markt in Ordnung gehalten. Da begannen im Ausland einzelne Länder im Widersinn gegen die Prinzipien einer allgemein erstrebten Weltwirtschaft ihre Länder mit hohen Zollmauern zu umgeben und sich besonders gegen deutsche Waren abzusperren. Die damalige deutsche Regierung, gebunden durch ihre politischen und wirtschaftlichen Verträge, war nicht in der Lage, einen ähnlichen Schutz für die deutsche Wirtschaft vorzunehmen, sodaß sich die groteske Lage ergab, daß das Ausland für die deutschen Waren sich immer mehr schloß, während ausländische Waren mit ihren günstigeren Preisen, die durch günstigere Rohstoff- und Fabrikationsbedingungen ermöglicht wurden, Deutschland in fast ungehemmten Fluten übergossen.

Damit war auch die Kugellager-Konvention unterhöhlt. Die schwedischen Kugellager-Fabriken in Göteborg fabrizierten schon seit längerem in Deutschland unter der Firma SKF-Norma. Sie wollten die Konvention angesichts der häufigen heimlichen Verletzungen und der Unterangebote verschiedener Firmen nicht länger mitmachen. Man versuchte verschiedene Wege, um wieder zu gesunden Verhältnissen zu kommen. Gemeinsam mit den Schweden kaufte Sachs das Riebe-Werk und boten der übrigen Konkurrenz Beteiligung an. Mit Ausnahme von „Fries und Höpflinger" lehnten alle ab. Nun versuchte man auf schwedische Anregung, alle deutschen Firmen zu einer Firma zusammenzuschließen. In diesem Falle wären die Schweden für eine Preis-Vereinbarung zu haben gewesen. Dieser an und für sich großzügige Plan eines Zusammenschlusses gelang nicht. Auch Sachs hatte schwere Bedenken. Er, der gewohnt war, allein zu bestimmen, hätte sich in ein gewisses Abhängigkeits-Verhältnis begeben müssen, dessen Tragweite nicht zu übersehen war. Die schwerste Hemmung aber für Sachs war die Tatsache, daß im Falle eines Zusammenschlusses die Banken einen entscheidenden Einfluß auf den Konzern gewonnen hätten, und dies war ein Einfluß, gegen den Sachs mit guten Gründen 30 Jahre lang gekämpft hatte. — Auch an die Bildung eines Syndikats dachte man ernstlich. Indessen ergab sich, daß Kugel- und Rollenlager mit ihren unendlich vielen Typen und Nebentypen und technischen Toleranzverschiedenheiten ungeeignet waren für eine Erfassung im Syndikat. — Damit waren alle Möglichkeiten erschöpft und Sachs suchte nun nach neuen Wegen, um den Kampf mit den Schweden mit Aussicht auf Erfolg aufzuneh-

Digitized by Google

men. Die Schweden hatten eigene Stahlwerke in der Heimat; sie konnten daher den benötigten Stahl billiger bekommen als die deutschen Fabriken. Sachs nahm Verhandlungen wegen niedrigerer Preise mit den deutschen Edelstahlwerken auf. Auch das blieb erfolglos, im Gegenteil, die Preise für Kugellager-Stahl wurden erhöht.

Angesichts der Aussichtslosigkeit, günstigere Zoll-Verhältnisse zu erlangen, mußte Sachs nunmehr die Sache als hoffnungslos ansehen, zumal ihm die finanzielle Machtstellung der schwedischen Konkurrenz bekannt war, deren Abschluß für 1928 30 Millionen Goldkronen Bankguthaben aufwies. Sollte er den Kampf dennoch wagen? Es handelte sich hier um ein Prestige, es handelte sich aber auch um das Brot vieler tausend Arbeiter, das durch einen derartigen unsinnigen Kampf gefährdet war. Die gesunde Vernunft riet zu Verhandlungen mit den Schweden. Warum sollten sie nicht die Führung übernehmen, wenn sie mächtiger waren? Sie übernahmen damit zugleich auch alle Pflichten, und innerhalb der deutschen Grenzen waren sie ohnehin deutschen Gesetzen unterworfen. So wurden die Vereinigten Kugellagerfabriken 1929 gegründet. In diesem Konzern waren die Schweden, die Kugellager-Abteilung von Fichtel & Sachs, Riebe, Fries & Höpflinger, die Kugellager-Abteilung der deutschen Waffen- und Munitionsfabrik, die Maschinenfabrik Rheinland (Klöckner und Thyssen) zusammengeschlossen. Sachs überließ somit sein Werk I den Schweden unter der Bedingung, daß der Hauptsitz der Fabrikation in Schweinfurt belassen wurde. Er übernahm in diesem neuen Konzern den Vorsitz des Aufsichtsrates. — In der Folge hat weder die deutsche Wirtschaft noch die Schweinfurter Arbeiterschaft diese Regelung zu bereuen gehabt. Mit ihrem großen Kapital und ihren weitverzweigten Auslandsbeziehungen haben sich die Schweden für die deutschen Interessen auch außerordentlich nützlich erweisen können. Die Schweinfurter Kugellagerwerke wurden in großzügigster Weise ausgebaut und die Belegschaft vermehrt, so daß dies Zusammengehen als ein gutes Beispiel für eine gesunde, internationale Wirtschaftsverflechtung gelten kann.

Durch die Abgabe der Kugellager-Abteilung war das Werk „Fichtel & Sachs AG.", wie es sich ab 1929 firmiert, etwa um die Hälfte verkleinert. Das sog. Werk I, das sich um die erste Werkstatt auf dem einstigen Fichtelschen Familien-Grundstück gebildet hatte, ging an den neuen Kugellager-Konzern, während sich die Firma Fichtel &

Digitized by Google

Sachs auf das Werk II in Oberndorf zurückzog. Hier war inzwischen ein Großbetrieb entstanden mit riesigen Hochhäusern und Werkhallen. Dem berühmten württembergischen Baumeister Bonatz wurde der Auftrag gegeben, hier den neuen monumentalen Verwaltungsbau der Firma zu errichten. Die Firma Fichtel & Sachs beschränkte sich auf die Herstellung von Fahrradnaben aller Art, in erster Linie natürlich der Torpedo-Nabe, die 1929 in 30 Millionen Stück in aller Welt verbreitet war (heute, 1936, sind fast 45 Millionen geliefert), und der Kometnabe. Daneben wurden Kupplungen und Stoßdämpfer für Automobile erzeugt. — Die Einschränkung der Firma erwies sich mit der Konzentration aller Kräfte und Mittel als eine bedeutende Stärkung ihrer wirtschaftlichen Macht. In den Jahren der nun vollends ausbrechenden Krise ward dies besonders wohltuend empfunden. Auf dem schwer erschütterten und schwankenden Gebiet des Fahrrad-Marktes, dem sich die Firma wieder mit aller Intensität widmete, stand Fichtel & Sachs wie ein „rocher de bronce", konnte also beruhigend und heilend wirken. Geheimrat Sachs — Geheimer Kommerzienrat und Ehrendoktor der technischen Hochschule in München war er längst geworden — konnte an vielen Stellen helfend und rettend einspringen, und das tat er in seiner schon berühmten großzügigen Art.

Der Rückzug auf eine kleinere, dafür aber außerordentlich befestigte Stellung dauerte übrigens kaum die Zeit einer inneren Sammlung, da holte Sachs wieder zu einem neuen gewaltigen Unternehmen aus: zur Motorisierung des Fahrrades. In einem Alter von 62 Jahren, da andere sich zur Ruhe setzen, nahm Sachs noch einmal ein Problem in Angriff, das — seitdem es überhaupt einen Fahrzeugmotor gibt — die Konstrukteure vergeblich beschäftigt hatte. Wie er vor 30 Jahren dem Fahrrad die ideale Nabe geschenkt, die dem Radfahrer die Mühe des Tretens wesentlich erleichterte und das Radfahren zugleich sicherte, so wollte er seine Liebe für das Fahrrad krönen, daß er es ohne menschliche Tretkraft überhaupt selbstfahrend gestaltete. Zugleich sollte das motorisierte Fahrrad eine gewaltige Neubelebung des fahrradlichen Gewerbes in Industrie und Handel hervorrufen, das durch das Aufkommen des Automobilwesens verdrängt zu werden drohte. —

Was alle Welt für unmöglich und aussichtslos gehalten hatte, gelang — gelang durch die großartige Schöpfung des Sachs-Motors. Noch einmal hatte Sachs damit einen Treffer getan, so meisterhaft wie je zuvor, so unbeirrt, so selbstverständlich: dazu in einer Zeit,

Digitized by Google

da die allgemeine Wirtschaft durch einen furchtbaren Pessimismus gelähmt war! Die Schöpfung des Sachsmotors beweist wieder die Genialität, die für ihn charakteristisch ist: Sachs ist der Erfüller und Vollender einer Idee gewesen, die jahre- und jahrzehntelang in der Luft geschwirrt und nicht in Reife kommen wollte! So war es mit dem Kugellager, so mit der Fahrradnabe gewesen, und so geschah es wieder mit dem Fahrradmotor! Noch in den Jahren unmittelbar nach dem Kriege war in der Fahrzeug-Industrie fast überall versucht worden, den Fahrradmotor zu schaffen. Große Motorfabriken suchten mit gewaltigen ideellen und materiellen Mitteln das Problem zu lösen: die Versuche scheiterten so kläglich, daß die Idee des motorisierten Fahrrades für alle Zeit abgetan zu sein schien. Und nun schuf Sachs einige Jahre später den kleinen Motor, der in verblüffender Weise alle erträumten Leistungen verwirklichte, einen Motor, der nur wenig Kilogramm schwer, mit Kupplung und Zweigang versehen, nicht viel größer als eine Kokosnuß, einfach und robust im Bau, $1^1/_2$ PS entwickelt, dabei von unbedingter Zuverlässigkeit und Ausdauer war. Man denke, daß es zwei Jahre nach dem Erscheinen dieses Motors gewagt werden konnte, auf Fahrrad mit Sachsmotor Afrika von Süden nach Norden zu durchqueren, durch Kleinasien und den Balkan und schließlich nach Berlin und London zu kommen. Köckler und Poulton durchfuhren diese 23 000 km lange Strecke in 7 bis 8 Monaten reiner Fahrzeit!

Der Sachsmotor gab der Firma einen neuen gewaltigen Auftrieb, der in seinen Folgen heute noch nicht abzusehen ist, da der Sachsmotor nicht nur als idealer Fahrrad-Motor in Frage kommt, sondern sich auch zum Antrieb für Wasserfahrzeuge und überhaupt von stationären Werkzeugmaschinen und Geräten in hervorragendem Maße als geeignet erwiesen hat.

Es war die letzte große Tat, die Sachs vollführte. Leider war ihm nicht mehr vergönnt, ihre großen Erfolge zu erleben. Eine tückische Krankheit befiel den stattlichen Mann, der in seinem Leben nie eigentlich wirklich krank war, dessen sportgestählte Gestalt unerschöpfliche Schaffenskraft zu versprechen schien, und riß ihn nach wenigen Monaten, kurz vor Vollendung seines 65. Geburtstages, am 2. Juli 1932, jäh dahin. Sein Tod wurde Anlaß zu einer gewaltigen Kundgebung, die zeigte, wie groß das Ansehen des Mannes war, der es vom einfachen Mechaniker zu einem großen deutschen Wirtschaftsführer gebracht hatte, wie groß aber auch die Verehrung und Liebe war, die er als Mensch genoß. Die Stadt Schweinfurt, die nicht zum wenig-

Digitized by Google

sten durch seine Wirkung aus einer kleinen, verträumten Landstadt von 8000 Seelen zu einer imponierenden Industriestadt mit über fünffacher Einwohnerzahl geworden war und ihn zum Ehrenbürger gemacht hatte, stellte das Ehrenbegräbnis. Aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Auslande kamen die Leidtragenden, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Den schönsten und ergreifendsten Nachruf hielt vor seinem Sarge in der großen Halle der Kraftstation des Werkes der Vertreter der Arbeiterschaft. Er rühmte ihn als einen, der aus ihren Reihen hervorgegangen sei, als vorbildlichen Meister, als ehrfurchtgebietenden Betriebsherrn und als großen Wohltäter.

In der Tat hatte Sachs über seiner Arbeit das Wohltun nicht vergessen. Vielen hat er unauffällig geholfen. Große Stiftungen waren die „Ernst-Sachs-Hilfe", aus der der alte oder arbeitsunfähig gewordene Mitarbeiter des Werkes die Rente beziehen, und das „Ernst-Sachs-Bad", eins der schönsten Hallenbäder Deutschlands, das er der Stadt Schweinfurt geschenkt hatte.

Überhaupt, alle wirklich gemeinnützigen Unternehmungen, sei es auf dem Gebiet der Wohltätigkeit, der Wirtschaft oder der Wissenschaft durften auf seine Teilnahme und weitsichtige Unterstützung rechnen. — Auch der Gesellschaft für fränkische Geschichte hat er als Patron seit ihrer Gründung angehört und sein Interesse an ihr persönlich bewiesen. Die Gesellschaft für fränkische Geschichte war auch darum erfreut, Ernst Sachs an dieser Stelle ein Denkmal setzen zu dürfen.

Die üblichen äußeren Ehrungen haben ihn mit der Zeit gefunden, gesucht hat er sie nicht. Daß die Stadt Schweinfurt, ihm, wie erwähnt, den Ehrenbürgerbrief überreichte, verstand sich fast von selbst. Gibt es doch keine Stadt in Deutschland, die einem einzelnen Mann einen solchen Aufschwung verdankt. — Als im Mai 1925 das Deutsche Museum in München eröffnet wurde, das an Sachs gleichfalls einen eifrigen Förderer fand, da verlieh ihm die Technische Hochschule in München die wohlverdiente Ehre des „Dr. ing. honoris causa". — Der Staat stellte sich gleichfalls mit den damals üblichen Titeln und Auszeichnungen ein. Das schlichte Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Band der Nichtkombattanten wird Sachs wohl die wertvollste Gabe gewesen sein. —

Sein Nachfolger ist sein einziger — am 23. Juli 1896 geborener — Sohn Willy Sachs, der das kostbare Erbe im väterlichen Sinne weiterführt.

Robert Allmers (Berlin).

Digitized by Google

30. Schönlein, Johann Lukas, Professor der Medizin, 1793—1864.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Bedeutung einer historischen Persönlichkeit nach Ablauf eines Jahrhunderts aufs neue zu schildern, nachdem ein großer Zeitgenosse, nämlich Rudolf Virchow, ein lebendiges Bild davon entworfen hat.

In seiner Gedächtnisrede auf Johann Lukas Schönlein vor der Berliner Universität im Jahre 1865 hat Virchow*) den Lebensgang seines einstmaligen Lehrers und späteren Mitarbeiters in so eingehender und warmherziger Weise entworfen, daß wir den Zauber verstehen, der von ihm ausging.

Virchow war 1839 als Eleve in die Militärärztliche Bildungsanstalt, die Pepinière, eingetreten, studierte zunächst bei Johannes Müller Anatomie und Physiologie und hat in den Jahren 1841 und 1842 die Vorlesungen und Kliniken von Schönlein besucht und gewissenhaft nachgeschrieben, also zu einer Zeit, wo Schönlein auf der Höhe seiner Bedeutung stand**). In den folgenden Jahren war er in seiner Eigenschaft als „Charité-Chirurgus" (jetzt heißt es Unterarzt), zur Hilfe bei Frorep am Pathologisch-Anatomischen Institut eingeteilt und damit betraut, die Obduktionen der in der Schönleinschen Klinik verstorbenen Patienten vorzunehmen. Schönlein versäumte fast nie, diesen aufmerksam beizuwohnen, oft schon im Hofkleid, bevor er an das Krankenbett König Friedrich Wilhelms IV. fahren mußte. Schönlein nannte den jungen Virchow „meinen Prosektor" und pflegte mit ihm am Sektionstisch eingehende Gespräche über die Fälle zu führen. Wenn in Schönleins klinischen Vorlesungen während der Berliner Zeit die pathologisch-anatomische Grundlage in steigendem Maße zur Geltung kam, so dürften darauf jene Aussprachen mit Virchow maßgebend mitgewirkt haben.

Virchow wurde wegen seiner Teilnahme an den Barrikadenkämpfen vom März 1848 und wegen seiner demokratischen Wahlpropaganda von seiner militärärztlichen Stellung in der Charité enthoben, war aber bald darauf von der kgl. bayer. Regierung nach Würzburg

*) Rudolf Virchow, Gedächtnisrede auf Johann Lucas Schönlein, gehalten am ersten Jahrestag seines Todes vor der Berliner Universität, 1865.

**) Diese Angaben sind entnommen aus Virchows Briefen an seine Eltern 1839 bis 1864, herausgegeben von seiner Tochter Marie Rabl, 1906.

Digitized by Google

berufen worden. Schönlein wird auf die Berufung nicht ohne Einfluß geblieben sein, denn er hatte dort viele Freunde hinterlassen.

Wenn wir Schönleins Bedeutung als Reformator der Klinik verstehen wollen, so müssen wir zunächst ein Bild gewinnen von dem Zustand der Medizin, in welchem er sich entwickelt hat*). Würzburg war damals mit Bamberg vereinigt ein selbständiges Herzogtum unter dem erleuchteten Kirchenfürsten Friedrich Karl von Schönborn und seinen Nachfolgern. Dort war um die Jahrhundertwende der Einfluß des Naturphilosophen Schelling maßgebend, obwohl dieser nur kurz in Würzburg gelehrt hatte. In Bamberg bestand eine Landarztschule, an der mein Großvater noch seine Ausbildung gefunden hat. — Eine merkwürdig große Zahl von bedeutenden Persönlichkeiten war damals in dieser Bischofsstadt versammelt. Der ältere Marcus, dessen Sohn später Schönleins**) Nachfolger wurde, ferner Philipp Walther, ein bezaubernder Mann, der Chirurgie und Physiologie vortrug, Rothmund der Ältere, welcher später von König Ludwig I. als Chirurg an die neugegründete Universität München berufen wurde, ferner Ch. Pfeufer, der Vater, von dem der junge Schönlein zuerst in die Krankenbehandlung eingeführt wurde (sein Sohn Carl Pfeufer wurde später Assistent von Schönlein am Juliusspital, ist dann als sein Nachfolger nach Zürich berufen worden, schließlich wurde er Professor der medizinischen Klinik in München); später der papierene Röschlaub, der den Lehren von Cullen und von Brown anhing und die Reizbarkeit als Grundlage aller Lebens- und Krankheitserscheinungen auffaßte. Browns Lehren waren damals wegen ihrer Einfachheit bestechend. Er teilte die Krankheitserscheinungen in sthenische und asthenische ein und daraus ergab sich eine höchst einfache Therapie. Bei den sthenischen Krankheitserscheinungen mußte ein reizmilderndes antiphlogistisches Verfahren angewandt, vor allem große Aderlässe „instituiert" und bei Schmerzen lokale Blutentziehungen durch Blutegel, Schröpfköpfe, Moxen und Fontanellen angelegt werden. Als reizlindernd und be-

*) Aus der Vergangenheit der Universität Würzburg, Festschrift zum 350jährigen Bestehen der Universität. Würzburg 1932. Darin die Entwicklungsgeschichte der Medizinischen Fakultät von G. Sticker. S. 383. Schönlein S. 568.

Eine ausführlichere Darstellung der Geistesströmungen in der Medizin jener Epoche findet sich in der Schrift „Speculation und Mystik in der Heilkunde". Rectorrede 1914 von F. Müller.

**) Dr. Johann Lucas Schönlein, sein Leben und Wirken, geschildert vom Vorstand des Bamberger Historischen Vereins, Domdechant Rothlauf. Bamberg 1874. Bericht des Historischen Vereins 1864.

Digitized by Google

ruhigend galt unter den Medikamenten der Salpeter und auch die Digitalis, die letztere, weil sie den Puls verlangsamt. Merkwürdig stark machte sich der Einfluß von Hippokrates, selbst noch bei Schönlein, geltend. Die Wendung der Krankheit zur Heilung, also die Krisis, wurde an den „kritischen Tagen", am 7., 14. oder 28. Tag erwartet, sie äußerte sich durch die „kritischen Ausscheidungen" im Harnsediment, im Sputum coctum und vor allem in der „Öffnung der Haut", also der Schweißbildung. Das Fieber wurde als eigene Krankheit und zwar großenteils als Typhus, aufgefaßt und in sthenische, asthenische oder synochale Formen unterschieden. Ging das Fieber mit Delirien einher, so wurde es als Nervenfieber bezeichnet und, wie in den damaligen Romanen, auf seelische Erschütterungen zurückgeführt. Verlief es mit Appetitlosigkeit, Erbrechen und belegter Zunge, so bezeichnete man es als „gastrisches Fieber". Wohl hatte man die Schrecken des Typhus exanthematicus kennengelernt, der im Anschluß an Napoleons Russischen Feldzug ganz Europa überzog. Er gehörte aber noch in dieselbe Krankheitsfamilie wie der Abdominaltyphus, der nur aus dem Ileocoecalgurren erschlossen wurde. Das Fieber wurde, wie zu den Zeiten des Hippokrates, nur aus der Pulsfrequenz und durch das Auflegen der Hand als Calor mordax festgestellt; eine Temperaturmessung mit dem Thermometer war selbst auf der Schönleinschen Klinik zu Berlin noch nicht im Gebrauch und wurde erst später von Traube an der II. Medizinischen (der sogenannten „Deutschen" Klinik der Charité) nach dem Vorbild von Wien und Wunderlich eingeführt. Merkwürdig stark und positiv war der Glaube an die pflanzlichen Galenischen Heilmittel, von denen als beruhigend vor allem die Zikuta und der Hyoszyamus, selten das Mekonium verordnet wurde. — Obwohl die Perkussion durch Auenbrugger schon im Jahre 1761 gelehrt worden war, fand sie doch in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf deutschen Kliniken kaum eine Anwendung.

Aber in jener Zeit der öden Naturphilosophie eines Schelling, Röschlaub und Ringseis machten sich schon da und dort die Regungen einer naturwissenschaftlichen Erforschung der Medizin geltend. In Würzburg wurde vor allem der Anatom Ignaz Döllinger, der Vater des großen Münchener Theologen gleichen Namens, zum Reformator des medizinischen Studiums. Er lehrte nicht nur Anatomie und Physiologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage, sondern war auch bahnbrechend auf dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte. Zu seinen Schülern gehörte Carl Ernst von Bär, ein

Digitized by Google

Valte, der Entdecker des menschlichen Eies, und die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ei wurde damals in Würzburg so eifrig betrieben, daß angeblich die Eierpreise auf dem Wochenmarkt stiegen. Auch auf den jungen Studiosus der Medizin Schönlein übte Döllinger einen maßgebenden und dauernden Einfluß aus. Schönleins Dissertation über die Hirnmetamorphose vom Jahre 1816 legt dafür Zeugnis ab*). Er beschreibt darin die phylogenetische Entwicklung des Nervensystems von den wirbellosen Tieren an bis zum Menschen in gründlicher Weise. Wir können uns nicht versagen, einige Sätze aus dem ersten Kapitel dieses Jugendwerkes zu zitieren, aus denen hervorgeht, wie sehr sich damals naturphilosophische Hypothesen geltend machten.

„Das Licht vermählt sich dem Wasser und zeugt mit ihm das Organische. Während die Kugelreihe der priestleyschen grünen Materie zur Alge wird, gestaltet sich das Infusionsthier zum Zoophyten." Die Generatio aequivoca, also die Entstehung der Lebewesen aus dem Urschleim, galt damals noch als feststehendes Dogma.

An der neu gegründeten kurbayerischen Universität zu Landshut war unter Montgelas neben Savigny, Schelling, dem Anatomen Leveling auch der große Physiologe Tiedemann tätig. Philipp Walther las neben der Chirurgie noch Physiologie, in der er freilich die Harveysche Lehre vom Blutkreislauf als irrig verwarf; vielmehr erklärte er das Pulsieren der Arterien als unabhängig vom Herzschlag durch die astrale siderische Eigenbewegung der roten Blutkörperchen. Röschlaub und sein Freund und Gesinnungsgenosse Ringseis vertraten die innere Medizin und dieser kämpfte zu Landshut wie auch später als Leibarzt Ludwigs I. in München aufs heftigste gegen die materialistischen Lehren der naturwissenschaftlichen Schule. Der brave Bertele lehrte die sämtlichen Naturwissenschaften, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wird es unsere Aufgabe sein, die näheren Lebensumstände zu schildern, unter denen sich die liebenswerte Persönlichkeit von Schönlein entwickelt und entfaltet hat. Er ist geboren 1793 zu Bamberg als Sohn eines wohlhäbigen Seilermeisters, der seinen Sohn zu demselben Gewerbe erziehen wollte. Aber wie bei Goethe, so war es auch hier die lebenskluge und tatkräftige Mutter, welche das Talent ihres Sohnes frühzeitig entdeckte und den Vater bewog, den Sohn aufs Studium zu schicken. Während seiner Gymnasialjahre beschäftigte sich der Knabe vor

*) Johann Lucas Schönlein, Von der Hirnmetamorphose, Inaugural-Abhandlung Würzburg, gedruckt bey F. E. Nitribit 1816.

Digitized by Google

allem mit botanischen Studien und war begeistert für das System von Linné, der das große Gebiet der Pflanzen in ein übersichtliches System geordnet hatte. Auch im späteren Leben pflegte er die Botanik als Lieblingsfach, suchte seine Sammlung aus fernen Gegenden zu erweitern und mehrere von ihm neu entdeckte Pflanzen tragen noch heute den Namen Schönleins. Sein Interesse beschränkte sich nicht allein auf die in Bambergs Umgebung wachsenden Pflanzen, sondern er versuchte auch die fossilen Pflanzen, namentlich der Permperiode, zu studieren und zu beschreiben. Nach vollendetem Gymnasialstudium besuchte er zunächst die Universität Landshut, an welche durch Montgelas eine Anzahl von Lehrern der Bamberger Medizinschule vom König berufen worden waren. Hier gewann er vor allem die Bewunderung für Walther und für Tiedemann. Als diese beiden Größen, müde des Kampfes gegen Röschlaub und Ringseis, Landshut verlassen hatten und diese Universität versandete, bezog Schönlein die Universität Würzburg, wo er sich ganz dem Vorbild von Döllinger anschloß. Hier fand er die richtige naturwissenschaftliche Grundlage, die ihm später zum Leitstern seines ganzen Lebens werden sollte. Nach einer kurzen Studienreise über Göttingen und Jena, wo er mit Blumenbach und Oken in Verbindung trat, kehrte er zur Vollendung seiner Studien nach Würzburg zurück. Der klinische Unterricht fand dort schlecht und recht nach alter Art im Juliusspital statt, und zwar durch Friedreich und den Chirurgen Textor. Als Friedreich 1818 wegen Krankheit aus seinem Amte schied, schlug die Fakultät als einzig würdigen Nachfolger Ringseis vor. Döllinger war damit nicht einverstanden und in einem eigenen eingehenden Rektoratsschreiben empfahl er dem Bayerischen Ministerium den noch sehr jungen Schönlein, weil er von dessen Eifer und naturwissenschaftlichen Richtung den besten Eindruck bekommen hatte. Er drang gegen den Willen der Fakultät durch, und Schönlein erhielt 1819, zunächst als Extraordinarius und dann als Ordinarius die Professur der Inneren Medizin im Juliusspital.

Würzburg, das schon seit der Gründung des Juliusspitals eine beachtenswerte Schule der Medizin entwickelt hatte, war unterdessen großen Wandlungen unterworfen. Durch die Französische Revolution und durch Napoleon war das unabhängige Fürstbistum aufgehoben und dessen Gebiet dem Kurfürstentum Bayern 1802 einverleibt worden. Im Gefolge der wechselnden Kriegsereignisse und des Preßburger Friedens wurde das Herzogtum Franken vorübergehend wieder von Kurbayern getrennt und der reaktionären Habsburger Herrschaft von Lothringen-Toskana einverleibt, im Jahre 1814 aber dem Königreich Bayern zurückgegeben.

Digitized by Google

Sehr bald zeigte sich, wie recht Döllinger gehandelt hatte, indem er den jungen Schönlein zum Lehrer der Inneren Medizin durchgesetzt hatte. Die Zahl der Medizinstudierenden stieg merkwürdig rasch an und erreichte eine früher nie dagewesene Höhe. Schönleins Name verbreitete sich so sehr über die deutschen Länder, daß von allen Seiten, auch von weither, junge Leute nach Würzburg zuströmten. Zwar war die Medizinische Klinik von den Julius-Spitälischen Behörden in sehr bescheidenen Räumen untergebracht und nur mit wenigen Kranken belegt. Aber Schönlein wußte durch seinen Eifer und seine Darstellungskraft die Zuhörer zu begeistern.

Schönleins Unterricht vollzog sich in zwei verschiedenen Formen. Erstens in derjenigen einer theoretischen Vorlesung, welche zu Beginn im Apothekerstübchen des Juliusspitals abgehalten wurde und das gesamte Gebiet der Inneren Medizin mit allen seinen Krankheiten in systematischer Weise durchnahm. Erst nachdem die Studierenden aus diesen Vorlesungen die notwendigen Kenntnisse erworben hatten, wurden sie zu den Visiten auf der Krankenabteilung, also zur Klinik zugelassen. Schönlein führte seine Schüler täglich von Bett zu Bett, untersuchte und besprach jeden einzelnen Patienten und demonstrierte auf diese Weise den Verlauf der Krankheit. Zum Schluß der Visite ließ er sich wohl in der Mitte des Krankenzimmers auf einem Stuhl nieder und setzte in zusammenhängender Weise das Krankheitsbild und die Diagnose auseinander.

Schönlein verfolgte dabei, wie er wiederholt ausspricht, das Prinzip, zuerst muß das Wissen von den Krankheitserscheinungen erworben werden und auf dessen Grund erst darf die praktische Tätigkeit und die Ausübung erfolgen. Er setzte sich also in den Gegensatz zu der englischen Methode des Lehrlingssystems, das den Schüler sofort in die praktische Tätigkeit am Krankenbett einführt und die Rundung und die Übersicht über das Wissen dem Bücherstudium überläßt.

Ich war in der glücklichen Lage, ein Manuskript durchlesen zu können, das der ältere Rothmund im Jahre 1822/23, also zu Beginn von Schönleins Würzburger Lehrtätigkeit, von diesen Vorlesungen nachgeschrieben und sauber ausgearbeitet hatte. In anschaulicher, durchaus sachlicher Weise, werden systematisch die einzelnen Krankheiten des Respirationsapparates, von der Laryngitis und Bronchitis anfangend, bis zu den verschiedenen Arten der Pneumonie, der Tuberkulose, der Pleuritis und dem Empyem beschrieben, die Differentialdiagnose mit kurzen Worten gestreift und die Therapie in der oben

Digitized by Google

beschriebenen Weise auseinandergesetzt. Der Sektionsbefund wird kurz erwähnt, aber ohne alle mikroskopische Betrachtung. Die pathologische Anatomie war damals noch auf einem sehr primitiven Standpunkt. Es ist besonders interessant zu verfolgen, wie später in Zürich und schließlich in Berlin die pathologische Anatomie immer breiteren Raum und größere Vertiefung annimmt und zur Grundlage des gesamten Verständnisses für den Krankheitsprozeß wird. Der Laryngcroup wird als eigene Krankheit vortrefflich beschrieben, aber von Pseudocroup noch nicht unterschieden. — Bretonneaus Buch über die Diphtherie war damals noch nicht erschienen. — Bei der Pneumonie wird der Ausgang der Infiltration in Höhlenbildung beschrieben, sowie auch derjenige in Verkäsung, die „verkäsende" Pneumonie typisch geschildert und interessanterweise mit der Skrophulose und den Tuberkeln in Verbindung gebracht, also der Kampf zwischen Virchow und Laënnec vom klinischen Standpunkt aus vorausgenommen. Die Tuberkulose der Bronchialdrüsen wird zutreffend besprochen und es wird geraten, die davon befallenen Kinder an die See zu schicken oder sie, „dum deficit nervus rerum" in Solbädern oder mit Seifenbädern zu behandeln. Es fällt auf, daß bei der Unterscheidung der Lungenkrankheiten von der Perkussion nur einmal und von der Auskultation überhaupt nicht die Rede ist, aber dieser Umstand wird dadurch verständlich, daß das Buch von Laënnec über die Auskultation erst im Jahre 1819 erschienen ist. In der ganzen Niederschrift der Vorlesungen ist von naturphilosophischen Ideen und Spekulationen nirgends die Rede und gerade dieser Umstand wird es gewesen sein, welcher den Unterricht Schönleins für die jungen und urteilsfähigen Köpfe besonders anziehend gestaltete.

16 Jahre lang konnte Schönlein im Würzburger Juliusspital seinen klinischen Unterricht entwickeln unter steigernder Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Schüler. Die giftigen Pfeile, welche sein Feind Ringseis aus Landshut und München herübersandte, prallten an seiner Ruhe ab.

Da zog sich um das Jahr 1832 ein schweres Gewitter über ihm zusammen. Die Burschenschaft war seit dem Wartburgfest und nach der Hambacher Tagung in steigender Erregung. Freiheitliche Ideen machten sich geltend und fanden in Würzburg einen starken Widerhall. Schönlein war selbst politisch nicht in diese Bewegung verwickelt, aber seine Freunde, Dr. Eisenmann und der tatkräftige Bürgermeister Würzburgs, Dr. Behr, waren seine Freunde, und verkehrten mit ihm in derselben Bierkneipe. Das war den reaktionären

Digitized by Google

Persönlichkeiten der Universität ein Dorn im Auge, und wilde Angeber denunzierten ihn beim Ministerium als Demokraten und Revolutionär. Als er unglücklicherweise bei einer Konsultationsreise in Frankfurt weilte, in der Zeit, als dort das sogenannte Attentat stattfand, wurde sein Name mit diesem Studentenputsch in Verbindung gebracht und das Bayerische Ministerium verfügte auf Grund jener Denunziationen 1832 Schönleins Absetzung im Juliusspital und seine Versetzung als Kreismedizinalrat nach Passau.

Zu gleicher Zeit wie Schönlein wurde auch der Rektor der Universität Würzburg, Conrad Cucumus, von seiner Professur enthoben und vom Ministerium als Landgerichtsassessor nach Neuburg an der Donau versetzt. Noch fünf andere Professoren der Universität traf das gleiche Schicksal der Enthebung und Versetzung *).

Gewarnt durch das Schicksal seiner Freunde, besonders des Bürgermeisters Behr, der in Ketten durch die Straßen von Würzburg in die Fronfeste geführt wurde, und des trefflichen Dr. Eisenmann (des Verfassers einiger bedeutungsvoller medizinischer Werke), der gleichfalls ohne Richterspruch zu vieljähriger Gefangenschaft in der Festung Oberhof verurteilt war, zog es Schönlein vor, die Versetzung nach Passau nicht anzutreten, sondern zu Schiff stromabwärts nach Frankfurt zu fliehen. Nach kurzer Tätigkeit in dieser Stadt erreichte ihn dort das Angebot der Züricher Kantonalregierung, die Stellung als ordentlicher Professor der Medizin in der neu gegründeten Universität zu übernehmen. Mit Freuden nahm er diesen Ruf an und siedelte im Jahre 1833 mit seiner Familie in die gastliche Schweiz über **).

Ungefähr ein Jahr vor Schönleins Berufung nach Zürich ist zu Würzburg ein vierbändiges Werk erschienen „Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie nach J. L. Schönleins Vorlesungen, niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer“ ***). Die erste Auflage war so rasch vergriffen, daß schon 1832 eine zweite verbesserte Auflage erscheinen konnte. Es beruht auf den Kollegienheften, welche von mehreren seiner Zuhörer nachgeschrieben und

*) Fränkische Hochverräter (Bürgermeister Behr und Professor Schönlein, geschrieben von Carl Kohl), Würzburg, Deutscher Verlag 1919.

**) Carl Gerhardt, Festrede zur Feier des 302. Stiftungstages der Julius-Maximilians-Universität 1884, Rektoratsrede.

***) Schönlein, Allgemeine spezielle Pathologie und Therapie nach Schönleins Vorlesungen, wiedergegeben von einem seiner Zuhörer in vier Bänden. 2. verbesserte Auflage, Würzburg, Etlingersche Buchhandlung. — Die 4. Auflage ist 1839 erschienen.

Digitized by Google

kollationiert worden waren. Schönlein war über das Erscheinen dieses Plagiats, das ohne sein Wissen und seine Korrektur erschienen war, sehr unglücklich und strengte auch einen Prozeß gegen den Herausgeber an, dessen Namen bald bekannt wurde.

Man hat mit Recht diesem Werk den Vorwurf gemacht, daß es kein zuverlässiges Bild von Schönleins Vorlesungen gewähre und voll von Fehlern stecke, „Hypokrates" wird z. B. stets in dieser merkwürdigen Orthographie zitiert. Auch scheint dem Skribifax der Unterschied zwischen „physisch" und „psychisch" nicht klar geworden zu sein. Das „Plaesometer" (statt Plessimeter) ist gewiß ein grober Schnitzer. Aber seine Erwähnung zeigt doch, daß Schönlein um diese Zeit den neuesten Fortschritten Piorrys gefolgt war und die von ihm eingeführte Kunst der mittelbaren Perkussion anwandte, der dann Skoda zu Anfang der 40er Jahre zu raschem Sieg verholfen hat. — Für den kundigen Leser ergibt sich, welch große Fortschritte Schönlein seit jenen oben erwähnten Vorlesungen vom Jahre 1822 gemacht hatte, und das Buch zeigt überall den Stempel der originellen Diktion Schönleins; es liefert aber auch den Beweis, daß sich Schönlein damals noch nicht ganz von der naturphilosophischen Richtung frei gerungen hatte. Als Beweis dafür seien die einleitenden Sätze aus dem ersten Bande über allgemeine Pathologie zitiert.

„Die Medizin beschäftigt sich mit dem Leben überhaupt und mit dem des Menschen insbesondere. Der Mensch, als ein Teil des Gesamtorganismus, des Alls, sucht, wie alle anderen Geschöpfe, sich vom Ganzen loszureißen, als selbständiges Wesen sich darzustellen. Auf der anderen Seite finden wir das Bemühen der Natur, das besondere Leben in das Allgemeine hineinzuziehen und mit sich zu verbinden.

So entsteht ein Gegensatz, eine Spannung zwischen dem egoistischen und dem planetarischen Prinzipe, jedes strebt zu siegen, und solange das egoistische überwiegt oder dem planetarischen das Gleichgewicht hält, wird das Geschöpf seine Integrität (Gesundheit) erhalten. Es muß dagegen zugrunde gehen, wenn das Gegenteil stattfindet, wenn also das planetarische das egoistische Prinzip überwiegt. Der Sieg des planetarischen Prinzips ist nur der Tod des besonderen Lebens.

Krankheit ist also der Kampf des egoistischen Prinzips (des besonderen Lebens) mit dem zerstörend auf dasselbe einwirkenden planetarischen Prinzip, der schädlichen Potenz, die es zu zerstören sucht. Dieser Kampf stellt sich verschieden dar, welche Verschiedenheit nur die Form der Krankheit gibt. — Diese ist aber durch drei Dinge bedingt, nämlich: erstens durch die Natur der schädlichen Potenzen, zweitens durch die Organe, auf welche die Schädlichkeit wirkt, und drittens durch die Individualität des Subjekts, in welchem sich die Krankheit bildet . . ."

Digitized by Google

In dieser apokryphen Nachschrift von Schönleins Vorlesungen finden wir auch Hinweise auf das System, nach welchem er die Krankheiten zu ordnen suchte. Sein Vorbild war dabei Linné, der das Pflanzenreich je nach seinen Fortpflanzungsorganen in verschiedene Klassen, Familien und Spezies unterschieden hatte, und ähnlich suchte auch Schönlein die Krankheiten einzuteilen: in drei Klassen, eine erste Klasse „Morphen" (Hypertrophien, Atrophien usw.), eine zweite Klasse „Haematosen", zu denen er nicht nur die Phlogosen und Erythrosen, sondern auch die Entzündungen rechnet, und drittens die Neurosen, unter denen wir nicht nur den Keuchhusten und das Asthma, sondern merkwürdigerweise auch Tripper und Syphilis verzeichnet finden.

Dieses System ist viel beachtet und angefeindet worden, und in der Tat ist es leichter, die sinnfälligen Gebilde des Pflanzen- und Tierreiches in Klassen einzuteilen, als die komplexen Erscheinungen der Krankheiten mit ihren abstrakten Deduktionen. Dieses System hat der Schönleinschen Schule die Bezeichnung der naturhistorischen Schule eingebracht.

Im Gegensatz zu seinen Nachbetern und Widersachern dürfen wir aber nicht etwa glauben, daß Schönlein selbst auf diesen „naturgeschichtlichen" Schematismus großes Gewicht gelegt hätte; er war für ihn nur ein notwendiger Behelf zur Einteilung seines Stoffes, und jeder Verfasser eines Lehrbuches empfindet es als eine Crux, die vielgestaltigen Erscheinungen der Natur in Klassen, Familien, Ordnungen, Gattungen, Spezies und Paragraphen zu ordnen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Schönlein die Lücken und Fehler dieser seiner Einteilung klar empfand und daß er mit seinem angeblichen System unzufrieden wurde. Er hat es deshalb auch vermieden, später auf sein System wieder zurückzukommen, denn durch die fortschreitende Erkenntnis neuer Tatsachen wurde er gezwungen, viele seiner früheren Anschauungen aufzugeben. Ein Geist, wie derjenige Schönleins, wird eben niemals fertig mit seiner Arbeit, sein ganzes Leben lang und kann nichts Abschließendes, kein System, produzieren.

Bemerkenswert ist in diesem Werk auch der Hinweis auf die kontagiöse Natur mancher Krankheiten. Während wir merkwürdigerweise bei Sydenham und selbst bei Wunderlich den Begriff der Kontagiosität entweder gar nicht oder nur konfus erwähnt finden, spricht sich Schönlein auf Grund der ärztlichen Erfahrungen klar darüber aus. Nur nimmt er an, daß das Kontagium erst während der

Digitized by Google

Krankheit im Körper des Kranken entstehe und reife, indem ihm das Beispiel der Blüten- und Samenbildung bei den Pflanzen maßgebend ist. Er läßt das Kontagium entweder spontan entstehen oder das krankmachende Miasma kann auch durch die Schädlichkeiten der Luft, besonders durch kalte Winde, erzeugt werden. Diese Auffassung erinnert an das Buch der epidemischen Krankheiten des Hippokrates, welcher typhusähnliche Erkrankungen auf der Insel Thasos durch den damals herrschenden kalten Boreas erklärt. Nicht nur bei Tripper und bei der damit noch zusammengeworfenen Syphilis, sondern auch bei der Lungenschwindsucht erkennt Schönlein eine Ansteckungsmöglichkeit an, indem er auf die Häufigkeit der Tuberkulose und Skrophulose bei den Ehegatten und Kindern hinweist. Sehr bemerkenswert sind Schönleins Darlegungen über die verschiedenen Formen der Lungenschwindsucht, die er in nahe Beziehung bringt zur Skrophulose. Er beschreibt ausführlich eine Phthysis pulmonum tuberculosa und schildert in zutreffender Weise den Tuberkel, den er ebenso wie Laënnec aber unabhängig von ihm, als hirsekorn- bis erbsengroßes Knötchen bezeichnet. Er zeigt zuerst ein durchscheinendes Zentrum, das aber bald opak werde und entweder in Vernarbung oder in Zerfall und Erweichung übergehe. Die Beziehungen des Tuberkels zur Lungenschwindsucht und zur Tuberkulose der Meningen steht für ihn fest, genau wie dies auch von Laënnec beschrieben ist. Virchow dagegen hat bekanntlich den Tuberkel von der käsigen Pneumonie der Lungenschwindsucht getrennt und beide Prozesse als verschieden aufgefaßt. Auch er hatte in gewissem Sinne recht, denn unter einem „Tuberculum" kann man sprachlich richtig nur ein kleines Knötchen verstehen, während die verkäsende Lungenentzündung einen umfangreichen Entzündungsprozeß darstellt. Virchow hatte als reiner Morphologe nur die anatomische Verschiedenheit erkannt, Schönlein aber als Arzt die klinische Verwandtschaft zwischen diesen beiden Erscheinungsformen des bazillären Entzündungsvorganges richtig erfaßt.

Beim Diabetes weist Schönlein darauf hin, daß eine arzneiliche Behandlung ohne Nutzen sei und daß nur strenge Durchführung der „animalischen" Kost eine Besserung bringen könne. Besondere Aufmerksamkeit wendet er dem Rheumatismus zu, den er als eine schmerzhafte Erkrankung der Muskeln bezeichnet und auf eine im Blut wirkende Schärfe, ein Acrimonium, vielleicht die Harnsäure, zurückführt. Die Peliosis rheumatica, also das gleichzeitige

Digitized by Google

Vorkommen von Blutflecken und Gelenkschmerzen, wird von ihm in die Gruppe der Werlhofschen Krankheit gerechnet und korrekt beschrieben. Sie ist bekanntlich eine Krankheitsform, welche von Schönlein neu aufgestellt worden ist. Da Schönlein ein in ständigem Fortschritt begriffener Geist war und immer vor neuen Problemen stand, konnte er sich nicht entschließen, seine Anschauungen in ausführlicher Weise zu publizieren. Aus seiner eigenen Feder stammen, abgesehen von seiner Dissertation, hauptsächlich zwei kleinere Publikationen, von denen jede kaum mehr als eine Seite lang ist. Die eine betraf den Nachweis der Sargdeckelkristalle in Typhusstühlen, die er irrigerweise mit der Typhuskrankheit in Beziehung brachte, und die zweite betrifft seine wichtige Entdeckung des Erregers der Favuskrankheit, also jener kontagiösen Erkrankung, namentlich der Kopfhaut. Nachdem bei den Seidenraupen die Muscardinen auf einen belebten Erreger zurückgeführt worden waren, suchte Schönlein auch bei der ansteckenden Favuskrankheit nach dem Erreger, den er mit seinem botanisch geschulten Auge richtig als Fadenpilz erkannte und mustergültig abbildete. Bekanntlich ist es ihm durch diese Entdeckung gelungen, zum erstenmal einen Krankheitserreger beim Menschen (das Achorion Schoenleinii) aufzufinden und damit ein Feld zu eröffnen, das ein Jahrhundert später so reiche Früchte getragen hat. Mit Vorliebe handhabte Schönlein selber das Mikroskop und er pflegte auch der chemischen Untersuchung der Sekrete das größte Interesse entgegenzubringen. So ist ihm z. B. der Nachweis des Harnstoffs in den Gewebsäften und im Magen der nierenkranken Patienten gelungen und damit der Beweis, daß der üble Geruch dieser Kranken auf das Erbrechen harnstoffhaltiger Magenreste zurückzuführen sei.

In Zürich*) waren auf der eben neu gegründeten Universität die Möglichkeiten für einen ersprießlichen Unterricht zunächst gänzlich ungenügend. Die Behörden kamen ihm aber in der verständnisvollsten Weise entgegen, stellten ihm ihr altes Kantonhospital zur Verfügung, und es gelang ihm bald, den Neubau eines klinischen Hospitals durchzusetzen. Dieses auf Schönleins Anregungen und Plänen erbaute Krankenhaus steht heute noch als Sitz der weltbekannten Medizinischen Klinik Nägelis**) und ist durch die Weiträumigkeit seiner Gänge

*) Dr. J. L. Schönlein: Krankheitsfamilie der Typhen, nach dessen neuesten Vorlesungen herausgegeben von einem seiner Zuhörer, Buchdruckerei S. Mann, Zürich 1842.

**) Vgl. Nägeli, die medizinische Auffassung von J. L. Schönlein, Schweizer medizinische Wochenschrift 1933 Nr. 17 Seite 398.

Digitized by Google

und seine luftigen Krankenzimmer auch jetzt noch ein Beweis für Schönleins Großzügigkeit. Es war eben fertiggestellt, als Schönlein einen Ruf nach Berlin erhielt.

In Zürich übte Schönlein nicht nur eine große Anziehungskraft auf die begeisterte Jugend aus, sondern sein Ruf als Arzt verbreitete sich über ganz Europa; er wurde nach Brüssel an das Bett der Königin gerufen und die belgischen Behörden versuchten vergeblich, ihn festzuhalten. Aus Schönleins Züricher Jahren stammt eine gleichfalls apokryph erschienene Vortragsreihe über die Krankheitsfamilie der Typhen.

Nicht leicht entschloß sich Schönlein, seinen geliebten Wirkungskreis in der Schweiz aufzugeben. Aber in Berlin war unter dem Einfluß von Wilhelm von Humboldt, den beiden Grimm, Savigny und dem großen Physiologen Johannes Müller ein so bedeutungsvolles Zentrum der Wissenschaft neu in Blüte, daß Schönlein unmöglich zaudern konnte, diesem Rufe Folge zu leisten. In der Tat zählt die Berliner Epoche Schönleins vom Jahre 1839 ab zu der bedeutungsvollsten und einflußreichsten seines ganzen Lebens. Als europäische Berühmtheit zog er die Studierenden und Ärzte mächtig an und wenn auch seine Vorlesungen nach und nach in den Hintergrund traten, so war doch seine Klinik das Zentrum des geistigen Fortschrittes auf dem Gebiet der Inneren Krankheiten. Güterbock*) hat im Jahre 1842 eine Sammlung von Schönleins klinischen Vorträgen herausgegeben, welche offenbar im Einverständnis mit ihm verfaßt war und ein lebendiges Bild von Schönleins Lehrweise darbietet. Zwar bemerkte der Herausgeber bescheiden, daß seine Niederschriften kein volles Bild von Schönleins Klinik darböten, weil das lebendige Wort eindrucksvoller ist als das geschriebene und weil die Demonstrationen am Krankenbette fehlen. Aber die Prägnanz, mit der die Vorgeschichte des Falles und alle wichtigen, damals zugänglichen Symptome beschrieben werden, ist so groß, daß der Leser den Patienten und seinen Arzt vor sich zu sehen wähnt. Immer mehr tritt die pathologische Anatomie, also der Sektionsbefund, in den Vordergrund; Schönlein scheut sich nicht, einen abweichenden Sektionsbefund rückhaltlos zuzugeben und gerade aus den Fehlern der Diagnose wichtige Lehren zu ziehen. Begreiflicherweise sind auch in der Berliner Zeit die Untersuchungsmethoden im Vergleich zu den heutigen Tagen wenig ausgebildet. Immer noch fehlt die thermometrische Messung der Fieberhöhe, die ja beim Typhus und bei der

*) Güterbock, Schönleins klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhaus zu Berlin, revidiert und herausgegeben, Berlin 1842.

Digitized by Google

Pneumonie von maßgebender Bedeutung ist. Schönlein hängt noch an der alten hippokratischen Anschauung von der Bedeutung der Krise, die er als 7., 14. und 21. Tag erwartet und nach der er die Krankheiten in siebentägige Perioden einzuteilen pflegt. Er ist bestrebt, die Krisis durch Hervorrufung von kritischen Ausscheidungen durch den Harn, die Haut und den Darm herbeizuführen, er glaubt, daß durch eine Unterdrückung des gonorrhoischen Eiterungsprozesses oder der Skabies und anderer Hautkrankheiten ein übles Zurückdrängen des Krankheitsstoffes, ja eine Tuberkulose ins Innere erfolgen könne, er behandelt alle „sthenischen" Krankheiten mit großen Aderlässen und alle Schmerzen, die als rheumatisch aufgefaßt werden, mit lokalen Blutentziehungen durch Schröpfköpfe, durch Einreiben von Quecksilbersalben „in den Bauch", sowie durch die Brechweinsteinsalbe. Merkwürdige Irrtümer unterlaufen ihm. So beschreibt er als häufige Erscheinung einen fieberhaften Rheumatismus der Bauchmuskeln, namentlich des Musculus pyramidalis, der sich durch Schmerzen, hohe Druckempfindlichkeit und zuweilen durch eine fühlbare Resistenz in der Ileocoecalgegend zu erkennen gibt. In einem besonders gefährlichen Fall verschwand dieser entzündliche „Tumor der Bauchmuskeln", der sich auch per vaginam neben dem Uterus als fühlbar erwies, nach Entleerung einer größeren Menge von Eiter durch den Stuhl. Für den heutigen Leser ist es einleuchtend, daß dieser „Rheumatismus der Bauchmuskeln" nichts anderes war als ein appendizitischer Abszeß. In einem anderen Fall von „Bauchmuskelrheumatismus" mit einer großen Anschwellung in der linken Bauchseite trat Heilung ein nach massenhafter Ausscheidung von Eiter durch den Urin. Zweifellos lag eine Pyonephrose vor. Der apoplektische Anfall, das Erysipel, die Scarlatina werden in klassischer Weise geschildert, ebenso die Lungenschwindsucht, die Miliartuberkulose, der Ikterus, das Wochenbettfieber, der Gelenkrheumatismus und manche Herzkrankheiten und vor allem die Pneumonie und Pleuritis, bei der er im Notfall eine Parazenthese vorschlägt. Viele von diesen Krankheitsbildern könnten heutzutage mit denselben Worten und mit derselben Prägnanz dargelegt werden. Mit Nachdruck weist er auf die diagnostische Bedeutung der Perkussion und der von Laënnec eingeführten Auskultation, die er schon in Würzburg in eigenen praktischen Kursen gelehrt hatte; er mußte diese „physikalischen Untersuchungsmethoden gegen seine Widersacher, wie Scharlau, verteidigen, die es vorzogen, am Krankenbett naturphilosophische Erörterungen, „a priori" zu treiben.

Digitized by Google

Schönlein stand in Berlin auf der Höhe seines Ruhmes. Er genoß das Vertrauen der Ärzte in ungewöhnlichem Maße und diese betrachteten es damals als Ehre und Vorzug, den berühmten Professor zum Konsilium beizuziehen, nicht aber, wie jetzt, als eine Verminderung ihrer Autorität, wenn die Familie diesen Vorschlag macht.

Schönlein war bekanntlich der Arzt des schwerkranken Königs Friedrich Wilhelm IV., und als dessen Regierungsfähigkeit wegen des Fortschreitens seiner zerebralen Krankheit in ernste Zweifel gezogen werden mußte, ward Schönlein zugezogen zur Beurteilung. Die Königin Elisabeth und ihre Umgebung hegten den begreiflichen Wunsch, durch Schönlein die Regierungsfähigkeit des Königs festgestellt zu erhalten, um in seinem Namen durch eine Kamarilla, zu der auch Fürst Krafft von Hohenlohe-Ingelfingen *) gehörte, weiter regieren zu können. Aber Schönlein konnte sich in einem Konsilium mit dem damaligen Breslauer Kliniker Frerichs nicht entschließen, aus politischen Gründen ein falsches Urteil abzugeben. Der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., hat das aufrechte Gutachten Schönleins nicht vergessen und brachte ihm sein Vertrauen entgegen. Wenn er und seine Gattin Augusta auf einer Reise nach dem Süden durch Bamberg kamen, versäumten sie nie, Schönlein auf der Durchreise zu begrüßen.

Auch im preußischen Kultusministerium brachte man seinem Urteil das größte Vertrauen entgegen. Er wurde zum Vortragenden Rat ernannt und alle wichtigen Medizinalangelegenheiten sollten ihm vorgelegt werden. Aber Schönlein hatte für Akten und Schreibarbeit keine große Vorliebe und die zahlreichen öffentlichen Verpflichtungen zogen ihn von seiner Tätigkeit als Arzt und klinischer Lehrer mehr, als ihm lieb war, ab. Er mußte seine Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie mehr und mehr in den Hintergrund treten lassen und legte das Hauptgewicht auf die klinischen Demonstrationen am Krankenbett. Die Klinik wie auch die Vorlesungen waren dauernd überfüllt, und nur mit Mühe konnten die Studierenden und die zahlreichen Ärzte im Krankensaal und Auditorium einen Platz erobern, von dem aus sie die Kranken und den geliebten Lehrer sehen konnten.

Schönlein liebte die Geselligkeit unter Freunden und einen fröhlichen Genuß der Tafelfreuden, wozu ihm seine steigenden Einnah-

*) Richard Fleischer, Schönleins Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Sonderabdruck aus der Deutschen Revue (Widerlegung der Berichte des Prinzen Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen). August 1907.

Digitized by Google

men die Möglichkeit gewährten. Er besaß eine Villa im Tiergarten, und war ein vornehmer Mann, ein Weltmann geworden. Dieses und vor allem sein steigender Ruhm als Konsiliarius und beliebter klinischer Lehrer erweckten natürlich den Neid und Widerspruch mancher seiner Kollegen. Dr. Lehrs und Dr. Scharlau*) veröffentlichten 1842 eine Schrift: „Dr. Schönlein, Arzt und klinischer Lehrer, einer unabweisbaren Kritik unterworfen", in welchem die beiden Berliner Ärzte namentlich das sogenannte System und die Therapie Schönleins einer scharfen und ungerechten Kritik unterwarfen. Ernster waren die Angriffe von Griesinger und Wunderlich zu werten, welche in ihrer Zeitschrift der rationellen Medizin und auf Grund der unterdessen fortgeschrittenen Erkenntnisse manche der Schönleinschen Anschauungen mit Recht als unhaltbar bezeichneten**). Geben wir uns aber die Mühe, das Buch von Wunderlich über die Konstitutionskrankheiten näher durchzulesen, so erkennen wir, daß darin viel mehr nebelhafte Hypothesen vorgebracht werden als in Schönleins Berliner klinischen Vorträgen, und daß die letzteren viel mehr die Bezeichnung einer rationellen, d. h. auf positiver Grundlage aufgebauten Medizin verraten als die theoretischen Erörterungen des Leipziger Klinikers. Viel giftiger waren die Pfeile, welche der unversöhnliche Ringseis aus Landshut und München gegen Schönlein verschoß. Als überzeugter Anhänger einer mystischen und theologischen Auffassung der Lebensvorgänge erklärte Ringseis die Krankheiten als eine Folge des Sündenfalles und verwarf die auf naturwissenschaftlicher Basis beruhenden Lehren Schönleins als unchristlich und gefährlich. Spöttisch nannte er ihn den „Großfürsten medizinischer Wissenschaften" und schreibt:***)

> „Wo ist denn für irgend eine der erwähnten Doktrinen nur ein einziger klarer und fester Begriff. Welche Misere, welches Babel, welche Widersprüche von Anfang bis zum Ende. Welch geist- und schamloser Materialismus. Und solcher Quark gilt für die Blüte medizinischer Wissenschaft! Die Stimmführer der Gegenwart stopfen sich mit Disteln und Stoppeln, wie die Majorität der Säugetiere, zu denen nach den neuen Naturforschern auch der

*) Dr. Lehrs und Dr. Scharlau: Dr. Schönlein als Arzt und klinischer Lehrer. Aus der Schilderung des Dr. Güterbock einer unabweisbaren Kritik unterworfen. Berlin 1842 bei Enslin.

**) Zeitschrift für rationelle Medizin, herausgegeben von Henle und C. Pfeufer in Zürich, 1844 u. f.

***) Johann Nepomuk von Ringseis, System der Medizin, ein Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration der medizinischen Theorie und Praxis. Regensburg 1841.

Digitized by Google

Mensch gehört, mit Dalai-Lama-Kote voll zum Zerplatzen. Oh Schmach dieser Zeit ohne gleichen!"

Vergeblich suchte er ihn zu einem literarischen Streit herauszufordern. Aber Schönlein hatte dazu weder Zeit noch Lust. Er „ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und tät nur spöttisch um sich blicken". Dieses schweigende Verhalten reizte Ringseis natürlich zu immer heftigeren Beschimpfungen.

Das Übermaß der Verpflichtungen machte sich begreiflicherweise im Lauf der Jahre bei Schönlein langsam geltend und dazu kam, daß sein altes Kropfleiden zunehmende Atembeschwerden erzeugte und ihn am Atmen hinderte. Wenn er des Vormittags die Treppen zu seiner Abteilung in der Charité heraufgestiegen war, so erschien sein Kopf blaurot und gedunsen und er vermochte nur mit Schwierigkeit zu sprechen. Dieses Leiden war der Grund, weshalb Schönlein den schweren Entschluß faßte, sich 1859 mit 64 Jahren von seinem Amt zurückzuziehen, tief betrauert von den Berliner Ärzten und seinen Kollegen der medizinischen Fakultät. Er siedelte in seine Heimatstadt Bamberg über, in der er sich schon ein behagliches Haus als Ruhesitz eingerichtet hatte. Seine treu geliebte und ebenbürtige Frau, die Tochter Heffners, eines Führers der Opposition in Würzburg, wie auch ein hoffnungsvoller Sohn waren ihm im Tode schon vorausgegangen, aber seine beiden Töchter versorgten liebevoll den alternden Vater. Auch in seinem Ruhesitz zu Bamberg, der, ebenso wie in Berlin, der Mittelpunkt seiner zahlreichen Freunde und heiterer Geselligkeit blieb, ruhte Schönleins tätiger Geist nicht. Er sammelte Pflanzen aus fernen Gegenden und alten Perioden der Erdgeschichte, sowie seltene Münzen. Jeden Vormittag pflegte er die berühmte Bibliothek der ehemaligen fürstbischöflichen Hochschule aufzusuchen, verfolgte dort die neueste Literatur auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und Geschichte und spendete reichliche Mittel zum Ankauf neuer Werke.

Auch sonst übte er in großzügiger Weise Wohltätigkeit aus und als treuer Sohn seiner katholischen Kirche bedachte er in besonderer Liebe deren karitative Einrichtungen.

Im Januar 1864 befiel den 71jährigen Mann ein Bronchialkatarrh, der sich wegen der strumösen Verengerung der Trachea rasch zu bedenklicher Höhe steigerte und ihn in wenigen Tagen ohne schweren Todeskampf dahinriß. — So endete ein sanfter Tod dieses harmonische und erfolgreiche Leben.

Digitized by Google

Bamberg hat seinem treuen Sohn ein würdiges Denkmal*) gesetzt. Viel bedeutungsvoller aber lebt er in der Erinnerung aller derjenigen Spätgeborenen weiter, welche sein Wirken im Lichte der Entwicklungsgeschichte der Medizin verfolgen, als der Begründer der deutschen Klinik, die sich auf naturwissenschaftlicher Basis aufbaut.

In seinem Buch über Lehren und Lernen der medizinischen Wisschaften widmet Theodor Billroth diesem Mann mit den „leuchtenden, durchdringenden und doch so gütig blickenden Augen" die Worte: „Man lernte von Skoda und Oppolzer Vortreffliches für die Praxis, doch von Schönlein zugleich Ewiges für das ganze Leben. Man bewunderte Skoda in seiner einsamen Größe, man mußte Opholzer bald liebgewinnen. Doch wer sich Schönlein geistig nahe fühlte, der schwärmte und wurde begeistert für ihn und durch ihn für die Medizin."

Für sein Leben und Wirken trifft Goethes Wort zu:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Friedrich v. Müller (München).

31. **Schubert,** Gotthilf Heinrich von,
Naturforscher und Naturphilosoph.
1780—1860.

Gotthilf Heinrich Schubert wurde am 26. April 1780 zu Hohenstein im Sächsischen Erzgebirge geboren. Seine äußerlich ärmliche Jugend als jüngster Nachkömmling der zahlreichen Familie eines Pfarrgehilfen war beglückt durch ein inniges, herzlich-frommes Familienleben. Schon als Kind liebte und beobachtete er die Natur, sammelte Mineralien und Pflanzen, ja Vogelfüße.

*) Das Denkmal mit der Büste von Schönlein ist von dem berühmten Bildhauer Zumbusch ausgeführt.

Digitized by Google

Sein Leben lang voll Sehnsucht nach der Ferne, lernte er auch das Heimweh als Kind schon kennen, da er von seinem achten bis zehnten Jahre der Schule wegen bei seinem Schwager in Lichtenstein wohnen mußte. In die Zeit auf dem Gymnasium in Greiz fallen wohl seine Flegeljahre, eine Periode der Arbeitsunlust und Gleichgültigkeit gegen die Schule, die ihm allerdings wenig zu bieten wußte. Schließlich aber durfte er, angezogen von dem großen Namen Herder, im Jahre 1796 auf das Gymnasium in Weimar übersiedeln, und in dieser höheren geistigen Atmosphäre begann für ihn ein neues Leben. Mit Ehrfurcht sah er von ferne Goethe und Schiller. Herder kam er durch dessen Sohn Emil, seinen Schulfreund, persönlich nahe. Er fand bei ihm und seiner Familie religiöse und geistige Anregung und liebevolle lebenslange Freundschaft. In dieser Zeit lernte Schubert auch Jean Paul und seinen Freund Wetzel, den späteren Herausgeber des „Fränkischen Merkur" kennen.

Seinen Eltern zuliebe studierte er zunächst in Leipzig Theologie. Da sie aber bald sahen, daß seine ganze Neigung und jede freie Stunde den Naturwissenschaften gehörte, durfte er sich der Medizin zuwenden. Nun warf er sich mit ganzer Kraft auf die Naturwissenschaften. Er beschäftigte sich eine Zeitlang mit dem Zergliedern von Tiergehirnen, schon mit dem hohen Ziele, zusammen mit Emil von Herder, dem er die Aufgabe des Studiums der Anatomie und Physiologie der Pflanzen zuwies, „im Einzelnen ein schönes Ganzes", das „große Gesetz" zu finden. Als er dann die Universität Jena bezog, mußten Schellings naturphilosophische Vorlesungen ihre gewaltige Wirkung natürlich auf ihn besonders üben und seine ganze Richtung bestimmen. — Nach seiner Promotion (Ostern 1803) trug sich Schubert mit Weltreiseplänen, wie sie zur Zeit Alexanders von Humboldt in der Luft lagen. Aber das Schicksal führte ihm ein junges Mädchen von großer Schönheit und Güte, Henriette Martin, in den Weg und er begann mit 100 geliehenen Talern Praxis und Hausstand in Altenburg. Bald stand die Not vor der Tür, und, wie er auch später manches „Büchlein für den Brotschrank" schrieb, so entstand nun auf Rat seines Freundes, des Physikers Ritter, Schuberts erstes Buch, der Roman „Die Kirche und die Götter" (Verlag Dienemann, Penig, 1804), der, interessant als echtes Kind der romantischen Epoche, doch allzuschnell (in drei Wochen) geschrieben, bald vergessen und vom Verfasser selbst später ziemlich gering eingeschätzt wurde. Als lohnender erwies sich die Mitarbeit an „Pierers medizinischen Annalen", sowie

Digitized by Google

Sprachunterricht und allerlei Übersetzungsarbeiten. Schubert beschäftigte sich außer mit Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch auch mit Arabisch, Italienisch, Spanisch, Provenzalisch. Herder verdankte er die begeisternde Aufgabe, dessen Cid mit dem altspanischen Text zu vergleichen.

Aber Zeit und Gelegenheit, sich den Naturwissenschaften zu widmen, waren gering, und doch „lag es ihm seit langem an, die Natur, die ganze Schöpfung der Sichtbarkeit nicht im einzelnen Stückwerk, sondern als ein vollendetes Ganzes anzuschauen, so wie Herder und Schelling dieselbe mit geistigem Blick erfaßt hatten". Und so zog er, allen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zum Trotz, mit seiner tapferen Frau nach Freiberg, um den berühmten Geologen und Mineralogen Werner zu hören, der auch Novalis und andere Romantiker stark beeinflußt hatte. In Freiberg wurde ihm (1806) sein einziges Töchterlein Selma geboren. Hier begann er das Werk zu schreiben, das ihm selbst und anderen „Klarheit über die Gesamtheit, das Ganze der Natur", oder, wenn man es so ausdrücken darf, eine Lösung der Rätsel des Daseins von der Seite der Naturwissenschaften aus bringen sollte. Diese seine lange geplante „Physica sacra" erschien unter dem Titel: „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (Reclam, Leipzig), 1806 der erste Band, 1807 der erste Teil des zweiten Bandes und 1821 endlich der zweite Teil desselben. Der dritte Band blieb aus, da Schubert unterdessen die Jugendkühnheit seines Unternehmens und die Unmöglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, klar geworden war. Auch hatten später in Nürnberg seine religiösen Ansichten eine bedeutsame Wandlung erfahren und so blieb dieses in seiner Art geniale Werk unvollendet. Goethe, den Schubert 1808 in Karlsbad kennenlernte, vertiefte sich „mit dem lebendigen Interesse eines Jünglings" besonders in die „astronomischen Entdeckungen" des zweiten Bandes, gegen die Astronomen von Fach wie Gauß vieles einzuwenden hatten. Der „große Greis" dagegen bezeugte dem Verfasser unter manchen Seitenhieben auf die „Newtonianer und Mathematiker" lebhaften Beifall.

Ein ehemaliger „Stubenbursche" in Leipzig und Freund bis ins Alter, Friedrich August Köthe, auch Wetzel und andere hatten beschlossen, nach Dresden zu ziehen. Schubert folgte ihnen, besonders der größeren Bibliothek wegen, dorthin, im Oktober 1806, als ringsum der Krieg grollte. Eine Reihe von Vorträgen, die er in Dresden hielt, und die dann im Druck erschien, „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (1808), führten

Digitized by Google

ihn auf jene geheimnisvollen Gebiete des tierischen Magnetismus, des Traumes, der Vorahnungen usw., die ihn immer wieder anzogen. Sein Name wurde nun in weiteren Kreisen bekannt und bald war er, der große Gesellschaften eigentlich nicht liebte, mitten im Strudel der Dresdener Geselligkeit, die ihm viel Zeit und Kraft kostete. Aus dieser Zeit stammt das Bild des 28jährigen in der Sammlung von Porträts namhafter Zeitgenossen von Gerhard von Kügelgen. Mit der Familie von Kügelgen, mit der er im gleichen Hause wohnte, verband Schubert eine Freundschaft, die „bis ans Grab gehalten hat".

Aber weder seine anziehende Persönlichkeit noch die begeisterte Zustimmung der Romantiker, von denen E. von Kleist und E. T. A. Hoffmann ihm besonders wertvolle Anregungen verdanken, konnten ihn vor Nahrungssorgen bewahren. Zur rechten Zeit wurde er auf Schellings Empfehlung an das neuerrichtete Realinstitut nach Nürnberg berufen und kam damit nach Franken.

Ihm war bei seiner Ankunft in der alten Stadt mit ihren altdeutsch treuherzigen Bewohnern, wo noch alles aussah wie zu der Urväter Zeiten, so wunderlich wie einst in der Kindheit beim Weihnachtsbescheren. Zwar seiner Henriette wollten zuerst die düster getäfelten Stuben des alten Hauses am Egidienplatz nicht gefallen. Aber Haus und Gärtchen sind „zwar klein, doch unser", schreibt er an Köthe. Nürnberg erscheint ihm ungeheuer groß, und ob er auch nahe am Tor wohnt, hat er doch weit zu laufen, bis er ins Freie kommt. Bald gewinnt er inniges Gefallen an dem bunten Leben in der „Vaterstadt der Künste und Künstler". Er blickt hinüber zu den Häusern der Meister Dürer und Hans Sachs, verweilt sinnend an Dürers Grab, streift durch die großen Wälder bis an die alte Feste bei Zirndorf und durch die reichen Felder mitten im Sand, wandert durchs Rednitztal nach Bamberg, um Wetzel zu besuchen.

In Nürnberg freilich erlebt er einen tiefen Schmerz. Er verliert seine geliebte Frau, „einen Freund, auf den er sich nächst Gott und dem Göttlichen am meisten verlassen konnte". Sie hatte treulich alle Sorge mit ihm getragen, auch die um seine anfangs schwierige Stellung als Direktor des Realinstituts. Schubert hatte sie schon mit Bedenken angenommen, da er sich eine Schule ganz ohne alte Sprachen nicht vorstellen konnte. Überdies hatte er am Anfang nicht Naturgeschichte, sondern klassische Literatur und Philosophie zu lehren, was er auch mit Gewissenhaftigkeit und Treue tat. Er, der an die „magische Kraft des Menschenwortes" glaubte, unterwies die Schüler

Digitized by Google

auch „in der Kunst zu reden in dem schönen, würdigen Sinn wie die Griechen der besten Zeit". Aber in die neue Schule kamen meist Schüler, die in andern Schulen in den Sprachen oder überhaupt versagt hatten. Traurig klagte er über den Mangel an guten Schülern. Als es endlich mit der Schule aufwärts zu gehen schien und Schubert neuen Mut gefaßt hatte, hielt es die Regierung für besser, die Gymnasien nach der Seite der Naturwissenschaften hin zu bereichern und die Realinstitute aufzulösen.

Eine Nichte seiner verstorbenen Frau, Julie Steuernagel, der Verstorbenen an schlichter Güte und Frömmigkeit ähnlich, war als neue Gattin in sein Haus eingezogen, gleichzeitig eine Mutter seiner Selma und der kleinen Adeline Ritter, die Schubert nach dem Tod ihres Vaters zu sich genommen hatte. Viele treffliche Menschen lernte er in Nürnberg kennen, wie den Generalkommissar von Lerchenfeld, als Kollegen den aus Dorpat berufenen Mathematiker Wilhelm Pfaff, den gelehrten Kanne, Schweigger. Unter den Nürnbergern selbst findet er Menschen, „gut wie die Kinder und herrlich, so recht für Haus und Herz", wie den Marktvorsteher Merkel, den frommen Kaufmann Tobias Kießling, Pfarrer Schöner, den Bäcker, Mechaniker, Chemiker und Theosophen Matthias Burger, genannt der Rosenbäck — gleichgesinnte Brüder, die ihm halfen, in Nürnberg das höhere Leben zu finden, wie eine Ahnung es ihm vorausgesagt hatte.

In der Nürnberger Zeit erschien der erste Band von „Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde" (1813), das „eine Reihe von erbaulichen Zügen aus dem Glaubensleben gottesfürchtiger Männer" enthält und zu seiner Zeit stark gewirkt haben muß, wie Gerhard von Kügelgen und andere bezeugen. In Nürnberg schrieb Schubert auch die „Symbolik des Traumes" (Bamberg 1814), die, von den Zeitgenossen sehr bewundert, 1903 neu verlegt wurde. Den Traum nennt er, obwohl er von gefahrvollen Quellen spricht, denen er auch entspringen kann, „eine dem menschlichen Geist eigentümliche und angeborene Bildersprache . . . eine höhere Art von Algebra, die nur der versteckte Poet in unserem Innern zu handhaben weiß . . . die eigentliche Sprache des Schicksals, Sprache Gottes".

Der Wunsch einer Sterbenden, einer Schülerin Herders, der Erbgroßherzogin Luise von Mecklenburg, die ihn wohl aus seinen Schriften kannte, rief ihn als Erzieher ihrer Kinder und künftigen Direktor eines Schullehrerseminars nach Mecklenburg. Obwohl seine Freunde, auch Hegel, damals Rektor des Gymnasiums in Nürnberg, ihm ab-

Digitized by Google

rieten, „ins Ausland“ zu gehen, und er ungern von seiner „zweiten Geburtsstadt“ schied, zog er 1816 nach Ludwigslust, wo ihn jedoch in der Leere des höfischen Treibens das Heimweh nach seinem ehrlichen lieben Nürnberg nie verließ. Er fühlte sich in den drei Jahren dort einsam, war auch von seiner beruflichen Tätigkeit wenig befriedigt, da er sie nicht selbständig genug ausüben konnte und er überhaupt gegen den Privatunterricht, „für den Segen der Gemeinschaft in allen Dingen“ war. Zu einem öffentlichen Wirken im Dienste des Volksschulwesens kam es nicht. Obwohl man ihn schätzte und alles tat, um ihm seine Lage zu erleichtern, hatte er schon die Absicht ausgesprochen, an Ostern 1819 seine Stellung aufzugeben, als ein Ruf an die Universität Erlangen ihn von aller Sorge befreite.

In Erlangen fand er viel Arbeit. Er war Direktor der naturhistorischen Sammlung (zuerst vertretungsweise auch des Botanischen Gartens), lehrte allgemeine Naturgeschichte, speziell Zoologie und Mineralogie, zunächst auf Wunsch der Studierenden auch Geognosie, ja Bergbau und Forstwissenschaft. Aber da „der innere Beruf mit dem äußeren übereinstimmte“, wurde er ihm leicht.

Gerne war er zurückgekehrt in sein ihm durch Nürnberg so lieb gewordenes Franken. In Erlangen, „der freundlichen, wirthlichen Stadt“ in lieblich schöner Gegend, fühlte er sich in vieler Hinsicht ein freier, glücklicher, gesegneter Mann. Hier lebten „christlich-ernste und dies bekennende Lehrer“, wie Raumer, der mit ihm bei Werner studiert hatte, Puchta, Döderlein, Naegelsbach, dann der Prediger an der deutsch-reformierten Gemeinde Krafft, „ein herrliches Bild apostolischer Einfalt, Lauterkeit und Treue, ein treu verbündeter Mitpilger auf dem Wege zur Wahrheit“. Mit Krafft und dessen Freund, dem feurigen David Spleiß, Prediger und Professor zu Schaffhausen, machte Schubert eine Reise in das Elsaß und die Schweiz, wo er Gemeinden findet, die an die ersten Zeiten der christlichen Kirche erinnern. Auch Wilhelm Pfaff fand er in Erlangen wieder; Rückert, Platen, Andreas Wagner u. a. verkehrten in seinem gastfreien Hause. Freilich wird das innige Behagen an seinen Freunden zeitweise durch die Ablehnung gestört, die Krafft und Kanne Schelling zuteil werden lassen, Schelling, der mit seiner liebenswürdigen jungen Frau Pauline Gotter der Familie Schubert schräg gegenüber in der Friedrichstraße wohnt, und an dem Schubert immer mit der gleichen Liebe und Wertschätzung hängt.

. . . . Besonders bedeutsam und auch für die Zeit bezeichnend war wohl der Einfluß der Schellingschen Naturphilosophie auf Schubert.

Digitized by Google

Überall ist er erkennbar. Doch treffen wir das Streben, „das Ganze der Wissenschaft von einem gemeinsamen Prinzip abzuleiten", bei Schubert schon vor seiner Bekanntschaft mit Schelling an, ja, es scheint ihn hauptsächlich zum Studium der Naturwissenschaften bestimmt zu haben. Doch wäre der Naturwissenschaftler vielleicht ohne den Philosophen nicht so unbeirrt in der Richtung fortgeschritten, die einer strengen, naturwissenschaftlichen Arbeit nicht unbedingt zum Vorteil gereichen konnte. Das Suchen nach einer Gesamtauffassung der Natur, nach einer, manchmal erzwungenen, Harmonie aller Teile konnte zu keinem Ziele führen und eine eingehende, eigentlich wissenschaftliche Arbeit nicht fördern. Schelling, von dem Schubert nie ganz loskommt, läßt die Naturwissenschaften nur gelten, sofern ihre Forderungen auf den großen, allgemeinen Zusammenhang gehen. Die Natur soll nach ihm nicht beschrieben, gemessen und kausal erklärt, sondern nach Sinn und Bedeutung verstanden werden. Dieses „Deuten" ließen sich die Romantiker nur allzu angelegen sein; aber so befruchtend es auf die dichterische Phantasie wirkte, so gefährlich konnte es der wissenschaftlichen Arbeit werden.

Schelling, obwohl er die Lücken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis öfters mit Hypothesen ausfüllte, hing doch von dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Forschung ab. So war der seinen philosophischen Ideen so nahestehende Schubert ihm äußerst wertvoll. Noch mehr aber hat er vielleicht durch seine bedeutende religiöse Persönlichkeit dem Freunde an Anregung gegeben, so daß man wohl von einer gegenseitigen Beeinflussung sprechen darf.

Freilich neigten beide mit ihrer ganzen Zeit, deren echte Kinder sie waren, zu einem religiösen Mystizismus, welcher, oft übersteigert, eine weitere Hemmung der naturwissenschaftlichen Arbeit Schuberts bedeutet und ihn auf manche Irrwege führte, aber ihn doch andererseits dazu beitragen ließ, der lange vernachlässigten Welt des Übersinnlichen wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

In Erlangen, wo er sich wohl fühlte, schrieb er seine meisten naturwissenschaftlichen Bücher, wie: „Die Urwelt und die Fixsterne" (1822), bestimmt, „jene seichten, scheinbar aus der Naturwissenschaft entlehnten Einwürfe gegen den Ursprung der heiligen Schriften zu widerlegen", dann „Lehrbuch der Naturgeschichte" für den Schüler und zum Selbstunterricht (1823), „Handbuch der Kosmologie" (1823), „Allgemeine Naturgeschichte" oder Andeutungen zur Geschichte und Phy-

Digitized by Google

siognomik der Natur (1826; 2. Auflage unter dem Titel: Geschichte der Natur, 1835—37; 3. Auflage betitelt: Das Weltgebäude, die Erde und Zeiten des Menschen auf Erden, 1852), Abriß der Mineralogie (1853).

Als Frucht seiner Reisen erschien das reizende: „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei“ (1823; 2. Auflage mit der Reise über das Wormser Joch nach Venedig, 1834; 3. Auflage 1848) und „Reise durch das südliche Frankreich und Italien“ (1827 und 1831). Gerade diese Reisebücher können durch ihre gemütliche, gute Laune und durch die weitherzige Liebe zu allen Wesen heute noch fesseln. Schubert, der „zu jener stillen Gemeinde des Herrn gehören will, die sich weder katholisch noch protestantisch nennt“, hatte schon lange die Schriften des Bischofs Sailer von Regensburg gelesen und auch mit demselben Briefe gewechselt. Nun lernte er auf einer Reise den innig verehrten Mann persönlich kennen. So war sein Leben in der kleinen Universitätsstadt ein reiches und glückliches. Noch in München, wohin er im Mai 1827 berufen wurde, spricht er mit Wehmut von der Stille und Ruhe, dem traulichen kollegialen Verhältnis, der Heiterkeit und leiblichen Gesundheit und der Nähe seiner lieben Kinder, deren er sich in Erlangen erfreuen konnte. Selma wohnte als Frau des Pfarrers und späteren Konsistorialrats Ranke in Gründlach, Adeline war mit dem Neutestamentler Winer verheiratet.

In München erwiesen sich die Verhältnisse schwieriger als er gedacht hatte. Die wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten mit seinem Kollegen Oken verbitterten am Anfang sein Leben, um so mehr, als er ihn als wackeren und achtungswerten Mann anerkannte. Bei einer durch diese und andere Ärgerlichkeiten erschütterten Gesundheit lag eine große Arbeitslast auf ihm. Außer seinen Vorlesungen an der Universität gab er den Unterricht an der Polytechnischen Schule und war Lehrer des Kronprinzen Ludwig, dem er noch später herzliche Briefe schrieb, und des Prinzen v. Leuchtenberg. Auch in München hatte er bald einen schönen Freundeskreis. Da waren: der Präsident von Roth, Ringseis, Cornelius, Gevatter Schnorr, der redliche, im Ausland oft verkannte Görres, und auch wieder von Lerchenfeld, Puchta und in dem Haus neben Schubert die Familie Schelling voll der alten Liebe und Freundschaft.

Aber auch die Ferne lockte ihn immer wieder. Im September 1836 unternahm er eine Reise nach Jerusalem in Begleitung seiner

Digitized by Google

Gattin und einiger junger Leute; darunter war der junge Roth, der später auf einer zweiten Reise am Meromsee den Tod finden sollte. Zusammen mit diesem ihm gleich einem Sohne lieben jungen Gelehrten stellte Schubert zum erstenmal durch Messungen im Frühling 1837 die tiefe Lage des Spiegels des Toten Meeres fest.

Die Universitätsferien verbrachte Schubert meist in dem Dörfchen Pähl am Ammersee. Dort wie in München erfreuten ihn viele Besuche von Freunden, Kindern, Enkeln und Urenkeln. Noch im Jahre 1857 soll ihn „sein ganzes Volk, 22 Seelen stark", besuchen, was dann, da er schon an Schwäche und Schwindel litt, in mehreren Abteilungen geschah. Noch gönnte er sich keine Ruhe, denn er glaubte immer das antreibende „fa presto!" zu hören, „als ob es bald ans Einpacken ginge". Unermüdlich arbeitete er an seinen Schriften: Wissenschaftliches, Sammlungen von Biographien, Erzählungen, besonders für die Jugend, die er liebte. Seine Selbstbiographie erschien 1854 unter dem Titel: „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben." Die „Geschichte der Seele" (1830) gibt er 1850 in Neubearbeitung heraus. Dieses Buch, von ihm selbst als sein Hauptwerk bezeichnet, bekämpft mit hinreißender Begeisterung und großer Kraft der Darstellung die Lehren des Materialismus. Es zeigt, wie alle seine Schriften, die ungeheure Belesenheit des Verfassers auf allen Gebieten.

Schubert war im Jahre 1853 unter vielen Ehrenbezeigungen mit Verleihung des Geheimratstitels auf sein Ansuchen vom König in den Ruhestand versetzt worden. Seine noch rüstige Lebensgefährtin und eine liebe Pflegetochter, Maria Zeller, erleichterten und erheiterten seine alten Tage. Er starb friedevoll am 1. Juli 1860, die Seinen segnend. Mit ihm ging vor allem eine große Persönlichkeit dahin, deren Zauber uns vielleicht ein paar Worte aus einem seiner schönen Briefe näherbringen können; den Stempel seiner Jugendjahre an sich tragend, kennzeichnen sie sein Leben und Denken bis zum Ende: „Gott aber liebt sie alle und vor ihm ist keiner bös und keiner gut. Und wer in Gott lebt, dem stirbt der Haß, es blüht ihm neugrün überall die Liebe."

Nicht im Text erwähnte Werke: Biblioteca castellana portugues y proënzal. Altenburgo en casa de Juan Christiano Rink (1804—05), 2 Bde. — Übersetzung von St. Martin, Esprit des Choses (1811). — Hemme Hayen. — Handbuch der Geognosie

Digitized by Google

und Bergbaukunde. (1813). — Handbuch der Mineralogie (1816). — Claudii Angeli de Martelli Errettung in und aus der türkischen Gefangenschaft. Beschr. J. Fr. v. Esper, neu herausgegeben von Schubert 1825. — Züge aus dem Leben des Pfarrers Oberlin 1827, 9. Auflage. 1855. — Feuerbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer selbständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa 1828. — Lehrbuch der Sternkunde 1830. — Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur. Akademische Festrede 1830. — Über die Einheit im Bauplan der Erdveste. Akademische Festrede 1830. 2. Auflage 1832. Erinnerungen an Bernard Oberberg und J. M. Wittmann, 1835. — Von einem Feststehenden in der Geschichte der sichtbaren Natur und des in ihr wohnenden Menschen. Eine Anrede, gehalten nach der Rückkehr von seiner Reise in das Morgenland und bei dem Wiederbeginn seiner Vorlesungen. Stuttgart 1837. — Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde. 1838. — Reise in das Morgenland. 3 Bde. 1838 bis 1839. Neue Auflage 1840. — Die Geschichte von Bayern, Lehr- und Lesebuch für die mittleren und oberen Klassen der deutschen Schulen 1843. Neue vermehrte Auflage. 1840. — Erzählungen. 3 Bde. 1840—41. 2. Auflage. 1843. 3. Auflage 1856. — Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. 1845. — Spiegel der Natur 1835. 2. Auflage. 1854. — Biographien. 3 Bde. 1847—48. — Die Naturlehre als kurzer Inbegriff der Sternkunde, der Physik samt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. 1847. — Über Ahnen und Wissen. Ein Vortrag aus dem Kreise der Abendunterhaltungen im Museum zu München. 1847. — Die Schicksale des Philipp Ashton (der neue Robinson). 1848. Neue vermehrte Auflage. 1857. Die Zwillinge. 4. Auflage. 1850. — Kleine Erzählungen für die Jugend. 2 Bde. 1852. 2. Auflage. 1853. — Mährchen und Erzählungen für das kindliche Alter. 1852. Neue vermehrte Auflage. 1855. — Seebilder. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung. 1850; zugleich vierter Band der Erzählungen. — Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet. 1854. — Vermischte Schriften. 2 Bde. 1857 und 1860. — Parabeln aus dem Buch der sichtbaren Werke. 1858. — Landparthien des alten Weichgemuth. Ludwigsburg 1858. — Ruhestunden eines alten Auswanderers. Kaisersw. 1858. — Erinnerungen aus dem Leben Ihrer K. Hoheit Helene Louise, Herzogin v. Orleans, geb. Prinzessin v. Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt. 1859. 6. Auflage. 1860. — Aufsätze in den Altenburger medizin. Annalen, Bayerischen Annalen, Münchner gelehrten Anzeigen, Christoterpe, Evang. Kirchenzeitung, Jugendblättern (Barth) u. a.

Quellen: Werke. — Denkrede auf G. H. v. Schubert. Dr. A. Wagner. — Allgemeine Deutsche Biographie. — Ein Lebensbild. Dr. K. Schneider, 1863, Belh. Klasing. — Der Naturphilosoph Gotth. H. v. Schubert und die deutsche Romantik. 1913. — G. H. Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. D. G. Nathan. Bonwetsch, 1918. — Wilhelm v. Kügelgen. Jugenderinnerungen eines alten Mannes. — Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes. — Lebenserinnerungen des alten Mannes.

Emma Lothar-Reinsch, Schloß Buchenau.

Digitized by Google

32. Schuh, Johann Georg von, Bürgermeister der Stadt Nürnberg, 1846—1918.

Dr. von Schuh war ein Kind des deutschen Bauern- und Bürgerstandes und blieb auch dann, als ihn königliche Gunst adelte, nach Lebensanschauung und Lebensführung ein Bürger. Er wurde am 17. November 1846 in Fürth geboren, wuchs in kleinen Lebensverhältnissen auf und wurde gottesfürchtig und für das Leben brauchbar erzogen; dort besuchte er bis zu seiner Konfirmation die Volksschule. Da er sehr gute Fortschritte machte und mehr leistete, als nach damaliger Anschauung das Handwerk erforderte, wurde er für den Schullehrerberuf bestimmt; er bereitete sich durch dreijährigen Privatunterricht als „Schullehrling" für das Schullehrerseminar in Schwabach vor, in das er 1863 eintrat. Schuh konnte sich aber in dem nach engherzigsten Grundsätzen geleiteten Seminar nie wohl fühlen; er begann mit dem Studium der alten Sprachen, setzte dieses als Schulgehilfe in Bechhofen, Fürth und Poppenreuth fort, bereitete sich trotz vieler Schwierigkeiten für die Absolutorialprüfung des Gymnasiums vor und bestand sie 1868 in Erlangen. Er studierte mit Ausnahme eines Semesters, das er in Berlin zubrachte, in München, wo ihn namentlich Windscheids außerordentlich geistreich vorgetragene Pandekten stark ergriffen. Wegen Kurzsichtigkeit wurde er wiederholt für militärisch untauglich erklärt; dennoch wendeten sich seine Neigungen unter dem Eindruck des Krieges 1870/71 dem militärischen Berufe zu. 1871 als tauglich befunden, wurde er als Avantageur in das 1. Infanterieregiment in München eingereiht. Am 11. Dezember 1872 erhielt er das Zeugnis der Reife zum Portepeefähnrich mit der Begünstigung, daß er, obwohl dem Dienstalter nach unter 29 der 26., für Beförderung an erste Stelle gerückt wurde. Da sich aber seine Kurzsichtigkeit stark geltend machte und er das juristische Studium nebenbei weiter betrieben hatte, unterzog er sich lieber der juristischen Schlußprüfung mit dem Erfolg, daß er unter 83 Geprüften als 7. die Note 1 167/168, im mündlichen Vortrag 1 erhielt. Nun begann die Rechtspraktikanten- und Rechtskonzipientenzeit; bei dem Landtagsabgeordneten Gunzenhäuser in Fürth hatte er die große Advokatur als Substitut selbständig zu versehen. 1875 verheiratete er sich mit der jüngsten Tochter des früheren Zimmer- und Baumeisters Schmidt in Fürth; die junge Frau drängte ihn, sich 1878 um die erledigte Stelle eines rechtskundigen Ma-

Digitized by Google

gistratsrats in Nürnberg zu bewerben; er tat es nur widerwillig. Am 19. Februar 1878 wurde er einstimmig gewählt; damit war die Lebenslaufbahn des jungen Juristen entschieden.

Der neue Rechtsrat erhielt Dienstzweige zugewiesen, die für die werdende Großstadt von hoher Bedeutung waren. So hatte er sofort zu einer in Nürnberg lebhaft umstrittenen Frage, der Einführung der obligatorischen mikroskopischen Trichinenschau, Stellung zu nehmen. Der Amtsarzt hielt sie aus Gesundheitsgründen für notwendig, der Amtsvorstand, unterstützt von den beteiligten Geschäftsleuten, erklärte sie für überflüssig. Entschieden wurde die Frage durch trichinöse Erkrankungen, die zu dieser Zeit in Nürnberger adeligen Familien vorkamen. Schuh verwertete die entstandene große Aufregung zu einem neuen kräftigen Vorstoß, und so gelangte Nürnberg zu der Ehre eine der ersten Städte gewesen zu sein, welche die obligatorische Trichinenschau zur Einführung gebracht haben. Eine andere umstrittene Frage war die Errichtung der seit Jahren geforderten Straßenbahn. Die Mehrheit der Bevölkerung bejahte das Bedürfnis und unterstützte die Anträge Schuhs; die Minderheit, darunter auch der 1. Bürgermeister v. Stromer, stellte sich dagegen. Die Abhaltung der ersten bayerischen Landesausstellung in Nürnberg gab die Entscheidung; schon am 28. April 1881 wurde der Vertrag mit den Unternehmern Alfes und Dr. Wilckener in Bremen abgeschlossen; am 5. Juli 1881 wurde die Baugenehmigung gegeben, und am 25. August 1881 wurde die Linie Staatsbahnhof—Maxfeld, Ende September die Linie Ludwigstor—Fürther Straße und Stadtgrenze eröffnet. Die Eröffnung weiterer Linien folgte dann rasch nach.

Die erfolgreiche Tätigkeit des Rechtsrates Schuh und seine besondere Fähigkeit, Verwaltungsaufgaben auch wirtschaftlich und technisch sicher zu beurteilen, lenkten gar bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn. Erlangen wählte ihn am 30. April 1881 zum rechtskundigen Bürgermeister; am 2. Mai fand seine Amtseinsetzung statt.

In Erlangen oblag nun dem jungen Verwaltungsbeamten die Leitung der gesamten Stadtverwaltung, da er anfänglich das einzige rechtskundige Mitglied des Magistrats war; es galt sparsam zu wirtschaften, mit den zur Verfügung stehenden knappen Mitteln hauszuhalten und doch die öffentlichen Einrichtungen neu und musterhaft zu gestalten. Zunächst wurden Verbesserungen der städtischen Finanzverwaltung durchgeführt, das Kassawesen neu gestaltet, die

Digitized by Google

städtischen Gebäude durch angemessene Mieten besser ausgenützt, jeglicher Schlendrian beseitigt und der lokale Malzaufschlag erhöht. 1881—83 konnte dann die vollständige Kanalisation der Stadt mit einem Kostenaufwand von 300 000 Mark durchgeführt werden. Da Erlangen auch noch keine Wasserleitung besaß, wurde die Wasserversorgung in Angriff genommen und der Bau einer zentralen Wasserleitung trotz des starken Widerspruchs eines Teils der Bevölkerung erreicht. Unter Verwendung freiwilliger Gaben war schon vorher auf dem Bahnhofplatz ein Springbrunnen und auf dem Luitpoldplatz ein schöner Kunstbrunnen mit dem Bilde des Regenten entstanden. Überhaupt verschönerten sich während der Schuhschen Amtszeit Stadt und Straßen durch ein Kriegerdenkmal auf dem Lutherplatz, durch einen vorzüglich gelungenen Rathaus-Neubau, durch den Neubau des Kollegienhauses und den Neubau des Bezirksamtes. Die Universitätsstadt wurde auch zur größeren Garnisonsstadt, als die Stadt sich verpflichtet hatte, für die Kasernements 19,5 Tagwerk um 250 000 Mark und für den Exerzierplatz 440 Tagwerk um 170 000 Mark zu beschaffen und etwa erforderliche Mehrkosten zu übernehmen. In die Schuhsche Amtszeit fällt weiter die Errichtung eines Volksbades, eines allen neuzeitlichen Anforderungen entsprechenden Schlachthauses, die Begründung einer Höheren Mädchenschule, aus der später das Lehrerinnenseminar entstand, die Verbesserung und der Umbau bestehender Bauten z. B. des Theaters und des Redoutensaals. Auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung regte sich neues Leben und machte sich der Drang zu weiteren Fortschritten geltend. Besonders hoch wurde es dem Bürgermeister angerechnet, daß er es verstand, die Errichtung einer Zweigbahn Erlangen—Gräfenberg durchzusetzen und die Kosten für Grunderwerb durch die Gemeinden aufzubringen. Erlangen war in kurzer Zeit zu einer weithin beachteten Provinzstadt geworden.

Am 11. September 1891 starb unerwartet rasch der Nürnberger Bürgermeister Freiherr Stromer von Reichenbach (vgl. über ihn den folgenden Lebenslauf). Es war erklärlich, daß sich die Rathausmehrheit für die Rückberufung Schuhs nach Nürnberg einsetzte, zumal er sich auch während seiner kurzen Tätigkeit im bayerischen Landtag der liberal-freisinnigen Richtung, die damals in Nürnberg tonangebend war, angeschlossen hatte. Schuh bewarb sich um die ausgeschriebene Bürgermeisterstelle nicht; dessenungeachtet wurde er am 19. Januar 1892 einstimmig zum 1. Bürgermeister in Nürnberg gewählt. Erlangen ernannte den scheiden-

Digitized by Google

den Bürgermeister zum Ehrenbürger und verknüpfte seinen Namen durch die Benennung einer Straße als „Schuhstraße" dauernd mit der Stadt.

Am 18. Februar 1892 erfolgte die Amtseinweisung in Nürnberg.

Während der sparsamen, die finanziellen Kräfte der Stadt und der Bevölkerung schonenden, den Aufstieg Nürnbergs vorbereitenden Stromerschen Amtszeit war Nürnberg unter den segensreichen Folgen der nationalen Erhebung und Erstarkung der 70er Jahre zu neuer Tatkraft erwacht. Nun entstand während der Schuhschen Amtszeit ein neues Nürnberg.

Wer nun die Königstraße oder die Laufergasse oder die Ludwigstraße Nürnbergs betritt, wer mit offenen Augen die neuen öffentlichen und privaten Gebäude, die Mauerdurchbrüche, deren Verdienstlichkeit eine spätere Zeit allerdings anfocht, Straßenerweiterungen, Straßenführungen usw. sieht, erkennt sofort die neue Stadt. Von ihr zeugen z. B. die Rathausneubauten des Professors Pylipp am Fünferplatz und des Oberbaurates Walraff an der Theresienstraße, die Wiederherstellung des Schönen Brunnens, die Straßendurchbrüche beim Weißen Turm und beim Laufer Schlagturm, die Erweiterung der Laufer Gasse, das neue Sparkassengebäude, die vorzüglich gelungene Neugestaltung des Mautgebäudes, die neue Hauptfeuerwache am Kornmarkt, die in alter Schönheit wiederhergestellte Sebalder Kirche und nicht zuletzt die vielen neu entstandenen privaten Gebäude in den verschiedenen Stadtteilen. Und wer dann einen Gang um die alte Stadt unternimmt, dem erzählen die neuen Schulgebäude am Webersplatz, am Maxtor, in der Labenwolfstraße, am Hallertor, die Pegnitzüberbrückungen, das Künstlerhaus, die Ausstellungshallen, das Bahnhofgebäude, das Opernhaus usw. von dem mächtigen Bauwillen der städtischen Verwaltung. Wer schließlich von der alten Burg aus über die alte Stadt hinwegblickt, sieht um diese eine gewaltige Neustadt gelagert, aus der stattliche Kirchen, prächtige Schulhäuser, städtische Gebäude für die verschiedensten Zwecke, städtische Werke, große Industrieanlagen usw. hervorragen. Wer sich genauer von dem Bauwillen dieses neuen Nürnbergs unterrichten will, der durchblättere die jährlich erschienenen Verwaltungsberichte, die beredt davon zeugen, welch eine große Menge von Neubauten, Umbauten, Erweiterungsbauten, Straßenführungen, Brücken, neuen Bauanlagen usw. entstanden sind.

Jeder, der Nürnberg durchwandert, wird auch anerkennen, daß die jahrelangen Bemühungen, eine reinlich gehaltene und gesunde

Digitized by Google

Stadt zu schaffen, erfolgreich waren. Schon während der Stromerschen Amtszeit war die Wichtigkeit der Boden- und Straßenreinigung erkannt worden; doch waren die Verhältnisse nach verschiedener Richtung hin nicht immer zufriedenstellend. Befriedigende Zustände wurden erst erreicht durch die Beschlüsse der städtischen Kollegien vom Mai 1895, nach welchen die Entleerung der Abortgruben und die Abfuhr der Fäkalien im Stadtbezirk als öffentliche Angelegenheit erklärt wurden, durch die Beschlüsse des Jahres 1898, welche die Übernahme der Straßenreinigung im ganzen Stadtgebiete durch die Stadt, den Beitrittszwang und eine die Selbstkosten allerdings nicht entfernt deckende Gebühr festlegten und durch die Beschlüsse des Jahres 1899, welche auch die Übernahme der Kehrichtabfuhr in den Selbstbetrieb der Stadt aussprachen.

Boden- und Straßenreinigung und die 1899 erfolgte Einverleibung der Vororte verlangten gebieterisch nicht nur die Erweiterung der vorhandenen Wasserleitungsanlagen, sondern auch die Errichtung einer weiteren zentralen Wasserversorgung. Nach vielen Untersuchungen des Regnitzgebietes und des Fränkischen Juras, nach vielen Geländebegehungen und chemischen und bakteriologischen Untersuchungen wurden die Quellen bei Ranna und des Grundbesitzes bei Haselhof und Brand am Oberlauf der Pegnitz zwischen Neuhaus und Michelfeld mit dem Sammelgebiet des großen Veldensteiner Forstes angekauft. Pegnitz und Bahnlinie mußten wiederholt durchquert, Berge mit Stollen durchstoßen, Bergabhänge mit Hangkanälen versehen und die Leitungen durch Ortschaften und Städte geführt werden. Am 7. April 1905 wurde die Arbeit mit Fassung der Quellen begonnen; am 8. Juni 1912 war das Riesenwerk vollendet und konnte in Betrieb genommen werden. Bis dahin waren einschließlich Bauzinsen für die neue Wasserleitung 8 870 000 Mark ausgegeben, darunter 1 160 000 Mark für Quellfassung, fast 2 Millionen Mark für Stollenbauten, etwa über 4,5 Millionen Mark für Rohrleitungen und 450 000 Mark für Grunderwerb.

Der unter der Stromerschen Amtszeit vollständig vorbereitete Krankenhausneubau wurde in den Jahren 1894 bis 1897 ausgeführt; allmähliche Erweiterungen folgten nach Bedarf. Der Gesamtaufwand während der Bauzeit betrug 4 790 000 Mark. In die Zeit der Erbauung des neuen Krankenhauses fällt weiter die Gründung des Heilstättenvereins Nürnberg, der unter Leitung Schuhs und eines arbeitsfreudigen Schatzmeisters 1900 eine Heilstätte für Lungenkranke in der Ortsgemeinde Engelthal am sonnigen Südabhange des

Digitized by Google

mit gemischtem Wald bewachsenen Reschenberges errichtete und sie 1913 zuzüglich eines Vermögens von 130 000 Mark der Stadt übergab. Unter Schuh erfolgte auch die planmäßige Pflege des Badewesens. In den Schulhäusern wurden Brausebäder eingerichtet, an der Pegnitz und Rednitz neue Flußbäder angelegt; Brausebäder für Erwachsene wurden eröffnet und schließlich erstand auf dem Gelände des alten Gaswerkes mit einem Aufwand von 1 775 000 Mark ein Volksbad mit drei großen Schwimmhallen. Zur gesundheitlichen Fürsorge gehört endlich auch das Begräbniswesen, das nach verschiedenen Richtungen neuzeitlich gestaltet und von der Stadt übernommen wurde. Der 1880 eröffnete Westfriedhof wurde 1903/04 wesentlich erweitert und dann — 1913 — entlastet durch Anlage des neuen städtischen Südfriedhofs für die Lorenzer Seite mit einem Kostenaufwand von 250 000 Mark. Seit 1907 betreibt die Stadtgemeinde eine Leichenbestattungsanstalt. Eine historische Tat hat Nürnberg damit vollzogen, daß es das Recht auf Feuerbestattung für Bayern nach Kämpfen mancherlei Art durchfocht und Veranlassung zu einer gesetzlichen Regelung der Leichenverbrennung in Bayern gab. Auf dem Westfriedhof wurde ein Einäscherungsbau und eine Urnenhalle zur würdigen Aufbewahrung der sterblichen Überreste errichtet. Jahrelange heftige Kämpfe, in die Schuh wiederholt eingriff, wurden um die Gemeindekrankenkasse, welche die Sozialdemokratische Partei in eine Ortskrankenkasse umwandeln wollte, geführt. Der Kampf endete, als durch allgemeine reichsgesetzliche Bestimmungen auch die in Nürnberg bestehende Krankenkasse mit dem Ablauf des 31. Dezember 1913 geschlossen wurde. Von sozialpolitischen Maßnahmen während der Amtszeit des Bürgermeisters Schuh seien folgende hervorgehoben: die Schaffung einer Versorgungskasse für städtische Bedienstete und städtische Arbeiter, die nicht der städtischen Pensionsanstalt angehören, der Bau von billigen und gesunden Wohnungen für Bedienstete und Arbeiter am Muggenhofer Weg und auf dem Ludwigsfeld, die Errichtung von Arbeiterausschüssen in den städtischen Betrieben, die Einrichtung von Wärmestuben, die Einführung von Notstandsarbeiten während des Winters, die Maßnahmen zur Bekämpfung der Tuberkulose und der Säuglingssterblichkeit, die Regelung des Kostkinderwesens, die Regelung der Wohnungsaufsicht und die weitgehende Unterstützung der Hauptstelle für Jugendfürsorge. Auch an Verbesserungen und Neuerungen auf dem Gebiete des Armenwesens hat es nicht gefehlt. Neue Wege wurden aufgegriffen mit der 1911 erfolgten Einführung des Feldbaues zur Anleitung

Digitized by Google

arbeitskräftiger Armer zu gesunder landwirtschaftlicher Betätigung und mit der Armenbeschäftigungsanstalt, die sich zu einer großen Armenanstalt auswachsen sollte.

Die werdende Großstadt Nürnberg mit ihrem sich mehr und mehr entfaltenden wirtschaftlichen und gewerblichen Leben stand weiter vor großen Aufgaben, die durch die Fortschritte der Technik und durch die Umgestaltung des Verkehrswesens veranlaßt wurden.

1898 wurde der Bau eines neuen Gaswerkes beschlossen und auf einer hierfür erworbenen Grundfläche in Sandreuth von rund 50 Tagwerk Größe in den Jahren 1900 bis 1904 ausgeführt. Dann folgte die Errichtung des Elektrizitätswerkes. Schuh griff in die leidenschaftlich geführte Erörterung um Gleich- oder Wechselstrom entscheidend ein und sprach sich wegen der örtlichen Verhältnisse für die Ausführung der Wechselstromvorlage Dr. Oskar von Millers aus. Die städtischen Kollegien entschieden sich schließlich im gleichen Sinne und so entstand das Städtische Elektrizitätswerk, das sich günstigst entwickelte. — Neue Stromerzeugungsanlagen, die im Anschluß an die Straßenbahn Nürnberg-Fürth, an die Siemens-Schuckert-Werke und in Ansbach durch das Fränkische Überlandwerk entstanden, weckten das Bedürfnis, alle Stromverbraucher an eine Sammelschiene zusammenzufassen und die Grundlage dafür zu schaffen, den gesamten Kraftbedarf nach Vollendung der geplanten staatlichen Großkraftwerke in einer großen Abnehmergruppe durch Wasserkraftstrom zu decken. Das führte zu einem großen gemeinschaftlichen Aktienunternehmen, dem Großkraftwerk Franken, das 1911 begonnen und 1913 vollendet wurde.

Mit der Errichtung des städtischen Elektrizitätswerkes wurde auch die Frage der Elektrisierung der Straßenbahn spruchreif. Die Unternehmer zögerten; die für das Jahr 1896 geplante Bayerische Landesausstellung forderte Maßnahmen für die in Aussicht stehende erhöhte Fahrdichtigkeit. Die Elektrisierung der Straßenbahn wurde beschlossen und der Aktiengesellschaft eine fünfjährige Konzessionsverlängerung zugesprochen. Die Elektrisierung der Straßenbahn und damit zusammenhängend die Betriebsverdichtung, die Erweiterung des Straßenbahnnetzes, die Zahlung einer Straßenbenützungsgebühr, die Verbilligung der Fahrpreise usw. mußten aber zu einer Verstadtlichung der Bahn um so mehr führen, als durch die 1899 erfolgte Einverleibung neue Baugebiete erschlossen wurden und Wohnungs- und Arbeitsstätten durch guten Verkehr einander nähergerückt werden mußten. Schuh befürwortete mit allem Nachdruck

Digitized by Google

die Verstadtlichung und trat dem Willen der Privatunternehmer, zunächst höhere Gewinne zu erzielen und nur rentable Linien zu bauen, entschieden entgegen. Die langwierigen und schwierigen Verhandlungen führten endlich dazu, die Straßenbahn am 6. Juli 1903 in den Besitz der Stadt zu übernehmen.

Die tätige Mitwirkung der städtischen Verwaltung erwies sich auch bei der Anlage eines besonderen Güter- und Rangierbahnhofes, bei dem Aus- und Neubau des alten Bahnhofes als Personen- und Eilgüterbahnhof, bei den Unterführungen zur Verbesserung des Verkehrs zwischen den nördlichen und südlichen Stadtteilen und bei Erbauung der Lokalbahn Nürnberg-Eschenau als notwendig. Bei all diesen Verkehrsfragen war die Mitwirkung des Bürgermeisters notwendig. Ganz besondere Verdienste erwarb er sich dann auch als 1. Vorsitzender des 1892 gegründeten Vereins zur Hebung der bayerischen Fluß- und Kanalwirtschaft, der u. a. in jahrelanger Arbeit die Vorarbeiten dafür geliefert hat, daß 1921 der Bayerische Landtag die Staatsregierung ermächtigen konnte, mit dem Reich einen Vertrag über die Ausführung der Main—Donau-Wasserstraße und den Ausbau der bayerischen Donau abzuschließen.

Unvergessen bleiben weiter die Verdienste, die sich Schuh um die Bayerischen Landesausstellungen für Gewerbe, Industrie und Handel, die 1896 und 1906 in Nürnberg stattfanden, erworben hat. Die Ausstellung 1896 war durch das 25jährige Bestehen des Bayerischen Gewerbemuseums, die des Jahres 1906 durch die Jahrhundertfeier der Erhebung Bayerns zum Königreich und der Einverleibung Nürnbergs in das neue Königreich veranlaßt. Die Ausstellung des Jahres 1906 stieß trotz der handgreiflich günstigen Erfolge und Nachwirkungen der früheren Landesausstellungen auf Stadt, Wirtschaft und Bevölkerung Nürnbergs selbst in Nürnberg auf Widerspruch. Diesen brach Schuh kurzerhand dadurch, daß er in wenigen Wochen eine Haftsumme von 2,5 Millionen Mark, davon in Nürnberg allein 2,25 Millionen Mark gezeichnet, aufbrachte. — Der Luitpoldpark und die sich an ihn anschließenden Bauanlagen erinnern noch heute an die gewaltige Ausstellung, die eine kühne und doch gelungene Tat war, wenn auch die geschäftlichen Ergebnisse — 5 061 742 Mark Gesamtausgaben gegenüber 4 194 959 Mark Einnahmen — weniger erfreulich sich gestaltet hatten.

Schuh war nicht nur Wirtschaftler; er glaubte auch an die unzerstörbare Macht geistiger und ideeller Güter, an die segensvollen Beeinflussungen des praktischen Lebens durch das geistige. Darum

Digitized by Google

konnte die in der Stromerschen Amtszeit begonnene Ausgestaltung des städtischen Unterrichts- und Erziehungswesens mit starker Kraft und mit dem Erfolg fortgeführt werden, daß Nürnberg, das schon zur Reformationszeit eine Schulstadt im besten Sinne des Wortes war, wieder eine Stadt vorzüglich organisierter und ausgestatteter Schulen wurde.

Schuh hat seine Hilfe und seinen alle Widerstände beseitigenden Einfluß dem Schulamt in reichem Maße zukommen lassen. Davon zeugen zunächst heute noch die vielen Schulhäuser für Volks- und städtische Mittelschulen, die nicht nur baulich schön gestaltet sondern auch mit allem ausgestattet wurden, was der neuzeitliche Schulbetrieb erheischte; davon zeugen weiter die vielen Maßnahmen zur Neugestaltung des Schulbetriebes, die musterhafte Ausgestaltung der Schulgesundheitspflege namentlich auch durch Anstellung von Schulärzten im Hauptamte und Anstellung von Schulschwestern, die vorbildliche Neugestaltung des gesamten Fortbildungsschulwesens auf der Grundlage fachgewerblicher und staatsbürgerlicher Erziehung, die Gründung des Offenen Zeichensaales für die der Fortbildungsschule entwachsenen jungen Leute und seine Eingliederung zwischen Fortbildungsschule und höhere Schulen, die Umgestaltung der städtischen Baugewerkschule in eine fünfkursige Bauschule, die Neubegründung einer höheren Handelsschule für Knaben auf sprachlich-historischer und volkswirtschaftlicher Grundlage im engsten Anschluß an die siebenklassige Volksschule, die Erweiterung der Handelsschule für Mädchen, dann der höheren Mädchenschule durch Eingliederung einer Frauenschule und einer Realgymnasialabteilung, die vollständige Durchführung der Fachschulaufsicht durch Übertragung des gesamten Schulreferats an einen Volksschullehrer und durch Aufstellung hauptamtlicher Schuldirektoren für die Fortbildungsschule, die Anstellung hauptamtlich tätiger Berufsschullehrer usw. Das Nürnberger Schulwesen durfte sich rühmen, in einer Zeit, in der die deutschen Städte Schul- und Unterrichtseinrichtungen mit wetteifernder Kraft pflegten, in vorderster Reihe zu stehen.

Die reichen persönlichen und amtlichen Beziehungen des Bürgermeisters Schuh kamen besonders den Bestrebungen zugute, die sich Jahrzehnte hindurch in Nürnberg zur Errichtung einer technischen bzw. kaufmännischen Hochschule geltend gemacht haben. Wer den Kampf Nürnbergs um eine Hochschule näher verfolgen will, greife zu der Darstellung der Lebensarbeit Johann Georg v. Schuhs in der „Zeitschrift für bayer. Landesgeschichte", 3. Jahrg.; hier genüge es festzustellen, daß der Kampf zunächst damit endigte, daß eine Ent-

Digitized by Google

schließung des Staatsministeriums die Errichtung beider Handelshochschulen — München und Nürnberg — genehmigte, aber für keine der beiden Staatszuschüsse in Aussicht stellte. Auf Antrag der Stadtschulbehörde, die sich der Errichtung der Handelshochschule mit besonderer Liebe annahm, plante die Stadt, zunächst handelswissenschaftliche Hochschulkurse nach dem Vorbilde von Königsberg einzurichten. Sie traten zwar infolge des Kriegsausbruches nicht ins Leben, bereiteten aber die 1918 gegründete Freie Hochschule in Nürnberg vor, aus der sich die Hochschule für Handels- und Sozialwissenschaften und eine Volkshochschule entwickelte.

Die Ausgestaltung des städtischen Schul- und Bildungswesens wurde ergänzt durch Unterstützung wissenschaftlicher Unterrichts- und Erziehungszwecke und durch wesentliche Erweiterung der Stadtbücherei usw. Auch für Kunstzwecke wurden namhafte öffentliche Mittel zur Verfügung gestellt. Mit Unterstützung kunstsinniger Bürger wurden geschaffen: die Reiterdenkmäler des Prinzregenten Luitpold, des Deutschen Kaisers Wilhelm I., das Denkmal König Ludwigs II., das Schillerdenkmal, der Neptunbrunnen, der Kunstbrunnen auf dem Marienplatz, der Kunstbrunnen auf dem Aufseßplatz, der Minnesängerbrunnen, der Peter-Henlein-Brunnen, das Burgschmietbrünnchen usw. Nimmt man dazu die Wiederherstellung des Schönen Brunnens mit einem Aufwand von 150 000 Mark, die Erneuerung des großen Rathaussaales mit einem Aufwand von 200 000 Mark, die Wiederherstellung des städtischen Prunksaales im Rathaus, die Erneuerung der Adam Kraftschen Leidensstationen und schließlich noch die mit Unterstützung der Stadt betriebene Wiederherstellung der Sebalduskirche, so darf man wohl behaupten, daß die Kunst durch die zusammengefaßte Unterstützung von Stadtgemeinde und Privaten, hochherzigen Spendern und Kirchenverwaltung, wirkungsvolle Unterstützung gefunden hat. — Nürnbergs Künstlerschaft wird es dem Oberbürgermeister Schuh auch nie vergessen, daß er einen jahrzehntelang gehegten Wunsch der Künstler nach einer „sichtbaren Heimat" zur Erfüllung brachte. Schuh erhielt für diesen Zweck von Spendern 500 000 Mark und die städtischen Kollegien genehmigten einen Zuschuß von 100 000 Mark; die Erbauung des Künstlerhauses auf dem Königstorzwinger wurde Wirklichkeit. Alle Wünsche waren mit diesem Hause nicht erfüllt; denn die Künstler hatten auch davon geträumt, daß mit dem Gesellschaftshause Ausstellungshallen verbunden würden. Auch hier half Schuh. Die

Digitized by Google

Stadt stellte den erforderlichen Grund und Boden zur Verfügung, ein städtischer Architekt entwarf und führte den Bau aus, ein hochherziger Spender mit Gemahlin stellten die erheblichen Baumittel zur Verfügung. Die Ausstellungshallen haben dem Nürnberger Ausstellungswesen würdige Räume und neue Entwicklungsmöglichkeiten gegeben.

Schließlich sei noch, um das Bild von dem Leben und dem vielseitigen Wirken Schuhs vollständig zu gestalten, erwähnt, daß er auch Mitglied der Bayerischen Abgeordnetenkammer und des Mittelfränkischen Landrates gewesen ist. Zum Abgeordneten wurde er am 5. Juli 1888 gewählt; hier ist er namentlich für die Genehmigung der Mittel zu verschiedenen Universitätsbauten und für örtliche Bestrebungen Erlangens erfolgreich eingetreten. 1893 wurde er für den Wahlkreis Nürnberg-Altdorf als gemeinsamer Kandidat der Freisinnigen und Nationalliberalen aufgestellt, von den Sozialdemokraten aber, welche zum erstenmal die vier Mandate dieses Wahlkreises erhielten, geschlagen. — Als 2. Vorsitzender des Mittelfränkischen Landrates, dem er von 1894 bis 1913 angehörte, und als Berichterstatter des wichtigen Ausschusses für Gesundheit und Wohltätigkeit hat er sich große Verdienste um die neuzeitliche Umgestaltung der Heil- und Pflegeanstalt Erlangen, um die Erbauung und zeitgemäße wirtschaftliche und gesundheitliche Betriebsführung der Heil- und Pflegeanstalt Ansbach, ferner um die Neugestaltung des landwirtschaftlichen Schulwesens, die Errichtung der neuen Kreistaubstummenschule in Nürnberg, der zweiten Kreisoberrealschule in Nürnberg und um die fortschreitende Ausgestaltung des mittelfränkischen Schulwesens erworben.

Die vorstehenden Darlegungen geben wohl keinen vollständigen, doch einen die Vielseitigkeit der schöpferischen Arbeit Schuhs genügend kennzeichnenden Überblick. Unerwähnt blieb dabei die Unsumme von Kleinarbeit, die mit der Führung der gesamten Verwaltungsgeschäfte verbunden ist. Hier bewährte sich Schuhs Pflichttreue auch im Kleinen und Kleinsten; nichts war ihm zu unbedeutend bei der Erfüllung seiner Berufspflichten.

Der Name des Nürnberger Bürgermeisters hatte bald in Bayern und über Bayerns Grenzen hinaus einen guten Klang; eine führende süddeutsche Zeitung nannte Schuh schon im Jahre 1906 den erfolgreichsten Bürgermeister in Bayern, vielleicht des ganzen Reiches.

Dem damaligen Gebrauch entsprechend wurden ihm zahlreiche hohe und höchste Auszeichnungen zuteil. Höchste bayerische, preußische und andere Orden, Großkomturkreuze und Ordenssterne wurden

Digitized by Google

ihm verliehen. 1902 wurde ihm der Titel eines Geheimen Hofrates, 1910 der eines Geheimen Rates zuteil; 1913 wurde ihm der erbliche Adel und 1917 das Prädikat Exzellenz verliehen. Die Universität Erlangen zeichnete ihn 1910 mit der Würde eines Dr. med. h. c. aus, die Städte Erlangen und Nürnberg ernannten ihn beim Scheiden aus dem Amte zum Ehrenbürger und Nürnberg verlieh ihm auch die Goldene Bürgermedaille.

Schuh's Leben war reich an gesegneter Arbeit, aber auch an stetem Kampf. Die vielen neuartigen und finanziell bedeutsamen Aufgaben mußten zu einem lebhaften, manchmal stürmischen Hinundherfluten der Anschauungen führen. Die selbständige, eigenwillige, ja unter Umständen autokratischem Handeln nicht abgeneigte Amtsführung stieß gleichfalls auf Widerspruch. Auch der große Gegensatz, der zwischen der sozialdemokratischen Partei und dem Rathaus bestand, hat zu heftigen Kämpfen geführt, die teilweise selbst vor den Gerichten ausgetragen werden mußten. Als 1908 die Sozialdemokratie ins Rathaus einzog, nahmen die leidenschaftlichen Erörterungen im Sitzungssaal anfänglich viel Zeit in Anspruch; doch verstand es der kluge Realpolitiker und Psychologe Schuh, die neuen politischen Kräfte allmählich für seine Zwecke zu gewinnen oder sich selbst der neuen Richtung, selbst auf die Gefahr hin, auf bürgerlicher Seite auf Widerstand zu stoßen, anzupassen. Heute sind alle diese Kämpfe völlig vergessen; heute, wo die politische Arbeit unter ganz anderen Gesichtspunkten erfolgt, ist gar vieles, was damals höchst wichtig erschien, wie Staub verweht. Geblieben aber ist, was unter der Leitung Schuhs geschaffen wurde, und geblieben ist die Erkenntnis, daß unter Schuh das neuzeitliche Nürnberg als Kulturmittelpunkt des nördlichen Bayerns sich voll entfaltet hat. Was geschaffen wurde, ist gewiß nicht der Person und der Tätigkeit Schuhs allein zu verdanken; mit manchem großen Werk und mancher durchgreifenden Neugestaltung ist der Name der zuständigen rechtskundigen und technischen Referenten eng verknüpft. Viele Anträge und Anregungen auch weitgreifender und grundsätzlicher Art sind aus deren Mitarbeit hervorgegangen; die Durchführung der Beschlüsse lag meist in ihren Händen. Daß aber all diese wertvollen Kräfte eng zusammengefaßt wurden, daß jedem einzelnen Entfaltungsmöglichkeit gegeben war und jeder einzelne in die gesamte Verwaltung organisch eingegliedert wurde, daß in allen Zweigen

Digitized by Google

ein frischer, vorwärtstreibender Zug sich geltend machte: das ist das bleibende und hohe Verdienst des Oberbürgermeisters Schuh.

Rastloser Fleiß hat den jungen Hilfslehrer zu einem der bekanntesten und verdienstvollsten Verwaltungsbeamten Bayerns erhoben; Verantwortungsbewußtsein und Entschlußfreudigkeit, Tatkraft und Wagemut haben ihn zur Lösung großer neuer und folgenschwerer Aufgaben befähigt. Er besaß die seltene Gabe das Wesen- und Kernhafte einer Sache sofort zu erfassen und festzuhalten, sich vor Unerreichbarem und Doktrinärem zu hüten. Darum hat er bei aller Schaffensluft und schöpferischer Kraft, bei aller Vorliebe für neuzeitliche Errungenschaften sich doch vor falscher Einschätzung des „Modernen" und vor Geringwertung des Historischen zu bewahren gewußt; er war auch ein Mann von Pietät, der die Erhaltung des ehrwürdigen Zaubers des alten Nürnberg als eine seiner besten Aufgaben betrachtete. Er war ein Vorsitzender, der die parlamentarischen Verhandlungen im Sitzungssaale meisterhaft zu leiten verstand; er wußte Freunde zu gewinnen, Gegner zu überzeugen, Gegensätze auszugleichen und sich eine unabhängige Stellung über den Parteien zu wahren. In zäher Lebensarbeit hat Schuh Erfolge um Erfolge errungen; er wußte, daß er auch Einer sei. Darum ist er auch vor dem Wagnis der Autokratie nicht zurückgeschreckt, wenn er glaubte, so seiner Sache dienen zu können.

Seine Lebenshaltung blieb trotz aller Ehrungen echt bürgerlich: einfach und schlicht; er pflegte gerne gute Geselligkeit und liebte Humor und Frohsinn. Er hat auch seiner bürgerlichen Frömmigkeit ehrlich und offen Ausdruck gegeben, war Mitglied der Generalsynode und stand dem kirchlichen Liberalismus kaum nahe. Humanitärer Sinn durchdrang sein amtliches wie sein persönliches Leben. Darum war es wohl eine sinnige Ehrung, als ihm seine Freunde zur dauernden Ehrung seines Namens 100 000 Mark zur Verfügung stellten, womit er die Georg-und-Marie-von-Schuhsche-Stiftung begründete, von deren Zinsen alljährlich $^7/_8$ an Studierende auf Hochschulen jeder Art verliehen werden sollen, und zwar $^4/_8$ durch den Stadtmagistrat Nürnberg, $^1/_8$ durch den Stadtmagistrat Erlangen, $^1/_8$ durch den Stadtmagistrat Fürth und $^1/_8$ durch den Senat der Universität Erlangen.

Nach seinem Amtsaustritt (30. Dezember 1913) zog sich Schuh auf sein Besitztum am Starnberger See zurück, wo er in enger Fühlungnahme mit zahlreichen Freunden den Lebensabend verbrachte und

Digitized by Google

namentlich noch für den Kanal- und Schiffahrtverein tätig war. Nach kurzer Krankheit starb er am 2. Juli 1918; auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg ruht er an der Seite seiner Gattin, die ihm eine wahre Lebensgefährtin gewesen war.

Gekürzte Wiedergabe der in der Zeitschrift für bayer. Landesgeschichte, 3. Jahrgang 1930, S. 407—480, erschienenen Lebensbeschreibung „Johann Georg von Schuh, Oberbürgermeister von Nürnberg"; dortselbst auch Quellenangabe.

Konrad Weiß (Nürnberg).

33. Schwab, Johann Baptist, Professor der Kirchengeschichte, 1811—1872.

Zu Beginn des Jahres 1931 wurde in Würzburg die städtische Volksbücherei feierlich eröffnet. Ihre Geschichte ist untrennbar verbunden mit dem Namen eines Mannes, dessen Vermächtnis den Grundstock gebildet hat zu ihrem heute so umfangreichen Bestand: des ehemaligen Universitätsprofessors Dr. theol. Johann Baptist Schwab.

Johann Baptist Schwab wurde am 3. Januar 1811 zu Haßfurt am Main geboren. Seine Mutter, Katharina Ulsamer, brachte ihn in die Ehe mit, die sie im Jahre 1814 mit dem Rosenwirt und späteren „Partikulier" Jakob Schwab in Würzburg schloß. Hier besuchte der Junge das Gymnasium, das er 1829 absolvierte, um auf der Würzburger Universität Theologie zu studieren. Am 15. März 1834 wurde Schwab zum Priester geweiht, war Kaplan bei St. Burkard in Würzburg und an der Pfarrkirche in Amorbach, ging dann als Religionslehrer an das Gymnasium in Aschaffenburg und schließlich als Pfarrverweser nach Escherndorf bei Volkach am Main. Frühzeitig zog es ihn zu wissenschaftlichen Studien, deren Ergebnis eine lateinische Dissertation über „Leben und Lehre des Paulus von Samosata" war, mit der er noch während seiner Aschaffenburger Zeit am 6. November 1839 an der Universität Würzburg den theologischen Doktorhut erwarb. Schon ein Jahr darauf, am 20. Oktober 1840, wurde Schwab durch königliche Verfügung zum außerordentlichen Professor an der theologischen Fakultät der Alma Julia ernannt und ihm ein Lehrauftrag für Kirchenrecht und Kirchengeschichte erteilt. Kaum

Digitized by Google

ein halbes Jahr später, am 9. April 1841, sehen wir ihn als ordentlichen Professor und Ordinarius seines Fachs.

Mit Johann Baptist Schwab hatte die theologische Fakultät der Würzburger Hochschule eine bedeutende Kraft gewonnen. Denn Schwab war ein geborener Pädagoge, der in seinen Vorträgen Klarheit und Anschaulichkeit mit wissenschaftlicher Gründlichkeit verband. Der spätere Rektor der Universität, Professor Dr. Carl Edel, rühmte einmal seine großen Kenntnisse und die „blühende und anziehende Darstellung" seiner Rede. Schwab selbst fühlte sich in seinem neuen Wirkungskreis sehr glücklich und erblickte nach seiner eigenen Äußerung nur im Lehramt den Beruf, in welchem er „mit Liebe und ungeteilter Kraft" zu wirken vermochte. Daneben war er seit dem 17. April 1841 als Prediger an der Universitätskirche in der Neubaustraße tätig und scharte hier durch seine glänzende Rednergabe an den Sonn- und Feiertagen eine große Menge von Zuhörern, namentlich aus den gebildeten Kreisen beider christlichen Bekenntnisse, um sich. Seine äußere Erscheinung entsprach jedoch gar nicht den landläufigen Vorstellungen von einem Theologen. Wer dem mittelgroßen Manne mit dem geistvollen Kopf und der stets gepflegten Kleidung in den Straßen Würzburgs begegnete, mußte ihn auf den ersten Blick eher für einen Diplomaten als einen Vertreter der Gottesgelahrtheit halten.

Schwabs wissenschaftliche und erzieherische Tätigkeit wollte, wie er einmal schrieb, „eine Versöhnung des kirchlichen Bewußtseins und der wissenschaftlichen Weltanschauung" erreichen, hatte also ein ähnliches Ziel im Auge, wie die lange Zeit so verlästerte Aufklärung. Diese Auffassung mußte den Professor allmählich in Gegensatz bringen zu der kirchlichen Reaktion, die damals in ganz Deutschland ihr Haupt erhob, und die in Würzburg in der Person des im Collegium Germanicum in Rom geschulten Bischofs Georg Anton von Stahl ihre stärkste Stütze fand. Nachdem die kirchliche Behörde längere Zeit hindurch Schwabs Lehrtätigkeit überwacht hatte, ließ ihn der Bischof im Laufe des Jahres 1849 mehrmals zu sich kommen, um sich seiner „kirchlichen Gesinnung zu versichern" und ihn schließlich zur Abgabe einer schriftlichen Erklärung zu veranlassen. Schwab nahm zwar die ihm vorgelegte Erklärung in allen Punkten an, bat aber, ihm eine Unterzeichnung zu unterlassen, da dies „mit dem Charakter und der Wirksamkeit eines öffentlichen Lehrers unvereinbar" sei. Gleichzeitig erklärte er sich bereit, falls ihm der Bischof das Vertrauen entziehe,

Digitized by Google

selbst beim König um Versetzung in ein anderes Lehramt nachzusuchen.

Dieser Fall trat schon sehr bald ein. Die klerikale Presse hatte in der Zwischenzeit kräftig für das Bekanntwerden des Zwistes zwischen Bischof und Professor gesorgt und Schwab in der unflätigsten und hinterhältigsten Weise angegriffen. Am 14. November 1850 kündigte Stahl, gestützt auf die Kollegienhefte einiger Alumnen, Schwab das Vertrauen und ließ sich auch nicht durch dessen Hinweis umstimmen, daß die ihm vorgehaltenen Äußerungen aus dem Zusammenhang gerissen oder entstellt seien und teilweise sogar das Gegenteil seiner Worte enthielten. Der Bischof hatte eben der ganzen theologischen Richtung Schwabs den Kampf angesagt. Nun wandte sich Schwab am 28. November 1850 an den König und bat unter Darlegung des ganzen Vorfalles um Versetzung in die philosophische Fakultät und Übertragung der Lehrfächer der „Geschichte und Theorie der Beredsamkeit, der Geschichte der alten und neuen Literatur und der Geschichte der Philosophie". Das Gesuch wurde von dem Rektor der Universität, Professor Edel, in einem Schreiben an den Kultusminister tatkräftig unterstützt. Da die Antwort auf seinen Brief lange ausblieb, schrieb Schwab nochmals an den Kultusminister und am 9. Februar 1851 an den Akademischen Senat der Würzburger Universität, dem er es anheimstellte, seiner Bitte an den König entsprechenden Nachdruck zu verleihen. Der Senat leitete die Eingabe an die philosophische Fakultät zur Begutachtung weiter. Diese äußerte sich aber nach einer Sitzung vom 12. Februar 1851 dahin, daß zur Zeit keine Notwendigkeit bestehe, die Lehrkräfte der philosophischen Fakultät zu vermehren und daß, wenn wirklich eine zweite Professur für eines ihrer Fächer beantragt werden sollte, sie „dafür nur einen Mann des Faches in Vorschlag bringen könnte".

Nach wiederholtem Briefwechsel zwischen Bischof Stahl und dem Kultusminister Ringelmann, in dem auch der Gedanke einer Versetzung Schwabs auf eine Pfarrei aufgetaucht war (ein Plan, den der Betroffene selbst entschieden ablehnte), und nach weiteren Hetzereien klerikaler Dunkelmänner in der Presse kam endlich am 5. Mai 1851 die Antwort aus München. Sie brachte die am 2. Mai vom König unterzeichnete Versetzung Schwabs in den „zeitlichen Ruhestand". Der Akademische Senat teilte dem Professor die Entscheidung mit unter dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns, „daß für die nächste Zukunft dem Senate die kräftige Unterstützung eines hochgeschätzten Mitglieds der Universität, die Wirksamkeit eines durch

Digitized by Google

Talent, Gelehrsamkeit und Lehrgabe hervorragenden Lehrers entzogen ist". Am 28. Mai folgte die Enthebung Schwabs von seinem Amte als Universitätsprediger. Die Stelle blieb, da sich nach Ansicht des Universitätsrektors kein geeigneter Ersatz finden ließ, vorläufig unbesetzt. Die hierfür bisher gezahlte Vergütung wurde dem Kirchenbaufonds überwiesen.

So hatte die Dozentenlaufbahn Schwabs nach fast elfjähriger verdienstvoller Wirksamkeit ein vorzeitiges Ende gefunden. Ein Mann, der nach dem Urteil von Sebastian Merkle „heute unbestritten als einer der bedeutendsten katholischen Kirchenhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts gilt", war kirchlicher Reaktion und sehr unchristlichen Ränken zum Opfer gefallen.

Der ob seiner Überzeugung Gemaßregelte trug sein Schicksal mit Würde, wenn ihm auch die Trennung von dem geliebten Beruf sehr schwer gefallen sein mag. Für die Wissenschaft freilich war die frühe Pensionierung Schwabs ein Gewinn. Denn in seinem unfreiwilligen Ruhestande fand dieser Zeit, sich ganz seinen Forschungen zu widmen und Werke zu schaffen von bleibendem Wert.

Bereits im Jahre 1848 hatte Schwab ein Programm erscheinen lassen: „Über das Verhältnis der christlichen Beredsamkeit zur antiken", dessen Inhalt von den Feinden Schwabs auch gegen ihn ausgebeutet worden war. Zehn Jahre später veröffentlichte er eine über 800 Seiten starke Monographie: „Johann Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris." Mit ihr gab Schwab die erste, „durchgängig auf jahrelangem Quellenstudium" beruhende Darstellung des Lebens und Wirkens des großen französischen Kirchenlehrers Jean Charlier aus Gerson und zugleich eine ebenfalls auf die Quellen zurückgehende Geschichte des abendländischen Schismas. Die Arbeit Schwabs, die zum großen Teil bis heute noch nicht überholt ist, erntete von der Fachkritik begeistertes Lob. Die „Historisch-politischen Blätter" z. B. nannten sie „ein Ereignis in der deutschen Literatur, nach Inhalt und Stil gleich vorzüglich", und Döllinger schrieb, sie sei mit „das Beste, was wir über jene denkwürdige Periode besitzen".

Schwabs zweites großes Werk erschien im Jahre 1869 unter dem Titel: „Franz Berg, geistlicher Rat und Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands, zunächst des Fürstbistums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung." Auch hier ging der Verfasser neue Wege. Er schrieb zum erstenmal eine zusammenhängende,

Digitized by Google

überwiegend auf ungedruckte Quellen sich stützende Geschichte der theologischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, schilderte die Würzburger Kulturzustände der damaligen Zeit, die Regierung Franz Ludwigs von Erthal und dessen Reformen, die kirchlichen Verhältnisse des Würzburger Bistums unter der kurpfalz-bayerischen Regierung und das Ende der theologischen Aufklärung zu Würzburg unter Großherzog Ferdinand. Aus dem Buche spricht die große Vorliebe Schwabs für die guten Seiten der Aufklärung. Offen tritt er ein für die „unschuldige Freiheit" des Hochschullehrers, sein Amt „nach Ehre und Gewissen zu verwalten". Auch dieses Werk ist bis heute unübertroffen, und kein Geringerer als Leopold von Ranke zollte ihm herzlichen Beifall. Neben diesen beiden Hauptwerken verfaßte Schwab eine große Anzahl von Aufsätzen, besonders über kirchenpolitische Fragen, die alle von seinem tiefen Wissen und seinem hervorragenden Stil Zeugnis ablegen.

An Ehrungen für seine wissenschaftlichen Leistungen hat es Schwab nicht gefehlt. Sie fanden u. a. darin ihren Ausdruck, daß die Akademien der Wissenschaften zu München und Prag ihn zu ihrem Mitglied ernannten.

Noch manche Arbeit hatte Schwab unter der Feder. Aber ein Halsleiden, das ihm schon vor Jahren zu schaffen gemacht und ihn z. B. im Wintersemester 1842/43 am Predigen gehindert hatte, verschlimmerte sich immer mehr. Ihm erlag er in der Frühe des 28. Dezember 1872. An seinem Sterbebette weilte der langjährige Freund und Vollzieher seines letzten Willens, Dr. Anton Ruland, Vorstand der Würzburger Universitätsbibliothek. Johann Baptist Schwab starb als treuer Katholik, der er trotz allen Verketzerungen zeit seines Lebens gewesen war. Er fand die letzte Ruhestätte auf dem Würzburger Friedhof, wo am 20. Juni 1916 seine Gebeine in das Ehrengrab der Stadt überführt wurden.

Seine Bibliothek, die 2179 Werke in 3446 Bänden umfaßte, hatte Schwab der Stadt Würzburg vermacht. Jahrzehntelang führte diese „Dr. Schwabsche Stadtbibliothek" ein Leben im verborgenen. Sie wurde nur wenig benutzt, bis man sie durch Ankäufe vergrößerte, in besseren Räumen unterbrachte, und endlich 1931 mit Hilfe der Max-Heim-Stiftung zur heutigen Städtischen Volksbücherei in Würzburg erweiterte. So übt der Geist des Lehrers Johann Baptist Schwab lange nach seinem Tode noch seine erzieherische Wirkung aus und wird es tun auch für viele kommende Geschlechter.

Digitized by Google

Benutzte Quellen: Familiendokumente; Akten des Rektorats und Senats der kgl. Universität Würzburg; Allgemeine Deutsche Biographie, Band XXXIII; S. Merkle: Die Vertretungen der Kirchengeschichte in Würzburg bis zum Jahre 1879 (Festschrift zum 350jährigen Bestehen der Universität Würzburg, Berlin 1932); Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Band V; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Auflage; Volk und Heimat, Nr. 15 vom 5. August 1931; Schwabs Werke.

Hubert Ulsamer.

34. Stieber, Wilhelm von, Großindustrieller. 1846—1915.

Nach einstündiger Bahnfahrt südwärts von Nürnberg kommt man nach dem alten, seit langen Zeiten durch den Ruf seiner Gewerbetätigkeit bekannten Städtchen Roth an der Rednitz. Lieblich grüßt uns zur Linken aus der Tiefe das grüne Wiesental des Flüßchens, und jenseits des Tales erhebt sich hinter einem Saume üppig belaubter Erlen und Birken ein stattliches, hohes Gebäude mit vielen spitzen Giebeln, das einst markgräflich-ansbachische Schloß Ratibor. Wer genauer zusieht, erblickt im Talgrunde zwischen Schloß und Bahnhof einen eigentümlichen Rundbau aus weißem Marmor, dessen luftige Bogen sich nach allen Seiten öffnen: ein Grabdenkmal. Hier ruht der letztverstorbene Schloßherr von Ratibor, der Geheime Kommerzienrat Wilhelm von Stieber, geboren am 4. September 1846 in Roth, gestorben am 15. April 1915 daselbst.

Die Stieber tragen den Namen eines alten, seit sieben Jahrhunderten in Franken ansässigen Geschlechtes, dem 1542 durch den römischen König Ferdinand, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., wegen ihrer „Ehrbarkeit, Redlichkeit, guten Sitten, Tugenden und Vernunft" ein Adelswappen „von neuem verliehen" wird. Im Jahre 1790 hat der letzte Markgraf von Ansbach, Christian Friedrich Karl Alexander, dem höfischen Gebrauche entsprechend, aus seinen Getreuen einen Verwalter über sein Schloß Ratibor gesetzt, Johann Philipp Stieber. Dieser erhielt von seinem Herrn das Schloß unter der Verpflichtung, daß er „einen industriellen Betrieb errichte". Er gründete denn auch 1796 eine Fabrik für leonischen Draht, nachdem schon seit dem 16. Jahrhundert die Bürger von Roth sich mit der Herstellung von Kupferdraht und mit Bortenwirkerei beschäftigt hatten. Dadurch wurde er der Begründer der nach-

Digitized by Google

mals weltberühmten Firma: „Johann Philipp Stieber.“ So legten landesväterliche Fürsorge und Umsicht und die Tatkraft und Ehrbarkeit eines Edelgeschlechtes den Grund zum wirtschaftlichen Aufschwung des alten Markgrafenstädtchens.

Als der Begründer des Geschäftes im Jahre 1836 starb, kam dieses durch Erbschaft an seinen Sohn, Johann Heinrich Balthasar Stieber. Dessen Ehe mit Pauline Hanselmann entsprossen sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter. Der älteste von ihnen, Wilhelm, ist der Mann, der das Unternehmen aus bescheidenen Verhältnissen zu weltumfassender Bedeutung emporführte.

Die Lehr- und Wanderjahre des Knaben und Jünglings verliefen im Sinne seines Lebenszieles, der einstigen Leitung des väterlichen Geschäftes. Nach Besuch der Volksschule seiner Vaterstadt und dann der Handelsschule in Nürnberg, nach Vollendung seiner Lehrzeit in der Nürnberger Großhandlung von Rau begab er sich, der damaligen Sitte entsprechend, in das Ausland, um neben der Übung in fremden Sprachen im Welthandel seinen Blick zu weiten. Sieben Jahre verbrachte er in der Fremde, in Amsterdam, Marseille, London; Geschäftsreisen führten ihn während dieser Zeit auch nach Spanien und Italien. Erst bei Ausbruch des Siebziger Krieges kehrte er in die Heimat zurück. 1871 trat er in das väterliche Geschäft ein. Nach dem Tode des Vaters (Oktober 1872) übernahm er dessen Leitung. Und nun konnte man sehen, wie die ererbten Eigenschaften eines alten Geschlechtes, Fleiß, Tatkraft, Klugheit und Ritterlichkeit, in Verbindung mit Geschäftserfahrung und weltmännischem Weitblick dem väterlichen Boden eine nie geahnte Blüte und hundertfältige Frucht entlockten.

Schon äußerlich betrachtet, erfuhr das Unternehmen eine gewaltige Ausdehnung. Johann Philipp arbeitete 1796 mit einem Schubboden und sechs Plättmühlen unter Zuhilfenahme von Pferdekraft. Unter seinem Enkel entstand in Roth allmählich ein ganzes Gebäudeviertel. 1907 wurde ein Teil des Betriebes nach Nürnberg in eine zu diesem Zwecke gekaufte Flitterfabrik verlegt, 1912 ein eigenes Kupferwalzwerk geschaffen. Als Hilfsanlagen wurden eine Schlosserei mit mechanischer Werkstätte eingerichtet und zur Erzeugung von elektrischer Kraft und Licht ein eigenes Wasserwerk gebaut. Wilhelm von Stieber hinterließ bei seinem Tode 30 Betriebsgebäude, neun Arbeiterwohnhäuser und vier Beamtenwohnungen.

Diese Vergrößerungen der Anlagen wurden bedingt durch die Erweiterungen des Betriebes. Der Gründer des Geschäftes ver-

Digitized by Google

arbeitete versilberten, mit Spiauter (Zink) gelb gefärbten Kupferdraht zu Plätten und verwendete ihn schließlich zum Überspinnen von Leinenfäden. Der Enkel nahm allmählich die Herstellung aller in diesem Geschäftszweige üblichen Erzeugnisse auf. Er fertigte leonische und echte Silber- und Golddrähte, Plätten, Bouillon und Christbaumschmuck, leonische und echte Flitter, sowie blanke und verzinnte Kupferdrähte und Kupferseile für elektrische Zwecke.

Mit der Ausdehnung des Betriebes vergrößerte sich auch das Absatzgebiet. Zwar handelte bereits Johann Philipp nach dem Westen und Süden Europas, nach England, Frankreich, Portugal und Italien, und beim Eintritte Wilhelms in das väterliche Geschäft hatte sich auch der schmuckfreudige Orient, die Türkei und Indien den Stieberschen Erzeugnissen erschlossen. Heute geht Stiebersche Ware nach allen Gegenden der Welt, nach Frankreich, Italien, dem Balkan, Kleinasien, Syrien, Ägypten, Britisch- und Holländisch-Indien, China, Nord- und Südamerika, Portugal, Spanien, England, Skandinavien und Rußland: ein Beweis nicht nur für die Rührigkeit der Leitung, sondern auch für die Güte der Erzeugnisse.

Man wird in unserer Zeit besonders ermessen können, wie durch die Blüte des Unternehmens auch der Wohlstand des Städtchens, ja der ganzen Umgebung gehoben wurde. Aber abgesehen von diesem mittelbaren, sozusagen zwangsläufigen Nutzen förderte Stieber auch bewußt und unmittelbar durch Rat und Tat das Wohl seiner näheren und ferneren Umgebung. Er sorgte für seine Arbeiter und Beamten in väterlicher Weise. Nicht nur daß er gleich anderen Fabrikherren Wohnungen baute, reichlich bedachte Pensions- und Krankenunterstützungskassen schuf, auch in den besonderen Sorgen und Nöten des einzelnen zeigte er sich als wohlwollender, kluger und erfolgreicher Berater und Helfer. Aber auch über den Rahmen seines Werkes hinaus stellte er seine Mittel und, soweit ihm das nur irgend möglich war, auch seine Zeit der Allgemeinheit zur Verfügung. Er saß im Rate seiner Vaterstadt als gern gehörtes und einflußreiches Mitglied und beteiligte sich an der gemeindlichen Wohlfahrtstätigkeit, besonders als Pfleger der Städtlerschen Stiftung. Auch der protestantischen Kirchenverwaltung gehörte er an und förderte hier mit Kopf, Herz und Hand das Wohl seiner Glaubensgenossen. Die schöne gotische Kanzel der Stadtpfarrkirche ist sein Geschenk. Das Totenkirchlein ließ er völlig neu ausschmücken und mit gemalten Fenstern versehen. Es waren dies nicht Abschlagszahlungen einer ängstlichen Seele an die Ewigkeit, sondern die Huldi-

Digitized by Google

gung eines sehnenden, ahnenden Herzens für die geheimnisvolle Macht, die jedes tiefer angelegte menschliche Wesen in ihren Bann zwingt.

Den Bau des Erholungsheimes für Frauen und Kinder von Unteroffizieren ermöglichte er durch namhafte Geldspenden und unentgeltliche Überlassung des Grundes und Bodens. Ganz in der Nähe davon ließ er für unsere gefiederten und singenden Freunde ein Schutzgehölz anlegen, das größte, das wir in Bayern besitzen. An dieses schließt sich der große Stadtpark an mit seinen vielverschlungenen Wegen, seinen lauschigen, zur Beschaulichkeit und zum Nachdenken anregenden Ruheplätzchen, gleichfalls seine Schöpfung und sein Geschenk. Und wenn das liebliche Grün der Bäume und Sträucher Schülern und Lehrern im neuen Schulhause Arbeit und Erholung freundlicher gestaltet, so verdanken sie auch diese Wohltat dem warmherzigen Freunde der Natur und der Menschen. Ein Ritt, den Hauptweg des Stadtparkes hinan, am Schutzgehölz und dem Genesungsheim vorüber, in die ernsten, einsamen Föhrenwälder schuf ihm Erholung von der Arbeit, manchmal wohl auch die Möglichkeit, ernsthafte Pläne ungestört bedenken zu können. Er war eben nicht nur Geschäftsmann, sondern auch ein tief und warmfühlender Mensch.

Das zeigte auch seine Liebe zur Kunst. Welch stolze Freude mag ihn erfüllt haben, als er das Schloß seiner Väter, das zur Aufnahme des Amtsgerichtes vorübergehend teilweise in den Besitz des bayerischen Staates gekommen war, am 13. August 1891 wieder zurückgekauft hatte und nun daran gehen konnte, es liebevoll und kunstsinnig auszubauen und auszuschmücken! Wie geheimnisvoll rauscht jetzt der wieder erstandene Markgrafenbrunnen unter der Linde im Schloßhof! Er erzählt von den Diensten eines getreuen Dieners und der Dankbarkeit eines edlen Herrn. Ein eigenes stilvolles Heim beherbergt die Gemäldegalerie, eine stattliche Anzahl auserlesener Werke hervorragender Maler. Die Schläge der neuen Schloßuhr zu hören war dem Schloßherrn nicht mehr vergönnt. Die Töne ihres Glockenspiels klangen zum ersten Male herab auf die Bahre des Verblichenen. An der Westseite des patriarchalisch-freundlich dreinblickenden Schlosses ließ Stieber eine Freitreppe errichten, die in mehreren Absätzen herabführt zu den Fabrikgebäuden: ein unscheinbarer Teil des Ganzen und doch so bezeichnend! Der Arbeit, rastloser, strenger Arbeit, hatte er sein Leben geweiht. Wenn man zufällig dem Manne begegnete, wie er auf edlem Pferde einsam unter den düsteren Föhren dahinritt, eine sehnige Gestalt, die dunklen Augen durchdringend blickend, jede Muskel des Gesichtes zusammengenom-

Digitized by Google

men und gestrafft, die kräftigen Züge von schwarzbraunem Barte umrahmt, so blieb man unwillkürlich stehen und sah dem stolzen, ernsten Reiter nach, der in seinem Kopfe sichtlich eine kleine Welt bewegte. Und doch konnten diese selben Augen auch wieder warm und weich schimmern, wenn etwa ein deutsches Volkslied erklang und die Herzen höher schlagen ließ.

Natürlich fehlten einem Manne von seinen Eigenschaften und seinen Leistungen auch die Ehren nicht. Auf der Jubelausstellung zu Nürnberg 1906 erhielt die Firma „Johann Philipp Stieber" die Goldene Medaille. 1888 wurde er Kommerzienrat, 1907 Geh. Kommerzienrat. Zahlreiche bayerische und nichtbayerische Orden bewiesen, welche Wertschätzung er bei den höchsten Stellen genoß. Fürsten kamen, um den außergewöhnlichen Mann und sein Werk kennenzulernen. 1904 wurde ihm und seinen Nachkommen der Adel erneuert „im Hinblick auf seine drei Jahrhunderte in Mittelfranken ansässige Familie, welche im Jahre 1542 von dem römischen König Ferdinand aufs neue mit einem Wappenbriefe begnadigt worden ist", wie es im Adelsbriefe heißt. Von der beabsichtigten Erhebung seines Geschlechtes in den Freiherrnstand wußte er wohl, erlebte sie aber nicht mehr.

An seiner Bahre trauerten seine Witwe, Charlotte Friederike Wilhelmine, geb. Hinlein, aus Nürnberg, und seine beiden Kinder, sein Sohn Hans Siegmund und seine Tochter Gusta. Ein tragisches Geschick wollte es, daß dieser, sein einziger Sohn, am 26. März 1936 bei dem großen Flugzeugunglück in Mexiko den Tod fand und damit das Geschlecht derer von Stieber erlosch.

Wilhelm von Stieber gehörte zu den seltenen Menschen, von denen man sich nicht vorstellen kann, daß sie sterben. Man konnte sich ihn nicht krank denken, viel weniger tot. So groß war die Lebenskraft, der alles beherrschende, zwingende Wille, der aus dem ganzen Manne sprühte. Um so überraschender wirkte die Kunde, daß auch dieser willensstarke, arbeitsfrohe, kluge, feinfühlige und warmherzige, dieser echt deutsche Mann das Zeitliche gesegnet habe. Eine kurze, schwere Krankheit hatte ihn rasch hinweggerafft. Nun ruht im Grabe, was an ihm sterblich war, umblüht von den Blumen des eigenen Bodens, umsungen von seinen geliebten Vöglein, umfangen von den flüsternden Zweigen der trauernden Birke.

Quellen: Adelsbriefe, Nachrufe in verschiedenen Zeitungen, Sammelwerk „Die deutsche Industrie", mündliche und schriftliche Mitteilungen der Familienangehörigen, eigene Erinnerungen.

Soergel (Freilassing).

Digitized by Google

35. Stromer von Reichenbach, Karl Otto Freiherr von. Bürgermeister von Nürnberg, 1831—1891.

Karl Otto Freiherr Stromer von Reichenbach entstammt einer der ältesten Patrizierfamilien Nürnbergs. Schon um das Jahr 1250 dort urkundlich bezeugt, hat das Geschlecht vom 13. Jahrhundert an bis zum Ende der Reichsstadt als ratsfähig an ihrem Geschick teilgenommen und es stark beeinflußt. Noch der Großvater des Bürgermeisters war Senator. Der Vater des Bürgermeisters, Friedrich von Stromer, königl. bayer. Hauptmann à la suite (1789—1842), war ein ideal gesinnter Sonderling; seine Mutter Karolina, geborene Möllenthiel (1793—1863), eine Rheinpfälzerin, war von sonniger Heiterkeit, großer Herzensgüte und Erzählungslust. Geboren wurde Otto von Stromer am 7. August 1831 in der vom Wald- und Dorffrieden umschlossenen idyllisch gelegenen Burg zu Grünsberg bei Altdorf, die durch Vermählung Karl Christophs von Stromer mit einer Haller von Hallerstein in den Stromerschen Besitz 1754 übergegangen war.

Als die Eltern, um eine gute Schulerziehung der Kinder zu ermöglichen, nach Nürnberg verzogen, wo sie in dem seit Mitte des 18. Jahrhunderts der Familie gehörenden Anwesen Tetzelgasse 35 und 37 wohnten (siehe „Nürnbergs Bürgerhäuser", S. 683, Fig. 842 bis 862), lernte der heranwachsende Knabe die Vaterstadt seines Geschlechtes näher kennen und lieben. Mit ihr ist er von Jugend auf innig verwachsen; für ihre Ehre und ihren Ruhm arbeitete er später als Bürgermeister unverdrossen. In Grünsberg aber ist ihm das Verständnis für Landwirtschaft und Fischerei, wie die Vorliebe für bescheidenes, naturgemäßes Leben und das Bedürfnis nach Umgang mit einfachen Landleuten lebendig geworden.

In Nürnberg besuchte er das Melanchthon-Gymnasium, studierte dann in München, Berlin und zuletzt wieder in München (1849—1853) Jurisprudenz; er arbeitete hierauf als Rechtspraktikant am Landgericht Altdorf und Stadtgericht Nürnberg und bestand im Dezember 1855 die Staatsprüfung mit Note „Sehr gut". Trotz seiner guten Note war er infolge ungewöhnlicher Überfüllung des Staatsdienstes gezwungen, sieben Jahre als Akzessist am Königl. Appellationsgericht in Bamberg zuzubringen, bis er endlich auf Empfehlung des Präsidenten dieses Gerichtes seine erste Anstellung als Assessor am Stadtgericht Nürnberg am 1. September 1862 erhielt. Am 30. Juli 1864

Digitized by Google

vermählte er sich mit Berta, Freiin v. Beust, geb. am 6. Juli 1842 zu Altenburg. Am 2. Januar 1867 wurde er zum Assessor am Königl. Bezirksgericht Nürnberg ernannt.

Nach Rücktritt des um die Organisation der Verwaltung und des Beamtenkörpers verdienten ersten Bürgermeisters von Wächter (1867), der in den Staatsdienst zurückkehrte, wurde Otto von Stromer — als entschiedener Liberaler beim Großteil der Nürnberger Bevölkerung sehr beliebt — vom Gemeindekollegium einstimmig zum 1. Bürgermeister der Stadt Nürnberg gewählt. Die Wahl des „radikalen" Stromer wurde im königl. Kabinett und von dem damaligen Ministerpräsidenten Chlodwig von Hohenlohe peinlich empfunden. Das Staatsministerium ließ jedoch schließlich die Bedenken wegen der politischen Gesinnung des Gewählten fallen und bestätigte die Wahl, so daß von Stromer am 11. September 1867 in sein Amt eingeführt werden konnte. Am 3. September 1870 wurde er dann einstimmig für weitere 10 Jahre und am 9. August 1880 für zeitlebens wiedergewählt. Sein Gehaltsbezug war nach heutiger Anschauung sehr bescheiden; er betrug anfänglich 7500 Mark, am Ende seiner Dienstzeit 12000 Mark; Amtswohnung und Repräsentationsgelder fehlten.

Bei den stürmischen technischen Fortschritten der letzten Jahrzehnte vergißt man allzuleicht, daß unsere Eltern unter Verhältnissen lebten, die uns heute nicht mehr vertraut sind; der Verwaltungstätigkeit von Stromers wird man nur gerecht, wenn man zunächst folgendes festhält: Nürnberg war in den 60er Jahren eine Kleinstadt, die als unmittelbare Stadt der Regierung von Ansbach unterstand. Sie zählte 1867 72 266 Seelen, die dem Zivilstande, und 5 629, die dem Militärstande angehörten. Die noch durch eine fast vollständig erhaltene Ringmauer samt Stadtgraben umschlossene innere Stadt hatte einen Flächeninhalt von $475^3/_4$ bayer. Tagwerk mit 4 203 Hausnummern, während der die Stadt umgebende Burgfrieden eine Fläche von $2\,836^1/_4$ Tagwerk umfaßte und nur 1852 numerierte Häuser besaß. Umwallung und Stadtgraben waren dem Verkehr außerordentlich hinderlich; weitere Verkehrsschwierigkeiten bot die hügelige Bodengestalt der Stadt und die „verwinkelte und unregelmäßige Bauart der Straßen" dar. Wasserzuleitung, Straßenreinigung, Beleuchtung usw. waren kleinstädtisch, unzulänglich; kulturelle Aufgaben wie Gesundheits- und Bildungspflege wurden nur dürftig erfüllt.

Diese wenigen Notizen lassen unschwer erkennen, daß die Stadtverwaltung Jahrzehnte hindurch vor vielen kostspieligen und neuen gemeindlichen Aufgaben stand, die sich noch dadurch mehr-

Digitized by Google

ten, daß sich die Kleinstadt Nürnberg in den siebziger Jahren schnell erweiterte. Vor allem galt es, Nürnberg zu einer reinlichen, gesunden und für den Verkehr aufgeschlossenen Stadt zu machen. Mitte der sechziger Jahre begann man die Straße mit Gehsteigen und Übergängen zu versehen, hindernde Höhenlagen zu beseitigen, Straßen und Plätze mit fester, eine richtige Abwässerung ermöglichenden Decke zu versehen bzw. sie mit gutem Material zu pflastern. Auch die Straßenreinigung, die später (1889) von städtischen Arbeitern ausgeführt und (1891) auch auf die Schneeabfuhr ausgedehnt wurde, fand neue, zweckmäßige Regelung.

Eine ganz besondere Aufgabe erwuchs durch die Kanalisation des ganzen Stadtgebietes. Es ist das Verdienst Pettenkofers, daß er trotz aller Gegnerschaft die planmäßige Reinigung von Grund und Boden als Hauptaufgabe dicht bevölkerter Städte zur Hebung des Gesundheitszustandes forderte und zunächst in München auch erreichte. In Nürnberg wurde die Kanalisation zwar nicht völlig zureichend, doch in einer der damaligen Anschauungen entsprechenden Weise durchgeführt.

Mit diesen Maßnahmen für eine gründliche Bodenreinigung stand die Sorge für Beschaffung reichlichen und guten Trinkwassers im engsten Zusammenhang, zumal die Bevölkerung geneigt war, die in Nürnberg noch in den siebziger Jahren alljährlich auftretenden Typhuserkrankungen auf schlechtes Trinkwasser zurückzuführen. Schon 1870 hatte v. Stromer auf die Möglichkeit der Zuleitung von Wasser aus der Ursprungsquelle im Reichswald aufmerksam gemacht und so Veranlassung zu fortdauernden Messungen der Wassermengen in dieser Gegend gegeben. Schließlich wurde die Hereinleitung des Wassers von der Ursprungsquelle zum Schmausenbuck mit einer Rohrleitung von 13 396 m Länge und 550 mm Breite beschlossen und bis 1. Januar 1886 ausgeführt. Nürnberg kann sich rühmen, eine der ersten deutschen Städte gewesen zu sein, die aus größerer Entfernung durch eine Zentralwasserleitung einwandfreies Trink- und Gebrauchswasser herbeischafften.

Gesundheitliche Erwägungen führten auch zur Erweiterung des allgemeinen Krankenhauses und schließlich zur Aufstellung eines Gesamtplanes eines neuen Krankenhauses, der von dem damaligen Krankenhausdirektor Medizinalrat Dr. Johann von Merkel ausgearbeitet wurde; das beschlossene und im Entwurf fertiggestellte Werk gelangte allerdings erst unter dem Nachfolger des Herrn v. Stromer zur Ausführung. — In die Amtszeit Stromers fällt ferner

Digitized by Google

die Anlage des großen und erweiterungsfähigen Zentralfriedhofes im Westen der Stadt (1878—1880).

Aus gesundheitlichen Gründen, in Verbindung mit finanziellen und wirtschaftlichen, erfolgte auch die Verlegung des alten Viehmarktes und die Errichtung eines großartigen Vieh- und Schlachthofes, der nach Entwässerung des neuen Platzes, nach Anlage von Zugangsstraßen, Bahngleisen, Verkaufshallen, Stallungen und Marktplätzen, 1891 vollendet und mit allen Einrichtungen ausgeführt wurde, welche technische, gesundheitliche und kaufmännische Bedürfnisse erheischten.

An diese Maßnahmen, Nürnberg zu einer gesunden Stadt zu machen, schlossen sich in den 70er und 80er Jahren auch die Vorschläge an, die auf Einlegung der Stadtmauern und Einfüllung der Stadtgräben zur Herstellung einer großen Ringstraße abzielten. Es sei vor allem auf eine im Auftrage des bekannten Nürnberger Industriellen, des Reichsrates Lothar von Faber, ausgearbeitete Denkschrift des Kunstschuldirektors A. Gnauth hingewiesen, die unter Berufung auf die in Wien, Köln, Brüssel, Lüttich und Antwerpen durchgeführten Stadterweiterungen vorschlug, die Stadtmauern Nürnbergs einzulegen, den Stadtgraben aufzufüllen und auf den ehemaligen Zwingern und den ausgefüllten Gräben einen Ringgürtel neuer Bauten und eine Ringstraße mit Anlagen und parkartigen Plätzen herzustellen. Es ist ein großes Glück für Nürnberg, daß diese geplante Stadterneuerung nicht zur Ausführung kam; es wurde aber damals noch genug eingerissen und verändert.

Ganz besonders schmerzlich berührt die 1871 durchgeführte Einlegung der herrlichen Wöhrder Torbastei, die neben der Burgbastei das baulich bedeutendste und malerisch schönste Stück der Stadtbefestigung war. Bürgermeister von Stromer war als ein Kind seiner Zeit, die der Anschauung huldigte, daß „eine in der Verjüngung begriffene aufstrebende Stadt nicht als Schaustück für Fremde unter den Glaskasten gestellt werden könne" für weitgehende Niederlegung der Stadtmauern; er glaubte es vor allem dem anwachsenden Verkehr schuldig zu sein neue Straßenzüge und Stadtausgänge zu schaffen. In Würzburg haben sich ja ähnliche Bestrebungen unter dem damaligen Bürgermeister Zürn gleichfalls durchgesetzt.

Dagegen ist der Amtszeit von Stromers und seinem unmittelbaren Eingreifen nachzurühmen, daß das 1847 begründete private Gaswerk 1871 erworben und der Stadtverwaltung unterstellt wurde. Nürnberg war die erste Stadt Bayerns, welche eine öffentliche Gas-

Digitized by Google

beleuchtung besaß, wie sie auch die erste Stadt Deutschlands war, die Versuche mit einer elektrischen Bogenbeleuchtung der Straße erlebte (1882).

Unter den vielen zur Verschönerung der Stadt vorgenommenen Maßnahmen ist besonders die Umwandlung des völlig vernachlässigten Marxfeldes zu einem prächtigen Stadtpark und der Erwerb der Rosenau hervorzuheben.

So „modern" man auch in manchen Dingen in Nürnberg dachte, mit der Errichtung von Pferdebahnlinien, die schon 1864 Cramer-Klett und Inspektor Herz angeregt und in späteren Jahren unablässig gefordert hatten, ging es doch nicht vorwärts. Weniger finanzielle als technische Bedenken wurden dagegen geltend gemacht; man konnte sich sogar auf ein fachmännisches Gutachten berufen, das dartat, daß sich die Sebalder Stadtseite überhaupt nicht, die Lorenzer nur teilweise zur Anlage einer Straßenbahn eignen werde. Von Stromer war entschieden gegen die Einrichtung einer Bahnlinie. Die Absicht aber, 1882 eine Bayerische Landesausstellung in Nürnberg abzuhalten, und die damit gegebene Notwendigkeit, für neuzeitliche Verkehrsmittel Sorge zu tragen, warf schließlich alle Bedenken über den Haufen; eine Aktiengesellschaft übernahm Errichtung und Betrieb. Am 25. August 1881 konnte die Strecke Plärrer —Zentralbahnhof als erste in Betrieb genommen werden. Das anfänglich eingleisige Netz gestattete nur eine beschränkte Wagenfolge; erst mit der Einführung des doppelgleisigen Betriebes in den Jahren 1888—90 konnte der verstärkte Betrieb von früh 7 Uhr bis abends 9 Uhr aufgenommen werden.

Der Nürnberger Stadtverwaltung entstanden auch neue Aufgaben durch die starke Entwicklung des staatlichen Eisenbahnnetzes. Es erwies sich die Erweiterung des Bahnhofes in Nürnberg (1872) und die Herstellung von Verbindungsstraßen mit den durch Geleise und Dämme abgeschnürten südlichen Stadtteilen als vordringlich.

Das Anwachsen der Stadt, die Zunahme der Dienstzweige erforderten neue Amtsräume. Die Erweiterung des alten Rathauses wurde beschlossen; die Bauaufgabe gestaltete sich aber wegen des Anschlusses an die wenig schönen, höchst einfachen Teile des hinteren Rathauses, an die gotischen Teile des alten Rathauses nach dem Innenhof zu und an den Renaissancebau der Theresienstraße außerordentlich schwierig; sie wurde aber von dem um Nürnberg und das Germanische Museum hochverdienten Direktor Essenwein, der eine

Digitized by Google

Bauentwicklung im gotischen Stile vorschlug, musterhaft gelöst. Der Bau, der sich im Fortgang viel umständlicher gestaltete als ursprünglich geplant war, wurde 1885 begonnen und 1889 vollendet; er bildet eine Zierde des neuen Nürnberg. Die Ecke der Südostseite wurde mit der Figur des Nürnberger Gesandten und Kriegshauptmannes Christoph von Kreß geschmückt; am Chörlein über dem Eingang in der Theresienstraße wurden die beiden Bürgermeister von Stromer und von Seiler als Wächter der Stadt in Stein dargestellt. — Auch die berühmte Turnierdecke im 2. Stockwerk des alten Rathauses wurde erneuert und der Trauungssaal des Standesamtes durch Einbau eines wunderschönen Flötnerschen Portals geschmückt.

Große und entscheidende Aufgaben waren ferner auf dem Gebiete des Volks- und Fortbildungsschulwesens zu lösen, zunächst deshalb, weil die im 19. Jahrhundert zu Forderungen gewordenen neuen Erziehungsideen Verwirklichung geboten, dann auch deshalb, weil in den 25 Jahren von 1846—71 Verbesserungen und Veränderungen in der Ausgestaltung des Schulwesens völlig unterblieben waren. Besaß doch Nürnberg nur für die vier Armenschulen eigene, wenig taugliche Schulhäuser; für alle anderen Schulhäuser mußte der Magistrat die erforderlichen Schulräume erst beschaffen. Diese Sünden der Vergangenheit rächten sich, als die in den 70er Jahren beginnende rasche Vermehrung der Bevölkerung auch die Erbauung neuer Schulhäuser notwendig machte. Wiederholt wird in den Verwaltungsberichten die Klage über die großen finanziellen Anforderungen für neue Schulhäuser laut; das böse Wort vom „Schulharnisch" soll denn auch durch Stromer in Nürnberg entstanden sein. Doch muß anerkannt werden, daß sich die damalige Stadtverwaltung der hohen Bedeutung eines neuzeitlichen Schulwesens nicht verschloß und namentlich durch Einführung der Simultanschulen und durch Aufstellung weltlicher Schulinspektoren bahnbrechend wirkte.

Besondere Teilnahme schenkte der praktisch veranlagte und wirtschaftlich denkende Bürgermeister dem Fortbildungsschulwesen; auf Anregung Stromers wurde für besonders ausgewählte Schülerinnen eine Mädchenfortbildungsschule errichtet, aus der sich die Handelsschule für Mädchen entwickelt hat. Stromer betrieb auch die Errichtung der Baugewerbeschule und die Umwandlung der Nürnberger Gesangschnle in eine Musikschule. — Als Kinderfreund war Stromer auch auf Errichtung vieler Kinderspielplätze bedacht.

Digitized by Google

Der Bürgermeister Nürnbergs sah auch ein, daß in der Stadt Dürers die Kunst wieder eine Pflegestätte haben muß; beraten von dem kunstsachverständigen Oberlandesgerichtsrat Dammer und dem Stadtsekretär Schüßler, gab er Anregung zu bedeutsamen künstlerischen Schöpfungen und zur Aufbringung besonderer Mittel für Kunstzwecke. In die Stromersche Zeit fällt zum Teil das Wirken Wanderers, Paul Ritters, Rößners u. a.

1889 erhielt Nürnberg auf Anregung Stromers im oberen Stock des neuen Rathauses entsprechende Räume für eine Städtische Galerie. Der Freundschaft, die von Stromer von Jugend auf mit dem Hause Feuerbach pflegte, ist es höchstwahrscheinlich zuzuschreiben, daß die Stiefmutter Feuerbachs Henriette zur Eröffnung der Städtischen Galerie das Kolossalbild „Die Amazonenschlacht" schenkte. Die Eröffnung der Ausstellung von Werken Nürnberger Künstler am 1. Juni 1891 war wohl die letzte Tat Stromers zu Nutz und Frommen der Nürnberger Künstler.

Schließlich ist nach der Errichtung des Bayer. Gewerbemuseums und der Durchführung der heute noch in bester Erinnerung stehenden 1. Bayerischen Landesausstellung zu gedenken. Die Gründung des Bayer. Gewerbemuseums ist vor allem an die Namen Cramer-Klett und Faber geknüpft. Beide, von der Notwendigkeit planmäßiger Förderung des frei gewordenen Gewerbes überzeugt, haben je 50 000 Gulden gestiftet. Die Stadt Nürnberg folgte mit 150 000 Gulden. Die Gründungsversammlung fand unter Stromers Vorsitz am 28. April 1869 im großen Rathaussaal in Nürnberg statt. Der Deutsch-Französische Krieg hinderte anfänglich den Fortschritt der Zeichnungen für das Gründungskapital. Freiherr von Cramer-Klett stiftete (1871) zum zweiten Male 50 000 Gulden unter der Bedingung, daß ohne Verzug zur Eröffnung der Anstalt unter der Leitung einer den gestellten Aufgaben vollkommen gewachsenen Persönlichkeit geschritten werde. Das Museum entstand nun unter der Direktion Dr. Karl Stegmanns zunächst mit einer kunstgewerblichen Abteilung, der später ebenbürtig die rein technische zur Seite trat. Dieser Direktor nahm nun gerne die nach Schluß der Pariser Ausstellung (1878) von verschiedenen Kreisen der industriellen Gewerbetreibenden und aus verschiedenen Landesteilen ergangene Anregung auf, eine bayerische Landesausstellung zu veranstalten. Für die Abhaltung in Nürnberg sprach seine industrielle Leistungsfähigkeit und die Tatsache, daß es Sitz des Bayerischen Ge-

Digitized by Google

werbemuseums war, der die Durchführung der Ausstellung anvertraut werden konnte und mußte. Am 15. Mai 1882 wurde die Ausstellung mit einer Ansprache des 1. Vorsitzenden, des Bürgermeisters von Stromer, eröffnet. Es hat ihn schwer gekränkt, daß er nach amtlicher Weisung hierbei des Deutschen Reiches nicht gedenken durfte. Eine ähnliche, ihn persönlich ebenfalls schwer verstimmende Erfahrung hatte von Stromer bereits gemacht, als er an den Kabinettssekretär des Königs, Herrn von Ziegler, 1879 mit dem Vorschlag herantrat, dem Deutschen Kaiser Wilhelm I. anläßlich seiner goldenen Hochzeit durch die deutschen Fürsten und Freien Städte unter Führung des bayerischen Königs neue Reichsinsignien zu überreichen. Zu diesem Vorschlage fühlte sich v. Stromer wohl deshalb berufen, weil sein Vorfahre Sigmund 1424 die Reichskleinodien nach Nürnberg gebracht hat. Der Vorschlag wurde zwar persönlich sympathisch aufgenommen, aber mit folgender Begründung abgelehnt: „Was von dem Volke nach langem Sehnen mit größter Freude begrüßt wurde, das konnte nicht ins Leben treten ohne erhebliche Opfer der Souveräne, und die Wunden aus jener Zeit sind noch immer recht empfindlich. . . . Die Zeit der ungetrübten Freude am Reiche ist noch nicht da." — Der Abschluß der Bayerischen Gewerbeausstellung war trotz der Ungunst der Witterung — nur 57 regenfreie Tage waren während der 5 Monate dauernden Ausstellung zu verzeichnen — außerordentlich günstig.

Bemerkt sei schließlich noch, daß v. Stromer nur in den Jahren von 1870—1891 dem Mittelfränkischen Landrat als Vertreter der Stadt Nürnberg angehörte und zwei Jahrzehnte als 1. Präsident weitgehenden Einfluß auf die Geschicke des Kreises ausgeübt hat.

Nach diesen Darlegungen darf man wohl zusammenfassend sagen: Nürnberg hat unter Stromers Amtsführung den Charakter einer zurückgebliebenen Kleinstadt vollkommen abgelegt und hat mehr und mehr den einer modernen Großstadt angenommen; Stromers Amtszeit ist die bewußte Überleitung Nürnbergs von der Klein- zur Großstadt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß nach dem Tode Stromers Stimmen laut wurden, die eine schnellere und weitgreifendere Umgestaltung der Stadt gewünscht und es als Fehler bezeichnet haben, daß nicht alle Einrichtungen von vornherein das spätere Anwachsen zur Großstadt mit in Rechnung gezogen hatten. Diese Kritik ist nachweisbar in Einzelfällen nicht unberechtigt; dennoch vergißt sie vielfach, daß damals in ganz Deutschland „in dieser Periode des deutschen Wirtschaftslebens immer noch

Digitized by Google

mehr mit dem Tempo Andante als Allegro oder gar Presto gearbeitet wurde", daß die stürmische Entwicklung der deutschen Städte erst in den 90er Jahren einsetzte und nicht vorausgesehen werden konnte, daß vieles, was uns heute als selbstverständlich erscheint, damals erst erprobt, theoretisch geklärt und durch Erfahrungen festgestellt werden mußte, schließlich auch, daß in dem damaligen öffentlichen Leben der Sparsinn unserer kleinen Verhältnissen entwachsenen Eltern noch stark zur Geltung kam. Ob nicht auch die Anleihepolitik des damaligen, nach altväterweise rechnenden Finanzministers Riedel manchem großzügigeren Vorhaben städtischer Gemeinden im Wege stand, sei dahingestellt. Auch bleibe nicht unerwähnt, daß Stromer nicht selten gegen die im damaligen Bürgertum herrschende Anschauung, die private Betätigung sei vor staatlichen und gemeindlichen Eingriffen und Beschränkungen zu schützen, hartnäckig anzukämpfen hatte. Unbestritten aber ist, daß Stromer, dank auch der Mitarbeit des 2. Bürgermeisters v. Seiler, seinem Nachfolger eine vorzügliche, streng geordnete Verwaltung, gesunde und entwicklungsfähige Finanzen und damit die gesicherte Grundlage für eine gedeihliche Weiterentwicklung zur Großstadt hinterlassen hat. Richtig ist auch, daß von Stromer manches, was uns heute als unbedingt notwendig erscheint, bekämpft, ja verhindert hat. Darum hat es auch in seiner Zeit nicht an heftigen Auseinandersetzungen gefehlt, zumal v. Stromer als unbedingt offener Charakter und redelustiger, streitbarer und auch schlagfertiger Redner aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht hat. Er hat an seiner Überzeugung mit Zähigkeit festgehalten und hier und da auch durch seine Spottlust und durch auffallende, seltsam anmutende Redewendungen die Gegnerschaft geradezu herausgefordert; dennoch bekannte an seinem Grabe der Vorstand des Gemeindekollegiums, Kommerzienrat Stief, ein politischer Gegner des Verstorbenen, folgendes: „Und wenn auch nicht immer seine Meinung gebilligt wurde, und wenn die Anschauungen anderer den Sieg davontrugen, das will und muß ich hier offen bekennen: keinem hat er es im Leben deshalb nachgetragen. Nein! — Aus dem Gegner wurde stets ein pflichtgetreuer Freund der Sache, zu deren Verwirklichung und Durchführung er gewissenhaft an die Spitze trat." So hatten auch seine Gegner rückhaltlos die hohe vornehme Persönlichkeit, die segensreiche, durchaus sachliche Amtsführung Stromers anerkannt, und die Nachwelt, dem Tagesstreit entrückt, erkennt vollauf an, daß dieser Bürgermeister seine geschichtliche Aufgabe, die Kleinstadt für die moderne

Digitized by Google

Großstadt vorzubereiten und einen gesunden Übergang herbeizuführen, erfüllt hat.

Seine Unabhängigkeit wahrte Stromer auch in den Parteikämpfen der damaligen Zeit. Er blieb ein Mann, der sich mit Kopf und Herz der nationalen Einheitsbewegung Deutschlands verschrieben hatte. Mit welcher Bewunderung er, der sich schon in den sechziger Jahren als Kleindeutscher betätigte, an dem alten Reichskanzler hing, geht aus einer Mitteilung seines Sohnes, des Professors Ernst von Stromer, hervor: „Obwohl auch über meine Familie viel Schweres gegangen ist, habe ich doch meinen Vater nur zweimal in seinem Leben weinen sehen, einmal, als er fürchtete infolge seiner Krankheit seiner Vaterstadt nicht mehr dienen zu können, das andere Mal, als Bismarck in solch ungnädiger, wollen wir nicht sagen brutaler Weise entlassen wurde." Der gleichen Quelle verdanke ich auch die Mitteilung, daß in der Bayerischen Reichsratskammer 1868 (?) die Absicht hervortrat, gemeinsam mit Württemberg aus dem Zollverein auszutreten. Hiervon hatte v. Stromer bei einem Aufenthalt in München zufällig Kenntnis erhalten. Sofort machte er die Fränkischen Handelskammern und Handelskreise mit dem Erfolge mobil, daß angesichts der einlaufenden Proteste davon abgesehen wurde, die vorzeitig bekanntgewordene Absicht weiter zu verfolgen. Mit Recht hat v. Stromer diese Tat als eine erhebliche Leistung für das Gesamtwohl Deutschlands angesehen.

Als Persönlichkeit war v. Stromer in allen Kreisen der Bevölkerung hoch geschätzt und beliebt. Man kannte auch seine überaus einfache und anspruchslose Lebensführung, wußte, daß der gesprächige, patriarchalisch gesinnte Mann gegen jedermann liebenswürdig und gefällig war und allzu gerne Ratschläge und Weisheitslehren erteilte. Man ehrte ihn auch als einen Mann, der seiner Familie in allen Lebenslagen stets ein fürsorgender, liebevoller Familienvater gewesen ist und seinen Freunden in unwandelbarer Treue verbunden blieb.

Von Natur aus nicht allzu kräftig, fing er schon in den 50er Jahren das Kränkeln an. Gicht und Arterienverkalkung stellten sich frühzeitig ein. Er starb am 11. September 1891 plötzlich und rasch am Herzschlag, als er, auf dem Sofa sitzend, dem Zeiger der Uhr nachsah, da genau vor 24 Jahren seine Amtseinsetzung als Bürgermeister stattgefunden hatte. Auf dem St.-Johannis-Friedhof, in seiner Familiengruft, nahe dem Eingange des Kirchhofes, liegt Freiherr v. Stromer begraben. Die Stadt Nürnberg hat sein Andenken durch Aufstellung

Digitized by Google

einer von Zadow gefertigten Marmorbüste und durch Benennung einer Straße nach seinem Namen geehrt und der Nachwelt überliefert.

Benutzte Quellen und Literatur: Die Verwaltungsberichte der Stadt Nürnberg für die Jahre 1869/1891. Konrad Weiß, Johann Georg von Schuh, Oberbürgermeister von Nürnberg (Zeitschrift für Bayer. Landesgeschichte, 3. Jahrgang). — Georg Freiherr Kreß von Kressenstein: Otto Freiherr Stromer von Reichenbach (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Heft 9, Nürnberg 1892). — Dr. E. Mummenhoff: Die Bürgermeister Nürnbergs (1818—1927), Jahresschau, Nürnberg 1927. — Theodor von Cramer: Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Bayerischen Landesgewerbeanstalt. — Lothar von Faber: Die Zukunft Nürnbergs. Seinen Mitbürgern gewidmet. 1879. — Prof. Dr. Ernst Freiherr Stromer von Reichenbach: Erinnerungen an Anselm und Henriette Feuerbach. Tägliches Unterhaltungsblatt des Fränkischen Kuriers, Nr. 361. 1900. — Einzelne Nummern des Fränkischen Kuriers aus den Jahren 1874 und 1891. Besonders wertvoll waren dem Verfasser Mitteilungen des Professors Dr. Ernst Freiherrn Stromer von Reichenbach, die er mehrfach zu Rate gezogen hat.

Konrad Weiß (Nürnberg).

36. **von und zu der Tann-Rathsamshausen**, Ludwig Freiherr, bayerischer General der Infanterie, 1815—1881.

Der Knabe, der am 18. Juni 1815, dem Tag von Waterloo, zu Darmstadt das Licht der Welt erblickte, gehörte nach Abstammung, Jugendzeit und seiner, das Leben überdauernden, Anhänglichkeit dem schönen Frankenlande an. Zur Zeit seiner Geburt weilte seine Mutter nur als Gast bei ihrem Vater, dem hochbejahrten hessischen Regierungspräsidenten, Freiherrn v. Rathsamshausen. Am Nordabhang der tannendunklen Rhön stand Ludwigs Elternhaus, das uralte Bergschloß derer „zur Tann".

1160 wird dieser Geschlechtsname erstmals erwähnt. Die Familie gab dem wehrhaften Adel der Rhön viele Ritterschaftshauptleute, dem Johanniterorden einen Großprior und dem Bistum Speier einen Fürstbischof. Als Martin Luther auf der Wartburg ein verschwiegenes Asyl vor der Übermacht seiner Feinde fand, trat ein Eberhard von der Tann dem Reformator besonders nahe und blieb ihm auch für die Folge Anhänger und verlässige Stütze. Der Vater unseres späteren Feldherrn lebte, wie die Mehrzahl seiner Vorfahren, als Ritterschaftshauptmann des Kantons Rhön-Werra nach längerer

Digitized by Google

Beamtentätigkeit in hanauischen und fürstlich primatischen Diensten ein zurückgezogenes, aber wissenschaftlich stark beschäftigtes Leben. Nur kurze Zeit hatte er sich als Adjutant eines, von fränkischen Adeligen errichteten, freiwilligen Jägerbataillons an der Erhebung des großen Vaterlandes gegen den korsischen Unterdrücker mit der Waffe in der Hand beteiligt. Erst in den Jahren 1830—1848 trat Heinrich von der Tann in die Öffentlichkeit zurück. Als Abgeordneter des fränkischen Adels gehörte er nun dem bayerischen Landtag an und trat hierbei in ein immer enger werdendes Vertrauensverhältnis zu dem, gleich ihm großdeutsch fühlenden, König Ludwig I. Früher schon hatte sein jüngerer Bruder Friedrich einen engeren Anschluß an den neuen Heimatstaat der von der Tanns geknüpft und als Stabsoffizier in bayerischen Diensten an den Feldzügen in Rußland und Frankreich teilgenommen. Beide Brüder hatten ein dauerndes Lebensglück in der Verbindung mit zwei Schwestern, Sophie und Auguste von Rathsamshausen, gefunden.

Auch Ludwigs Mutter, Sophie, entstammte somit altem, oft bewährtem Schwertadel. Am Eingang des elsässischen Klingentales lagen die Stammschlösser Stein und Rathsamshausen des im Wasigen hochangesehenen Geschlechts. Da beide Schwestern die letzten Trägerinnen ihres Familiennamens waren, gestattete später 1868 König Ludwig II. seinem bewährten General, den Namen Rathsamshausen seinem Erbnamen anzufügen.

Nicht ohne einschneidende Bedeutung sollten Lage und Tradition seiner beiderseitigen Stammsitze auf die schon vom Vater eifrigst gepflegte großdeutsche Gesinnung des kräftig und hoffnungsvoll heranwachsenden Jünglings werden. Denn wie seine väterliche Stammburg durch das Werratal hinaus ins größere Deutschland sah, zog das Wort „Rathsamshausen" immer wieder den Blick des reifenden Mannes in die schöne, allzulang schon dem Reiche entfremdete Westmark zwischen Wasgau und Rhein hinüber. So war es auch Gefühlserbgut, daß er wie ein Paladin des Zweiten Reiches auch einer der eifrigsten Pioniere zur Wiedergewinnung des späteren Reichslandes wurde.

Mars, der Kriegsgott, hatte am Siegestag von Waterloo an der Wiege des jungen Erdenbürgers gestanden, und frühzeitig neigte sich das Denken des auf die Namen seines Großvaters Ludwig, Samson und den des eisernen Herzogs Wellington, Artur, getauften jugendlichen Freiherrn zum Kriegshandwerk hin. Nach dem Besuch der Münchner Pagerie trat er am 1. August 1833, eben achtzehnjährig

Digitized by Google

geworden, in das in Bayerns Hauptstadt liegende 1. Feldartillerieregiment als Junker ein. Der Umstand, daß sich gerade von diesem Truppenteil unverhältnismäßig viele jüngere Offiziere freiwillig zur Verwendung bei der, durchaus nach bayerischem Muster organisierten jungen griechischen Armee gemeldet hatten, verhalf dem Fähnrich von der Tann zu einem, für jene Zeiten unverhältnismäßig raschen Fortkommen in den unteren Dienstgraden. Schon am 26. Oktober seines Eintrittsjahres Unterleutnant geworden, stieg Ludwig 1840 zum Oberleutnant im Generalstab auf, um ein Jahr später den Hauptmannsrang in dieser Vorzugsverwendung zu erreichen. Eine geborene Führernatur, stand der junge Franke bald, ebenso wie in der Pagerie, beim Regiment und Generalstab an der Spitze seiner gleichaltrigen Kameraden. Er tat es ihnen zuvor auf dem Gebiet turnerischer und sportlicher Betätigung wie in der Beschäftigung mit fachwissenschaftlichen, militärischen Fragen. Vor allem auf das Gebiet der Kriegsgeschichte hatte sich der junge Offizier frühzeitig und mit Erfolg verlegt. Unterstützt wurde er hierbei durch ein ganz außerordentliches Gedächtnis. Zwei Männer sollten in von der Tanns Jugendjahren für seinen späteren Werdegang von besonderer Bedeutung werden. Es waren dies der erste Professor der Pagerie, Hofkaplan Dr. Johann Georg Müller, ein engerer Landsmann aus Unterfranken, und der damalige Chef des bayerischen Generalstabs, Generalmajor v. Bauer. Beide haben sichtlich charakterbildend auf den vielversprechenden jungen Zögling und Offizier eingewirkt und sind ihm auch weiterhin Freunde fürs Leben und dankbar verehrte Gönner geblieben. Die vorbildliche Kameradschaft im 1. Feldartillerieregiment, in das in rascher Folge auch Tanns jüngere Brüder Hugo und Rudolf eingetreten waren, hat dem späteren General jenes warme fürsorgliche Fühlen für seine Mitsoldaten geschenkt, das ihm später im Heere so viele anhängliche Gefolgstreue verschaffen sollte. Dienstliche Kommandierungen 1842 zu den Truppen Radetzkys in der Lombardei und zu den preußischen Manövern am Rhein, im folgenden Jahre sogar zu General Bugeaud nach Algerien weiteten den Blick des berufsbegeisterten Offiziers nicht nur in militärischen Dingen. Anstrengende Ritte mit Postpferden führten ihn und die Brüder in jenen fernen Tagen des Reisewagens bei jedem Urlaub in die heimatliche Tann, deren stiller Heimatreiz besonders Ludwigs Gemüt immer wieder in treu gepflegte Bande schlug.

Dem Fürwort des Hofkaplans Dr. Müller sollte der junge, protestantische Offizier im Jahre 1845 seine Kommandierung zum Ad-

Digitized by Google

jutanten des damaligen Kronprinzen Max nach Bamberg, später nach Würzburg zu danken haben. Dieses dienstliche Verhältnis zum Erben der bayerischen Krone erstarkte bald zu hingebender, beiderseitiger Freundestreue. Sie sollte das kurze Leben Max II. erhellen und überdauern. Schon drei Jahre später führte der überraschende Thronverzicht König Ludwigs I. beide Freunde nach Bayerns Hauptstadt zurück. Hier durfte im Widerhall der Pariser Februarrevolution der junge Herrscher in seinem Adjutanten in schwieriger Zeit eine unbedingt zuverlässige Stütze finden. Takt und Frische seiner, jeglichen Schmeichelei abholden, männlichen Persönlichkeit sollte hier im Kreise des Münchner und Hohenschwangauer Königshofes ebenso anspornend und erzieherisch auf alles sittlich Wertvolle wirken wie bald darauf auf die ungeschulte begeisterte Jugend der Schleswig-Holstein-Kämpfer und zwei Jahrzehnte später auf das I. bayerische Armeekorps im großen Kriege der deutschen Einung.

Den Beweis, daß von der Tann Hofmann sein konnte, ohne zum Höfling herabzusinken, hat er während der drei Jahre der schleswig-holsteinischen Erhebung mehrfach erbracht. Über seinem persönlichen Fortkommen standen ihm eben die segensreichen Sterne des Pflichtgefühls gegenüber Volk und Nation. Denn während der drei Kriegsjahre zog ihn seine Tat heischende Soldatenart, sein opferbereites Fühlen für das damals im Ausklang der Metternichzeit gerade in seinen Kreisen vielfach verabscheute, größere deutsche Vaterland, immer wieder in den Bann jenes verzweifelten Ringens der Befreiung eines wertvollen deutschen Bruderstammes aus den Krallen des, Macht vor Recht setzenden, Dänenstaates. Nicht minder aber ehrt es den jungen bayerischen König, daß er in unruhevollen Aufruhrzeiten im eigenen Lande wiederholt dem erprobten Freund und bewährten Berater der inneren Stimme seines großdeutschen Pflichtgefühls Folge leisten ließ.

Bei dem preußischen Befreiungsminister Freiherrn vom Stein und unserm Ludwig Freiherrn zur Tann lag dieses großdeutsche Fühlen gleicherweise tief verankert in unmeßbarer Tiefe der Familienüberlieferung begründet. Der ehedem reichsunmittelbare fränkisch-rheinische Uradel konnte niemals die Rolle vergessen, die seine Ahnen im nächsten Gefolge der Kaiser dereinst im Heiligen Römischen Reiche gespielt hatten. So sahen beide Freiherren das Geschehen ihrer Tage irgendwie als Übergang zur Rückkehr eines mächtigen, einheitlich geleiteten Deutschen Reiches an und wurden halb unbewußt seine Verkünder und Vorarbeiter. Nicht immer leicht

Digitized by Google

zu vereinen waren neben dieser ausgesprochenen Hauptlinie des Fühlens und Hoffens die Bindungen, die Stein an das preußische, von der Tann an das bayerische „Notdach" über den beiderseitigen Familiengütern hefteten. Aus Überlieferung galt es in diesen Kreisen immer noch als erste Pflicht, irgendeiner der vielen, oft bedrohten, deutschen Grenzmarken zu Hilfe zu springen. Sie wirkte auch hier bei Ludwig von der Tann. Droben an der Wasserkante wollte der Däne ein mannhaftes deutsches Grenzvolk unter sein Joch beugen. Dieser Gedanke genügte, um den jungen bayerischen Stabsoffizier zur Waffenhilfe aufzurufen. Elf Tage nach der Thronbesteigung König Max' II. hatte er am 31. März 1848 seinen Adjutanten zum Major befördert, und schon am 11. April des gleichen Jahres stand dieser mit noch sechs weiteren bayerischen freiwilligen Offizieren an der Spitze der zwei Tage zuvor bei Bau vernichtend geschlagenen Kieler Turner, Hamburger und Magdeburger Freiwilligen. Zwei von diesen vaterlandsbegeisterten Jünglingen sollten die Heimat am Fuß der Alpen nicht wiedersehen.

Droben aber auf dem geängsteten Boden der beiden alten deutschen Herzogtümer begrüßte man dankbar die Handvoll Männer, die von weither gekommen waren, um einen augenblicklich fast wehrlosen Bruderstamm vor der Rache des ergrimmten Eiderdänentums zu retten. Hatte sich doch die schwere Niederlage der Schleswig-Holsteiner bei Bau als die blutige Antwort auf die unorganisierte Begeisterung, die blinde Mißachtung eines stärkeren Feindes erwiesen, die bei den Deutschen in Zeiten nationalen Aufschwungs die Regel zu bilden scheint. So war in des Wortes vollster Bedeutung an jenem unheilvollen 9. April 1848 die Blüte der Jugend des Landes gefallen oder gefangen worden. Mit dem Verlust dieser Männer, die begeisterte Kämpfer, aber auch die gesamten gebildeten Elemente der Herzogtümer, umfaßte, hatte Schleswig-Holstein die Möglichkeit verloren, sich aus eigener Kraft ein tüchtiges Offizierkorps für die kommenden Kriegsjahre zu bilden. Man war fast ausschließlich in diesem wichtigen Punkte auf die Hilfe der deutschen Bruderländer angewiesen, und was sich hier an Offizieren meldete, durchlief im Werte den weiten Abstand von den wenigen vaterländisch begeisterten Berufsoffizieren, wie es die sieben Bayern waren, zum Abenteurer, der früher irgendwann und irgendwo einmal die Schärpe eines der vielen deutschen Kleinstaaten getragen hatte, um, nach mancherlei Zwischenberufen, seine häufig sehr zweifelhaften soldatischen Fähigkeiten dem gefährdeten Brudervolk möglichst teuer zu verkaufen. Einzig die Bayern haben zugunsten

Digitized by Google

ihrer Mannschaften auf ihre Bezüge aus der schleswig-holsteinischen Kriegskasse von vornherein verzichtet. Auch die buntgemischten und noch buntscheckiger gekleideten Freischaren enthielten mancherlei schwierige Elemente. In ihnen standen Männer, die kurz zuvor in den Berliner Straßenkämpfen gegen die gleichen Truppen von den Barrikaden herab gefochten hatten, die nun der König von Preußen auf den Hilferuf der provisorischen Regierung der Herzogtümer sandte. Selbstüberhebung, verbunden mit gänzlichem Mangel an Manneszucht und militärischer Ausbildung, machten anfangs diese Freikorps der Regierung des jungen Staatswesens gegenüber sehr anspruchsvoll und seinen Einwohnern oft sehr unbequem. Bei einer dieser nun den bayerischen Offizieren anvertrauten Freikompanien befand sich beispielsweise unter 97 Mann nur ein einziger militärisch ausgebildeter Mann, der Feldwebel. Er hatte früher bei der preußischen Artillerie gedient. Alles und jedes blieb unter diesen Umständen den neuen Führern überlassen, die in ihren bayerischen Uniformen an die Spitze dieser Scharen traten und natürlich, sobald es zur Gefechtsberührung kam, in ganz außerordentlicher Weise die dänischen Kugeln auf sich lenkten. Ein Zurückziehen dieser Verbände hinter die Front zur Festigung ihrer Ausbildung verbot der Mannschaftsmangel; mit Exerzieren war bei dem ständigen Vorpostendienst in vorderster Linie wenig zu bezwecken. Aber von der Tanns Führergeist fand das Mittel, trotzdem in kurzer Zeit aus diesen schlecht bewaffneten Horden brauchbare und hingebende Soldaten zu machen, dadurch daß er sie sofort vor Angriffsaufgaben stellte und mitten hinein in die Feinde führte. Am 21. April, nur zehn Tage nach seiner Kommandoübernahme, weist von der Tann bei Altenhof einen dänischen Angriff mit einem eigenen Verlust von 19 Toten und 50 Verwundeten, also 8% seiner Stärke, restlos ab. Von diesem Tage ging das Freikorps für seinen neuen Kommandeur durchs Feuer, verstummte das geringschätzige Gerede der preußischen Verbündeten über die „Barrikadenhelden". Die Bayern konnten jetzt sogar zu einer gründlichen Siebung und Ausscheidung der wenigst verlässigen Elemente schreiten, da der Zulauf besserer von Tag zu Tag stieg. Bald ging man zu nächtlichen Einbrüchen in die dänischen Stellungen über. Am 1. Juni warf sich von der Tann in dem einzigartigen Nachtgefecht von Hoptrup mit seinem Korps zwischen die dänische Vorhut und die Hauptkräfte des Nordkorps unter Oberst Juel. Ein voller Erfolg über dreifache Übermacht war der Lohn dieses kühnen Wagens. 1 Bataillon, 4 Eskadrons, 2 Geschütze wurden

Digitized by Google

von der, noch nicht 500 Fußschützen zählenden, kleinen Schar auseinandergesprengt. Sie erbeutete 1 Geschütz, 3 Artilleriefahrzeuge, 18 Pferde und brachte, bei einer eigenen Einbuße von 3 Toten und 27 Verwundeten, den Dänen einen Verlust von 105 Mann bei. Noch am gleichen Tage räumte Oberst Juel mit seinem 5000 Mann zählenden Nordkorps panikartig seine Stellung bei Hadersleben und ging auf die jütische Grenze zurück. In den Kämpfen von Altenhof und Hoptrup spricht sich die hinreißende Kraft einer tatkräftigen und militärisch überlegenen Persönlichkeit auf schwachgefügte, aber für ihre Aufgabe begeisterte, Rekrutentruppen aus. Mit einem Schlage war der junge Stabsoffizier eine militärische Hoffnung des, gerade damals so schwer darniederliegenden, großen Vaterlandes geworden. Sein königlicher Freund auf Bayerns Thron brachte dies in der Aufnahme von der Tanns in die Reihe der Max-Joseph-Ritter am besten zum Ausdruck.

Zu von der Tanns tiefstem Leidwesen sollten die weiteren zwei Jahre, die er dem meerumschlungenen Lande geopfert hat, die frohen Hoffnungen seiner groß denkenden Seele nicht erfüllen. Weder als Generalstabsoffizier der im nächsten Jahre nach den Herzogtümern gesandten bayerisch-sächsischen Hilfsdivision, noch weniger an der Seite des unglücklichen letzten Oberkommandierenden der schleswig-holsteinischen Streitkräfte, General Willisen, konnte er im Wirrwarr eines, von deutscher Seite nur lax geführten, Scheinkriegs Besonderes leisten. Wohl schlug die bayerische Brigade mit sächsischer und kurhessischer Hilfe am 13. April 1849 alle Versuche der Dänen, die ihnen von den Bayern in der Nacht entrissene, befestigte Düppelstellung zurückzuerobern, ab. Aber im letzten Kriegsjahr sollte die Unglücksschlacht bei Idstedt infolge Versagens Willisens den Krieg endgültig gegen das tapfere, vom Reich im Stiche gelassene schleswig-holsteinische Heer entscheiden. Hatte hier Tann wie immer unter rücksichtslosem Einsatz seiner Person alles getan, um das Schicksal des Tages zu wenden, so kann ihm bei dem schlecht angelegten und verzweifelt durchgeführten Sturmversuch auf die Festung Friedrichstadt am 4. Oktober ein gewisses eigenes Verschulden nicht abgesprochen werden. Der junge Major hatte hier die Angriffskraft immer noch wenig geschulter Kräfte gegenüber starken Festungswerken mit versumpftem Vorgelände erheblich überschätzt. Dieser vergebliche Versuch zehrte die letzten Kräfte einer, schon aus Mangel an äußerer Unterstützung dem deutschfeindlichen Willen der Großmächte gegenüber erliegenden Bewegung nutzlos auf. Am 29. Oktober 1850 berief

Digitized by Google

ein Befehl seines Königs den Freund in die engere Heimat zurück. Hinter sich ließ er trotz des letzten Fehlschlags die dankbare Anhänglichkeit eines biederen und tapferen Volkes, das den Namen von der Tann und seiner uneigennützigen, bayerischen Helfer niemals vergessen hat.

Schon während des Jahres 1846 hatte Ludwig von der Tann gelegentlich eines längeren dienstlichen Aufenthaltes in Berlin seine spätere Gemahlin, die damals 16jährige Gräfin von Voß, eine Mecklenburgerin, kennengelernt. Die briefliche Verbindung zwischen den beiden füreinander bestimmten jungen Menschen ist dann nicht mehr abgerissen. Aber erst am 4. Mai 1852 fand zu Giewitz die Vermählung mit der seit langem Geliebten statt und am 4. Oktober stand der junge Oberst an der Wiege seines einzigen Sohnes. König Max übernahm gerne die Patenschaft bei dem Erstling seines Freundes. Vier Töchter haben in der Folge zwischen 1856 und 1869 dies innerlich reiche, auf vollendete Harmonie zwischen beiden Gatten begründete, Eheband verschönt.

Wenn frühzeitig doch ein Schatten auf dies Glück fiel, so lag er in der immer mehr steigenden Entfremdung, die zwischen den Jahren 1859 und 1866 den deutschen Süden gegen das von Bismarcks Führerhand geleitete zur deutschen Vormacht aufstrebende Preußen einnahm. Die Mannentreue zu seinem gütigen König und Freund stand bei dem 1855 im Alter von nur 40 Jahren zum Generalmajor Aufgestiegenen bald im schwersten Gegensatz zu seinen großdeutschen Neigungen, die ihn frühzeitiger wie andere Preußens alleinige Befähigung zur Errichtung des immer notwendiger empfundenen deutschen Nationalstaats erkennen ließen. Die harte Pflicht der beschworenen Fahnentreue wies ihm aber trotz der mißbilligten Politik der heimatlichen Staatslenkung noch für mehr denn ein Jahrzehnt einen andern, für von der Tann unsäglich bitteren Weg. Auch seine militärische Einschätzung der damaligen deutschen Machtgruppen ließ den General eine preußenfeindliche Politik als aussichtslos und gefährlich empfinden. Nicht anders sah der zum Generalissimus der süddeutschen Streitkräfte in bestimmte Aussicht genommene Onkel des bayerischen Königs diese Lage an. Es war deshalb ein Zug schicksalsschwerer Verkettung, daß gerade die beiden Männer, die allein und frühzeitig die ausgesprochene Überlegenheit des norddeutschen Volksheeres erkannt haben, berufen waren, das tapfere, aber in vielen Hinsichten heillos zurückgebliebene Bayernheer in den Bruderkrieg von 1866 zu führen. Der ritterliche, mit den

Digitized by Google

großen Erinnerungen der Befreiungskriege eng verbundene Prinz Karl hatte ebenso wie von der Tann wieder und wieder auf die Schäden einer veralteten, dazu nur noch auf dem Papier die allgemeine Heerespflicht bejahenden Milizorganisation hingewiesen. Der General hatte dies schon im Jahre 1849 getan, wo er in einer Denkschrift an den Landesherrn die Heranbildung eines geschulten Heeres, Einführung eines Hinterladungsgewehrs, Manöver wie in Preußen und andere dringende Maßnahmen zur Schaffung einer, der Bedeutung Bayerns entsprechenden Wehrkraft verlangte. Als der Krieg sich näherte, suchte von der Tann auch die von Prinz Karl befürwortete Ernennung zu dessen Generalstabschef abzulehnen. Er tat dies in der berechtigten Überzeugung, daß seine eigene Stärke weit eher in der Kommandoführung eines großen Heerteils, seiner ersten Division, liege wie in der Eignung zu der durch die voraussichtlich mangelhafte Unterstützung der übrigen süddeutschen Truppen doppelt schwierigen Zentralstellung der Kriegsführung am Main.

Aber einmal auf diesen Posten gestellt, hat von der Tann, obwohl er fast von Anfang an in der Presse des eigenen Landes als „Preußenfreund" verdächtigt wurde, alles getan, um dieser undankbaren Aufgabe gerecht zu werden. In der Hauptentscheidung, bei Kissingen, wo bekanntlich am Spätabend der Enderfolg für die Bayern an einem Haare hing, setzte sich der Generalstabschef ganz besonders ein. Eine Kugel traf ihn am Halse, wurde jedoch durch die Kragenstickerei abgelenkt, so daß er mit einer Prellung davonkam. Und noch im letzten Gefecht des Unglücksfeldzugs hat sich von der Tann an die Spitze der drei bayerischen Panzerreiterregimenter gestellt, um durch den Achtungserfolg bei den Hettstädter Höfen deren frühere schwere Schlappe bei Gersfeld auszuwetzen. In dieser Zeit innerer Zerrissenheit und schwerster Prüfung ist der Einundfünfzigjährige in kürzester Zeit ergraut.

Nicht zum wenigsten hat die dankbare Anerkennung seiner Leistungen durch König Ludwig II. den General davon abgehalten, dem Beispiel des Oberbefehlshabers, Prinz Karl, zu folgen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Hatte ihn doch, allem Geschimpfe zum Trotz, sein oberster Kriegsherr am 27. April 1867 zum Inhaber seines 11. Infanterieregiments ernannt. Dies, obwohl ein Teil der übel beratenen bayerischen Presse selbst den Umstand, daß das Stammschloß derer von der Tann als Kriegsfolge an Preußen gefallen war, dazu benutzt hatte, festzustellen, daß der verdienstvolle bayerische

Digitized by Google

Soldat nun dort beheimatet wäre, wo er „innerlich schon längst hingehört habe"!

Ein tückisches Hals- und Brustleiden, das seit 1860 immer wiederkehrend, ihn gequält hatte, hätte von der Tann hinreichend Anlaß zum Rücktritt gegeben. Aber der General war viel zu sehr Soldat, um den von ihm jetzt bestimmt vorausgesagten Krieg mit dem deutschen Erbfeind daheim verbringen zu können, zu sehr überzeugter Deutscher, um nicht alles daranzusetzen, die wertvollen Kräfte seines engeren Vaterlandes nicht restlos in die Schale der kommenden Entscheidung zu werfen, endlich auch zu sehr an der von dem bayerischen Kriegsminister Freiherrn von Prankh 1867 ab durchgeführten Heeresreform beteiligt, um nicht ihren Erfolg miterleben zu wollen. Mit der Errichtung der beiden bayerischen Korps wurde von der Tann durch das Vertrauen König Ludwigs 1869 an die Spitze des I. Armeekorps gerufen. Nun stand der ritterliche Kämpe von Hoptrup auf einem Posten, den er ganz und voll auszufüllen hoffte, nahe genug der Mannschaft, die begeistert an dem ritterlichen alten Soldaten hing, um ihr beispielgebend voranzuleuchten, hoch genug, um die genialen Pläne des deutschen Kriegslenkers Moltke auf seinem Teil der Schlachtfelder in die Tat umsetzen zu können. In seinem Generalstabschef v. Heinleth besaß der kommandierende General eine Stütze, die seines vollsten Vertrauens würdig war.

Der siegreiche Krieg gegen Napoleon III. und die Französische Republik kann in jeder Hinsicht als der Höhepunkt im arbeitsreichen Leben unseres Feldherrn gelten. Jetzt endlich war er mitberufen, an dem Bau eines waffenstarken Reiches zu wirken und so den Traum seines ganzen bisherigen Lebens zu verwirklichen. Auch die Heimat seines mütterlichen Stammes sollte nach allzu langer Entfremdung dem großen Vaterlande wiedergewonnen werden. Nach der Schlacht von Wörth, wo das I. bayerische Armeekorps entscheidend am Endsieg teilgenommen hatte, besuchte der General das Haus seiner Schwester, die seit 1859 in dem nahen Niederbronn, mit dem dortigen Eisenhüttenbesitzer Baron von Dietrich vermählt, lebte. Zwei Tage zuvor hatte der französische Marschall Mac Mahon noch auf der Flucht unter dem gleichen gastlichen Dach geweilt. Ein längst gefallenes prophetisches Wort von der Tanns sollte sich jetzt erfüllen. Beim Abschied vom Elternhaus hatte er sich der Schwester gegenüber geweigert, sie zu besuchen, „so lange das Elsaß in französischem Besitze sei". Halb im Scherz, halb im Ernst hatte er ihr nachgerufen: „Schwesterchen, ich komme erst zu dir, wenn ich dich wieder

Digitized by Google

erobere!" Viel Zeit, hier zu verweilen, war dem nach Paris Strebenden nicht vergönnt. Schon am 17. August war die Meurthe, tags darauf die Mosel vom I. bayerischen Armeekorps im Verband der Armee des Deutschen Kronprinzen überschritten. Dann führte Moltkes berühmte Rechtsschwenkung die Bayern aus der Gegend von Bar le Duc nach Norden. Über das Schlachtfeld völliger französischer Überrumpelung von Beaumont gewannen die beiden deutschen Südarmeen wieder Fühlung mit Mac Mahon, den sie von der Vereinigung mit Bazaine in Metz abhalten und nach der belgischen Grenze abdrängen sollten. Am 1. September führten diese Bewegungen zur Katastrophe der Streitkräfte Mac Mahons und zur Kapitulation von Sedan. Mit ihr fiel Kaiser Napoleon in deutsche Kriegsgefangenschaft. Durch seine zunächst vorsichtig zurückhaltende, das Eingreifen des Heeres des Kronprinzen von Sachsen auf dem rechten Maasufer erwartende Haltung, dann aber im entscheidenden Augenblick durch flottes In-die-Hand-Nehmen der Übergänge von Bazailles und Fesselung starker französischer Kräfte an diesem Brennpunkt der Schlacht haben von der Tann und sein Korps entscheidend an diesem großen Erfolg mitgewirkt. Die schwierige Frage der Verproviantierung des, auf einer Maasinsel eingeschlossenen, gefangenen feindlichen Heeres wußte Tann durch ein äußerst geschicktes Abkommen mit dem Gouverneur von Mezières zu lösen. Am 22. September traf das I. bayerische Armeekorps in Lonjumau ein, um den Schutz der Einschließungsarmee von Paris gegen Süden zu übernehmen. Damit trat es in den Winterkrieg 1870/71 ein. Er sollte von der Tanns Befähigung zum Heerführer großen Stils einer beträchtlichen zahlenmäßigen und materiellen Überlegenheit gegenüber glänzend erweisen. Sogar Moltke hat, wie er später selbst zugestand, die Kraft des unter Gambettas organisatorischer Leitung sich zu fanatischem Widerstand erhebenden französischen Volkes beträchtlich unterschätzt. Fürs erste fiel die Last ihrer Abwehr fast ausschließlich auf die Schultern unseres Generals. Die Tatsache, daß das begeisterte Massenheer den eisernen Ring um Paris bis zum Eintreffen deutscher Hilfe vor Orleans nicht durchbrechen konnte, dankt Deutschland hauptsächlich der zähvorsichtigen Führung dieses bayerischen Generals und der sich an seinem Vorbild zu begeisterter Opferwilligkeit erziehenden Standhaftigkeit seiner Truppen. Besonders bei Coulmier weist von der Tanns Korps den Angriff vierfach überlegener Massen restlos ab und entzieht sich in meisterhaftem Ausweichen zum Schluß der allseits drohenden Einschließung. In

Digitized by Google

den weiteren Kämpfen bei Villepion, Loigny, der zweiten Schlacht bei Orleans, endlich bei Meung und Beaugency brannte in harter Winterkälte die Infanterie seines Armeekorps auf zwei Drittel ihrer Stärke und die Hälfte ihrer Offiziere aus.

Insgesamt hatte das Korps in 16 Schlachten und Gefechten mehr wie 500 Infanterieoffiziere verloren. Zu Weihnachten 1870 dankte Bayerns König seinem General mit der höchsten bayerischen Auszeichnung, dem Großkreuz des Max-Joseph-Ordens. Endlich, am 3. Januar, vertauschte das Korps seine bisherige Aufgabe mit einem ruhigeren Platz im Ring der Belagerungstruppen vor der in ihrer Widerstandskraft nun langsam erlahmenden französischen Hauptstadt. General von der Tann stand jetzt auf dem Höhepunkt seiner soldatischen Laufbahn und war ein erklärter Liebling seines gesamten Volkes geworden.

Noch zehn Jahre Lebensdauer waren dem General im Frieden vergönnt, Jahre herber Sorge um seinen einzigen Sohn Max, den ihm am 10. April 1876 dann doch eine Lungenlähmung raubte, aber auch Jahre froher Genugtuung über die Erreichung eines großen Zieles. Kaiser und Reich wurden nicht müde, dem Alternden in mannigfachen Ehrungen ihren Dank abzustatten. Aber gesundheitlich fraß der Wurm seines alten Leidens sich tiefer und tiefer in den Leib des Helden von Orleans hinein. Obwohl er viel lieber in der heimischen Tann Erholung gesucht hätte, zwang den General immer wieder seine Hals- und Brusterkrankung, den Süden aufzusuchen. Fern der fränkischen Heimat, im deutschen Südland bei Meran, sollte denn auch die Heldenseele unseres von der Tann ausatmen. Am 26. April 1881 schloß er die Augen für immer. Mit ihm starb, tief betrauert in Bayern wie im ganzen Reiche, einer der makellosesten Charaktere, einer der deutschesten Männer seiner Zeit, der wichtigste und wertvollste Helfer aus mainfränkischem Blute am Bau des neuen Reiches.

Quellen: Der Personalakt v. d. Tanns im Bayerischen Kriegsarchiv; Deutsche Biographie, Bd. 34, Leipzig 1894, Dunker & Humblot; Geschichte des bayerischen Heeres, VII. Bd. München 1931, Schick; Helwig, „Ludwig, Frh. v. d. Tann-Rathsamshausen", Berlin 1882, Mittler; Tanera, „v. d. Tann", Regensburg 1896, Wunderling; Anon., „Denkwürdigkeiten zur Schleswig-holsteinischen Geschichte"; ders., „Generallt. v. Wilissen", beide Stuttgart 1851, Metzler; Frauenholz, „Die Heerführung des Prinzen Karl im Feldzug 1866". München 1928; Darst. d. bayer. Kr.-Arch. Heft 25; Bayer. Gen. Quartm. Stab, „Der Anteil d. k. bayer. Armee am Feldzug 1866." München 1868, Manz; Helwig, „Das I. bayer. Armeekorps im Krieg 1870/71." München 1872, Oldenbourg. Von der Goltz, „Die Operationen d. II. Armee an der Loire", Berlin 1875, Mittler.

Georg Gilardone (München).

Digitized by Google

37. **Urlaub**, Georg Karl, Maler, 1749—1811.

Heimatort der Malerfamilie Urlaub ist das bei Würzburg mainabwärts gelegene Weindorf Thüngersheim a. M. Als Stammvater der Malerlinie findet sich in der Thüngersheimer Pfarrmatrikel ein Michael Urlaub, dessen Geburt um 1565 anzunehmen ist. Auf den 1593 geborenen Sohn Johannes Urlaub, der als scabinus aufgeführt wird, geht die Malerlinie zurück. In dessen 1621 geborenem Sohne Agidius (Gilg) Urlaub treffen wir urkundlich auf den ersten Maler Urlaub. Dieser Agidius wird als scabinus, Ratsverwandter (= Gemeinderat) und Maler bezeichnet, scheint aber über die Bedeutung des Ortsmalers nicht hinausgekommen zu sein. Erst aus der zweiten Ehe des 64jährigen Agidius geht 1685 Georg Sebastian Urlaub hervor, mit dem noch halb im Schatten des Dreißigjährigen Krieges die lange Reihe der Kunstmaler Urlaub beginnt, um erst 1914 an der Schwelle des Weltkrieges auszusterben.

Georg Sebastian Urlaub (1685—1763), der erste Kunstmaler und damit der eigentliche Malerahn Urlaub, ist uns heute noch in Ober-, Mittel- und Unterfranken in verschiedenen Kirchen mit seinen Werken erhalten. In seinem Sohne Georg Anton Urlaub (1713 bis 1759) sehen wir bereits den bedeutendsten Vertreter der ganzen Künstlerfamilie. Die Heimat wird ihm zu eng; er studiert an der Akademie in Wien, kommt nach mehrjähriger Tätigkeit an der Würzburger Residenz an die Accademia Clementina in Bologna und wird schließlich in Venedig Schüler Giovanni Battista Tiepolos (1696 bis 1770), mit dem er wieder in seine fränkische Heimat zurückkommt.

Georg Antons Bruder Georg Christian Urlaub (1718 bis 1766) pflanzt die Malerlinie fort. Nach dem Besuch der Wiener Akademie macht er sich zunächst in Kitzingen a. M. seßhaft. Um 1746/47 übersiedelt er nach Ansbach, wo er Hofmaler wird und über zehn Jahre lebt, um dann seinen Wohnsitz nach Würzburg zu verlegen.

In Ansbach wird ihm am 3. Oktober 1749 ein Sohn geboren, Georg Karl Urlaub (1749—1811), neben dem Tiepolo-Schüler und neben seinem am 31. Dezember 1744 zu Kitzingen geborenen Bruder Georg Anton Abraham Urlaub (1744—1788), als dessen Geburtsort fälschlich immer Bamberg genannt wird, der be-

Digitized by Google

deutendste Urlaub, durch seine Vielseitigkeit und Produktivität vielleicht der volkstümlichste. Er ist es, der auf der Höhe seiner Kunst in das 19. Jahrhundert hineinragt, da er künstlerisch in der interessanten Übergangszeit aus dem Rokoko in den Klassizismus als Vertreter des sog. empfindsamen Klassizismus stark hervortritt. Außerdem ist es nach vielen Mühen gelungen, gerade in sein Leben und das seiner Familie einigermaßen Einblick zu gewinnen und mit immer wieder nachgeschriebenen biographischen Unrichtigkeiten aufzuräumen.

Das Knäblein wurde am 3. Oktober 1749 zu Ansbach in der evangelisch-lutherischen Stadtpfarrei St. Johannis getauft, und zwar auf die Namen Georg Karl Samuel. Taufpaten waren Karl Cramer, Assessor des Kaiserl. Landgerichts in Ansbach, und Georg Samuel Esenbeck, Hof- und Stiftsprediger. Von Ansbach an ist es für die genealogische Erforschung der Malerlinie nötig, neben den katholischen auch die evangelischen Pfarrmatrikeln zu Rate zu ziehen.

Über die Ansbacher Tätigkeit des Vaters als Hofmaler wissen wir gar nichts. Nur aus Eintragungen im Stadtarchiv Kitzingen und in der eben erwähnten Ansbacher Pfarrmatrikel, die uns die Geburt von vier weiteren Kindern in Ansbach und den Tod der ersten Frau berichtet, können wir die Dauer des Aufenthaltes in Ansbach ziemlich genau feststellen. Am 6. Dezember 1756 wird die Mutter des kleinen Georg Karl, eine geborene Elisabeth Schädel, im Alter von 41 Jahren in der alten Markgrafenstadt ins Grab gesenkt. Bereits im Jahre 1757 wird der Witwer Georg Christian in Würzburg als Bürger aufgenommen. Man kann verschiedenerlei Vermutungen über die Gründe der Übersiedelung nach Würzburg anstellen. War es nur der Tod der Frau und Mutter, der in das größere Würzburg trieb, wo bessere Bildungsmöglichkeiten für die Kinder bestanden und wo auch der gute Klang des Namens der Kunstmaler aus der Familie Aussichten auf besseres Fortkommen gab, oder war der Anlaß in dem im Jahre 1757 erfolgten Regierungswechsel in Ansbach zu erblicken, wo Karl Alexander, der letzte Ansbacher Markgraf, zur Regierung kam?

Georg Karl siedelt also mit acht Jahren mit seinem Vater und seinen Geschwistern nach Würzburg über. 1766 verliert er innerhalb von ein paar Tagen den Vater und die Stiefmutter und steht mit 17 Jahren mit seinen Geschwistern verwaist in der Welt. Über die künstlerische Ausbildung von Georg Karl Urlaub berichtet uns keine Urkunde und kein Archiv. Es lassen sich keinerlei Anzeichen nach-

Digitized by Google

weisen, daß er eine Kunstakademie, z. B. in Wien, besucht hat. Man darf annehmen, daß der Knabe durch des Vaters Tätigkeit zur Malerei angeregt worden ist; er ist durch Zuschauen, schließlich durch Mithelfen in die Malkunst hineingewachsen, mit ihr vertraut geworden. Und in Würzburg war dazu durch die Künstlerverwandtschaft reiche Anregung.

Einen positiven und interessanten Hinweis auf die Lehrer unseres Künstlers finden wir in „Kunstfleiß und Gewerbefleiß. In einigen einfachen, wahrheitstreuen Lebensbildern geschildert von Ludwig Bechstein. Leipzig 1860 bei Otto Wigand", wo uns der 1751 zu Erlangen geborene, später in Schweinfurt ansässige Kunstmaler Konrad Geiger, den Urlaub 1779 in Schweinfurt porträtiert hat, Mitteilungen über sein Zusammentreffen mit Georg Karl Urlaub macht. Aus diesen Mitteilungen ist zu entnehmen, daß Geiger sich mit Urlaub um 1767/68 in Würzburg befreundet hat. Das war also bald nach dem Tode der Eltern Georg Karls. Doch lassen wir Geiger weiter erzählen (S. 26): „Im Sommer des Jahres 1779 besuchte mich (in Schweinfurt. D. Verf.) ein alter Freund, der Porträtmaler Carl Urlaub aus Würzburg. . . . Auch er war Porträtmaler und malte, als ich ihn zu Würzburg kennenlernte, ein gelungenes Brustbild des Propstes Schreiber im Kloster zu Heidingsfeld nahe bei Würzburg. Carl Urlaub hatte in seiner Kunst gute Fortschritte gemacht. Sein Besuch und die Erneuung alter Bekanntschaft war mir sehr willkommen, und Urlaub ließ sich bereden, zu mir zu ziehen und einige Monate in Schweinfurt bei mir zu verweilen. Wir malten fleißig miteinander und ich sah ihm seine neue und gefällige Manier in der Porträtierkunst ab. Seine Bilder fielen stark ins Helle und Bunte. Er war Schüler seines Oheims (des Tiepolo-Schülers Georg Anton Urlaub (1713—1759). D. Verf.), wie des Herrn Schleyer, deren Manier noch von dem Hofmaler Desmarées zu München, und dessen Schüler Schleyer gewesen. . . . Carl Urlaub erhielt einen Ruf an den gräflichen Hof nach Wertheim am Main, und auch ich entschloß mich zu einer neuen Kunstreise, deren Antritt im September des Jahres 1779 erfolgte."

Zu diesen Lehrern wäre zu bemerken, daß Georg Anton Urlaub schon am 20. Februar 1759 zu Würzburg verstorben ist, wo unser Georg Karl doch erst ein paar Monate mehr als neun Jahre alt war. Ob mit diesem Oheim der als Maler noch völlig unbekannte Bruder von Georg Anton, nämlich Johann Georg Urlaub, ebenfalls Schüler der Wiener Akademie, gemeint sein soll, möchte ich dahingestellt sein

Digitized by Google

lassen; ich glaube eher, daß Geiger hier den Tiepolo-Schüler mit dessen Neffen Georg Anton Abraham Urlaub verwechselt, was er in denselben Aufzeichnungen auch an anderer Stelle, und zwar auch in bezug auf die Werke, gründlich tut.

Georg Karl hat sicher gerade durch den schon erwähnten, um fast fünf Jahre älteren, außerordentlich begabten und frühreifen, frühvollendeten Bruder Georg Anton Abraham Urlaub Förderung erfahren. Dieser Bruder wird ihm nach dem Tode der Eltern weiter geholfen haben. Doch auch er selbst war ohne Zweifel bald in der Lage, sich sein Brot durch seine Kunst selber zu verdienen. Die Lebensschicksale dieses älteren Bruders habe ich geschildert in „Die fränkische Malerfamilie Urlaub in ihren Beziehungen zu Bamberg". Dieser Aufsatz ist in mehreren Fortsetzungen erschienen im Jahrgang 1930 der „Bamberger Blätter für fränkische Kunst und Geschichte", der Beilage zum „Bamberger Volksblatt".

Wie lange Georg Karl in Würzburg geblieben ist, läßt sich nicht erschließen. Von Würzburg muß er in die Frankfurter Gegend gekommen sein. Dies kann man vor allem daraus schließen, weil seine Frau eine Frankfurterin gewesen ist. In verschiedenen Archiven und Matrikeln habe ich sie angetroffen, wo sie als geborene Marie Sibylle Krummin oder Krumin (also Krum) aus Frankfurt a. M. erwähnt wird. Dem Stadtarchiv Frankfurt a. M. ist es nach vieler Mühe gelungen, in den dort verwahrten Akten und Kirchenbüchern festzustellen, daß Maria Sibylla Krum als Tochter des Konstablers Johann Georg Krum und dessen Ehefrau Katharina Margarete, geb. Schurer, am 3. Okt. 1756 zu Frankfurt a. M. evangelisch-lutherisch getauft worden ist. Ihr Gatte hat sie uns übrigens im Bilde festgehalten, das sich seit 1919 (anonymes Geschenk) in der Gemäldegalerie des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin (Kat.-Nr. 1850) befindet. Und zwar ist sie auf dem Selbstbildnis des Künstlers mitverewigt. Das Gemälde ist nicht signiert, aber die Ähnlichkeit mit einem signierten Selbstporträt des Künstlers aus dem Jahre 1789 in Privatbesitz und mit einem späteren auch nicht signierten in meinem Besitze ist so unverkennbar, daß ein Zweifel über die Persönlichkeitsidentität nicht bestehen kann. Und wer sollte die an der Seite des sitzenden Künstlers stehende Dame mit Palette und Pinseln in der linken Hand anders sein als seine Frau? Sie repräsentiert sich äußerst sympathisch, der Künstler selbst zeigt sich uns, wie auch auf den andern Selbstporträts, ungemein stattlich, vornehm und selbstbewußt, man möchte fast sagen weltmännisch. Georg Karl dürfte auf

Digitized by Google

dem Gemälde im Lebensalter der Mitte der Zwanzig porträtiert sein*).

Wann und wo die Ehe geschlossen worden ist, steht nicht fest. Aus verschiedenen Quellen kann man entnehmen, daß der Künstler ungefähr 23 Jahre in Hanau seßhaft gewesen ist. In Hanau selbst läßt sich nicht sonderlich viel über seinen Aufenthalt nachweisen. Dagegen berichtet uns die Taufmatrikel der evangelischen Johanneskirche in Hanau, daß dem Künstler dort sechs Kinder geboren worden sind. Das erste in Hanau eingetragene Kind, Katharina Margarete Urlaub, kommt am 29. Juli 1783 zur Welt. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß ich aus dem Nachlaß von Georg von Urlaub (1844 bis 1914), dem Urenkel Georg Karls, einen Stammbaum besitze, in dem vor den in Hanau geborenen Kindern schon drei andere Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, aufgenommen sind, bei denen allerdings der Geburtsort fehlt. Am interessantesten ist für unsere Betrachtungen hiervon das älteste Kind, ein Karl Urlaub, über den uns dieser Stammbaum zu berichten weiß, daß er 1774—1836 gelebt, Maler, Graveur und Zeichner gewesen und gegen 1830 nach St. Petersburg gekommen sei, wo er unverheiratet gestorben. Zeitlich wären die Geburten dieser drei Kinder durchaus möglich; demnach hätte Georg Karl mit 24 Jahren geheiratet, was auch mit dem Alter auf dem Berliner Selbstbildnis in Einklang zu bringen wäre. Diese drei Kinder sind in Hanau, wo sich auch über die Eheschließung der Eltern nichts findet, nicht eingetragen, aber auch nicht in Frankfurt a. M., wo sich über Georg Karl Urlaub archivalisch gar nichts hat nachweisen lassen. Auch in Würzburg war er in den Pfarrmatrikeln nicht zu finden, was ja erklärlich ist, da er evangelisch war und ebenso seine Kinder.

Der angeführte noch fragliche Sohn Karl war übrigens später vielleicht der Veranlasser, daß sein Hanauer Bruder August Urlaub gegen Ende seines Lebens mit seinen Söhnen von Aschaffenburg nach St. Petersburg übergesiedelt ist.

Während seiner Hanauer Zeit führt der Künstler ein unstetes Leben und kommt viel in den Landen herum. Er war ungemein fleißig

*) Es sei auch noch kurz ein Selbstbildnis des Künstlers erwähnt, auf das ich vor mehreren Jahren durch den Münchener Kunsthandel hingewiesen worden bin. Das Bild ist signiert mit 1779. Es stellt den Künstler in seinem Atelier an der Staffelei sitzend dar und ist kulturhistorisch ungemein interessant für die Einrichtung und Aufmachung eines Malerateliers der Rokokozeit.

Digitized by Google

und sehr vielseitig. Neben Porträt- und Geschichtsmalerei widmete er sich hauptsächlich der Genremalerei. Seine Interieurs sind in ihrer sprechenden, lebendigen Frische vielfach meisterhafte Kabinettstücke, die sich vor allem durch ihre feine Tektonik auszeichnen. In den neunziger Jahren sind eine Reihe von Gefechtsbildern entstanden, die in ihrer Unmittelbarkeit und Einfachheit ungemein packend und lebensvoll wirken. Werke des Künstlers sind uns heute noch in ziemlicher Zahl in Privat- und Musealbesitz erhalten. Es seien nur erwähnt: Würzburg (Luitpoldmuseum und Residenz), Frankfurt a. M. (Städelsches Institut und Städt. Histor. Museum), Kassel, Mainz, Koblenz, Berlin, München (Bayer. Nationalmuseum), Darmstadt (Landesmuseum).

Georg Karl hat sich in schweren Zeiten recht und schlecht durchs Leben schlagen müssen, um seiner Familie Brot zu schaffen. Mit Glücksgütern war er nicht gesegnet. In seinen fünfziger Jahren trifft ihn ein für seinen Beruf besonders hartes Schicksal. 1803 erblindet er*).

An die Verwaltung des Würzburger Juliusspitals richtete der Künstler nach dreijähriger Dauer seiner Erblindung ein Gesuch, ihm, dem unglücklichen 57jährigen Künstler als einem Bürgerssohne der Stadt Würzburg, eine gnädige Teilnahme an dieser milden Stiftung um so weniger versagen zu wollen als er durch den plötzlichen Mangel seines Gesichtes außerstande sei, seinen ferneren Unterhalt zu gewinnen.

Die Pastoren der französischen und deutschen reformierten Gemeinde in Hanau unterstützten durch eine Eingabe vom 22. Januar 1806 (diese Jahreszahl 1806 allein ist ein Fingerzeig für die Not der Kunst und Wissenschaft in diesen Jahren, so wie es unsere Zeit nach dem Weltkriege in hundert Jahren leider auch einmal sein wird!) dieses Gesuch Georg Karls wärmstens: Während seines dortigen Aufenthaltes habe Urlaub sich und seine Familie auf eine anständige Art zu ernähren gesucht, ein unbescholtener Lebenswandel, verbunden mit seinem Talente, hätten ihm Achtung und ehrliches Einkommen gesichert. Plötzlich entstandene Blindheit habe ihn seit

*) In diesem Zusammenhange seien zwei leider nicht mehr vorhandene, aber im Verzeichnis der Akten der Zeichenakademie Hanau aufgezählte Aktenstücke erwähnt, von denen das zweite in die Zeit nach der Erblindung gehört: 1. Das Schutzfreiheitsgesuch des Malers Urlaub und dessen Beitrag zur Akademiekasse, 1782—1786; 2. Die Unterstützung des Kunstmalers Urlaub dahier aus der Akademiekasse und die von dessen Sohn (August D. Verf.) erbetene Erlaubnis zur Unterrichtserteilung im Zeichnen, 1804—1805.

Digitized by Google

drei Jahren in Armut und Elend gestürzt und die tätige Unterstützung wohlwollender Menschenfreunde sei nicht hinreichend gewesen, ihn vor Verzweiflung zu schützen. Anhänglichkeit an den Ort, an dem er seine erste Bildung erhalten, hätte in dem Unglücklichen den Wunsch erweckt, an der wohltätigen Unterstützung des Juliusspitals, dieses erhabenen Instituts, das so vielen Bedrängten schon eine sichere Zuflucht gewährt, teilnehmen zu können.

Das Bittgesuch fand Erhörung; Georg Karl Urlaub wurde am 6. Februar 1806 als Pfründner in das Juliusspital aufgenommen, wo er aber am 3. Juni 1806, anscheinend auf eigenen Wunsch, schon wieder ausgetreten ist. Die immer wieder nachgeschriebene Behauptung, unser Maler sei bis an sein Lebensende im Juliusspital gewesen und 1809 in Würzburg gestorben, ist auf Grund meiner eingehenden Nachforschungen als falsch zu bezeichnen. Nach den Akten des Juliusspitals hat der Künstler nur vier Monate im Spital geweilt, die sich genau nachweisen lassen. Über den Tod ist dort nichts aufgezeichnet. Ebenso falsch ist die vielfach zu lesende Behauptung, Georg Karl sei 1809 in Marburg a. d. Lahn gestorben. Er mag in Marburg gelegentlich gearbeitet haben, gestorben ist er nicht dort. Archivalisch ist er in dieser Stadt überhaupt nicht nachzuweisen. Es ist mir aber gelungen, in den Akten des Hessischen Polizeiamtes Darmstadt den Tod Georg Karls festzustellen und zwar ist er nach diesen am 26. Oktober 1811 zu Darmstadt gestorben. Seine Frau ist ebenda am 23. Mai 1814 im Alter von 57 Jahren, 7 Monaten, 20 Tagen verstorben und am 25. Mai begraben worden. Da diese Aufzeichnungen so klar abgefaßt sind, erscheint ein Irrtum unmöglich. Zudem werden um die gleiche Zeit noch weitere Mitglieder der Familie des Künstlers in den Darmstädter Polizeiakten nachgewiesen, was die Richtigkeit dieser Aufzeichnungen nur noch erhärtet. Ferner habe ich in einer anderen Quelle einen Hinweis gefunden, daß in „Scharolds Materialien" (handschriftlich in der Würzburger Universitätsbibliothek) auch eine Andeutung zu lesen sei, daß der blinde Maler seine letzten Lebensjahre in Darmstadt verbracht habe.

Georg Karl scheint unmittelbar von Würzburg aus nach Darmstadt gezogen zu sein. Es ist anzunehmen, daß er und seine Frau von ihren Kindern, vor allem von ihrem Sohne August, unterstützt worden sind.

Über die Darmstädter Tätigkeit dieses am 26. Oktober 1784 zu Hanau in der Neustadt geborenen Sohnes Jeremias August Urlaub

Digitized by Google

(1784—1837) berichtet uns das „Darmstädter Frage- und Anzeigenblatt" vom 18. Januar 1808, wo unter „Vermischte Nachrichten" zu lesen ist: „Unterzeichneter macht hiermit bekannt, daß er Unterricht im Zeichnen gibt, Portraits in Oel malet und bei Herrn Hofschreiner Schweins in der neuen Stadtanlage wohnet. August Urlaub, Maler." Die hier angegebene Wohnung wird auch zugleich die des erblindeten Vaters Georg Karl Urlaub gewesen sein.

August Urlaub verehelichte sich am 8. November 1809 in Darmstadt mit Henriette Elisabeth Müller, der ältesten Tochter des verstorbenen Regierungsadvokaten Wilhelm Sigismund Müller in München. 1810 finden wir ihn bereits in Aschaffenburg ansässig, wo er bis fast an sein Lebensende, bis zu seiner St. Petersburger Zeit, sein Brot durch die Malkunst in hartem Ringen verdiente. Um 1834/35 zieht er mit seinen Söhnen nach St. Petersburg, wo er 1837 die Augen für immer schließt.

Sein in Aschaffenburg geborener Sohn Theodor Urlaub (1814 bis 1888) widmete sich in St. Petersburg dem Berufe des Vaters; er war Zeichenlehrer, Porzellan-, Miniaturen- und Ordensmaler und Emailleur. Theodors Sohn Georg Johann Christian von Urlaub (geb. 25. Dezember 1844 in St. Petersburg) widmete sich ebenfalls der Malkunst. Er studierte an der Akademie der Künste in St. Petersburg und dann in Berlin und München. Schließlich ließ er sich in München, später in Starnberg nieder. Am 29. Juli 1914 starb er zu München. Mit ihm, dessen Ehe, die er 1883 in München mit Klara Frei in Truchseß von Wetzhausen schloß, kinderlos blieb, starben die Maler Urlaub aus.

Abkömmlinge der Malerlinie Urlaub brachten es in Rußland zu angesehenen Stellungen und leben heute noch in großer Zahl. Allerdings wurden auch sie durch die bolschewistische Schreckensherrschaft aus der Bahn geworfen und über unseren ganzen Planeten — nördlicher und südlicher Hemisphäre — zerstreut, um sich in den verschiedensten Berufen durchs Dasein zu schlagen. Ein großer Teil von ihnen zeigt auch heute noch künstlerische Veranlagung und betätigt sich in der Mal- oder Tonkunst.

Michael Urlaub (München).

Digitized by Google

Wagner, Cosima,
die Gemahlin Richard Wagners,
1837—1930.

I.

Unlöslich ist der Name Cosima Wagners verbunden mit dem fränkischen Bayreuth, in dem sie beinahe sechs Jahrzehnte gelebt hat; zuerst an der Seite Richard Wagners, behilflich und entschlossen, sein Lebenswerk zu krönen, dann als „Herrin von Bayreuth" kraftvoll das Begonnene pflegend, um es dem Erben Siegfried zu übergeben, der wenige Monate nach ihr dahingegangen ist. Einst, noch ehe die ersten Festspiele erkämpft waren, wünschte sie, vereint mit dem Meister zu sterben, dem sie sich zutiefst verbunden wußte. Diese Sehnsucht ging nicht in Erfüllung. Mehr als die Hälfte ihres Lebens verbrachte sie im Witwenstande. Nachdem die Festspiele gesichert waren, zog sie sich in die Stille des Hauses Wahnfried zurück. Das hohe Alter nahm ihr die Möglichkeit, nach außen tätig zu bleiben. Aber sie wirkte bis zuletzt durch ihr Dasein, als Ziel der Sorge und Treue, als lebendiger Hort einer Welt von Erinnerungen, die nicht mit ihr ins Grab sanken, sondern zum wesentlichen Teil gemeinsam deutsche Erinnerungen geworden sind, welche liebevoll bewahrt in Wort und Schrift an die künftigen Geschlechterkommen.

Frau Cosima Wagner, geboren am Weihnachtsfeste 1837 in Bellagio am Comersee, war eine Tochter Franz Liszts (1811—1886), aus der Verbindung mit der Gräfin d'Agoult. Dem Mißtrauen, das man gegen Kinder bedeutender Eltern zu hegen pflegt, widersprach hier einmal wieder die Erfahrung des Lebens. Tiefes Gemüt, reiche Einbildungskraft, beweglicher Geist, diese Eigenschaften, die vom echten Künstler unzertrennlich sind, zeigten sich als Erbgut väterlicher Seite. Den scharfen Verstand, die rasche Auffassung hatte sie wohl der Mutter zu verdanken.

Weil deren arische Abstammung neuerdings in Zweifel gezogen wurde, so müssen wir an ihre Herkunft erinnern. Die Gräfin d'Agoult, geboren 1805, war eine Tochter des in Frankfurt am Main lebenden Grafen von Flavigny, eines verabschiedeten französischen Offiziers. Dieser hatte sich vermählt mit Maria Elisabeth Bußmann, einer achtzehnjährigen Witwe, deren Vater der reiche Bankherr und Kaiserliche Rat Johann Philipp Bethmann gewesen ist. Der Bruder dieser Maria Elisabeth Bußmann, geborenen Bethmann, war Simon Moritz Bethmann, dessen Samm-

Digitized by Google

lung von Gipsabgüssen Goethe gerühmt und für welchen Dannecker seine Ariadne geschaffen hat. Was nun die Bethmannsche Linie betrifft, so blieb sie seit 1416 judenfrei, und erst nach der Geburt der Großmutter Cosima Wagners, der späteren Gräfin Marie de Flavigny, ist die Familie verjudet (nach Prof. Tirala in der Zeitschrift „Die Sonne", 1934, Heft 3). Mithin erlischt die Vermutung jüdischer Herkunft der Frau Cosima. Französischer Einschlag kann uns nicht beirren; denken wir an den Grafen Gobineau und an das, was Ludwig Woltmann über die Germanen in Frankreich vorbrachte.

Auch mit den väterlichen Ahnen Frau Cosimas müssen wir uns befassen. Denn man hat versucht, einem Liszt die deutsche Abstammung zu nehmen, weil er in Raiding bei Eisenstadt geboren sei. Die alte Ostmark des Reiches aber, wo Stein am Anger, Güns, Odenburg, Wieselburg als Ortsnamen grüßen, ist erst im 17. Jahrhundert durch verkehrte Habsburgische Staatskunst an Ungarn gekommen. Als Schulsprache wie als Muttersprache lernte Liszt nur Deutsch und er verstand kein Ungarisch. Aussehen und innere Haltung verraten nordische Rasse. Einzelne Züge, wie der Wandertrieb (der als Zigeunertum ausgelegt wurde) oder die starke Verinnerlichung, die seine Programmusik von der eines Berlioz unterscheidet, mögen schwäbische Einschläge gewesen sein. Es wurde nämlich (in Nr. 3, 1934 der Beilage des Staatsanzeigers, jetzt Regierungsanzeigers für Württemberg) die Vermutung begründet, daß Franz Liszt mit dem Nationalökonomen Friedrich List verwandt sei. Der Urgroßvater Sebastian List, Offizier, starb in Ragendorf bei Odenburg. „List" hätte ungarisch „Lischt" geklungen; daher die abgeänderte Schreibweise (wann das „z" hereinkam, ist noch ungewiß). Liszts Mutter, Maria Anna Lager, war auch keine Ungarin, sondern stammte aus dem niederösterreichischen Krems. Gegen die Tatsachen deutscher Abkunft zeugt in keiner Weise der Umstand, daß sich Liszt selber von und in Ungarn feiern ließ. Eine gewisse Unempfindlichkeit gegen das Völkische wird aus persönlichen Schicksalen und aus den Anschauungen seiner Zeit begreiflich. Im übrigen hat Liszt an Wagner mit Freuden das Deutschbewußtsein anerkannt; er schreibt ihm einmal: „Du hast den Vorzug und das Unglück, ein erzdeutscher Dichter und Komponist zu sein."

Der Lebensweg führte Liszt bald nach Paris, dessen reges Geistesleben damals auch Goethe bewundert hat. Dort fand der jugendliche, vielbeachtete Künstler die Zuneigung der hochbegabten Tochter des Grafen von Flavigny, die seit 1827 mit dem Gra-

Digitized by Google

fen Charles d'Agoult, einem hohen Offizier, wenig glücklich vermählt war. Im Frühjahr 1835 verließ die Gräfin ihr Haus und ihren Gatten und vereinte sich mit Liszt in Basel zu freiem Ehebund; ein Glaubenswechsel, der die Scheidung vom Grafen ermöglicht hätte, kam nicht in Betracht. (Protestantisch getauft, war die Gräfin früh zur katholischen Kirche übergetreten.) Ende des Jahres wurde in Genf das erste Kind, Blandine, geboren. Sie hat 1857 den Pariser Rechtsanwalt Emile Ollivier geheiratet, starb jedoch schon 1862. Als zweites Kind kam, wie anfangs erwähnt, 25. Dezember 1837, in Bellagio Cosima zur Welt, und zwar in der Villa Melzi, die Liszt zum Aufenthalt gemietet hatte; der Taufname galt der Erinnerung an glückliche Tage am herrlichen See. Auf Cosima folgte 1839 in Rom ein Sohn, Daniel, der nur zwanzig Jahre alt geworden ist. Nun aber zeigte eine gegenseitige Entfremdung, daß in der Eltern Wesen das Gemeinsame gleichsam aufgezehrt war. Liszt fühlte sich zu seiner eigenen künstlerischen Sendung berufen, für die ihn die Gräfin ungern freigab. Es kam schließlich (1844) zum Bruch. In ihrem Roman „Nelida" hat die Gräfin, eine gewandte, geistreiche Schriftstellerin (sie schrieb unter dem Decknamen Daniel Stern), 1846 und noch 1866 Liszt, dem sie den Vornamen Guermann (Germane) gab, der Hauptschuld bezichtigt. Der Angegriffene mußte dies bitter empfinden und er ist nicht mehr zu freundlichen Gefühlen zurückgekehrt, auch nicht 1876, als er ihren Tod erfuhr. Am gerechtesten finden wir die Schuldfrage abgewogen bei Peter Raabe (in seinem Werk über Liszt, 1931). Das Gedächtnis der hochbegabten Frau, die den Genius wohl ahnte, ihm aber doch auswich, ehren wir am besten, wenn wir bei Betrachtung ihrer schönen Züge (die Beethovens unsterblicher Geliebter ähneln) daran denken, daß sie Mutter einer der allerbedeutendsten Frauen gewesen ist.

Als sich die Wege der Eltern getrennt hatten, blieb Cosima noch eine Zeitlang in Paris. Dann kam sie (1855) mit ihrer Schwester nach Berlin unter die Obhut der Mutter Hans von Bülows. Dieser leitete ihre musikalischen Studien. Lehrer und Schülerin kamen einander durch die Begeisterung für Richard Wagner bald innerlich nahe. Das Bündnis mit Hans von Bülow, 1857 unter dem Zeichen der Wagnerschen Kunst geschlossen, schien zunächst die Harmonie im Wesen Cosimas fest zu besiegeln. Für ihren Gatten empfand sie herzliche und aufrichtige Zuneigung, glaubte auch an seine schöpferische Sendung. Zugleich lebte sie sich damals eifrig in

Digitized by Google

deutsches Schrifttum ein. So lernte sie auch Friedrich Hebbel schätzen, dessen Maria Magdalena sie 1858 für eine Pariser Revue Germanique ins Französische übersetzte. Ihrem Manne schenkte sie zwei Töchter, 1859 Daniela Senta, die später die Gattin Henry Thodes wurde, und 1863 Blandine, die nachmalige Gräfin Gravina.

Aus dem Kampfe, der damals um die Schöpfungen Richard Wagners geführt wurde, ergaben sich persönliche Beziehungen, zumal ja Hans von Bülow als rührigster, bedeutendster Vorkämpfer mit dem Meister selber in immer engere Verbindung kam. Eine erste, flüchtige Begegnung war es gewesen, als Wagner 1853 in Paris die sechzehnjährige Tochter Liszts kennenlernte. Die Reihe der bedeutsamen Berührungen aber eröffnete jener Besuch in Zürich, als die Neuvermählte auf der Hochzeitsreise im Sommer 1857 die Zufluchtsstätte betrat, die dem Meister damals die Familie Wesendonck gewährte. Frau Mathilde, die Herrin des Hauses am grünen Hügel, waltete über der Entstehung des Tristans. „Als das junge Paar kam, war der erste Akt der Dichtung fertig geworden; als sie nach Wochen schieden, war die ganze Dichtung vollendet." Im Jahre 1858 traten Hans und Cosima, auch ihre Mutter, die Gräfin d'Agoult, eben zu jenem Zeitpunkte bei Wagner ein, als sich in heftigen Spannungen der schmerzliche Abschied von Zürich vorbereitete. Jene aufregenden Tage, von Cosimas beweglicher und tief bewegter Seele stürmisch erlebt, steigerten ihr Mitgefühl für die Leiden des Meisters. Als er in Venedig am Tristan arbeitete, übernahm sie einen Teil seines Briefwechsels, um schlimme Nachrichten in erträgliche Form zu kleiden. Hans aber schreibt an seinen Meister wie zur Fürsprache, weil er Cosima nicht nach Verdienst geschätzt glaubt, sie sei doch eine von den sehr wenigen, die Wagner verstehen und lieben können. Das nächste Wiedersehen zwischen Cosima von Bülow und Richard Wagner ereignete sich 1861 in Bad Reichenhall, das Cosima ihrer Gesundheit wegen hatte aufsuchen müssen. Beim Abschied von Reichenhall begegnete er einem „fast scheu fragenden Blicke" Cosimas. Ahnte sie die nächsten Leidensjahre des Meisters?

Nach Überwindung vieler Widrigkeiten schuf er, die Aufführung des Tristans im ungewissen lassend, in Biebrich an seinen Meistersingern. Dort leistete ihm — es war Sommer 1862 — das Bülowsche Ehepaar die anregende Gesellschaft, deren sein Geist bedurfte; so hat ihm zum Beispiel, während er einem Maler saß, Cosima vorgelesen. Die Meistersinger prägten sich ihr damals aufs tiefste ein. Dann

Digitized by Google

wurde sie im November 1862 in Leipzig Zeugin jenes beschämenden Konzertes, in dem die Gesellschaft Mendelssohnscher Prägung den größten Sohn der Stadt bei seiner deutschen Wiederkehr ohne Empfang ließ; der Saal war nur mäßig besetzt. So stark wirkte die berüchtigte jüdische Verfemung des Jahres 1860, die Josef Joachim veranlaßt hatte und an der leider auch Brahms beteiligt war. Endlich ist noch aus dem Jahre 1863, als Wagner seine letzten verzweifelten Konzertversuche unternahm, der Gastfreundschaft zu gedenken, die ihm in Berlin das Bülowsche Haus darbot. In jener Zeit der wachsenden Nöte entwickelte sich auch ein reger Briefwechsel mit Cosima, die ihm verständnisvoll behilflich war, Geschäftliches abzunehmen.

Gewiß hat es seinen Reiz, der Vertrautheit nachzugehen, welche Cosima mit dem 24 Jahre älteren Künstler allmählich verbinden mußte. Aber die gegebenen Hinweise sollen nicht andeuten, als habe sich damals schon eine Annäherung zum Wechsel der Ehe vollzogen. Mochte auch später dem neuen Glück alles, was sich früher anbahnte, in besonderem Licht erscheinen, lange blieb doch das Schicksal, das sie führte, unerkannt; Klarheit hierüber gewannen sie erst nach der Lebenswende des Frühjahrs 1864, als König Ludwig den Verlassenen zu sich rief. Wie wenig noch der Meister anfangs in München selber daran dachte, den Frieden Cosimas zu stören, geht aus den Briefen an Mathilde Maier hervor; 1862 begonnen, schwingen sie sich im Juni 1864 zur Bitte auf, die neue Freundin möge zu ihm nach Starnberg kommen. Als dann nach ihrer Absage das Bülowsche Paar eintraf, da erst entschied sich der Weg der Zukunft. Für Cosima waren Wagners Leiden ihre Leiden, seine Kämpfe ihre Kämpfe geworden. An seine Seite gerissen, hatte sie nun den heftigen Zwiespalt auszutragen zwischen der Stimme von Ehe und Ehre und dem Rufe des Schicksals, das ihr eine neue, die eigentliche Bestimmung zuwies. Wäre die aufkeimende Zuneigung aus der Unrast wechselnder Wünsche herausgewachsen, so hätte diese Frau, die zart und rein empfand und schwierigste Verhältnisse zu meistern wußte, den Weg der Entsagung beschritten. Was den Ausschlag für Wagner gab, das war seine Schöpferkraft. Nur in der Umgebung verstehender Liebe konnten seine Werke gedeihen. In Cosima verkörperte sich neben dem König und neben Hans von Bülow das tiefste Verständnis für sein Schaffen, und in ihr verbanden sich damit zugleich Klugheit und Tatkraft, den Meisterwerken Geltung zu erwirken; denn des Königs

Digitized by Google

Maßnahmen wurden durch untätigen Widerstand seiner Beamten so viel und so lang wie möglich hintertrieben.

Es liest sich so hübsch, wie der König Wagner gerettet habe, welches Glück dem Künstler zuteil geworden sei. In Wirklichkeit war seine Stellung von vielen Gefahren umdroht; statt der wirtschaftlichen Schwierigkeiten hatte er andere, nicht weniger empfindliche eingetauscht. Von zwei Seiten wurde der unbequeme Eindringling gehaßt: von einem Teil der Beamtenschaft und von den Jesuiten, die vergeblich versucht hatten, ihn für ihre Zwecke zu gewinnen (man vergleiche die erwähnten Briefe an Mathilde Maier, Seite 201). Der Vorwurf, als habe sich Wagner selber durch politische Einmischung Gegner geschaffen, verkennt den Sachverhalt wie Wagners Charakter. Dr. Otto Strobel, seit 1933 Herausgeber des Bayreuther Festspielführers, hat 1933 im Juliheft der Nationalsozialistischen Monatshefte jene Verhältnisse klargestellt. Weiteres Licht versprechen Wagners Briefe an den König.

Zu den politischen Umtrieben kamen, während die Münchener Bevölkerung als solche sich nicht beirren ließ, die vielen Angriffe auf Wagners Kunst, auch all jene Niedertracht, die sich in Verleumdung ergoß. Man lese bei Glasenapp oder Koch, wie es damals zuging. Auch Julius Knieses Tagebuchblätter (Leipzig, Weicher 1931) enthalten einen empörenden Fall, an dem Moritz von Schwind beteiligt gewesen sein soll. Hält man daneben noch die Bewegtheit des Lebens am Hof, wie es auch in glatteren Zeiten beunruhigt, so hat man das ungefähre Bild der Umwelt, in die sich Wagner gestellt sah. Lebensmut und Lebensfreude zu behalten, mußte er ein Wesen um sich haben, das die Außenwelt, wenn nötig, ganz von ihm fernhielt, das ihm diente und sein Lebensschiff durch alle Klippen der Wirklichkeit steuerte. Cosimas Vorsicht oder Gewandtheit leistete das Menschenmögliche inmitten des Ränkespiels bei Hof und in der Presse. Die Verbannung freilich konnte auch sie nicht abwenden. Im Dezember 1865 mußte Wagner München verlassen. Dem Vereinsamten folgte dann Cosima nach Tribschen bei Luzern. Mancherlei schwere Aufgaben hatte sie in ihrer heiklen Lage zu bewältigen. Als das Schwerste und Schlimmste aber müssen wir uns wohl die stürmischen Kämpfe vorstellen, von denen sie im eigenen Innern durch ihre Zugehörigkeit zu Wagner durchschüttert wurde. Das Wort „tragisch" wendet man oft an unrechter, unwichtiger Stelle an: hier aber, in den Nöten und Notwendigkeiten der drei Beteiligten, die auf der Höhe des Lebens standen, hier wühlten und walteten,

Digitized by Google

wie jeder erkennen muß, echt tragische Widersprüche, die eben nicht gelöst, nur erlebt und durchlitten werden konnten. Denn wo war der Zeitpunkt, an dem ohne schwerste Erschütterungen das Geheimnis offen bekannt werden sollte? Seit ihrem Einverständnis mit Richard Wagner hatte ihm Frau Cosima (nach Glasenapp) zwei Töchter geschenkt: 1865 Isolde (nachmalige Frau Beidler) und 1867 in Tribschen Eva, die spätere Gattin Chamberlains. Anlaß zur Scheidung der Ehe war gegeben. Aber wer sonst als Hans von Bülow hätte in München 1865 den Tristan, 1868 die Meistersinger zum Sieg führen sollen? Vor diesen künstlerischen Taten fand Cosima schon deshalb nicht den Weg zur Aussprache, weil sie bei Hans von Bülow eine Abkehr von Wagners Kunst befürchten mußte, wie sie ja späterhin wirklich erfolgt ist. Ungut war, daß auch der König über die umlaufenden Gerüchte beschwichtigt sein wollte. Im Herbst nach den Meistersingern (1868) kam Bülow — kurz vor der beabsichtigten offenen Aussprache — durch Zufall zur Kenntnis des geheimen Bundes. Das Gewitter, das sich nun entlud, eine vierjährige Vergangenheit sühnend zu reinigen, brachte neben schmerzlichsten Leiden doch auch die Wohltat heller Klarheit. In der Tat macht der Eingriff, mit dem Wagner Bülows Ehe zerriß, den Eindruck eines Naturereignisses, das zerstört, um aufbauen zu können: dem Genie, das hervorbringen muß, bleibt keine Zeit, friedliche Lösungen abzuwarten, wo seine eigenste Kraft auf dem Spiele steht.

Das Unausweichliche der Fügung erkennend, hat sich Hans von Bülow nach den ersten Heftigkeiten adlig und ritterlich benommen. Er entschloß sich, die Scheidung durchzuführen und erhob, so bitter es für ihn war, keinen Anspruch auf die Töchter Daniela und Blandine. Im Sommer 1869 schrieb Hans von Bülow einen erschütternden Abschiedsbrief, in dem Cosima als „einziger Halt" in seinem Leben, als „höchstes Gut" gefeiert und von allen Vorwürfen entlastet wurde. Am 6. Juni 1869 war zur größten Freude der Eltern ein Sohn zur Welt gekommen, Siegfried, der als Erbe mit Jubel begrüßt wurde. Da Frau Minna, geborene Planer, die erste Gattin Wagners, 1866 in Dresden durch den Tod von ihrem Herzleiden erlöst worden war, stand einer Verbindung zwischen Cosima und Richard nichts mehr im Wege; doch dauerte es lange, bis die Scheidungssache Bülows erledigt war. Am 25. August 1870 fand in Luzern die Trauung in der kleinen protestantischen Kirche statt. Bei Frau Cosima bereitete sich der offene Wechsel des Bekenntnisses vor; sie teilte mit Wagner, der alle Dunkelmännerei

Digitized by Google

haßte, die Freiheit des Geistes. Warme Teilnahme hegte sie für Döllingers Festigkeit. Auch die Leichenverbrennung, die damals aufkam, sah sie schon im protestantischen Lichte.

Die geordnete Verbindung mit Richard erschien Cosima als eine Art Wiedergeburt, die sie der Vollkommenheit näherbrachte, wie eine Erlösung vom früheren irrenden Dasein. Ihr ganzes Leben seit dem Sturm im Herbst 1868 gewann in der Tat nunmehr den Wert einer rechtfertigenden Sühne: was sie sich einst an Freiheit genommen hatte, war nicht Laune, sondern ein Recht der Not gewesen. Im Tagebuch drückt sie sich so aus: „Seid gesegnet, meine Kinder. Verkennt die Mutter nicht, wenn ihr auch niemals wie sie handeln werdet. Denn das Schicksal hat hier etwas gefügt, das sich nicht wiederholt." Ihr neues Dasein begreift sie aus dem Gedanken: „Alles Leiden dieser Welt hat ein im Herzen tief verborgenes Glück wie die Perle in der Muschel."

Tribschen, der stille Ort inmitten großartiger Natur, war eine wunderbare Idylle und behielt für die Wagnersche Familie selber allezeit den Klang einer gelösten, seligen Harmonie. Das baumumbuschte Landhaus, jedem Besucher des Vierwaldstätter Sees unvergeßlich, ist seit 1934 dank den Bemühungen des Basler Goldschmieds Adolf Zinßtag unter dem Schutze der Stadt Luzern zur Gedenkstätte eingerichtet worden. Dort war es einst, wo einem Richard Wagner von der genialen Frau „geholfen" wurde, während man oft gescholten hatte, ihm sei nicht zu helfen. Die Kraft dazu gab ihr tiefste Übereinstimmung des künstlerischen Empfindens und des vorausdenkenden Wollens. Das Zusammenleben mit dem Genius schmolz die Bestandteile ihres Wesens zu neuem Edelmetall. Abgestreift und ausgeschieden wurde vieles Vergangene. So haben sich damals insbesondere die französischen Spuren mehr und mehr verflüchtigt. Wie herrlich wußte sie in deutschem Sinne die Weihnachtsfeste zu gestalten!

Ins Unvergängliche aber greift der Wert solchen persönlichen Zusammenlebens dadurch, daß Cosimas „Liebeswärme" in Wagner das „Kunstfeuer" entbrennen ließ. „Nicht einen Ton hätte ich mehr von mir gegeben, wenn ich dich nicht gefunden hätte." In Tribschen erlebte das Siegfried-Drama seine Vollendung; dort wurde 1870 das Siegfried-Idyll für Cosima zur Weihnachts- und Geburtstagsfreude geschaffen. Auch der musikalische Entwurf zur Götterdämmerung ist ein gewaltiges Hauptwerk jener schöpferischen Jahre. Für die letzte Szene befolgte Wagner Cosimas

Digitized by Google

Rat, „Wunschheim und Wahnheim wegzulassen, die etwas künstlich klingen“. Andererseits aber, in der großen Entscheidung über die Buchausgabe seiner Schrift vom „Judentum in der Musik“, hütete sie sich (1869), an Absichten des Meisters zu ändern: beide wußten, welche Gegnerschaft jenes Bekenntnis zum Deutschtum entfesseln werde, und gerade den Meistersingern, die das Volk gewinnen sollten, hat das Judentum übel mitgespielt. Aber Cosima dachte nicht daran, dem völkischen Mute Richards zu wehren, und darin liegt eine Größe des Charakters, die wir heute mehr als je hochschätzen. Übrigens trat hierin auch Bülow getreu auf die Seite seines Meisters. Eine andere wichtige Schrift jener Zeit ist auch die über Beethoven, aus Anlaß des Gedenkjahres 1870. In diesem Zusammenhang hörte Frau Cosima von ihrem Gatten vieles von und über Beethoven. Der dritte Akt des Siegfried-Dramas regte zur Befassung mit der Edda an, deren Stoffe schon Herder dringlichst empfohlen hatte, um die deutsche Dichtung zu verjüngen.

Eine andere Quelle, aus der Wagners Gedankenwelt schöpfte, war die griechische Dichtung, und zwar nicht allein das Drama, sondern namentlich auch Homer, mit dem sich beide in jener Zeit eifrigst beschäftigten; das Heldische einer vom Dichter erschauten Vorzeit lenkte den Blick auf germanisches Heldentum in der Geschichte. Auch Sokrates und Platon traten, von Richard verehrt, in Cosimas weiten Gesichtskreis. Die griechischen Kenntnisse und Erfahrungen stellten sodann die schönste Gemeinsamkeit her mit jenem berühmten Gaste, auf den Wagner schon im Herbst 1868 in Leipzig aufmerksam geworden war und der von 1869 bis April 1872 Tribschen wie eine Insel der Seligen aufsuchte und genoß: das war Friedrich Nietzsche, damals Professor der klassischen Philologie in Basel. Ihm als einem Vertreter gedanklicher Forschung offenbarte sich Wagner als Fürst des Geistes und Nietzsche war einer von den ersten, die zwischen Wagners Musik und seiner Gedankenführung die Brücke schlugen. Wundervoll müssen jene Unterhaltungen gewesen sein, die Richard und Cosima in der Tribschener Ruhe mit Nietzsche pflogen. Harmlos bewegte sich ihr Zusammensein damals in den Formen stets erneuter Vertraulichkeit. Nietzsche stand unter dem Banne beider gewaltiger Persönlichkeiten und verehrte Frau Cosima nicht weniger innig als den Schöpfer des Musikdramas. Bis in späteste Zeiten haftete die Erinnerung an Cosima in seiner geängsteten Seele: unter dem Bilde der Ariadne dachte er an die herrliche Frau zurück. Sie hat ihm Weihnachten 1869 selber den Parsifal-

Digitized by Google

Entwurf von 1865 vorgelesen, ohne zu ahnen, daß er seine damaligen Eindrücke einst umdeuten könnte in einen Zusammenbruch, den der Meister — angeblich nach dem Ring erst! — unter dem Kreuze erfahren haben sollte. Arglos wollte ihm Cosima alles erschließen, was sie und Richard bewegte. Daß Nietzsche wie ein Kind des Hauses bei der Wagnerschen Familie aus und ein ging, verraten zwei an sich unbedeutende, aber bezeichnende Begebnisse: Im Jahre 1869 hatte sich der Freund auf 5. Juni angemeldet; am 6. wurde Siegfried geboren. Wagner wollte abschreiben, doch Cosima hielt ruhig am Besuche fest. Und beim Abschied von Tribschen fand sie Nietzsche am 22. April 1872 mitten unter gepackten Kisten, nur der Flügel stand noch da: auf ihm spielte er, da sie ihn bat, und phantasierte in tiefer Bewegung.

Doch es entspräche nicht der Wirklichkeit, wollten wir annehmen, das Licht der Freundschaft wäre in Tribschen ohne alle Wolken geblieben. Ein merkwürdiger Zug, der jedesmal verstimmte, war die Gewohnheit, alle Angriffe, die gegen den Meister laut wurden, auszukramen. Seltsam berührte auch, daß der Freund den Homer-Vortrag seiner Schwester mit demselben Gedicht widmete, das er für die Widmung an Frau Cosima bereit hatte. Doch wichtiger als solche Sonderbarkeiten war der Unterschied der Auffassung hinsichtlich des Deutsch-Französischen Kriegs. Nicht als ob sich Nietzsche der vaterländischen Pflicht entzogen hätte; aber die fraglose Begeisterung für Preußen und Deutschland blieb ihm fremd und im Verlauf des Krieges verriet er wiederholt eine gewisse Ängstlichkeit, während bei Wagner die Zuversicht des Sieges herrschte. Als nach dem Kriege Nietzsches Briefe dann immer kühler wurden, als eine unnatürliche Zurückhaltung seines Benehmens auffiel, die so schlecht zur sorglosen Herzlichkeit Wagners paßte, da wurde Cosima bedenklich und sie ahnte um jene Zeit schon, daß „auch in diesen Lebensbeziehungen Richard mehr Liebe verschwendet als empfangen" habe.

Den zeitgeschichtlichen Anlaß aber benützte Cosima, mit dem ihr befreundeten Lothar Bucher wieder in Verbindung zu treten und Wege zu Bismarck anzubahnen, den beide in klarer Einsicht bewunderten. Zwar hatte sie 1869 Richard einen Brief an die Gattin des Staatsmannes widerraten. Jetzt schien die Zeit gekommen, Bismarck wenigstens an das Dasein Wagners zu erinnern. Lothar Bucher sollte ihm die Verse des Dichters „An das deutsche Heer" übermitteln. Nach Kriegsende, als Wagner in Berlin weilte, wurde er am 3. Mai von Bismarck in unverbindlicher

Digitized by Google

Weise empfangen. Es war der einzige Besuch. „Richard kommt hochbefriedigt zurück", schrieb Frau Cosima in ihr Tagebuch. Bestimmte Anliegen hat der Meister erst später vorgebracht.

Wenn der König von Bayern in der entscheidenden Stunde den Anschluß an Preußen vollzog, so dankte er solche Tat gewiß auch der Pflege deutschen Geistes, die ihm Wagner in Wort und Schrift, mit seinem ganzen Streben und Wirken, sowie durch seine Schöpfungen ans Herz gelegt hatte. In den persönlichen Beziehungen drohte nach 1868 wieder manche Störung, so daß man in Tribschen die Möglichkeit erwog, es könnte einmal jede königliche Unterstützung ausbleiben. Diese Befürchtung nötigte Frau Cosima, genau auf die wirtschaftlichen Dinge zu achten, und ihr kluger Wille hat es verstanden, die geldlichen Verhältnisse des Meisters, der in steter Bedrängnis Maß und Grenze verlernt hatte, wieder zu ordnen. Zum Glück hielt aber der König mitten durch alle Entfremdungen die innere Treue. So schrieb er Anfang 1872 die schönen Worte: „Trotz allen uns scheinbar trennenden Stürmen und sich zwischen uns drängenden Wolkenmassen werden unsere Sterne sich finden. . . . Nie ist es möglich, daß mein Enthusiasmus für Sie und Ihre göttlichen Werke erlahme . . . Sehr bescheiden von Ihnen ist es, immer zu behaupten, daß Sie so viel mir zu danken haben, da dies doch gerade umgekehrt in alles übersteigendem Maße der Fall ist."

Eine andere Aufgabe war für Cosima durch das Verhältnis zu Mathilde Wesendonck gegeben, die dem Meister in Zürich so nahe gestanden hatte. Daß er es nicht über sich brachte, sein Innerstes zu öffnen, als er in Tribschen Cosima sein eigenes Leben frei in die Feder diktierte, das wird man ihm nicht verdenken. Aber diese hellsichtige Frau scheint doch geahnt zu haben, welche Macht einst in Mathildens Hand lag; denn Frau Wesendonck, meint sie, hätte dem Freund alle Wirrsale zwischen 1858 und 1864 ersparen können. Freilich: „Dann wäre meine Belastung seines Lebens auch überflüssig gewesen", und dieser Gedanke betrübt sie zugleich. Nun mußte sie von Tribschen aus, nachdem ihr Frau Mathilde zur Hochzeit einen sinnigen Strauß von Edelweiß gespendet, den Weg eines gütig fortklingenden Einvernehmens beschreiten. Zuerst, im Oktober 1870, besuchte sie Mathilde allein, ohne Richard. Dieser willigte in gemeinsames Wiedersehen erst im Februar 1871. Welche Empfindungen müssen damals im Hause auf dem grünen Hügel die beiden Frauen beseelt haben! Jede durfte sich sagen, daß sie nach dem Gesetz ihrer persönlichen Eigenart gehandelt hatte und zugleich Werkzeug einer höheren Vorsehung gewesen war.

Digitized by Google

So hoch man auch Mathilde Wesendonck einschätzen mag, den weit ausgreifenden Plänen, die jetzt mehr und mehr Gestalt gewannen, hätte sie die ersehnte Vollendung nicht gebracht. Einzig Frau Cosima verfügte über das Maß an Tatkraft und Willensstärke, das notwendig war, die Festspiele endlich so aufzubauen, wie sie Richard Wagner vorschwebten. Nicht München sollte sie verwirklichen; der Widerstände gab es dort zu viele, und die sich entwickelnde Großstadt drohte mit ihren Zerstreuungen zu verwirren. Eher versprach eine kleinere Stadt, „dem Guten", wie sich Wagner zurückhaltend ausdrückte, „auch seinen Platz, seine Zufluchtstätte" zu schaffen. Aber welcher Ort kam hierfür in Betracht? Es war am 5. März 1870, da erinnerte Frau Cosima den Meister an einen früheren Besuch in Bayreuth und bat ihn, er solle im Wörterbuch nachschlagen, was über diese Stadt gesagt sei. Die Angaben erregten freudige Erwartung und spannten diese zur hoffenden Begeisterung. Bald wurden die erforderlichen Schritte zur Vorbereitung der großen Aufgabe getan. Eine erste Reise nach Bayreuth, zugleich ins neue Deutsche Kaiserreich unternahmen der Meister und seine Gattin im Frühjahr 1871. Das alte Opernhaus fanden sie, bei allem Verständnis für seine Geschichte, dem Neuen, das werden sollte, unangemessen. Also ein eigenes Festspielhaus! Die Bevölkerung war bei diesem Besuch der berühmten Gäste schon in Erregung. Nun aber mußte von Tribschen aus, mitten während künstlerischen Schaffens, die wirtschaftliche Grundlage der Festspiele erwogen und gewonnen werden: der Patronatsverein begann seine Tätigkeit. Bismarck wollte man vorerst nicht hereinziehen: „Der tut genug. Der braucht nicht an das Kunstwerk der Zukunft zu denken." Nach langer Unsicherheit kam Anfang 1872 der Schutz des Königs zu Hilfe, und der Gedanke der Übersiedlung von Tribschen nach Bayreuth nahm bestimmte Formen an. Es war klar, daß die Schweiz, soviel er ihr zu danken hatte (man sehe Max Fehr: „Richard Wagner in der Schweiz"), dem Meister nicht die letzte Heimat und Wohnstätte bieten konnte. „Noch einmal wollen wir es versuchen mit dem deutschen Vaterland, mit Bayreuth." Dort wollte er endlich „zu Hause" sein. So verließ denn der Meister am 22. April 1872 das Tribschener Landhaus, das er sechs Jahre hindurch bewohnt hatte, und wenige Tage später folgte ihm Frau Cosima. Schwer fiel ihr der Abschied auf die Seele; denn dieses Tribschen barg für sie eine Last und eine Lust von Erinnerungen an kämpfereiche und friedensvolle Tage, und beiderlei mußte sie mit tiefer Wehmut erfüllen.

Digitized by Google

In Bayreuth wartete ihrer bald nach der Übersiedelung die denkwürdige Feier der Grundsteinlegung zum Festspielhause; dieses Ereignis beglänzte zugleich den Geburtstag des Meisters (22. Mai 1872). Den Gedanken, daß die Feier musikalisch auszugestalten sei, haben Cosima und Richard unabhängig voneinander gefaßt. Als der Zusammenstrom der vielen Gäste verrauscht war, da galt es, mit den Bayreuthern selber in ein gutes Verhältnis zu kommen. Etwaigen Argwohn verscheuchte bei ihnen ehrfürchtige Zuneigung. War die allgemeine Gunst durch den erhofften wirtschaftlichen Aufschwung gegeben, so kam hinzu die Erfahrung der Herzensgüte auf seiten der Wagnerschen Familie. Von der Patenschaft in einem kinderreichen Arbeiterhause über so viele Handlungen milden, erbarmenden Wohltuns zieht sich eine Kette von Zeugnissen, wie Frau Cosima ihre Aufgaben gestellt und gelöst hat. Sie fühlte sich wohl inmitten der einheimischen Bevölkerung, freute sich ihrer Trachten, ihrer Lieder. Und wie sich den hohen Kunstplänen als Mitarbeiter und Vollstrecker Bürgermeister v. Muncker und Bankier Feustel zur Verfügung stellten, so gewann Frau Cosima als Freund ihres Hauses, als Ordner ihrer äußeren Verhältnisse den Fabrikanten Adolf v. Groß, der auch die Festspiele förderte und überall mit seinem Rate eingriff. Daß die berühmten Ankömmlinge in Bayreuth so schnell Fuß faßten, dazu half wohl auch Frau Cosimas Entschluß, endlich den lang vorbereiteten Übertritt zum protestantischen Bekenntnisse zu vollziehen; dies geschah am 31. Oktober 1872.

Die erste Wohnung nahm die Wagnersche Familie in dem hübschen, nahe gelegenen Lustschlosse Fantaisie (von 1765). Über den Park schreibt Frau Cosima: „Alles blüht und duftet, dazu der Tannenwald. Wie leicht vergißt es sich dann, in welch böser Welt wir leben.“ Bald aber (Oktober 1872) tauschte man dieses Idyll mit dem Wölfelschen Hause an der Dammallee in der Stadt selber. Endlich, im Frühjahr 1874, war das lang ersehnte eigene Heim, das vielgenannte Haus Wahnfried, einzugsbereit. Hier wurde (21. November 1874) die Götterdämmerung vollendet; hier schuf Wagner an seinem letzten Werke, am Parsifal. (Die Dichtung hat Cosima ins Französische übersetzt.)

Während der Festspiele der Jahre 1876 — Ring — und 1882 — Parsifal — war das „Wahnfriedheim“ (wie Wagner sein Haus zuerst benennen wollte) Mittelpunkt des geistigen und geselligen Verkehrs der Festspielgäste. Welche Anstrengungen gingen

Digitized by Google

aber vorher, welch aufreibende Sorgen galt es zu überwinden, bis jene beiden Kunsttaten verwirklicht werden konnten! Einzelne Fürsten, ein großer Teil der Presse, und die musikalische Zunft als solche, die sich nicht zu Wagners Höhe erheben konnte, auch die meisten Universitätsprofessoren blieben dem Unternehmen fremd oder feindselig. Der Deutsche Kaiser schien zur Hilfe gewonnen; Bismarck aber dachte ans Reich und wünschte ein Gesuch an den Reichstag. Frau Cosima befürchtete Ablehnung und von solchem Mißerfolg schweren Schaden. So unterblieb im neuen Reich eine Mitwirkung Berlins. Der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, vermied 1873 bei einer Besichtigung Bayreuths das im Bau begriffene Festspielhaus. Zwar besuchte der greise Kaiser dann 1876 die Festspiele. Aber das geldliche Wagnis überließen Kaiser, Bismarck und Reich dem Meister selber, der, um von seinem König die erforderlichen Vorschüsse zu erhalten, den Widerstand des Beamtentums besiegen mußte; erst März 1874 erreichte er die sichernde Regelung. Das Treue-Verhältnis zwischen ihm und dem König ist zwar beständig geblieben; aber den persönlichen Verkehr erschwerten allmählich die bedenklichen seelischen Erscheinungen, die zur Vereinsamung führten.

All die mühevollen Vorbereitungen der Festspiele und dann die Festspiele selber stellten an Frau Cosima von allen Seiten höchste Ansprüche. Es galt, auf die Welt, wie sie eben war, glücklich und erfolgreich einzuwirken, und sie tat es aus der Meinung heraus, man müsse nur recht herzhaft an die Menschen glauben. Der Verkehr mit allen, die sich zur Mitwirkung einfanden, insbesondere mit der Sängerwelt und den Kapellmeistern, glich einer Schule der Menschenkenntnis, aus der sie lebensgeprüft hervorging. Es kam zu tausend Verstimmungen, aber auch zu ihrer Lösung oder Beschwichtigung. Im Auftreten dieser Frau lag ein gewisses Etwas, das den Gleichgültigen an sich zog, den Mißgünstigen beschämte, den Widerstrebenden überwand, eine Kraft, die das bessere Ich im Gegenüberstehenden anrief und weckte. Eine Fülle persönlicher Zeugnisse, denen das Mißwollen keinen Abbruch tut, erzählt von Frau Cosimas überlegener Kunst, die Menschen zu behandeln und zu gewinnen. Ebenso vernehmlich redet zur Nachwelt, was sie wirklich erreicht hat.

Auch die vielen Reisen, die von Bayreuth aus unternommen wurden, gaben ihr Gelegenheit, den Eindruck ihrer Persönlichkeit für Wagner und die Bayreuther Ziele einzusetzen. Im Winter 1872/73 galt es, nach Sängern Ausschau zu halten. 1875 und 1876 kamen in Wien und Berlin Veranstaltungen und Aufführungen zu-

Digitized by Google

stande, die auch gesellschaftliche Ereignisse wurden (so der Abend bei Makart in Wien). In Berlin war ein Freund der Kunst Wagners der Naturforscher Helmholtz. Ebenso stand Bayreuth nahe der Maler Menzel. Noch engere Verbindung pflegte Frau Cosima mit Lenbach, der sie gemalt hat. Der Bildhauer Kietz, seit 1842 mit Richard befreundet, schuf ihre Büste.

1877 begleitete sie ihren Gatten nach London, wo der Fehlbetrag des ersten Festspieljahres durch Konzerte bestritten werden sollte, aber nur zu einem kleinen Teil gedeckt wurde. Um zu helfen, hat sie ihr mütterliches Erbe mitverpfändet (Gräfin d'Agoult war 1876 gestorben). Durch Abmachungen mit dem königlichen Hause ist alles Geschäftliche zuletzt so geregelt worden, daß Bayreuth nicht bloß das Geschenk des Künstlers war, sondern auch als freie Gabe der Wagnerschen Familie ans deutsche Volk erscheint.

Unmittelbar nach den Festspielen von 1876 ging es nach Süditalien. Man traf zusammen mit Malwida von Meysenbug, die gerade in Sorrent erschien, sogar mit Nietzsche, den sie in rührender Weise betreute; so lange es irgend anging, hat sie zwischen dem Meister und dem ungefügen Denker vermittelt. Dieser war noch an der Werbung für die Festspiele beteiligt, hatte „Wagner in Bayreuth" als „Unzeitgemäße Betrachtung" geschrieben, zeigte sich aber beim Anhören des Rings musikalisch unfähig, das Wunschbild einer symphonischen Musik, die sich mit dem Drama decken sollte, wiederzuerkennen. Erst Alfred Lorenz (München) hat in seinen grundlegenden Büchern über Ring, Tristan, Meistersinger und Parsifal die Verwirklichung von Nietzsches Ideal wissenschaftlich nachgewiesen. Zur musikalischen Unzulänglichkeit kam persönliches Auseinanderstreben, wie es sich schon 1874 zeigte, als Nietzsche dem Bayreuther Meister, der vor Vollendung der Götterdämmerung stand, das Triumphlied von Brahms aufdrängte. Mehr und mehr schlugen Nietzsches Gedanken andere Bahnen ein. Über seine Abneigung gegen Drama und Dramatiker war Frau Cosima (1878) entrüstet und beklagte tief die Richtung, die von Wagner wegführte. Doch bewahrte sie seiner Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, weiterhin lange die Freundschaft, und so schmerzlich auch des Philosophen Verhalten Wagner berührte — Frau Cosima hat die Angriffe zunehmender Feindschaft auch später niemals erwidert und hat nie geduldet, daß Bayreuth von seinem Recht Gebrauch machte, Gehässiges gebührend zu widerlegen. Die bedauernswerte Vernichtung der Briefe geschah in der Hauptsache schon in Tribschen, vor dem Umzug.

Digitized by Google

Wie ein Geschenk der Vorsehung, welche für die Bayreuther Flagge neue Begeisterung heranholte, wenn bisherige Hingebung versagte, erscheint die Übersiedelung des Freiherrn Hans Paul von Wolzogen nach Bayreuth. (Über ihn Ausführliches im Staatsanzeiger für Württemberg, 1934, 9. Beilage.) Von 1878 an bis heute hat er im Sinn und Geist Richard Wagners die Zeitschrift der „Bayreuther Blätter" geleitet, denen nicht allein der Meister den Reichtum seiner letzten Gedanken mit dem Ziele von Deutschlands Erneuerung anvertraute, sondern auch die Meisterin ihre unablässige Aufmerksamkeit zuwandte. An der vielseitigen, hervorragenden, schöpferischen Persönlichkeit Wolzogens fanden beide doch endlich noch, was sie sehnlich gesucht hatten: das Einvernehmen eines selbständigen Geistes, die Treue eines edlen Charakters.

Jene italienische Reise nach den ersten Festspielen führte Wagner ferner den Begründer der von Nietzsche verachteten Rassenkunde zu, den normännischen Grafen Gobineau, der fortan bis zu seinem Tode (1882) mit Wahnfried befreundet blieb. Frau Cosima hatte die persönliche Bekanntschaft eingeleitet. Anschluß an Wagner fand auch der Rassenforscher Ludwig Schemann, der später Gobineau in Deutschland durchgesetzt hat.

Ein zweiter Aufenthalt in Italien dehnte sich durch den größten Teil des Jahres 1880 aus; Hauptort war Neapel: dort tauchte in Wagners Umgebung Paul von Schukowsky auf, der nicht bloß Frau Cosima gemalt hat, sondern unsterbliche Bühnenbilder zum Parsifal entwarf; Böcklin hat eine Mitwirkung abgelehnt. Für bildende Kunst besaß Frau Cosima mehr Neigung und Verständnis als der Meister, so genial dessen Phantasie auch neue bildhafte Eindrücke vermöge seiner dichterischen Schau hervorrief.

Noch zwei letzte Reisen nach dem Süden waren dem hohen Paare beschieden. Den Winter 1881 auf 1882 brachte Wagner mit seiner Gattin in Palermo zu, wo Parsifal, das Weihefestspiel, seine Vollendung fand. Auch ein häusliches Ereignis durfte Frau Cosima erleben: ihre Tochter Blandine (aus der Ehe mit Bülow) verlobte sich mit dem italienischen Grafen Gravina; Sommer 1882 war die Hochzeit. Im Winter 1882 auf 1883 folgte der letzte gemeinsame Aufenthalt im erinnerungsreichen Venedig, wohin auch der junge Kunstgelehrte Henry Thode kam, der sich nachmals mit Daniela, Bülows ältester Tochter, verband. Unlängst sind Frau Cosimas Briefe an sie erschienen: Zeugnisse der feinsten Kunst wahrhaft mütterlicher Fürsorge. Welche Umsicht aufgewendet wurde,

Digitized by Google

die Kinder zu erziehen, das verrät auch die Berufung des Denkers Heinrich von Stein, der ein treuer Freund des Hauses Wahnfried blieb.

Mit Liszt, ihrem Vater, der zu Anfang der Bayreuther Zeit dem Tag der Grundsteinlegung noch ferngeblieben war, kam Frau Cosima doch allmählich wieder in herzlich vertrautes Einvernehmen, das bei Besuchen durch eine gewisse Eifersucht des Gatten kaum gestört wurde. Unvergeßliche Stunden bereitete Liszt Richard und Cosima durch sein Bachspiel. Auch der Pianist Josef (nicht Anton) Rubinstein wurde in den engsten Bayreuther Kreis aufgenommen und empfing durch Wahnfried die Anregung, in Berlin 1880 das ganze Wohltemperierte Klavier vorzuführen. Frau Cosima teilte mit ihrem Gatten die unendlich mannigfachen musikalischen Eindrücke der Bayreuther Jahre und lebte mit besonderer Hingebung in Bach und Beethoven. Die Erscheinung Bruckners, der 1873 in Bayreuth auftauchte, um bei Wagner die Widmung einer Symphonie (der Dritten) zu erreichen, hat ihr im Gegensatz zum Scharfblick des Meisters, der den österreichischen Symphoniker einem Beethoven an die Seite stellte, wohl nie überzeugend eingeleuchtet. Bei dem „echten Wiener Kind" vermißte sie auch den gesellschaftlichen Schliff, der ihr nach allem, was sie gewohnt war und wie sie wirkte und auftrat, zum höheren Lebensstil erforderlich schien.

Freilich, das große Rätsel der Ausnahme gab ihr hierin Wagner selber auf, der nach allen zeitgenössischen Schilderungen auch in Bayreuth nichts weniger als ein wohlgesetztes, geruhsam gleichmäßiges Betragen übte. Aber mit verstehender Liebe hat Frau Cosima beobachtet, wie sich hier die göttliche Kraft künstlerischen Schaffens mit der kindlichen Art des Genies vereinte; Größe und Kindlichkeit fanden sich ja auch in Mozart beieinander. Ihre echt frauliche Verehrung sprach sie (1878) in einer „Litanei" aus, welche die Gegensätze des Wagnerschen Wesens durch eine sprachkundige Wortreihe ausdrückt. Einige Zeilen lauten: „Ganz sich Hingebender, tief Verschlossener, zündend Redender, glutvoll Schweigender, hoffnungslos Glaubender, Seher des Seins, Herr des Scheins."

Alles, was aus dem häuslichen Zusammenleben des letzten Jahrzehntes bekannt geworden ist, bestätigt das tiefe, durch und durch dringende Einfühlen, mit dem die hohe Frau Wagners Gemütsleben zu dem ihrigen machte. Sie wußte, wann er Trost und Teilnahme brauchte, wann er des Spiels der Einbildungskraft und des Geistes bedurfte; wußte auch, wo ihm ihre beruhigende Leichtigkeit oder

Digitized by Google

Anmut willkommen war. Ihrem Rate konnte er trauen: er traf das Richtige, zum Beispiel, als es sich 1873 um Annahme eines Ordens handelte, den er 1865 ausgeschlagen hatte und zum zweitenmal nicht ausschlagen durfte. Der jähe Wechsel, der wilde Umschlag seiner Stimmungen war ihr nichts Unverständliches mehr. Die Ausbrüche seiner erregbaren Gemütsart führte sie darauf zurück, daß er sich das Feuer der Entrüstung auf allen Gebieten wahre. Weil er an nichts Eitlem hing, hielt sie ihn einzigartig befähigt zum Glück. Für sie, die jede Lebensäußerung von ihm kannte, blieb seine Kunst, die man so gerne von seiner Person trennte, die natürliche Frucht auf dem Boden seiner besonderen Wesensart.

II.

Den schärfsten Einschnitt in Frau Cosimas Leben bedeutete 1883 das Hinscheiden Richard Wagners, kurz vor Vollendung des siebzigsten Lebensjahres. Wenn sich schon Freunde wie Hans von Wolzogen verlassen und vereinsamt fühlten, wie heftig müssen Leid und Weh die Frau heimgesucht haben, die dem Meister mit der ganzen Kraft ihrer Demut wie ihres Wollens zugetan war. Es ist verständlich, daß sie Jahre brauchte, sich wieder zu sammeln und zu kräftigen. Eine Erleichterung war es, daß Adolf Groß das Parsifal-Vermächtnis 1883 und 1884 vollstreckte. Kraftvoll hat er nach des Meisters Tod diese beiden Festspiele durchgeführt, teils unter Mitarbeit des Allgemeinen Richard-Wagner-Vereins, teils, wie es scheint, im Widerspruch zu ihm.

Frau Wagner hielt sich damals noch zurück, beobachtete aber mit Teilnahme die künstlerischen Leistungen, um dann selber einzugreifen und den Festspielgedanken im Sinne seines Urhebers so auszubauen, daß alle zehn Hauptwerke im Bayreuther Spielplan erschienen. Gluck, Mozart, Beethoven, Weber im Festspielhause zu bringen, daran hat sein Erbauer nicht gedacht, und der Vorwurf, seine Witwe habe durch die angedeutete Unterlassung das Bayreuther Erbe verfälscht, ist ganz abwegig.

Den Anfang machte sie 1886 mit dem Tristan (die Isolde sang Rosa Sucher). Hervorzuheben ist ihr Scharfblick, der die musikalische Leitung dem jungen Felix Mottl anvertraute, anstatt Schuchs aus Dresden, der sich darum bewarb. Den Parsifal überließ sie Hermann Levi, der 1882—1886 und 1889—1894 in Bayreuth wirkte. Nicht ohne Zwang hat ihn der Meister aus München überkommen; 1883 erhob Emil Heckel in Mannheim Ein-

Digitized by Google

spruch gegen seine Rasse. Frau Cosima selber entfremdete sich ihm, je mehr sie sein „jüdisches Unwesen" erkannte; auch mißfiel ihr seine Abneigung gegen Liszt und sein Verkehr mit einem Gegner wie Josef Joachim.

Jene Festspiele von 1886 waren überschattet von trüben Ereignissen: der königliche Gönner der Wagnerschen Kunst hatte nach peinigender Behandlung Erlösung von seinen Leiden gesucht und gefunden. Während der Festspiele aber verschied in Bayreuth Franz Liszt, nachdem er noch einigen Vorstellungen angewohnt hatte, am 31. Juli. Der künstlerische Erfolg der Festspiele von 1886 ermutigte zu sofortiger Wiederholung; doch riet Adolf Groß zur Vorsicht.

Fürs Jahr 1888 wurden dann neben Parsifal die Meistersinger gewählt. Zu ihrem Erfolge trug bei die vorbereitende Mitwirkung eines Mannes wie Julius Kniese, den Frau Wagner das Jahr zuvor nach Bayreuth berufen hatte. Das Tagebuch, das Kniese führte („Der Kampf zweier Welten um das Bayreuther Erbe"), zeigt ihn als Gegenspieler Levis. Frau Cosima hielt die Hand über Kniese. Sie hat auch jüdische Kräfte für die Meistersinger abgelehnt, trotz Richter, der dazu riet. Neben Richter als Meistersinger-Dirigenten trat diesmal Mottl als Leiter des Weihefestspiels; Levi blieb 1888 aus. Nachhaltigen Erfolg errang der holländische Sänger van Dyck als Parsifal. Die Bühne wurde damals mit elektrischer Lichtanlage versehen; kein technischer Fortschritt blieb unbeachtet.

Das volle Gelingen der Meistersinger gewann nun die Zustimmung des Verwaltungsrates zur Wiederholung: 1889 hörte man Parsifal, Meistersinger und Tristan. Zum erstenmal begaben sich die Festspiele unter die Schirmherrschaft des bayerischen Prinzregenten Luitpold. Es erschienen sogar Kaiser und Kaiserin als Gäste. Der junge Kaiser hatte gleich nach Regierungsantritt Bayreuth seiner Gunst versichert. Aber bald verrauschte seine Teilnahme, und nach 1889 ist er nicht mehr erschienen. Doch bewahrte ihm Frau Cosima dankbare Verehrung.

Im Jahre 1891 konnte sie einen Lieblingsgedanken verwirklichen: Tannhäuser wurde nach der Pariser Fassung in den Bayreuther Spielplan aufgenommen und als echtes Drama durchgeführt: ein leuchtendes Vorbild für alle Bühnen, die Wagners Frühwerke immer noch als Opern mißhandelten. Die Elisabeth sang damals die Schwedin Elisa Wiborg. Mottl dirigierte den Tannhäuser. Neben diesem Werke erschienen wieder Tristan und

Digitized by Google

Parsifal. Das nächste Jahr 1892 fügte außerdem noch die Meistersinger hinzu.

Ein wundervolles Programm entwarf die Leitung für 1894: Tannhäuser, Lohengrin und Parsifal. Lohengrin wurde ebenso wie Tannhäuser ins Dramatische emporgehoben. Die Ausstattung machte das zehnte Jahrhundert lebendig, statt, wie bisher üblich, das dreizehnte. Der Versuch, die Begabung eines Richard Strauß für Bayreuth zu gewinnen, blieb auf dieses Festspieljahr beschränkt; seine Entwicklung nahm später eine unerwartete Richtung. Erst in neuester Zeit, 1933 und 1934, trat er wieder in Bayreuth hervor.

Ehe noch das dritte Frühwerk folgte, unternahm Frau Cosima das gewaltige Wagnis der Wiederaufnahme des Rings, 1896, zwanzig Jahre nach den ersten Festspielen. Um die Vorbereitung nirgends zu schwächen, verzichtete sie sogar auf den Parsifal. An die neue Ausstattung wandte man alle Sorgfalt; die Trachten ersann der Maler Hans Thoma (vergleiche Erich Engels „Wagners Leben und Werke im Bilde"). Die erste und fünfte Ringreihe leitete Richter, die dritte Mottl, und die zweite und vierte Siegfried Wagner, nachdem er schon seit 1892 tätig mitgewirkt hatte. Zum erstenmal sangen Ellen Gulbranson die Brünhilde, die Schumann-Heink Erda und Waltraute.

Im nächsten Jahr, 1897, fügte man wieder den Parsifal ein. Neu waren damals Anna von Mildenburg als Kundry, Anton van Rooy als Wotan.

Die Festspiele von 1899, die leider ohne Mottl stattfanden, brachten zum erstenmal sechserlei Werke, nämlich außer Ring und Parsifal wieder die Meistersinger, die regelmäßig Hans Richter geleitet hat; aber auch dem Ring galt seine Liebe. Bis 1912 reichte die Mitarbeit dieses Getreuen, der sich 1911 in Bayreuth ansiedelte. Von 1899 an erhielt die Spielfolge ihr Gesicht durch das sechste Werk, das wechselte, wogegen Ring und Parsifal fest blieben (1930 und 1931 trat ausnahmsweise ein siebentes Werk hinzu). Die Freiheit der Zusammenstellung erlitt durch Festlegung des Rings seit 1899 eine Einbuße; vergleicht man die Aufführungen von 1886 bis 1934, so bleibt zum Beispiel der Lohengrin allzu ungleich zurück.

Die Jahre 1901 und 1902 waren gekennzeichnet durch den Fliegenden Holländer, dessen zusammengedrängte, pausenlose Fassung größten Eindruck hinterließ; Mottls stürmische Kraft

Digitized by Google

beschwingte die Aufführungen. 1901 gewann Frau Cosima aber auch Karl Muck, der namentlich als Parsifal-Dirigent unentbehrlich wurde und Bayreuth bis 1930 seine wertvollen Dienste leistete.

1904 kam als entscheidendes Werk abermals der Tannhäuser, und Frau Cosima erlebte die Freude, die musikalische Leitung wiederum wie beim Ring dem Können Siegfrieds überlassen zu dürfen. Mitgewirkt hat damals die Tänzerin Isidora Duncan. Ein schwerer Schlag war 1905 der Tod Julius Knieses. Als Chormeister ersetzte ihn Hugo Rüdel. Wie Frau Cosima es verstand, höchstwertige Begabungen heranzuziehen, das zeigte sich auch im Tristanjahr 1906, als der unvergeßliche Alfred von Bary (1904: Siegmund) den Tristan darstellte. Mottl dirigierte in Bayreuth zum letzten Male.

Bayreuth war gesichert; es hatte seinen Weltruf. Als Frau Cosima dem siebzigsten Lebensjahre zueilte, übergab sie die künstlerische Führung der Festspiele ihrem Sohne. Von 1886 bis 1906 hatte sie kraft übermenschlicher Arbeitsleistung sämtliche Hauptwerke des Meisters — fast alle in wiederholten Aufführungen — vorbildlich dargeboten. Daß sie die Darbietende war, ist nicht im Überschwang des Lobes gesagt, sondern beruht wirklich darauf, daß ihre ganz besondere persönliche Begabung den Stil der Wiedergabe vorzeichnete: Frau Cosima war eine Spielleiterin, die jede Stellung und Haltung angeben, jede Bewegung und Gebärde vorbilden konnte. Dankbar haben Sänger und Sängerinnen die Schulung anerkannt, die ihnen an geweihter Stätte durch die geniale Frau zuteil wurde. Sie schuf ein Zusammenspiel, das von keiner Bühne nachgebildet werden konnte, dessen Eindruck aber doch verhinderte, daß Wagners deutsche Dramen in der welschen Oper versanken: wer Bayreuth besuchte, ließ sich in der Heimat keinen Opernschlendrian mehr gefallen. So hat Frau Cosima mittelbar schließlich auf die ganze deutsche Bühne eingewirkt.

Diese theatergeschichtlichen Verdienste errangen sich aber nicht in ebenmäßiger Sicherheit, sondern waren begleitet von Kämpfen nach außen. 1893 galt es ein erstes Mal, nach dem Willen des Schöpfers den Parsifal für Bayreuth zu wahren: von Österreich wurde die erforderliche Maßnahme erreicht. Zweimal hat sich Frau Cosima sodann in der Frage der Schutzfrist an den Deutschen Reichstag gewandt (man lese ihre Darlegungen in den Bayreuther Blättern 1901, 7 bis 9, und 1913, 4 bis 6). Doch begriff der Reichstag nicht, um was es sich da handelte. Der Staat versagte

Digitized by Google

sich auch hier wieder den Zielen der Kunst. Frau Wagner erfuhr sogar, daß man ihr, die solche Ziele fest im Auge behielt, Gewinnsucht vorwarf, als hätte ihr der Parsifal Vorteile eingetragen. Tatsache war, daß die Festspiele dem Hause Wahnfried keinerlei Nutzen abwarfen, sondern Opfer aufbürdeten. Überschüsse dienten nur dem Ausbau der Festspiele. Alle Anerbieten, den Parsifal gegen hohes Entgelt vor 1914 freizugeben, sind von Wahnfrieds Seite abgelehnt worden. So mußte der holländische und amerikanische Parsifalraub Frau Cosima tief verletzen. Michael Georg Conrad griff die Handlungsweise des amerikanischen Unternehmers Conried scharf an und zog sich eine gerichtliche Verurteilung zu, die ihn aufs höchste ehrte (Bayreuther Blätter 1907, Seite 306). Übrigens hat 1914 die unvermeidbare Freigabe des Parsifals den Festspielen keinen Schaden getan: ihr Ansehen war nicht mehr zu erschüttern.

Ein anderer Kampf wollte mit München durchgefochten sein. Hier war Frau Cosima erfolgreicher. Eine Spannung zwischen Bayreuth und der bayerischen Landeshauptstadt konnte nach Lage der Dinge kaum ausbleiben, wurde aber verschärft durch die sogenannten Festspiele, die Possart seit 1893 in München als sommerliche Einrichtung ins Leben gerufen hatte. Bedenklich vollends war seine Gründung des Prinzregenten-Theaters. Um den Schutznamen des Prinzregenten zu gewinnen, behauptete man, das Bayreuther Festspielhaus sei baufällig. Das Ministerium des Innern schickte nach Bayreuth einen Ausschuß, der das Festspielhaus untersuchte, dabei jedoch in bestem Zustand und viel sicherer fand als irgendein anderes Theater in Bayern. Die Münchener Nachahmung der Festspiele verursachte nicht bloß langwierige Auseinandersetzungen, sondern nahm ein tragisches Aussehen an, als Mottl im Oktober 1903 nach Zumpes Tod Karlsruhe mit München vertauschte. Schon die Fahrt nach Amerika (bei der er aber nicht selber den Parsifal leitete) mußte in Bayreuth verstimmen; 1904 hat er dort nicht dirigiert. Besser wäre es gewesen, er hätte einst für Wilhelm Jahn die Leitung der Wiener Hofoper erreicht; Hanslick war es damals, der dreinsprach. Das ganze Verhältnis Mottls zu Frau Cosima wäre einer eigenen Untersuchung wert.

Die Andeutung der äußeren Schwierigkeiten genügt wohl, um darzutun, daß die Bayreuther Kunstpflege einen tapferen Sinn erheischte. In solcher Tapferkeit liegt etwas Männliches, und sofern sich Frau Wagner durch keine Schwierigkeit niederzwingen, durch keine Enttäuschung entmutigen ließ, gab sie das Beispiel einer

Digitized by Google

Frauengröße, die den entscheidenden menschlichen Wert in der Richtung charaktervoller Tatkraft sucht. Aber ihr Wirken war verschieden vom Gebaren jener Frauen der Geschichte, welche geradezu die Rolle des Mannes übernahmen. Denn Frau Cosima blieb in den Grenzen der Weiblichkeit. Ihre Erfolge verdankte sie nicht der Herrschsucht, welche unterdrückt, sondern einer Vornehmheit, in der einander Entgegenkommen und Zurückhaltung die Waage hielten. Vor allem wußte ihre Klugheit ausfindig zu machen, wo immer sich eine Bundesgenossenschaft für den Bayreuther Gedanken zu regen schien. So verwickelt oft die Verhältnisse lagen, da und dort gab es Punkte, von denen aus Kreise zu ziehen möglich war. Mit diplomatischem Geschick hat sie freundliche und freundschaftliche Beziehungen angebahnt und schließlich Macht gegen Macht eingesetzt. Dem Bayreuther Werke erwuchsen Helfer von allen Seiten. Frau Wagners Werbung verfügte über die geheimnisvolle Kunst, die Menschen gelind, ohne Stoß, geschweige Kränkung anzufassen und sachte mit dem Labsal der Begeisterung zu erfüllen. Eine bescheidene Anerkennung fanden diese ihre Eigenschaften und Leistungen im Jahre 1910 darin, daß die Berliner Universität, sich auf Wilhelm von Humboldts Geistigkeit besinnend, zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens auch der Herrin von Bayreuth die Würde eines Ehrendoktors zusprach.

Vom Jahre 1908 an konnte Frau Cosima die Festspielführung getrost ihrem Sohne Siegfried übergeben, der sofort in überzeugender Weise den Lohengrin erneute und vermöge seiner künstlerischen und menschlichen Eigenschaften bis zu seinem viel zu frühen Ende (mitten in der Festzeit 1930) Bayreuth als gewissenhafter und ebenbürtiger Erbe verwaltete. Für das Werk von Bayreuth einzustehen, dazu war bei ihm schon früh der Entschluß durchgebrochen mitten auf einer Weltreise, die er 1892 mit dem Engländer Clement Harris machte; „unter Indiens Himmel in stürmisch-heiliger Osternacht überfiel Siegfried die Erkenntnis, zum Dienste des Grales in Bayreuth berufen zu sein“ (Bayreuther Blätter 1935, III, 145, über Clement Harris; vergleiche auch Siegfrieds „Erinnerungen“, 1923).

Den angeborenen Bühnenblick, der auch ihm gegeben war, verrieten außerdem Siegfrieds eigene Schöpfungen. Wie beim Vater entstammt Musikalisches und Dichterisches ein und derselben Persönlichkeit; Gattung, Stil und Ton sind aber anders. Welche Freude für die Mutter, ihren Sohn als selbständigen Dichter

Digitized by Google

und Tonkünstler schöpferisch tätig zu wissen! Doch bald regte sich auch der Widerspruch, der nun offen oder geheim das Vorurteil gegen den Nachkommen eines großen Vaters nährte, als wäre nicht vielmehr zu vermuten gewesen, dem Sohne Richard Wagners, dem Enkel Franz Liszts sei musikalisches und geistiges Erbgut in Fülle geschenkt worden. Zum falschen Vorurteil kam der alte Haß der Gegner Richard Wagners. So mischte sich in Frau Cosimas stolze Freude die bittere Enttäuschung, und aus dieser seelischen Lage ist es zu verstehen, wenn sie ihrerseits die Zugehörigkeit zu Bayreuth mehr und mehr nach dem Verhalten gegenüber Siegfried beurteilte; darunter hat, wie es scheint, auch Mottl gelitten.

Nicht ohne Siegfried können wir uns das Haus Wahnfried vorstellen. Neues Leben zog darin ein, als der Erbe von Bayreuth (1915) Winifred Williams heimführte, eine angenommene Tochter des mit Wagners Kunst verbundenen Karl Klindworth (seine Frau war mit Winifred verwandt). Vier Enkelkinder sah Frau Cosima in Wahnfried selber heranblühen.

Am Ausbau der Festspiele beteiligte sich in ihrer Weise auch Daniela, die älteste Tochter Bülows, seit 1886 vermählt mit dem geistvollen Henry Thode. Sie hat Wagners Aussprüche über Musik und Musiker zusammengestellt. Nach der Trennung von Thode (1915) kam Frau Daniela wieder in die Bayreuther Heimat, wohin auch ihre Schwester Blandine, Gräfin Gravina, seit 1897 verwitwet, zurücksiedelte. Von ihren vier Kindern ist nur noch Gilbert, der Flötenspieler und Dirigent, am Leben.

Ein eigenartiges Schicksal erlebte Frau Cosima an ihrer Lieblingstochter Isolde, dem ersten Kinde, das sie (1865) Richard Wagner geschenkt hatte. Schön und leidenschaftlich, willensstark und ehrgeizig, verband sie sich 1900 mit Franz Beidler, der auch in Bayreuth dirigierte, aber doch nicht die festgegründete Persönlichkeit war, um mit Siegfried Wagner dauernd zusammenzuwirken. 1907 wurde ein Ruf nach England als beste Lösung begrüßt. Später kam es zwischen Isolde und ihrer Mutter zum Zerwürfnis. Isolde starb 1919.

Sehr verschieden waren die Lebenswege der zweiten Tochter Wagners. Eva hat den Festspielen in selbstloser Treue gedient und ist der Mutter eine geistig hervorragende Helferin gewesen, bis sie sich (1908) mit dem Bayreuther Denker Chamberlain vermählte, über dessen Wagnerbuch einst Frau Cosima die schützende Hand gehalten hatte. Eva wechselte aber den Wohnort nicht, sondern Cham-

Digitized by Google

berlain kam zu ihr, in die Heimat seines Geistes. Merkwürdigerweise verweigerte man dem Paare in Bayreuth die kirchliche Trauung; sie fand in Zürich statt. Nach Jahren glücklichen Schaffens wurde Chamberlain von dem rätselhaften Leiden einer zunehmenden Lähmung heimgesucht, und nun entfaltete Frau Eva eine bewundernswerte Kraft der pflegenden und tröstenden Herzensgüte, bis der Tod (1927) den Dulder erlöste. Auch in dieser Leidenszeit aber nahm sie an der Betreuung der greisen Mutter ihren liebevollen Anteil.

Im Alter hat Frau Cosima, so sorglich man ihrer pflegte — in nächster Umgebung waltete mit aufopfernder Hingabe eine Frau Dora —, die Vereinsamung schmerzlich empfunden. Malwida war schon 1903 dahingegangen. Ihr folgte 1912 die vertraute Gräfin von Wolkenstein, verwitwete Gräfin Schleinitz. Im Krieg waren ihr ein Trost Chamberlains Kriegsaufsätze, deren Gesinnung ganz der eigenen entsprach. Langsam zehrten sich ihre Kräfte auf. Bis 1920 vermochte sie sich im Freien zu ergehen. 1921 schrieb sie den letzten Brief an Adolf von Groß. Ob sie der grausamen Geldentwertung, die der feindselige Staat vornahm, noch innewurde? 1924 sah man die ehrwürdige Greisin noch einige Male im Festspielhause. Vom langsamen Verlöschen der letzten Jahre erzählt Graf Du Moulin Eckart in seinem großen, ihrem Leben gewidmeten Werke. Vieles über sie erfahren wir auch aus den Wagnerbüchern von Glasenapp und Koch. Im dreiundneunzigsten Lebensjahr, am 1. April 1930, vollendete Frau Cosima ihr irdisches Dasein. Die Urne mit ihren sterblichen Resten ruht neben dem Gatten in jenem Grabe, das er sich unmittelbar bei seinem Hause Wahnfried vorgesehen hatte.

In unserm Gedächtnis lebt die „Herrin von Bayreuth" als eine der bedeutendsten deutschen Frauen. Wir denken etwa vergleichend an Karoline von Humboldt. Aber Frau Cosima mußte für ihre vielseitigen Lebensaufgaben eine weit größere geistige Spannkraft betätigen. Zu dem, worauf sie sich glänzend verstand, gehörte gewiß jede Äußerung in Wort und Schrift. Ihre Unterhaltung ist von allen Beteiligten gerühmt worden als schlagfertig und taktvoll, ebenso dem erregenden Augenblick folgend wie in besonnener Übung beherrscht. Ein Erbteil ihrer Mutter war wohl die Fähigkeit des gewandten und klaren schriftlichen Ausdrucks. Aus ihren Tagebüchern, die allerdings 1883 schließen, sodann aus ihren Briefen grüßt uns eine Fülle von Lebensweisheit, von allgemeinen Gedanken und einzelnen Urteilen, aber auch von Stimmungsbildern, Beobachtun-

Digitized by Google

gen, Schilderungen, die nach besonderen Gesichtspunkten geordnet und gesammelt zu werden verdienen.

Hans von Wolzogens Bayreuther Blättern hat sie vieles zur Verfügung gestellt, insbesondere Erinnerungen und Nachrufe (Gobineau, Liszt, Kniese!). Zu brieflicher Aussprache mit Wolzogen blieb bei räumlicher Nähe wenig Veranlassung. Um so willkommener ist der Nachwelt jener briefliche Gedankenaustausch, den sie 1888 bis 1908 mit Chamberlain gepflogen hat (Reclam, 1934). Sie erscheint darin keineswegs nur als widerspiegelnde Seele, sondern weiß in Selbständigkeit anzuregen und zu belehren. Ihre Wertschätzung Schillers hat in Chamberlain tiefe Spuren gezogen. Das Griechentum sah sie anders, und wir dürfen gestehen, klarer als er. Hellas bedeutete ihr ein Stück der geistigen Heimat; wollte sie doch in späten Jahren noch gerne nach Griechenland — fliegen! Für alles Religiöse, namentlich auch für die deutsche Mystik, besaß sie tiefe Empfänglichkeit. So manche Erfahrungen sie mit dem zeitgenössischen Kirchentum machte — das Abendmahl unter Parsifalklängen zu feiern, wurde ihr 1884 versagt —, so hat sie doch gerade den Protestantismus hochgehalten. Ihr Sinn für bildende Kunst fand mehr als bei Chamberlain Befriedigung bei Henry Thode. Dieser hielt übrigens Chamberlains „Grundlagen" für nicht eigentlich bayreuthisch. Ein drohender Zwist löste sich aber vor der hohen Frau, der beide eigenartige Männer huldigten. Zudem arbeitete der eine wie der andere an den Bayreuther Blättern mit. In den Bayreuther Umkreis gehört auch Ludwig Schemann, den wir als Vorkämpfer für Gobineau erwähnten; in Fragen der Rassenkunde ging er mit Chamberlain nicht immer zusammen. Frau Cosima vermittelte Schemann durch Empfehlung an die Gräfin Latour die Grundlagen zu seiner Gobineauforschung.

Verdacht hat man ihr, daß sie Briefe ihres Gatten oder dessen Selberlebensbeschreibung nicht ungekürzt an die Öffentlichkeit hinausgehen ließ; oder daß sie Österleins Wagner-Museum nicht aus Eisenach in die Festspielstadt holte. Eine weitere Frage, die man verschieden beantworten mag, wäre das Verhältnis zum Allgemeinen Richard-Wagner-Verein, dessen Tätigkeit gewissermaßen mehr ins Volk hineingriff, wogegen Frau Cosima vor allem die tonangebende Gesellschaft gewann.

Die rein geistigen Quellen, aus denen Wagners Absichten verstehende Liebe zufließen konnte, sind gewiß, wenn man die vorhandenen Möglichkeiten bedenkt, nicht alle ausgeschöpft worden. Als

Digitized by Google

sich seit 1904 die Bayreuther Gemeinde zusehends ausbreitete und Dr. Siegmund Benedict den Nationaldank für Richard Wagner ins Leben rief, da fand jenes Bestreben, das für unbemittelte Besucher Sorge trug, wenig Gegenliebe: den Festspielen sollte der endlich errungene äußere Glanz erhalten bleiben.

Wagners Anruf ans Volk wurde nichtsdestoweniger in Bayreuth selber beachtet. An volksmäßige Auswirkungen dachte nämlich als Dichter Hans von Wolzogen, indem er nicht bloß für den Bayreuther Gedanken in verbreiteter Presse warb, sondern zugleich in den Bayreuther Blättern für Volksspiele und Freibühnen eintrat, die langsam an Boden gewannen und seit 1884/85 nicht wieder verschwanden. Der politische Umschwung des Jahres 1933 vollends rückte sie in den Vordergrund. Daß aber Frau Cosima bei aller Verbundenheit mit dem Deutschtum einen gewissen Abstand vom Volk einhielt, erklärt sich aus der Erziehung und Überlieferung. Damit hängt auch die Vorsicht in der Besucherwerbung zusammen. Während etwa Graf Zeppelin für seine Neuheit die Abgeordneten des Reichstags zur Besichtigung bat, unterließ es Bayreuth vor dem Kriege, die Vorurteile, die nun einmal im Schwange waren, dadurch zu entkräften, daß man Berufskreise wie Lehrer, Geistliche, Kaufleute, Akademiker, Handwerker, Arbeiter ins Festspielhaus eingeladen hätte. Hierin hat erst die allerneueste Zeit im Zeichen Adolf Hitlers Wandel geschaffen.

In einem aber, und zwar in einer überragend wichtigen Sache, sehen wir Frau Cosima im vollen Einverständnisse mit Richard Wagner dem 19. Jahrhundert aufs bestimmteste und mutigste trotzen: wir meinen die deutsche Ablehnung jüdischer Wesensart. Eine Äußerung lautet zum Beispiel: „Mit diesem Stamm, mein lieber Adolf, bleibt es ein ewiges Elend." Oder prägt sie den Spruch: „Wir haben jetzt ein Deutsches Reich jüdischer Nation." Doch nicht allein die unwillkürliche Abneigung ist es, die sie beseelt: ihr scharfes Denken erblickt den Unterschied in der gleichen Richtung, auf die der Meister in den Aufsätzen über „Religion und Kunst" hingedeutet hatte (Bayreuther Blätter 1880 und 1881, jetzt im 10. Band der Gesammelten Schriften). Wagner vollzog in seinem deutschen Denken den Anschluß an Kant, der jede wesentliche Verbindung der christlichen Religion mit dem Judentum in Abrede stellte, an Herder, der alles religiöse Denken und Fühlen vom Judentum loslöste, an Schleiermacher, der meinte: „Die Reformation geht noch fort" — endlich an Schopenhauer,

Digitized by Google

der den Kampf gegen jüdischen Geist mit rücksichtsloser Schärfe führte. Auch die alten Mystiker blieben dem Bayreuther Meister nicht unbekannt. Er redet einmal von jenem Gott, der keiner wissenschaftlich nachweisbaren Himmelswohnung bedürfe, vom Gott im Innern der Menschenbrust, dessen sich unsere großen Mystiker so sicher bewußt geworden seien.

Mit dieser Gesinnung bleibt unverträglich die Einverleibung des Alten Testaments in die christliche Religion. Von jenem, das sie mit Aufmerksamkeit zu lesen unternommen, wandte sich auch Frau Cosima weg und urteilte: „Daß es möglich war, dieses Buch des gröbsten Realismus, diese Verherrlichung der Begierde und der Rache als Grundlage für unser Christentum zu stiften, müßte einen eigentlich an der menschlichen Vernunft verzweifeln machen." An Chamberlain schrieb sie einmal: „Werden wir mit Ihrer Hilfe den Jehova einmal los, dann wird alles gut." Eine andere Stelle: „Wenn noch christlicher Glaube lebt, so ist es nicht ausgeschlossen, daß der Protestantismus sich selbst reformiere und zur Loslösung des Evangeliums vom Alten Testament gelangt." „In der Reinigung des Protestantismus liegt die Zukunft der Völker."

Damit wären wir also mitten in der deutsch-kirchlichen Gedankenwelt, wie sie durch Wolzogen und Chamberlain ins neue Jahrhundert hineingetragen wurde. Beglückend ist es, zu wissen, daß mit Richard Wagner zusammen auch Cosima Wagner, die geniale Seherin, den deutschen Glauben vorempfunden hat, der sich allein zu Jesus bekennt.

Karl Grunsky (Stuttgart).

39. **Wagner**, Johann Martin von, Bildhauer, 1777—1858.

„Meine Voreltern bis in die vierte Generation hinauf sind alle Bildhauer gewesen. Der erste lebte in Gebsattel, von dem man aber nur so viel weiß, daß er 111 Jahre alt geworden. Thomas Wagner, sein Sohn, ließ sich in Kloster Theres nieder. Von diesem stammte mein Vater Peter Wagner, welcher als Hofbildhauer unter den letzten Fürstbischöfen in Würzburg lebte. Hier nun ward ich

Digitized by Google

am 24. Juni 1777 geboren." — So beginnt die kleine, unveröffentlichte Selbstbiographie, die Johann Martin von Wagner am 7. September 1842 in Rom für ein Künstlerlexikon verfaßte. Die knappen Sätze kennzeichnen die glücklichen Verhältnisse, in denen der Knabe aufwuchs. Die Wertschätzung, deren sich der auch über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannte Vater vor allem seitens des fürstbischöflichen Hofes erfreute, hatten der Familie behaglichen Wohlstand gebracht. Die künstlerische Tradition und Atmosphäre des Elternhauses, der Aufenthalt in der väterlichen Werkstatt und frühe eigene Versuche mit Kreide und Stift ließen in dem begabten Knaben den Wunsch aufkommen, wie der Vater Bildhauer zu werden. Die Mutter hätte den einzigen Sohn zwar gern als Geistlichen gesehen, doch der mäßige Erfolg seiner Studien auf Gymnasium und Universität, das Unbehagen und Mißvergnügen des seelisch empfindlichen und reizbaren Knaben bei wissenschaftlicher Arbeit, sowie sein stürmisches Drängen auf Abbruch der trockenen akademischen Arbeit ließen endlich die Eltern dem gewissenhaften Rat zweier Freunde des Hauses, des weltklugen Abtes Eugen Montag von Ebrach und des freundschaftlich besorgten Priors der Karthause Ilmbach, Josephus Schwab, dessen reichhaltige Sammlung von Kupferstichen der Knabe oft studierte, nachgeben; mit 17 Jahren verließ Johann Martin die Universität, um in die mit Aufträgen reich versehene Werkstatt des Vaters als Lehrling einzutreten. In einem für Goethe 1803 verfaßten Lebenslauf (im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar) schreibt er über diese Zeit: „Ich fing nun an, mit allem Eifer nach Gips zu zeichnen und zu modellieren. Besonders betrieb ich das Modellieren mit großer Vorliebe, und dies hat mir wirklich auch den wesentlichen Nutzen gebracht. Allein, als ich in Holz arbeiten sollte, wie dies bei den Bildhauern in kleinen Städten gewöhnlich ist, so wurde mir die Erlernung der mechanischen Handgriffe so zum Ekel, daß ich mich entschloß, mich der Malerei zu widmen, die mir weniger mechanische Schwierigkeiten zu haben schien und wozu ich immer sehr viele Neigung gehabt hatte. Dies wollte mein Vater wieder nicht zugeben, doch gab er endlich auch hierin nach. In der Malerei konnte er mir zwar nichts sagen, indes erwarb er sich doch das Verdienst um mich, daß er mich dazu anhielt, streng richtig zu zeichnen und besonders die Anatomie richtig zu studieren. Diesem Studium, das ich dazumal mit vieler Liebe trieb, war oft ein großer Teil meiner Nacht gewidmet: woraus mir für die späteren Jahre großer Vorteil erwachsen ist." Nach drei Jahren ermöglichte die Empfehlung

Digitized by Google

des Coadjutors zu Mainz, des Freiherrn v. Dalberg, den Eintritt in die Wiener Akademie, die unter der Leitung des berühmten Füger stand. „Ich war damals nicht eben schön und zum Antinous fehlte mir das Profil", meinte Wagner zu der Zeit von sich selber. Hier studierte er aufs eifrigste, so daß Füger ihn mahnen mußte, „mehr auf seine Gesundheit zu sehen, eine mehr heitere und fröhliche Lebensweise zu führen". — Er machte anatomische Studien, zeichnete nach Antiken und auch mit einiger Mühe nach der Natur, kopierte viel, wenn auch ungern, und fühlte sich überhaupt vom akademischen Betrieb nicht recht befriedigt. Die fertige Eleganz des reizvollen, aber matten und unentschiedenen Klassizismus Fügers tat seinem Suchen nicht Genüge. Ein schweres Nervenfieber nach durchschwärmter Faschingsnacht, von einem Freunde mit Wein kuriert, brachte eine Krise. Dank der erhöhten Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die die Krankheit zurückließ, fühlte er seine Aufnahmefähigkeit der Natur gegenüber wachsen und glaubte sie in höherer Schönheit zu erkennen. Noch im Mannesalter äußert er, daß er diese Zeit gern noch einmal durch wenn auch noch so schwere Krankheit erkaufen würde. Trotzdem ist Wagner nicht zu einer selbständigen künstlerischen Auffassung der Natur durchgedrungen. Er wechselte nur von dem noch unreinen, spätbarocken Klassizismus Fügers in den neueren, gereifteren und gereinigten Stil hinüber, der ihm durch die Bekanntschaft mit Eberhard Wächter nahegebracht wurde. Die Bekanntschaft mit dem schwäbischen, damals gerade aus Rom zurückgekehrten Maler zählte er zu den glücklichsten seines Lebens. Wächter begeisterte ihn für den „reinen, edlen und keuschen Stil der Antike", seine idealen Kompositionen scheinen ihm ganz im Sinne der Griechen gemacht. Unter seinem geistigen Einfluß entstehen die beiden ersten selbständigen Gemälde: Die weinenden „Frauen auf der Rückkehr vom Grabe Jesu" und die „Ruhe auf der Flucht". 1802 beteiligte er sich an einer Aufgabe der Wiener Akademie, die als Thema die „Begegnung des verirrten Aeneas mit seiner als Jägerin verkleideten Mutter" stellte, und erhielt den ersten Preis.

Inzwischen war es aber Wagner klar geworden, daß es in Wien nichts mehr für ihn zu lernen gab, und so entschloß er sich Sommer 1802 auf Wächters Rat, sich in Paris bei David die letzte Ausbildung als Historienmaler zu verschaffen. Zunächst kehrte er nach fünfjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück. Ermutigt durch seine Preiskrönung in Wien beteiligte er sich an einer von der Gesellschaft der Weimarer Kunstfreunde unter Goethes Vorsitz gestellten Preis-

Digitized by Google

aufgabe: Blendung Polyphems. Daneben entstanden außer mehreren Gemälden die Entwürfe zu den Reliefs am Würzburger Marktbrunnen, die Peter Wagner in seiner Werkstatt ausführen ließ.

Am 6. September 1803 machte er sich auf den Weg nach Paris. Zwei Monate nach seiner Ankunft in der französischen Hauptstadt erhielt er von Goethe selbst die Nachricht, daß der Weimarer Ausschuß seinem Blatt den vollen Preis zuerkannt habe. Die Beschreibung des Werkes, verbunden mit der Mitteilung des Ergebnisses im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1804, schließt Goethe mit dem Wunsch nach einem Romstipendium für den jungen Mann, der als Künstler „für jede Aufmunterung und Unterstützung den tausendfachen Dank dereinst erstatten wird".

Paris bedeutete dem jungen Maler eine große Enttäuschung: Die politischen Umstände, Davids überfülltes Atelier, der rohe Umgangston der Schüler, die seinen Eintritt jedesmal mit solchem Brüllen und Toben begleiteten, daß er sich in eine Menagerie versetzt glaubte, machten ihm die Gewöhnung herzlich schwer. Dazu kam, daß die Kunst Davids und seiner Genossen ihm nicht zum Herzen sprach, trotzdem er den „fremden und strengen Stil" bewundern mußte; die Malerei schien ihm „kaltes Theater", in dem er keine Nahrung für seine Seele fand. So war er hocherfreut, als Schelling, der zu der Zeit in Würzburg lehrte, ihm auf Goethes Anregung eine Professur für Kunstgeschichte und Zeichenkunst in seiner Heimatstadt anbot mit der Anweisung, Paris zu verlassen und sich auf zwei Jahre nach Rom zu begeben. Mit dem Vorsatz, nie wieder ein Wort französisch zu sprechen, reiste er ab und betrat am 31. Mai 1804 Rom, das ihm zur zweiten Heimat werden sollte. „Ich fühle mich unaussprechlich glücklich, dem sehnlichsten aller meiner Wünsche nahe zu sein", schreibt er den Freunden. Mit offenen Augen und großem Lerneifer nahm er alles auf, was Rom ihm bot: die reiche Landschaft, die mächtigen Denkmäler der Vergangenheit und den lebendigen Kreis von Menschen. Auf ihren gemeinsamen Streifzügen mit ausgiebigen Rasten in Schenken bei Südwein und Fischen erschloß sich den Künstlern die Stadt. Goethes eigenhändige Empfehlung verschaffte ihm Eingang in das gesellige und geistvolle Haus Wilhelm von Humboldts, zu dem sich die Beziehungen bald so freundschaftlich gestalteten, daß er ihm Zeichenstunde gab. Außer Wagner gehörten die Bildhauer Thorwaldsen und Rauch und die Maler Schick, Reinhard und J. A. Koch, der kernhafte Tiroler Landschafter, zu dem Humboldtschen Kreis. Wagners Neigung zum großen Historienbild wird ver-

Digitized by Google

stärkt durch Michelangelos und Raffaels Fresken, die ihm einen neuen Begriff von der „Reinheit" der Kunst gaben; „Rubens (den er in Wien noch mit Eifer kopiert hatte) mag ich schon gar nicht mehr ausstehen und kopieren will ich auch nicht." — Die Landschaft als künstlerisches Problem fesselt ihn nicht; als er dem Porträt der Gattin des Gesandten von Widder eine Landschaft als Hintergrund gibt, wundert es ihn selbst. An Goethe schickt er eine Zeichnung: Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend. Gedanken, Empfindungen, Anregungen strömen ihm zu. Eine reiche Folge von Zeichnungen, Skizzen, Aquarellen sowohl aus dem Bereich der Biblischen Geschichte als aus dem des antiken Mythos, darunter der Entwurf zu seinem größten Bilde, dem „Rat der Helden vor Troja", entsteht. Nach Ablauf der ihm zugestandenen zwei Studienjahre beantragt er Verlängerung, die ihm auch bewilligt wird. Theoretische Studien, besonders in Winkelmanns Schriften, neben dem täglichen Umgang mit den erlesensten Werken der alten und neuen Kunst geben ihm den Anreiz zur Vollendung seines „großen Heldenrats", mit dem er sich 1808 auf die Heimreise macht. Am 14. Juli stand er in Innsbruck zum ersten Male vor dem zweiundzwanzigjährigen bayrischen Thronfolger, dem Kronprinzen Ludwig, ein Zusammentreffen, das für die Richtung, die sein Leben später nehmen sollte, von ausschlaggebender Bedeutung wurde, und von dem er jetzt schon eine Anstellung im bayrischen Staatsdienst erhoffte. Ludwig seinerseits lag daran, sich den geschickten und kenntnisreichen Mann mit den vielen Beziehungen für seine römischen Kunstaufträge zu sichern. Der „Heldenrat" wurde in München ausgestellt und vom Staat angekauft. Trotzdem lockte ihn die vom König angebotene Direktorstelle an einer Kunstschule in München wenig und, nachdem ihn die durch den Tod des Vaters notwendig gewordene Erbschaftsregelung ein Jahr in Würzburg in Anspruch genommen hatte, kehrte er zum größten Bedauern Schellings, mit dem ihn eine treue Freundschaft verband, als bayrischer Pensionär und Spezialbeauftragter des Kronprinzen nach Rom zurück.

Schon auf seiner ersten Italienreise 1804 hatte der Kronprinz sich nach Gehilfen und Beratern für seine Einkäufe von Antiken umgesehen und glaubte, sie in dem Hofmaler Müller und dem Bildhauer Eberhard gefunden zu haben; doch hatten sich beide als wenig eifrig und geschickt erwiesen. Als Wagner nun seine Rechtlichkeit und Unparteilichkeit in der Frage der Erwerbung des Nachlasses der 1810 gestorbenen Malerin Angelika Kaufmann bewährte, festigte

Digitized by Google

sich in Ludwig der Entschluß, ihm allein die Ausführung seiner Wünsche anzuvertrauen. Die Aufgabe war nicht leicht: Ludwig legte ausschließlich Wert auf Stücke bester Qualität; „Werke ausgezeichneter Schönheit will ich erwerben, wenn nicht anders zu erhalten, teuer selbst bezahlen. Was aber dieses nicht ist, so lange es noch solche gibt, auch wohlfeil zu kaufen wird mir zuwider seyn. In der Qualität, nicht in der Quantität soll sich meine Sammlung auszeichnen." Dabei waren die Mittel höchst beschränkt, und wenn auch durch die Unruhe der Zeit manches Stück den Besitzer schnell wechseln mußte, so war es doch nicht einfach, mit der Gerissenheit der römischen Kunsthändler und den Bestimmungen über Ausfuhrtaxen und -verbote fertig zu werden. Gefühl für das wirklich Gute, unermüdlicher Eifer im Aufspüren verborgener Werke, Geschicklichkeit in geschäftlichen Verhandlungen ermöglichten es Wagner, sich schnell in den neuen Beruf hineinzufinden. Der viel weltfremdere Thorwaldsen, der anfänglich zu seiner Unterstützung beordert war, schied bald aus. Das neue, unruhige Leben mit seinen vielfachen Aufgaben hatte freilich den Verzicht auf eigene künstlerische Tätigkeit zur Folge. Um ihm seine Wertschätzung auch als Künstler zu beweisen, hatte Ludwig ihm den Auftrag zu einem neuen großen Gemälde „Orpheus in der Unterwelt" gegeben. Das Bild hat er aber, wie so manches andere, nie ganz fertig gemacht. Hart war es auch, daß er zunächst keine Vergütung für seine Agententätigkeit erhielt, und doch hat er schon in den ersten Jahren seiner Unterhändlertätigkeit den Grundstock des heutigen Bestandes der Münchner Glyptothek beigebracht. Unter den in der Hauptsache römischen Stücken, die er mit gewiegter Geschäftskenntnis und klug zuwartender Geduld oft unter seltsamen Umständen, aber immer ohne Eigennutz, erwarb, waren der salbende Athlet, die Trajansbüste, fast der gesamte Bestand der Sammlung Braschi, darunter an großen Statuen der Bacchuspriester, Diana, der Knabe mit der Gans. Mit brennendem Interesse verfolgte Ludwig die Nachrichten aus Rom und ließ von Wagner ausführliche Listen des Erworbenen und des noch Erwerbenswerten anfertigen. In 911 zum großen Teil wenigstens noch im Konzept erhaltenen Foliobriefen berichtete Wagner, anfänglich wöchentlich, später allmonatlich, seinem Herrn von den Vorgängen auf dem Kunstmarkt. Auf uns gekommen sind 600 Antworten Ludwigs. Diese Korrespondenz bildet für die Beurteilung des Charakters und der Persönlichkeit beider Korrespondenten und außerdem für die Kenntnis der Kultur- und Kunstgeschichte eine unersetzliche

Digitized by Google

Quelle, zumal es sehr bald kaum eine wichtige künstlerische Angelegenheit am Münchner Hofe gab, die der Kronprinz und spätere König nicht mit dem ihm bald zum Freund Gewordenen brieflich durchberaten hätte.

Die ganze Beharrlichkeit und Ausdauer Wagners zeigte sich in den Verhandlungen um den berühmten Barberinischen Faun. Nachdem zuerst die denkbar schwierigen Besitzverhältnisse jahrelang hindernd im Weg gestanden hatten, wurde nach endlicher Erwerbung im Jahre 1813 die Ausfuhr verboten, der Kauf angefochten, ja der Faun mit Waffengewalt aus Wagners Gewahrsam geraubt; erst die Kaiserin von Österreich, eine Schwester Ludwigs, schlichtete schließlich bei ihrer Romreise den Streit, aber es wurde 1820, bis die Skulptur nach München abgehen konnte.

Zu einem richtigen Abenteuer aber, bei dem Wagner seine ganze Energie, Unerschrockenheit und Entschlußkraft eingesetzt hat, ist die Geschichte des Äginetenkaufs geworden. Am 20. Juni 1811 war Ludwig durch eine erste Nachricht in der Allgemeinen Zeitung auf wichtige Vorgänge in Griechenland aufmerksam geworden: Eine kleine Gesellschaft von Forschern hatte auf Ägina in einem Trümmerfeld die Giebelfiguren des Aphaiatempels gefunden. Am 1. November 1812 sollte die Versteigerung der Skulpturen in Zante stattfinden. Ludwig wünschte dringend, sie zu erwerben. Wagner war der einzige, dem er die schwierige Aufgabe des Ankaufs anvertrauen konnte. „Auf nach Zante, Hellas heiliger Erde", schreibt der Kronprinz dem Zögernden in dem Begleitschreiben zu einer weitgehenden Vollmacht. Trotz vieler Bedenken fügt sich Wagner und bricht am 8. September mit einem jungen, zuverlässigen, italienischen Reisegefährten, Pacifico Storani, auf. Nach einem kurzen Aufenthalt in Neapel wird der Apennin durchquert. Durch zahlreiche Aufzeichnungen sind wir über den Verlauf der Reise genau unterrichtet. In kurzen, trockenen, aber doch nicht unlebendigen, häufig derb treffenden Notizen hat Wagner alles ihm auffällig und bemerkenswert Erscheinende festgehalten: Als Eseltreiber muß er sich wegen eines fehlenden Stempels im Morgengrauen durchs Stadttor schleichen. Er übernachtet in fensterlosen Osterien, aus denen der Rauch durch ein Loch im Dach entweicht, und die Tische und Bänke wegen der herumlaufenden Schweine, Ziegen und Hühner auf hohe Pilaster gestellt sind. Die Wege sind unsicher, der Geldbeutel wird nach Kräften gerupft, doch bleibt Wagner trotz der Strapazen allem Neuen gegenüber aufgeschlossen: zwei bis drei Finger dickes Rohr

Digitized by Google

erkennt er als Bambus, große, sarkophagartige Steintröge im Gelände erweisen sich als Keltern, riesige Zwiebeln, eine eigentümliche Art, Reben zu ziehen, finden ebenso Erwähnung wie die eigenartige Konstruktion der Reisewagen. Von Barletta aus wollte er nach Griechenland übersetzen, doch war an die Abfahrt nicht zu denken, es war die Zeit der französisch-englischen Feindseligkeiten, und die Seeleute verweigerten die Ausfahrt aus Furcht vor den englischen Kriegsschiffen, die in der Adria kreuzten. So ging eine hastige Suche nach einem Schiff die Küste entlang an. Bari und Brindisi boten keine Fahrgelegenheit, doch in Otranto fand sich ein wagemutiger Kapitän, der am 30. in See stach und trotz hartnäckiger Verfolgung durch eine englische Brigg die Reisenden glücklich zur Insel Fanno brachte. Durch französisches Hoheitsgebiet gelangten sie unbehelligt weiter nach Korfu. Wieder fand sich kein Schiff für die Weiterreise. Infolge der Verzögerungen drohte allmählich die Gefahr, den Versteigerungstermin zu versäumen. Auf eigene Faust schlug sich Wagner nun, bald zu Wasser, bald zu Lande, denkbar mühselig bis nach Prevesa durch. Oft fehlte es an der allernötigsten Nahrung, Wirtshäuser gab es unterwegs selten, die Reisenden waren auf die Gastfreundlichkeit der armseligen Bauern angewiesen. Einmal war die einzige Rettung ein Rest schimmeligen Brotes, den die Reisenden mit Steinen klein klopften. Um den widerlichen Geschmack zu vertreiben, würzten sie es mit einer starken Portion Pfeffer. „So hatten wir in Ermangelung etwas Besseren ein ganz leidentliches Gericht und sangen dazu das alte Liedchen: Wenn man keine Jungfern hat, tanzt man mit den Huren!“ Hier in Prevesa neuer elftägiger, unfreiwilliger Aufenthalt. In seiner Verzweiflung charterte Wagner schließlich auf eigene Rechnung ein Schiff, das die Reisenden nach St. Maura übersetzte. Auf der Weiterreise überraschte sie ein Sturm. Er riß die Segel hoch an den Mastbaum, alle klammerten sich an, sie wieder herunterzuziehen, wurden aber in die Höhe gezerrt. Ein Seifensieder ging dabei über Bord, ohne daß man es zunächst merkte. Dazu donnerten die Kanonen der verfolgenden englischen Kriegsschiffe. Wetter und Feinde zwangen sie noch zwei Tage in eine einsame Bucht, bis sie endlich am 29. Oktober Zante erreichten. Hier quartierte man sie wegen Pestgerüchten noch sieben Tage in einem vollgestopften Lagerschuppen ein, einem feuchten, fensterlosen Loch ohne Licht und Holz, in dem sie sich vor Ungeziefer nicht helfen konnten. In diesem Stall empfing Wagner die Aginetenverkäufer mit ihrem Wortführer, dem Konsul Gropius.

Digitized by Google

Von ihm erfuhr er zu seiner Freude, daß er der einzige anwesende Interessent wäre, aber auch zu seinem Schrecken, daß die Statuen inzwischen von ihren Besitzern nach Malta geschafft wären. So brennend er den Ankauf der Funde für Ludwig wünschte, so peinlich war ihm der Gedanke, sie unbesehen kaufen zu sollen. Man einigte sich auf den Vorschlag Gropius', den Kaufvertrag erst in Athen abzuschließen, nachdem Wagner dort einige Abgüsse gesehen habe. Inzwischen war als zweiter Anwärter der französische Konsul Favel auf den Plan getreten. Wagner überbot ihn, und nach aufregendem Handel gingen am 30. Januar 1813 die einzigartigen Statuen zu dem für heutige Begriffe lächerlich geringen Preis von 10 000 Zechinen in den Besitz des Kronprinzen über. Doch auch noch nach dem Abschluß war der Intriguen und Schwierigkeiten, Proteste und Prozesse kein Ende. Wagner war glücklich, als er am 30. Mai 1813 das ungastliche Land, in dem nun auch noch die Pest ausgebrochen war, verlassen konnte. Dem Kronprinzen schrieb er: „Ich kann Ew. Kgl. Hoheit nicht genugsam bezeigen, wie satt ich diese beschwerliche und langwierige Reise bin und sehne mich herzlich nach Italien zurück. Griechenland ist schön, hat viele Reize für Geschichte und Kunst, allein . . . ein wahres Hundeleben, welches man in Griechenland führt, machen alle Reize verschwinden. Es ist mit Einem Wort ein wahres Zigeunerland, in welchem man auch nicht anders als ein Zigeuner leben kann. Man ist genötigt, Matratze, Decke, Lebensmittel, einiges Küchengeschirr stets mit sich zu schleppen, wenn man nicht elendig verderben will, mit Einem Wort: man findet nichts als Läuse und Flöhe in Menge, welche immer bereit sind, einem lebendig aufzufressen. Die Griechen sind das verworfenste Volk auf der Erde, verabscheuungswürdiger als die Juden. Die Türken sind Heiden, aber doch besser als die Griechen. Man ist in diesen Ländern immer geprellt, man stelle sich, wie man wolle." Nach dreivierteljähriger Abwesenheit kam er am 6. Juni 1813 wohlbehalten in Ancona an. „Wie Odysseus viel geduldet haben Sie, Wagner, und das wegen mir, dessen ich mein Leben eingedenk sein werde", schreibt Ludwig. Doch war die Aufgabe, die Agineten für Bayern zu sichern, erst halb gelöst. Heimlich hegte man in London den Plan, sie für das Britische Museum zu entführen. Vorläufig aber machte der Ausbruch der Freiheitskriege jeden Transport unmöglich. 1815 erst konnte sich Wagner auf Wunsch seines Herrn zur Abholung der Figuren nach Malta einschiffen. Hier waren neue Geldforderungen der Verkäufer und Zollbeamten zu befriedigen, bis schließlich alle

Digitized by Google

Kisten an Bord gebracht waren. Der Anschluß an eine kleine englische Flotte bot auf der Rückfahrt zwar Schutz vor den Seeräubern, aber nicht vor einem gewaltigen Sturm, der bei Ischia die Seefahrer überfiel und die Schiffe nach verschiedenen Richtungen verschlug. Mit gebrochenem Mast trieb Wagners Fahrzeug steuerlos auf den Wellen, bis es endlich gelang, bei Neapel zu landen. Am 29. August wurde Rom erreicht. Ludwig verglich seinen Freund mit Jason, der das Goldene Vlies glücklich an Ort und Stelle gebracht habe, beauftragte ihn mit dem Zusammensetzen der Bruchstücke, Thorwaldsen mit den Ergänzungen in Gips. Diese Ergänzungen hielt Thorwaldsen selbst den Originalen gleichwertig. Heute urteilen wir anders darüber und bedauern vor allem den Verlust der alten Bruchstellen. Aus Anlaß des wissenschaftlichen Streites über die ursprüngliche Anordnung der Figuren prophezeite Wagner dem Kronprinzen: „Soviel ist gewiß, daß ein Kleinod der Sammlung Ew. Kgl. Hoheit es seyn wird, und viele Antiquare sich die Federn darüber stumpf schreiben werden." Als erster verfaßte Wagner selber den „Bericht über die Aginetischen Bildwerke", den Schelling 1817 mit Anmerkungen versehen in Druck gab.

Die wachsende Sammlung machte die Frage ihrer Unterbringung immer dringlicher; auch hatte Ludwig seit Jahren eine große Anzahl von Büsten berühmter Deutscher schaffen lassen, die in einer Ehrenhalle deutschen Geistes aufgestellt werden sollten. Für die Skulpturen plante er einen Tempel in antikischem Sinn und Anfang 1814 erließ die Akademie der Bildenden Künste ein Preisausschreiben für den Glyptothekbau. Gegenüber den phantastisch-romantischen Plänen Ludwigs vertrat Wagner, der, wie immer, auch hier um seinen Rat angegangen wurde, den vernünftigen Gedanken der Zweckmäßigkeit und legte in mehreren ausführlichen Gutachten Grundsätze dar, die heute noch für die Aufstellung von Skulpturen vorbildlich sein können. Er spricht sich gegen die Häufung vieler Kunstwerke in einem Saal aus, weil sie teils „bei dem Anschauer (dem Gebildeten) eine widrige und unangenehme Empfindung erregen, teils auch den ausgestellten Antiken selbst zum Nachteil gereichen". Statt dessen schlägt er vor, dem Stil nach ähnliche Werke in kleinen Unterabteilungen zu dritt oder viert zueinander zu ordnen. Entschieden wendet er sich gegen die Verzierung der Räume. Vor allem aber sei bei den Antiken auf die Beleuchtung zu achten — entgegen der Forderung in Ludwigs Programm, daß die Front keine Fenster haben dürfe —, „denn der Rock des Menschen soll sich nach dem

Digitized by Google

Körper richten, und nicht der Körper nach dem Rock"; die Sockel will er nicht aus Marmor, sondern aus einfacherem Material ausgeführt wissen, ihre Höhe müsse dem einzelnen Stück, dem Lichteinfall, der Beschaffenheit des Raumes von Fall zu Fall angepaßt werden. Er hat seine museumstechnischen Ideen in einem erregten Briefwechsel gegen zwei Fronten verteidigt, einmal gegen Ludwig, der Repräsentationsräume wünschte, in denen er bei Fackelbeleuchtung nächtliche Feste feiern wollte, dann aber auch gegen den jungen Architekten Klenze, der einen aufwendigen Fassadenbau im Renaissancestil vorsah, und dessen Idee Ludwig gefiel. Die Geschichte der verworfenen, wieder aufgenommenen, vielfach geänderten Entwürfe ist höchst verwickelt. Jedenfalls war seitens Wagners Anlaß, sich mit energischer Kritik zu äußern. Er bemängelte die fehlerhafte Einteilung der Säle, die Unmöglichkeit, einen Rundgang zu machen, die Enge der Einfahrten, die ungeeigneten, lichtabsperrenden Rundbogenfenster, die Karyatiden, die Wände ersetzen sollten, den Verzicht auf einen Saal für mittelalterliche Werke. Der geschmeidige Klenze suchte die Ausstellungen zu entkräften und ihn durch das Angebot, er solle selbst die Ausmalung der beiden Festsäle übernehmen, für sich zu gewinnen. Doch Wagner war unbestechlich. Ihm schien, „daß man den Antiken zumute, nach der Pfeife des Baumeisters zu tanzen". Zum letztenmal trat er im Sommer 1814 gegen Klenzes Pläne auf, doch ohne Erfolg, der Architekt siegte über den Anwalt der Kunstschätze.

Bald darauf hatte Wagner zu Ludwigs Plänen eines dorischen Rundtempels als dem Ehrenmal für deutsche Dichter und Denker Stellung zu nehmen. Der Gedanke, deutsche Genies in einem griechischen Tempel zu ehren, schien dem sonst so fanatischen Klassizisten, aber doch immer verständigen Manne unangebracht. Er schlug die „gotische" Bauart als die dem deutschen Volke nächst verwandte vor. „Ich habe wenigstens diese feste Idee, daß man aus der gothischen Bauart alles machen kann, und daß sie jeder Form fähig ist und eben deswegen, daß sie für uns noch regellos ist, dem Künstler von Genie das schönste Feld zur Erfindung gibt und geben muß." In Ludwig aber hatte sich die Tempelidee schon festgesetzt. Ähnlich wie bei dem Plan zur Glyptothek gingen auch hier die Meinungen lange hin und her; schließlich entschied die Kostenfrage zugunsten des Antikischen. Von dem Plan, den Fußboden mit einem großen Mosaik der Hermannschlacht zu schmücken, konnte Wagners Rat den König noch glücklich abbringen; auch sonst gelang es ihm in manchem, Ludwigs überschwengliche Pläne zu mäßigen.

Digitized by Google

Auf dem römischen Kunstmarkt hatten sich die Verhältnisse während Wagners Aufenthalt in Griechenland gründlich geändert, und die Preise waren hochgeschnellt. Dank seiner neu aufgenommenen Verbindung mit den Brüdern Carmuccini, gerissenen römischen Händlern, erwarb Wagner aber doch noch aus dem Palazzo Barberini den Apoll Citharoedus, den Silen, die Mariusbüste und vom Marchese Zacchia die Statue des Alexander und die Kaiserbüste zu mäßigen Preisen. Aber als Nachwirkung des Streits um den Barberinischen Faun wurde für neuerworbene wichtige Stücke die Ausfuhrerlaubnis verweigert, trotz ausgeworfener „Beförderungsgelder".

Für den Besuch des Kronprinzen, Herbst 1817, richtete Wagner die anspruchslose romantische Villa Malta ein. Zu seiner Mißbilligung trug dieser die ihm in München verbotene „deutsche" Tracht in Rom und zeichnete auch die Nazarenischen Künstler, vor allem Overbeck, Veit und Schadow durch Anerkennung aus. Dem hellenistisch eingestellten Wagner blieb die neue Kunstauffassung fremd. Er schrieb über sie: „Dieser Schwindel ergriff den größten Teil der deutschen Künstler wie eine ansteckende Seuche. . . . Sie trugen nemlich lange gescheidelte Haare alla Nazareno, wie die Italiener solche zu bezeichnen pflegen. . . . Diese fanatische, altertümliche Wuth erreichte ihren Glanzpunkt in den Jahren 1817/18." Er schimpfte auf die „langhaarigen Ultrakatholiken", „saubere Bruderschaft", ihre „frommen Kniffe", „Nazarenerstückchen".

Als der Kronprinz in Wagners verwahrlostem Atelier den noch immer unvollendeten Entwurf zum „Orpheus in der Unterwelt" sah, fühlte er sein Gewissen schlagen. Das einzig Neue war ein gezeichneter, später im Stich erschienener Fries zu Schillers Eleusinischem Fest, der Ludwig so begeisterte, daß er den Künstler mit zwei Aufträgen, den Entwürfen für die Giebelfelder der Walhalla und der Glyptothek, betraute; der zweite Auftrag wurde aber später nach Schwanthalers Skizzen ausgeführt. Nach seiner Abreise ließ sich Ludwig regelmäßig von Wagner über seine Schützlinge, die Nazarener, berichten, aber dieser beklagte sich oft über deren Anmaßung.

Zur Entlastung von seiner Agententätigkeit sollte Wagner sich den Erzgießer Stiegelmaier als Nachfolger heranziehen, der sich aber dazu nicht eignete.

Der Wunsch, die materiellen Verhältnisse der Künstler zu bessern, veranlaßte den Kronprinzen und seinen Freund 1825 zur Gründung einer Deutschen Kunstausstellung; nach anfänglichem Erfolg erwies sich das Unternehmen jedoch als nicht lebensfähig.

Digitized by Google

Klenze vermittelte Wagner den Auftrag für die beiden Reliefs am Marstallgebäude. „Es ist noch nicht zu spät, die Bahn zu betreten und die Palme zu holen", feuerte Ludwig ihn an, und ein anderes Mal: „Ich kann nichts anderes sagen, nichts anderes wünschen, als: Fahren Sie so fort!" Um das Einkommen seines Getreuen aufzubessern, bot er ihm das Amt eines Sekretärs der Akademie der Bildenden Künste in München an; doch erst nach der ausdrücklichen Versicherung, daß ihm ein Vertreter gestellt würde und er Rom nicht zu verlassen brauche, nahm Wagner an. Auch wenn er nicht so leidenschaftlich an Italien gehangen hätte, wäre es ihm schon des Walhallafrieses halber unmöglich gewesen, Rom jetzt zu verlassen. Acht Friese waren noch zu schaffen. Nach Überwindung von allen möglichen Schwierigkeiten machte Wagner sich an die Ausführung. Die Gewinnung der nötigen Mitarbeiter war nicht einfach, die deutschen Künstler hielten sich für zu gut, nach fremden Plänen zu arbeiten, und italienische wollte der Kronprinz nicht dulden. Der geschickte Pettrich, der sich schließlich zur Hilfe bequemte, arbeitete mit Widerwillen, Peter Schöpf, der ihn 1835 ersetzte, war zwar eifrig, doch weniger begabt. 1836 vollendete Wagner das letzte seiner Modelle, während Schöpf noch bis März 1837 mit der Ausführung der achten Abteilung beschäftigt war. Fünfzehn Jahre hindurch hatte die Arbeit Wagners ganze Kraft beansprucht, aber nun war die Fertigstellung und Einweihung auch ein Ereignis für ganz Deutschland. Wagners Landsleute in Rom gaben ihm ein Fest, das sich zu einer großen nationalen Kundgebung gestaltete. Diplomaten, Gelehrte und Künstler nahmen teil, ein Pfälzer Poet machte ein Gedicht auf ihn, Thorwaldsen krönte ihn mit dem Lorbeer, ein von Freunden gemaltes Bild der künftigen Walhalla wurde magisch beleuchtet. Im gleichen Jahre konnte der nunmehr Sechzigjährige das Jubiläum seines Dienstantritts beim Kronprinzen, jetzigem König Ludwig, feiern. „Bey uns bleibt es beym Alten! Sey Wagner gegen den König. wie er's gegen den Kronprinzen war, der gerade, aufrichtige, freymüthige", hatte ihm Ludwig bei seinem Regierungsantritt 1825 geschrieben.

Trotzdem Wagner nur selten und vorübergehend nach München kam, war er über die Vorgänge am Hofe durch seine Freunde genau unterrichtet. In den Streit Klenze-Gärtner griff er zugunsten des jüngeren Aufstrebenden gegen den verdienten, doch allmählich zum unerträglichen „Kunstpapst" Gewordenen ein. „Die Kunst will geleitet, aber nicht dominiert sein." Inmitten der Intrigen und Un-

Digitized by Google

gerechtigkeiten seiner Umgebung wünschte sich der König des freimütigen und unbestechlichen Ratgebers ständigen Aufenthalt in seiner Hauptstadt; doch Wagner war klug genug, sofort die außerordentlichen Schwierigkeiten, die eine solche Stellung mit sich führen mußte, zu erkennen, und wies auf seine Unabkömmlichkeit als Händler und die Schwierigkeiten den Walhallafries in München zu vollenden, hin, so daß Ludwig von seinem Plane abstand. Frühling 1829 weilte Ludwig wiederum, diesmal als Eigentümer, in der schönen Villa Malta am Pincio. Im Garten wuchs eine von Goethe gepflanzte Palme, von der Galerie des Hauses konnte man fast ganz Rom überschauen. Zum Dank für die Mühe beim Einrichten des Hauses verlieh der König dem Freunde das Ritterkreuz des Zivilverdienstordens und damit den persönlichen Adel. Er wurde zum Hüter des Giardino di Malta ausersehen und erfüllte nur Ludwigs Wünsche, als er den Künstlern in der stillen Villa eine Heimat bot und durch Empfehlungen zu Lebensstellungen zu helfen bemüht war. Von seinem Einfluß versprach sich Ludwig eine günstige Wirkung auf den jungen, schwermütigen Schwanthaler, den er zur Ausbildung nach Rom geschickt hatte. Doch schlug Wagners anfänglich freundliches Wohlwollen gegen den fleißigen, stillen Menschen bald in wütenden Haß um, ohne daß der Grund seiner Abneigung ersichtlich wäre. Er schildert ihn als Menschen, dem es „nur ums Geld, keineswegs um die Ehre zu tun" sei. Er arbeite fabrikmäßig und ziehe aus Geiz alle Aufträge an sich.

In einem Alter, in dem mancher schon seine Lebensarbeit als getan ansieht, war Wagner ununterbrochen nach allen Seiten tätig: er beriet seinen Fürsten, arbeitete am Walhallafries, suchte die deutschen Künstler in Rom zusammenzuschließen und kaufte trotz scharfer Konkurrenz Schinkels, des preußischen Beauftragten, noch manches wertvolle Stück aus dem Altertum. Einen sehr glücklichen Griff tat er 1831 mit der Erwerbung der Vasensammlung der Brüder Candelori zu einem verhältnismäßig bescheidenen Preise. Ludwig war begeistert: „Bravo, bravissimo, tüchtiger Wagner!" Wie bei den Ägineten blieb Wagner noch die mühselige Aufgabe, die Bruchstücke zusammenzusetzen und zu verpacken. Nach Jahren erst konnten 83 Kisten nach München abgehen. Trotz der bescheidenen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, gelang Wagner auch noch der Ankauf von Gemälden der italienischen Malerei, so der drei Teilstücke einer Predella des Fra Angelico. Nun wünschte Ludwig die Aufstellung der Bronzen- und Vasensammlung in München durch Wagner selbst.

Digitized by Google

Auch zur Beratung bei der außerordentlichen Bautätigkeit dieser Jahre brauchte er ihn. Unmöglicher denn je erschien es diesem, sich von Rom zu trennen; aber da der König vorläufig nur an einen vorübergehenden Aufenthalt dachte, entschloß er sich schweren Herzens, dem Ruf zu folgen. Im Sommer 1841 ordnete der alt Gewordene mit hingebender Sorge die Bestände in den Erdgeschoßräumen der Pinakothek, mit aller Energie kämpfte er während seiner Anwesenheit gegen den unmöglichen Plan der Bemalung des Walhallafrieses; er wußte, daß das die künstlerische Vernichtung seines Werkes bedeutet hätte. Was dem Parthenon recht gewesen, sagte er Ludwig, sei bei seinen Figuren unmöglich. Je unentbehrlicher sich Wagner erwies, je mehr festigte sich der Wunsch des Königs, ihn um sich zu behalten, und er machte ihm Aussicht auf das Amt des Zentralgaleriedirektors. Wagner wehrte sich nach Kräften, mit Schrecken dachte er an eine dauernde Trennung von Rom, seiner Wohnung, den alten, treuen Freunden; auch fühlte er seine Kräfte dem verantwortungsvollen Amt nicht mehr gewachsen. Doch diesmal gab der König nicht nach, und schweren Herzens erklärte sich Wagner am 8. Oktober 1841 zur Annahme des Amtes bereit. „Nun soll ich am Ende meines Lebens noch diesen gefährlichen Schritt wagen, das seit so vielen Jahren gewohnte milde Klima mit dem rauhen von München verdauschen, meine alte Lebensart ändern, um eine neue, schlechtere zu beginnen . . . Dies ist unmöglich, auch wenn ich so wollte. — Und würde auch das Klima mich nicht aufreiben, so würde ich doch gewiß an Heimweh oder an Sehnsucht nach Rom sterben." Mit Schrecken sah er die Zeit herannahen, die ihm den Eintritt ins neue Amt bringen sollte, und in seiner Verzweiflung machte er — auf Gefahr der königlichen Ungnade — am Tage seiner Amtseinführung ein Gesuch mit der Bitte um Amtsenthebung. Der König war an Widerstände und Hemmungen seitens seiner Künstler gewöhnt und ließ sich für gewöhnlich nicht beeinflussen; doch in diesem Fall konnte er den Widerstrebenden verstehen. Er hatte an sich selbst nur zu oft die Anziehungskraft der ewigen Stadt erfahren, sah in ihr seine zweite Heimat und konnte nachfühlen, was in Wagner vorging. So empfing er den Schuldbewußten bei der Audienz mit den wohlwollenden Worten: „Wollen nicht nach München ziehen, wollen in Rom bleiben! Begreif'! Begreif'! Würd' es ebenso machen, wenn ich Wagner wäre!" Er trug ihm seine Weigerung so wenig nach, daß er sich von ihm bei der Ersatzfrage für das Amt beraten ließ. Überglücklich kehrte Wagner in seine Wahlheimat zurück.

Digitized by Google

Auf das Zureden Gärtners hin hatte er sich entschlossen, die Vorarbeiten für die Skulpturen am Siegestor zu übernehmen und dann die fertigen Modelle nach München zu schicken. Aus diesem Auftrag ergaben sich neue große Schwierigkeiten und starke Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König, dem Architekten Gärtner und dem Bildhauer Wagner wechselseitig. Als man ihn diesmal wieder um den verdienten Lohn für seine Arbeit bringen wollte, machte sich seine Erbitterung über die unwürdige Behandlung in einem eigentlich für den König bestimmten Brief an Gärtner Luft: „Dieß ist nun kaum möglich, daß man es mit Ehren machen kann, von Gewinn oder Erwerb kann auf diese Weise da die Rede nicht seyn. Es hat vielleicht kein Künstler aus seiner Kunst so wenig Nutzen gezogen als eben ich. — Alle Ankäufe und Erwerbe von Kunstwerken, die ich für Bayern gemacht, und die mir eine unentliche Zeit und Mühe gekostet, brachten mir nicht nur keinen Nutzen, sondern ich habe dadurch mehrere bestellte Arbeit . . . aufgeben müssen. Alles, was ich in Bezug der Äginetischen Bildwerke gethan, nemlich das Zusammensetzen der unendlichen Bruchstücke . . . welche Arbeit mir gegen fünf Jahre Zeit kostete, habe ich keinen Heller erhalten. Bey Verfertigung des Walhallischen Frieses habe ich elf Jahre lang mit aller Anstrengung blos um den Tageslohn gearbeitet. Der Ankauf der candelorischen Vasen, deren Zusammensetzung aus Millionen von Stücken, die Besorgung ihrer Ergänzung und Einpackung, etc., ebenfalls eine höchst mühevolle Arbeit vieler Jahre, war ebenfalls für mich ohne einen Nutzen, vielmehr zum Schaden, weil ich jene Zeit zu etwas Nützlicherem hätte verwenden können. So habe ich fast mein ganzes Leben dem König und dem Dienst und Wohle des Staates geopfert." Es reue ihn zwar nicht, für seinen König und seine Heimat den besten Teil des Lebens gegeben zu haben, doch glaube er als alter Mann auch einmal für sich selbst sorgen zu müssen. Der erschrockene Gärtner wagte natürlich nicht, dem König diesen Brief zu zeigen, doch setzte er Wagners Forderungen durch. Im gleichen Schreiben hatte dieser höchst vernünftige Vorschläge für die Themenstellung am Siegestor geliefert: Auf dem Tor sollte die Bavaria auf einem mit vier Löwen bespannten Siegeswagen stehen, es sei aber schwer, alle vorgesehenen Bildwerke zu ihr in Beziehung zu bringen. Man habe acht und nochmals vier Siegesgöttinnen gewählt, das sei zu monoton; auch die Einzelheiten fand er langweilig und ideenarm. An den unangenehmen Proportionen des Gärtnerschen architektonischen Aufrisses übte er ebenfalls Kritik. In seiner

Digitized by Google

Auffassung der Bavaria war Wagner entgegen Rauch und Schwanthaler, die sie als Amazone dargestellt wissen wollten, von der bisherigen abgewichen zugunsten der Idee einer edlen Herrscherin in königlicher Haltung. Seine Freude an den Modellen wurde ihm genommen durch einen Eingriff des Königs, der nicht die von Wagner gewünschten Bildhauer mit der Ausführung betraute.

An Ausruhen nach der gelösten großen Aufgabe war für Wagner wieder nicht zu denken. Für das Pompejanum in Aschaffenburg brauchte Ludwig Mosaikfußböden. Wer anders konnte sie aufspüren als sein Agent in Rom? Als dem König die Preise für Originale zu hoch waren, schickte er einen jungen Trientiner zum Kopieren, den Wagner anlernen mußte. Zum erstenmal aber wehrte sich der Greis gegen einen Auftrag des Königs, als er auch noch ein Verzeichnis sämtlicher Gerätschaften liefern sollte, die für den antikischen Bau erforderlich waren. Er fühlte sein Alter und hatte mit den bisherigen Pflichten vollauf zu tun. Kaum war der Absagebrief unterwegs, da reute er ihn aber schon, und im nächsten Schreiben berichtete er von Rekonstruktionsversuchen mit Hilfe klassischer Zitate und entwarf dann nach und nach die gesamte Einrichtung des Hauses. „Wenn Sie sagen, keine Zeit zu haben, was sollen erst die hiesigen Angestellten, die ganz anders vollauf zu thun haben, äußern, und was ich, der König! Mit Vergnügen sehe ich, daß Sie sich doch, wie ich's von Wagner erwartet hatte, an die Entwürfe der Angabe der Geräthschaften für Pomp. Haus gemacht haben, da ich Sie, den gelehrten und praktischen Künstler, so recht für geeignet halte", hatte ihm der eigenwillige König geschrieben.

Dies sollte die letzte große Arbeit des Alten für den König sein. Nach zweiundzwanzigjähriger Regierung dankte Ludwig zugunsten seines Sohnes Max ab, und mit ihm verloren die Künstler Münchens ihren Mäzen und Mittelpunkt. So waren beide einsam geworden. Wagners Genossen waren einer nach dem andern gestorben, Thorwaldsen, Koch, Reinhart, Gärtner — die Liste der Todesdaten war lang. Den Weg zur jungen Generation konnte der Greis unmöglich noch finden. Die Aufträge Ludwigs mußten bei den bescheidenen Mitteln, über die der König jetzt noch gebot, aufhören. Groß war seine Sorge um die Vollendung des Siegestors. Zwar hatte sich Ludwig bei seiner Abdankung die Vollendung desselben und der Ruhmeshalle ausbedungen, aber der neue König kam den übernommenen Verpflichtungen vorläufig nicht nach. Die Arbeiten wurden eingestellt, und die Bauten mit Tüchern verhangen; die

Digitized by Google

brotlos gewordenen Arbeiter drohten, die Gerüste in Brand zu stecken, den Marmor zu Kalk zu brennen.

So finanzierte eben Ludwig aus eigenen Mitteln den Weiterbau. 1850 konnte er seinem Freunde das glänzende Fest der Enthüllung der Bavaria schildern, an dem ganz München teilgenommen. Gleich der Münchener Künstlerschaft verehrte auch die römische Ludwig ein Album, zu dem jeder ein Blatt lieferte. Wagner, der die friedliche Stille der letzten Jahre dazu benutzt hatte, Homer zu illustrieren, stiftete seine schönste Zeichnung hierfür. 1851 wurde das Siegestor vollendet, doch vorläufig ohne Wagners Viergespann; der eine der Löwen war auf die Londoner Weltausstellung gewandert. 1852 wurde die Quadriga zugunsten des Kölner Dombaues ausgestellt und hoch bewundert. Kurze Zeit darnach schmückte sie das Tor. Der Beifall war groß, unzufrieden war Wagner selbst, sein Anteil an der Schöpfung wurde fast völlig ignoriert. Die Bavaria war von Brugger wesentlich verändert worden, die Löwen hatte Halbig naturalisiert, nach Klenzes Anweisungen hatte man die Maße der Tore und den Siegeswagen verändert, die widersinnige Aufstellung der Bavaria gegen Norden mit dem Rücken zur Stadt behagte Wagner gar nicht. Die Künstlerschaft übte spöttische Kritik, von seinen Löwen wurde behauptet, er habe sie nach seinen Hauskatzen modelliert, andere wollten in ihnen sein eigenes Porträt sehen.

Zu Wagners Schmerz hatte sich auch das Bild seiner geliebten Stadt völlig geändert; die Revolution war ausgebrochen, die Franzosen hatten Rom besetzt. Wagner schildert seine Stimmung: „Obschon mir körperlich eigentlich nichts fehlte, so haben doch die letzten Monate auf meine Gemütsstimmung einen höchst fatalen Eindruck gemacht. Bei großer Aufgeregtheit auf der einen Seite, eine gänzliche Abspannung und Unmut auf der anderen. Jedes Geschäft, jede Arbeit war mir zuwider, zu nichts hab' ich Lust, an nichts eine Freude, die ganze Menschheit ist mir so zu sagen zum Ekel geworden!" Auch die Technik machte vor Rom nicht halt: Brücken und die ihm verhaßten Eisenbahnlinien mußten dem sehr gewachsenen Verkehr zuliebe angelegt werden, ein Stück der Vergangenheit nach dem anderen sank vor seinen Augen dahin. Der König verstand ihn. Auch ihm erschienen die neuen Verhältnisse fremd und drohend. Er befahl dem Freund als letzten Auftrag, eine Büste Winkelmanns im Park der Villa Albani zu errichten.

Die Beschwerden des Alters plagten Wagner immer stärker. Schwermütig schrieb er: „Die Kräfte nehmen allmählich ab, ich

Digitized by Google

fange an, die Gebrechen des Alters zu fühlen. Die Augen werden schwach, auch wollen die Beine nicht wie sonst ihre Dienste tun. Mit einem Wort, die Maschine wird schwach und ist im Abnehmen begriffen. Doch ist, Gott sei Dank, der Geist noch heiter und auch nach Umständen munter und lustig. Das Traurigste am Alter ist, daß man nach und nach alle seine Freunde, mit denen man gelebt, mit denen man sich verstanden hat, verliehrt. Zu den Jüngeren, aus ganz anderer Zeit hervorgegangenen, paßt man nicht mehr. So steht man (am) Ende allein wie jene Pinie auf Monte Mario." Ludwig tröstete ihn und riet dem alten Heiden zu einem Beichtvater. Es müsse aber ein ausgezeichneter, lebenserfahrener Mann sein, „deshalb ist man nicht ein Beetbruder". „Nicht auslassen, mein lieber Wagner! Das ist für uns alte Leute die Hauptsache." Als letzte Gabe Wagners ging die Bronzestatuette einer Nymphe an Ludwig als Erinnerungsstück. Am 8. August 1858 schloß der Einundachtzigjährige die Augen.

Drei Jahre vor seinem Tode hatte er sich entschlossen, sein Vermögen und seine Sammlungen, die er sich durch rastlosen Fleiß und bescheidenste Lebensführung erworben hatte, der Universität seiner Vaterstadt Würzburg zu vermachen: „Alles, nemlich, was ich an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen besitze, bin ich gesonnen, meiner Vaterstadt unentgeldlich zu überlassen, die Empfänger hätten höchstens die Transportkosten zu bezahlen, und sollte wider Vermuten auch dieses beschwerlich fallen, so würde ich nötigenfalls auch dafür Rat schaffen . . . Da es ein organischer Fehler des Menschengeschlechts ist, zu sterben, und niemand seiner Stunde gewiß ist, so halte ich dafür, daß es ratsamer sei, bei Zeiten daran zu denken, wo man noch bei guter Überlegung ist, als in den letzten schwachen Stunden." Die Schenkungsurkunde datiert vom 7. Dezember 1857. Das Testament, vom 24. Mai 1858, fügte der Stiftung sein großes Vermögen hinzu. Die Universität hatte sich dagegen zu verpflichten, den Bestand der Sammlung zu erhalten, sie passend, zweckmäßig und instruktiv aufzustellen und „allen Freunden edler Bestrebungen, gleichviel ob einheimisch oder fremd, Künstler oder Nichtkünstler, zugänglich und nutzbar zu machen und hiebei die größte Liberalität . . . vorwalten zu lassen". Aus den Zinsen des Vermögens sollten ein „artistisches Institut" und Stipendien für junge Künstler bestritten werden.

Während Wagner als Kenner, Sammler, Händler, Museumssachverständiger Ungewöhnliches geleistet hat, geht er als Künstler nirgends über das Mittelmäßige hinaus. Seine Anfänge zeigen den

Digitized by Google

noch unentschiedenen, stark malerisch durchsetzten Frühklassizismus der Werkstatt Fügers mit seinem theatralisch sentimentalen Pathos. Den neuen strengen Stil lernte Wagner dann durch Wächter kennen, ergriff ihn rasch und begierig und hat zeitlebens ohne große Wandlungen, nur immer enger und einseitiger werdend, daran festgehalten. Alle Formgestaltung war nach abgeleiteten Gesetzen definitiv geregelt. Unter leeren Abstraktionen verkümmerte jede individuelle Lebendigkeit und Eigentümlichkeit. Reinste Linienklarheit und absolute Formfestigkeit waren das Ziel, dem Gefühlswärme wie Naturnähe geopfert wurden. In den dürftigen, blutleeren Kunstwerken Wagners ist nichts zu spüren von seiner kernhaften, gesunden Natur und seinem tüchtigen, eigenwilligen Charakter, höchstens eine gewisse Neigung zum Rationalismus und zur Pedanterie könnte man darin wieder finden. Gerade in Rom, wo sein Leben und Wirken ihren Höhepunkt erreichen, wird seine Kunst immer dürrer und trockener. Alle sinnlichen Elemente sterben ab. Die Farbe verliert ihre Kraft und Ausdrucksfähigkeit, sie dient allein der Heraustreibung der nüchternsten Plastizität. Die späteren römischen Bilder scheinen aus lauter abgemalten und nachträglich zu Gruppen zusammengestellten antiken Skulpturen zu bestehen.

So lag eine gewisse Folgerichtigkeit in Wagners Übergang zur wirklichen Rundplastik. Zwar erwies er sich auch hier nicht als schöpferisch, doch lassen die Bedingungen des Materials und der Behandlung bei dieser Kunstgattung die besonderen Mängel weniger fühlbar werden. Die starre akademische Norm hat er auch hier nicht überwunden, so wenig wie sein größeres Vorbild Thorwaldsen. Wieviel frischer und gehaltvoller wirkt dagegen der gefühlsmäßige Primitivismus der Nazarener, die Wagner so sehr geschmäht hat.

Was Wagner selbst als ein Opfer erschien, der Verzicht auf eigene künstlerische Tätigkeit, erscheint uns viel eher als ein Glück, insofern ihm dadurch ein vielfältiges und fruchtbares Wirken auf anderen Gebieten ermöglicht worden ist. In der Geschichte der künstlerischen Kultur Bayerns, besonders in der der Museen, hat sich Wagner einen ehrenvollen Platz gesichert.

Quellen und Literatur bei Pölnitz, Ludwig I. von Bayern und Johann Martin von Wagner. Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte Bd. 2. München 1929. — Annähernd vollständiges Verzeichnis der Werke bei Nikolai, J. M. Wagner. Dissertation Würzburg 1922. — Vergleiche auch: Bulle, Das Archäologisch-Kunstgeschichtliche Institut. S.A. aus dem Festbuch „Hundert Jahre Bayrisch".

E. Kieser (Würzburg).

Digitized by Google

40. Wagner, Moriz,
Geograph und Forschungsreisender,
1813—1887.

„Soll unsere Zukunft wirklich nicht verschont bleiben von der großen Kalamität eines europäischen Brandes, so mögen wir wenigstens an der Hoffnung festhalten, daß der alte flügellahme deutsche Adler aus der Asche seiner nationalen Laster, seiner Irrtümer und Torheiten sich wie ein Phönix erheben und verjüngt und frei zur Sonne aufsteigen wird . . . Kann nur ein Blitz den Kyffhäuserfelsen sprengen, in welchem das Symbol unserer nationalen Sehnsucht begraben liegt, so wollen wir auch den Donner als eine kerndeutsche Stimme, als einen guten Wetterpropheten begrüßen."

Diese prophetischen Worte stehen in einem vergilbten, kaum mehr gelesenen, in Bibliotheken verstaubenden Büchlein aus dem Jahre 1850, Moriz Wagners „Reise nach Kolchis". Sollte ein Forschungsreisender, dem schon damals eine Ahnung dafür aufdämmerte, daß erst aus einer Katastrophe wie der des Weltkrieges ein wirklich einiges, für seine europäische Sendung gereiftes Deutschtum hervorgehen könne, nicht verdient haben, daß der Nachwelt sein Charakterbild getreu überliefert wurde? Tatsächlich finden sich nur bruchstückhafte Mitteilungen aus seinem Leben in einem Nachruf, den Dr. Karl von Scherzer dem toten Freunde und Reisegefährten widmete. Zu seinen Lebzeiten wurde Moriz Wagner als „geistreicher Reiseschriftsteller" in weiten Kreisen bekannt, aber obgleich er über Beobachtungen und Erlebnisse auf langen und weiten Reisen nur deswegen für eine breite Öffentlichkeit gemeinverständliche Berichte schrieb, um diese überhaupt unternehmen und ihren wissenschaftlichen Ertrag bergen zu können, fanden seine Verdienste als Forscher in Fachkreisen wenig Beachtung. Seine „Migrationstheorie" gilt den Biologen, für die sie bestimmt war, noch heute eher als eine Kuriosität, denn als ernsthafter Beitrag zu ihrer Wissenschaft. Wenn sie dafür dem Geographen Friedrich Ratzel nach dessen ausdrücklichem Zugeständnis als grundlegend genug erschien, darauf seine „Anthropo-Geographie" aufzubauen, so haben doch die Vertreter der „Geopolitik", die ihre Wissenschaft, die heute große Mode ist, daraus ableiteten, kaum eine Ahnung davon.

Digitized by Google

Moriz Wagner wurde am 3. Oktober 1813 zu Bayreuth in fast ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater war Gymnasialprofessor, „ein hochgebildeter Mann, der seine unabhängige Denkart wiederholt bitter büßen mußte, ja im Jahre 1818 wegen einer Äußerung über Sand sogar gemaßregelt wurde". Die Mutter wird als eine „ungemein energische, tatkräftige Frau" geschildert, „die mit großem Geschick das dürftige Hauswesen vor Zusammenbruch zu bewahren verstand und zugleich auf die Erziehung ihrer sechs Kinder einen maßgebenden Einfluß nahm". Bei Wagners Taufe war der Großvater eben mit andern Gästen in politische Gespräche über die nächste Zukunft vertieft, als plötzlich auf der Straße ein lärmender Auflauf entstand. Man erkundigte sich nach der Ursache und erfuhr, daß die Franzosen bei Leipzig eine vollständige Niederlage erlitten. Darob großer Jubel an der festlichen Tafel. Der altehrwürdige Großvater erhob sein Glas auf das Glück des neugeborenen Enkelkindes: „Dieses Kind ist an einem wichtigen Tage getauft und wird gewiß im Leben auch Wichtiges vollbringen!" Die Mutter, die dies in ihren Aufzeichnungen erzählt, fügt hinzu: „In der Tat schien dieser Tag eine Vorbedeutung künftiger bedeutender Erlebnisse gewesen zu sein; denn wer hätte damals geglaubt, daß dieses Kind dereinst das alte Karthago sehen und den Berg Ararat besteigen würde, auf welchem der fromme Noah nach der Sintflut die erste Rebe pflanzte?"

Von dem wenigen, was sonst aus der Kindheit Moriz Wagners zu erfahren ist, gibt nichts über einen vorherrschenden Charakterzug, der sich früh in ihm entwickelte, solchen Aufschluß, wie eine Anmerkung in Aufzeichnungen der Mutter. Danach zeigte er zum „Zeichnen, Schnitzeln, Ausschneiden usw." durchaus kein Talent, hatte dagegen an „Haustieren, Hunden, Katzen, Vögeln und Hühnern" große Freude. Liebe zur Natur lockte ihn immer verführerischer ins Freie. Er entwickelte einen unheimlichen Drang, mehr aus eigener Beobachtung als aus Büchern zu lernen, mehr Zeit auf die Anlage von Schmetterlings- und andern Sammlungen als auf pflichtmäßiges Studium zu verwenden. Was Wunder, daß die häusliche Erziehung seinen Liebhabereien nach Kräften entgegenwirken mußte.

Als Moriz sieben Jahre alt war, zogen die Eltern nach Augsburg. Dort hören wir wieder von ihm, wie er sich als Gymnasiast für den Freiheitskampf der Griechen begeistert. Man hatte dafür eine Kollekte veranstaltet. Moritz beredete die Hausmagd, ihm einen Gul-

Digitized by Google

den zu leihen und jeden Morgen einen Kreuzer für seine Frühstückssemmel zu behalten; er wolle inzwischen nur Schwarzbrot essen. Er forderte strengstes Stillschweigen gegenüber den Eltern. Es kam aber doch heraus, worauf er sich trotzig damit verteidigte, daß, da er selbst kein Geld habe, dies das einzige Mittel gewesen sei, seinerseits einer guten Sache ein Opfer zu bringen.

Im Alter von 12 Jahren unternahm Moriz mit seinem Bruder Hermann die erste größere Fußreise. Die Fahrt ging nach der Schweiz. Die beiden verfügten beim Aufbruch nur über eine Barschaft von sechs Talern. Sie hatten 14 Tage Urlaub, lebten von Milch und Brot, nahmen mit dem einfachsten und billigsten Quartier fürlieb und langten wohlbehalten in Zürich an. Dort genossen sie die Gastfreundschaft eines Freundes der Familie, der ihnen auch ihre zerrissenen Stiefel flicken ließ. Statt nach 14 Tagen kamen sie erst nach vier Wochen wieder zu Hause an und brachten doch von ihrem Reisegeld noch einen Taler zurück.

Moriz war gewiß ein sehr begabter, aber nichts weniger als ein musterhafter Schüler. Er war eine zu temperamentvolle, ursprüngliche Natur, um nicht allzuvieles als nutzlosen Ballast innerlich abzulehnen, was die Schule ihm an Wissen für das praktische Leben mitgeben wollte. Sein echter Wissenstrieb, der vor allem aus dem Quell unmittelbarer Anschauung zu schöpfen suchte, wurde zu wenig beachtet; eine scheinbare Trägheit im Lernen und ein offenbarer Mangel an Ehrgeiz, sich vor andern Schülern hervorzutun, wurden ihm um so mehr verdacht. Sein Geltungsbedürfnis blieb unbefriedigt. Das weckte im Fünfzehnjährigen den Wunsch, sich in der Tagespresse gedruckt zu sehen. Er schrieb heimlich eine Abhandlung über die europäische politische Lage und schickte sie an das Lokalblatt, das im elterlichen Hause gehalten wurde. Sie erschien; ohne Angabe des Verfassers. Der Junge sah den Vater, der an ihm immer viel auszusetzen hatte, auf das aufmerksamste den Beitrag lesen. Er wartete den nächsten Tag ab, wo der Vater mit unverminderter Spannung die Fortsetzung verschlang, um sich dann als Verfasser zu bekennen. Man glaubte ihm nicht, zürnte ihm wegen vermeintlicher Aufschneiderei und zweifelte noch, als er voraussagte, wie der Schluß lauten würde. Erst als die Einsicht in die folgende Nummer die Angaben des jungen Schriftstellers bestätigte, fand sein Talent im Kreise der Familie die verdiente Anerkennung.

Freilich konnte diese abwegige Leistungsprobe den Vater nur in der Meinung bestärken, daß die Kosten höherer Bildung sich bei

Digitized by Google

diesem eigenwilligen Sohne nicht weiter lohnten. Der selbstbewußte Jüngling hatte sich mit einem seiner Lehrer überworfen. Andere Mißhelligkeiten traten hinzu, und eines Tages wurde kurzerhand im Familienrat beschlossen, ihn vorzeitig von der Schule zu nehmen, um ihn dem Augsburger Wechselhaus H. v. Halder als Zögling anzuvertrauen. Moriz fügte sich, hielt auch die Lehrzeit durch, um dann bei Merkel in Nürnberg als ausgebildeter Handlungsgehilfe eine Stellung anzunehmen. In den Mußestunden hatte er sich inzwischen nur unaufhörlich naturwissenschaftlichen Studien gewidmet. Er hielt es kaum ein halbes Jahr auf dem Merkelschen Kontor aus. Der Entschluß war in ihm gereift, auf eigene Faust und ohne Rückhalt sein Glück als Wissenschaftler zu versuchen, und die merkantilen Fähigkeiten, die man bei ihm entwickelt hatte, ausschließlich dafür zu verwenden, jenes Glück zu verbessern. Aus Nürnberg ist er spurlos verschwunden. Er taucht bald hier, bald da auf: in Pau, wo er sich im Botanischen Garten gewissermaßen für eine ihm erst traumhaft vorschwebende Zukunft als Forschungsreisender einübt, in Paris, wo er Beziehungen anknüpft, die ihn zu dem Plane anregen, Nordafrika zu bereisen, in München und Erlangen, wo er mit Gönnern und Freunden über die praktische Verwirklichung dieses Vorhabens unterhandelt. Im Jahre 1836 sehen wir ihn tatsächlich eine größere Reise nach Afrika beginnen, ohne daß er dabei ein bestimmtes Ziel ins Auge gefaßt hat. Er trifft in Algier ein, als gerade die Rüstungen zur Einnahme von Constantine getroffen werden. General Damrémont empfängt den abenteuerlichen jungen Deutschen und ist von ihm so entzückt, daß er ihn ohne weiteres zum Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission ernennt. In dieser Eigenschaft nimmt er als Beobachter an den Feldzügen der französischen afrikanischen Armee nach Constantine, Belida und Reghaja teil und besucht während des Tafna-Friedens unter dem Schutz des Emirs die Hauptstadt Abd el Kaders und das Innere der Provinz Mascara.

Unterm 21. Oktober 1837 schreibt Wagner aus Constantine an seinen Bruder Rudolph:

„Die Expedition kostet mich allein über 1000 Franken. Denke nur, wie viele Drei-Kronen-Taler-Briefe da geschrieben werden müssen, um solche Kosten wieder herauszuschlagen . . . Diese wissenschaftliche Kommission ist das seltsamste Ungeheuer der Welt. Ich weiß nicht, in welchen Clan oder welche Sippschaft sie gehört, obwohl ich auch ein Anhängsel davon bin. Wir Mitglieder, wenn wir zu-

Digitized by Google

fällig hier zusammentreffen, können uns kaum ansehen, ohne in ein lautes Lachen auszubrechen. Kein einziger hat etwas Wissenschaftliches getan, vielleicht Berbrügger ausgenommen . . ."

Diese Neigung, über die äußern Umstände zu spotten, die er so geschickt auszunützen verstand, seinen wissenschaftlichen Trieb zu befriedigen, haftete Moriz Wagner zeitlebens an. Die Tragik in seinem Schicksal war, daß ihn Eigenschaften bekannt machten, die er nur zum Broterwerb betätigte, während die wissenschaftlichen Forschungen, um die es ihm auf seinen Reisen vor allem zu tun war, viel zu wenig beachtet wurden. Er gab der wissenschaftlichen Welt die ersten Aufschlüsse über die Fauna der Berberei und über die Naturverhältnisse damals beinahe noch unbekannter Gegenden Nordafrikas. Nicht deswegen wurde er gefeiert, als er nach Europa zurückkehrte, sondern weil er sich in den für die breite Öffentlichkeit bestimmten Berichten, die in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" und im Stuttgarter „Morgenblatt" erschienen, einen Ruf als gewandter, liebenswürdiger Erzähler und eleganter Stilist erworben hatte. Herr von Cotta, der Verleger der „Allgemeinen Zeitung", war eigens bei seinem Vater in Augsburg vorgefahren, um ihn zu seinem talentvollen Sohne zu beglückwünschen.

Seine literarischen Leistungen, die freilich oft einen ungewöhnlichen Scharfsinn in der Beurteilung politischer Probleme und Tagesfragen verrieten, waren es auch, die im Jahre 1842 den Fürsten Metternich veranlaßten, sich durch seinen Vertrauten, den Freiherrn von Zedlitz, Moriz Wagner vorstellen zu lassen. Mit der ihm eigenen Selbstironie beschäftigt sich Wagner in einem Briefe, den er kurz nach der Audienz an seine Mutter schrieb, mit dem „Glück", die Aufmerksamkeit eines so bedeutenden Staatsmannes auf sich gezogen zu haben. Er erinnert daran, wie er noch vor zehn Jahren „unter winzigen Menschen der winzigste war und Wechsel kopierte", während nun ein weltberühmter, hochgewaltiger Staatsmann ihn mit Artigkeiten überhäufe. „Welche Leistungen haben meine Lage so verändert?", fragt er sich. „All das", fährt er fort, „ist die einfache Folge des Entschlusses gewesen, von Algier aus für ein großes politisches Journal zu korrespondieren, wahrlich ein Verdienst sehr leichter Art . . . Das Solide, was ich in den letzten acht Jahren getan, waren meine naturwissenschaftlichen und geographischen Studien in Erlangen, Algier, Augsburg und besonders in Göttingen, aber davon wissen diese vornehmen Herren gar nichts. Nicht jenen soliden Beschäftigungen und Leistungen ver-

Digitized by Google

danke ich die freundlichen Gesichter und artigen Reden hier. Ich überzeuge mich mehr und mehr, daß es keineswegs sehr schwer hält, bei sehr mittelmäßigen Leistungen, Kenntnissen und Talenten doch Ungewöhnliches zu erreichen, wenn man immer den rechten Moment benutzt, ein winziges Bischen Verdienst tüchtig geltend zu machen, wenn man die Menschen und die Gelegenheiten recht gebraucht, Vorteil zu erschnappen und den Mantel gehörig nach dem Winde hängt ... All das Gesagte findet aber auf mich gar keine Anwendung; mir mangeln Eigenschaften, Wunsch und Wille, Dinge zu erreichen, auf welche so viele Menschen unermeßlichen Wert legen . . ."

Einige Monate nach der Begegnung mit Metternich nahm Wagner in irgendeiner Schrift, die wahrscheinlich verschollen ist, Stellung zur orientalischen Frage. Das veranlaßte Metternich, unterm 18. Juli 1842 in einem eigenhändigen Schreiben an Herrn von Zedlitz auf die Zusammenkunft zurückzukommen. „Sie haben", schreibt er, „Herrn Wagner bei mir aufgeführt. Ich bedauere es nicht, wohl aber, daß er, statt meine Ansichten über den Orient ausholen zu wollen, mir die seinigen nicht mitgeteilt hat; ihre Kenntnis hätte mich vielleicht von den Irrwegen, in denen ich verstrickt war, auf die rechte Straße hinübergeführt. Warum veröffentlicht Herr Moriz Wagner erst heute seinen genialischen Plan? . . ." Diese Briefstelle bestätigt, wie wenig Wert Wagner darauf legte, sich bei einem führenden Staatsmann beliebt zu machen. Zedlitz hatte noch 1849 Moriz Wagner als „Mann von Talent und Geist" bezeichnet, der nur zähe an „vorgefaßten Meinungen" festhalte (Briefe an Cotta, III, S. 192).

Er war inzwischen Doktor der Philosophie geworden und hatte zur Vervollständigung seiner naturwissenschaftlichen Bildung zwei Jahre bei Hausmann in Göttingen Geologie studiert.

Für kurze Zeit war er Redakteur an der „Allgemeinen Zeitung"; dann konnte er mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin zwei große Forschungsreisen durch die Küstenländer des Schwarzen Meeres, nach dem Kaukasus, nach dem westlichen Persien und zu den Wohnstätten der unabhängigen Kurdenstämme unternehmen und darüber eine Anzahl Bücher veröffentlichen. In den Jahren 1852 bis 1855 bereiste er, zum Teil in Gemeinschaft mit seinem Freunde Karl von Scherzer, Nord- und Mittelamerika. Nach zweijährigem Aufenthalte in der Heimat traf er 1857 zum zweitenmal zu mehrjährigem Aufenthalte in Mittelamerika ein.

Digitized by Google

Nach Rückkehr von dieser letzten Reise wurde Wagner Honorarprofessor der Länder- und Völkerkunde an der Universität München und Mitglied der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften.

Kaum war sein Lebensschiff nach jahrzehntelangen, stürmisch bewegten Fahrten in diesen sicheren Hafen eingelaufen, da versetzte das 1859 erschienene Werk Darwins über die „Entstehung der Arten" die Gelehrtenwelt in Erregung. Wagner wurde zunächst einer der eifrigsten Vorkämpfer der neuen Lehre. Bald stieß er aber immer häufiger auf Widersprüche zu den auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen. Er veröffentlichte von 1864 an im „Kosmos" und im „Ausland" eine Anzahl längerer Abhandlungen über das „Migrations-" oder „Separationsgesetz", die sein Neffe nach seinem Tode zu einem stattlichen Bande vereinigte.

Darwin hatte angenommen, daß die Bildung neuer Arten einzig auf dem Wege der natürlichen Auswahl (Selektion) stattfinde, d. h. durch die zufällige Geburt (Entstehung) von Individuen, die durch irgendein kleines, zufälliges, vorteilhaftes Merkmal vor ihren Artgenossen ausgezeichnet sind. Nach Moriz Wagners Separationstheorie „züchtet die Natur nur periodisch neue Formen, stets außerhalb des Wohngebietes der Stammart, durch geographische Isolierung und Kolonie-Bildung, ohne die bei allen höheren Tieren getrennten Geschlechts keine konstante Varietät oder neue Art entstehen kann. Der Gestaltungsprozeß einer neuen Form kann nicht von langer Dauer sein." Die Trennung der beiden Geschlechter im somatischen Bau der höheren Tierklasse ist in diesem Sinne schon selbst als eine räumliche Trennung aufzufassen, und die Trennung des Eis oder des lebendig geborenen Jungen vom Mutterleibe wäre als ein Akt der Ontogenesis zu betrachten, dem die geographische Trennung eines Individuums vom Wohngebiet der Art als ein Akt der Philogenesis zu entsprechen scheint. Moriz Wagner konnte auf Grund seiner an den verschiedensten Erdstellen gemachten reichhaltigen Erfahrungen und Beobachtungen über die topographischen Eigentümlichkeiten der Verbreitungsgebiete und Fundplätze der Organismen nachweisen, daß der Mensch als Züchter unbewußt nur die Natur nachahmt, die ebenfalls die Exemplare, die sie für die Bildung neuer Typen vorsieht, von der Stammform absondert, um sie vor Rückschlägen zu bewahren.

Er erlebte die Genugtuung, daß der Geograph Friedrich Ratzel seinem Hauptwerke eine Widmung in Form eines Briefes an ihn vorausschickte, der diese Lebensarbeit als eine „Anwendung der Mi-

Digitized by Google

grationstheorie auf die Erscheinungen des Völkerlebens" kennzeichnet; aber die große Mehrzahl seiner engeren Fachgenossen wollte ihn, wenn überhaupt, so höchstens als „Ergänzer" Darwins gelten lassen.

Ein unglücklicher Sturz machte Moriz Wagner 1870 für den Rest seines Lebens zum Krüppel. Ein Jahrzehnt ging hin über einen unermüdlichen Kleinkrieg um die Anerkennung seiner Theorie. Ein Nervenleiden verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr. 1880 schrieb er: „Ich bin geistig wie gelähmt, und an Stelle des früheren produktiven Dranges ist Abneigung und Apathie getreten." Am 30. Mai 1887 setzte er seinem qualvoll gewordenen Dasein durch eine Revolverkugel ein Ende. Er hatte für seine letzte Ruhestätte selbst die folgende Grabschrift verfaßt:

„Mitleidlos bricht die Natur
Ihr Gebild entzwei;
Steten Wechsel liebt sie nur,
Alles zieht vorbei!
Doch wenn auch Vergänglichkeit
Treibt ihr grausam Spiel:
Ew'ges Schaffen bleibt der Zeit,
Wie der Kräfte Spiel!"

Schriften Moriz Wagners: „Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836—1838". 3 Bände. Leipzig 1841; „Der Kaukasus und das Land der Kosaken". 2 Bände. Dresden und Leipzig 1848; „Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens", Stuttgart 1850; „Reise nach Kolchis und den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus", Leipzig 1850; „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden", 2 Bände, Leipzig 1852; „Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853", 3 Bände, Leipzig 1854; „Die Republik Costarica", Leipzig 1856; „Beiträge zu einer physisch-geographischen Skizze des Isthmus von Panama", Gotha 1861; „Beiträge zu einer Metereologie und Klimatologie von Mittelamerika", Dresden 1864; „Über die hydrographischen Verhältnisse und das Vorkommen der Süßwasser-Fische in den Staaten Panama und Ecuador", München 1864; „Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen", Leipzig 1868; „Über den Einfluß der geographischen Isolierung und Koloniebildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen", München 1870; „Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika", Stuttgart 1870; „Über die Entstehung der Arten durch Absonderung", „Kosmos" Band VII 1880; „Darwinistische Streitfragen" („Kosmos" 1882—1884); Leopold von Buch und Charles Darwin" („Kosmos" 1883); „Die Kultur-Züchtung des Menschen gegenüber der Natur-Züchtung im Tierreich". („Kosmos" 1886.)

Otto Corbach (Berlin).

Digitized by Google

41. Walther von Walderstötten, Wilhelm Ritter, k. bayer. General der Infanterie 1805—1889.

Walther entstammt einem evangelisch-lutherischen Patriziergeschlecht der ehemaligen freien Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber. Das fränkische Geschlecht ist erstmals um 1420 in Salbach, Oberamts Gerabronn, in Württemberg nachweisbar, von wo es nach Rothenburg übersiedelt. Hier sind bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts seine Mitglieder Angehörige des Rats, so daß die Walther seit dieser Zeit zu den „ehrbaren Geschlechtern" der Stadt gehören, die oft auch als erste Bürgermeister und Konsuln in der Leitung des Gemeinwesens wirken bis zu dessen Ende 1802. Besonders hervorzuheben aus der Geschlechterfolge ist Hanns Walther (1526 bis 1580), der erste Konsul, 1567 als Gesandter am fränkischen Kreistag zu Nürnberg erfolgreich tätig, 1572 laut Rathausinschrift Bauherr beim berühmten Rathausneubau von Leonhard Weidmann und Jakob Wolff d. A. Ferner jener Georg Christoph Walther (1601—1666), welcher als D.J.U. und Vertreter seiner Vaterstadt nebst der Grafschaft Castell am westfälischen Friedenswerk mitwirkt. Auch seine Mitarbeit an Merians topographia franconiae (1648), die von Merian hervorgehoben wird, wie seine zahlreichen (zirka 17) juristischen und philosophischen Schriften machen ihm unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Namen. Als weiterer Vertreter des Geschlechts sei noch Joh. Dan. Walther (1758—1819) erwähnt, der als erster Abgeordneter seiner dem neu errichteten Königreich Bayern einverleibten Vaterstadt in der II. Kammer der Stände-Versammlung Mitglied des I. Ausschusses für die Gesetzgebung ist und dort die Interessen seiner Heimatstadt in schwerer Zeit zu vertreten hat.

Bei der regen Anteilnahme der Walther an der Verwaltung ihrer Vaterstadt bleiben auch äußere Ehren in Form der Erteilung von Wappenbriefen und Adel durch den Kaiser nicht aus.

Entsprechend den Gepflogenheiten der ehrbaren Geschlechter jener Städterepubliken beschränken sich die Familienverbindungen auf die Kreise gleichstehender Geschlechter und wir können so in der langen Stammreihe der Walther in Rothenburg nur Versippungen mit fränkischem Blut, ja sogar mehrmals als „Ahnenverlust" feststellen.

Auch des erstgenannten Wilhelm Walthers Vater heiratet eine Tochter des eigenen Geschlechts. Er hat als Offizier die Feldzüge

Digitized by Google

des napoleonischen Zeitalters unter mancherlei Verwundungen und Abenteuern tapfer mitgekämpft und wird mit der damals so begehrten französischen Ehrenlegion belohnt. Aus seiner Ehe kommt Johann Wilhelm Friedrich als zweites unter fünf Kindern am 4. März 1805 in Rothenburg o. d. T. zur Welt.

Wilhelm Walthers Jugend fällt in sturmbewegte Zeiten, in denen der Vater meist in Feldzügen seine Soldatenpflicht erfüllt. So liegt die Erziehung der Kinder in der Hand der Mutter, die, klug und energisch, es versteht schlummernde Gaben zu wecken. Trotz aller zeitbedingten Ablenkungen weiß sie ihre beiden Söhne zu gewissenhaftem Lernen anzuhalten, so daß sie ins Kadettenkorps zu München aufgenommen werden. Der Sohn Wilhelm besteht die Aufnahmeprüfung im Jahre 1816 als einer der Besten und bleibt auch während seiner Studienzeit stets unter den Ersten der Klasse. Seine guten Fortschritte, wie seine körperliche Gewandtheit, bieten ihm die sichere Anwartschaft, sofort nach Abschluß der Lehrjahre in der Armee Aufnahme zu finden. Doch bringt nach Beendigung der kriegerischen Zeiten die Übernahme der Offiziere der Nationalfeldbataillone in die aktive bayerische Armee mit ihrem verminderten Friedensstand eine derartige Überfüllung der Offiziersstellen mit sich, daß zwei Jahre lang keine Zöglinge aus dem Kadettenkorps eingestellt werden können und die Beförderungsverhältnisse noch lange verzögert bleiben. Diese weiteren unfreiwilligen Studienjahre benutzt der Schüler zu einer Vertiefung seiner Kenntnisse in enger Verbindung mit seinen Professoren. In diese Zeit fallen auch bereits seine ersten Versuche zu schriftstellerisch-wissenschaftlicher Arbeit. Erst im Oktober 1824 wird Walther zum Junker in dem damals in Neuburg a. d. D. garnisonierenden 7. Infanterie-Regiment ernannt. Ein Jahr später, am 9. Oktober 1825, wird er Unterleutnant im 16. Infanterie-Regiment in Ingolstadt. Wie im Dezember 1825 dieses Regiment in zwei Jägerbataillone verwandelt wird, kommt Walther zu dem in Eichstätt errichteten 3. Jägerbataillon. Hier in der kleinen Residenz des Herzogs von Leuchtenberg genießt er außer Dienst froh seine Jugend im Salon und auf der Jagd. Als dann aber 1827 das 3. Jägerbataillon in das ungleich stillere Amberg verlegt wird, erwacht in dem jungen Manne wieder die Liebe zu seinen Studien. Erscheint es doch bei der geistigen Veranlagung Walthers nur zu verständlich, daß in einer stillen, kleinen Garnison der damals sehr einseitige Offiziersdienst seine reichen Fähigkeiten nicht ausfüllen kann. Die vermehrte Beschäftigung mit den Wissenschaften läßt ihn

Digitized by Google

gar bald schmerzlich erkennen, wie wenig die Mittel einer solchen Kleinstadt für wirkliche wissenschaftliche Arbeit ausreichen.

So reift im Herbst 1828 sein damals höchst ungewöhnlicher Entschluß, Urlaub zum Besuch der Universität München zu erbitten. Die Einsicht und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erwirken ihm zwei Urlaube mit Gehalt von je einem halben Jahre, so daß er in München sich längeren ernsten Studien widmen kann. Vor allem verwendet er dieses Jahr 1829 dazu, seine Allgemeinbildung durch Besuch entsprechender Kollegien zu verbreitern und daneben seine Spezialgebiete zu vertiefen. Er hört u. a. Schelling, Döllinger, Maurer, Reubel und Buchner, die an der alma mater wirken. Vorzüglich seine historischen Studien fördert er und sammelt Material zu einer Kulturgeschichte von Bayern unter der Regierung Churfürst Maximilian I., damit „einer früh aufgekeimten innigen Neigung entsprechend". Auf besondere Weisung stehen ihm dazu am kgl. Archiv-Konservatorium alle Akten zur Verfügung. Als eine Verlängerung des Urlaubs aus dienstlichen Gründen nicht mehr möglich ist, man aber auf die ernsten wissenschaftlichen Neigungen des jungen Offiziers aufmerksam geworden war, wird ihm anheimgestellt, sich bei nächster sich bietender Gelegenheit zu einem Tausch in ein Münchner Infanterie-Regiment zu melden. Diese Möglichkeit bietet sich nach kurzem Dienst in Amberg, so daß Walther im Dezember 1830 in das 1. Infanterie-Regiment versetzt wird. Die nun gegebene vermehrte Gelegenheit führt den jungen Offizier in vielseitige und anregende Verbindung mit den Kreisen der Münchner Hochschule, besonders ihrer Professoren. Bei seiner wissenschaftlichen Befähigung kann es nicht ausbleiben, daß seine militärischen Vorgesetzten einen seiner Anlage entsprechenden Wirkungskreis für den hoffnungsvollen Offizier suchen. Als daher im Sommer 1832 der Professor für Geographie am Kadettenkorps erkrankt, wird Walther mit der Vertretung beauftragt. Im Herbst 1833 erfolgt dann seine endgültige Berufung zum Professor für Geschichte und Geographie an das Kadettenkorps. Dieser erweiterte Lehrauftrag entspricht ganz seinen Neigungen und Fähigkeiten. Im Herbst 1837 weitet sich der Auftrag noch um das Gebiet der Naturgeschichte. Im Verlaufe seiner bis zum April 1847 dauernden erfolgreichen Lehrtätigkeit wird Walther im Januar 1840 endlich zum Oberleutnant befördert.

Während dieser Tätigkeit am Kadettenkorps kann sein scharfer Verstand, gepaart mit festem Charakter, auf den Studiengang und die Entwicklung der ihm anvertrauten Lehrfächer bestimmenden Ein-

Digitized by Google

fluß gewinnen. Das Jahr 1837 bringt dazu eine ganz neue Organisation des Kadettenkorps, welche seinen Bestrebungen entgegenkommt. Es gelingt ihm in der Geographie der zeichnenden Methode, als für seine Schüler besonders wertvoll, Bahn zu brechen. Die im Geschichtsunterricht seit 1835 bestehende Ausscheidung des Vortrags nach Konfessionen und die erstmalige Erweiterung des Geschichtspensums auf die Deutsche Geschichte, mit besonderer Hervorhebung der Bayerischen, erfordert Takt und verständnisvolles Eingehen auf die Sonderfragen. 1841 wird die Naturgeschichte schließlich auch in die Zahl der Prüfungsgegenstände aufgenommen, nachdem sie als selbständiger Lehrgegenstand bereits anerkannt ist. Die Mineraliensammlung und das Herbarium erfahren unter Walthers Leitung wesentliche Erweiterung.

Diese 15 Jahre wissenschaftlicher Tätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Geognosie, Botanik, Mineralogie und Zoologie vertiefen dabei Walthers reiche Kenntnisse auf das glücklichste! Seine Neigungen und seine Naturliebe lassen ihn sein Wissen besonders noch durch zahlreiche in den Ferien unternommene Wanderungen im engeren und weiteren deutschen Lande ausbauen, so daß er ein immer größerer Kenner seiner heimatlichen Verhältnisse auf den genannten Gebieten wird. Den ersten Niederschlag dieser Forschungen stellt sein im Jahre 1833 in München bei J. A. Gießer erschienenes Lehrbuch dar, das zunächst in einer Ausgabe für den Unterricht am Kadettenkorps unter dem Titel: „Umrisse zur Landes-, Volks- und Staatskunde von Bayern, Manuskript zum Gebrauch der Zöglinge des k. Kadettenkorps" mit Angabe des Autors, daneben mit dem Titel: „Bayerns Land und Natur" ohne Autorangabe im gleichen Verlage erscheint. Dieser 547 Seiten enthaltende Kleinoktavband ist ein umfassendes Handbuch zur schnellen und sicheren Unterrichtung über Bayerns Land und Natur. In einem ersten Abschnitt mit der Überschrift „Gebietsbestimmung" wird Name, frühere Schicksale, Lage, Grenzen, Größenverhältnisse des Landes kurz umrissen. Eine Betrachtung in politischer, kommerzieller und militärischer Hinsicht schließt sich an; es folgt ein übersichtlicher zweiter Teil über die Lineamente und das Relief des bayerischen Landes, in dem wir bereits die Mehrzahl der Gedanken des später noch zu erwähnenden Waltherschen Hauptwerkes (Topische Geographie von Bayern) angedeutet finden. Ein dritter Teil geht eingehend auf die physische Beschaffenheit des Landes ein. Neben Boden und Klima werden die Naturerzeugnisse Bayerns dargestellt. Hierbei geht die Genauigkeit

Digitized by Google

des Verfassers so weit, daß er für Mineralreich, Pflanzenreich, Tierreich die einzelnen Arten und ihr Vorkommen nachweist, so daß man z. B. pflanzengeographisch sofort das Vorkommen und die besonderen Standorte einer Pflanze ermitteln kann.

Entstanden aus umfassender Kenntnis der Heimat, und dem Bemühen seinen Schülern eben diese Heimat möglichst vielseitig nahezubringen, hat das Buch infolge seines beschränkten Verwendungskreises, und wohl nicht zuletzt wegen der Bescheidenheit des Autors, anscheinend keinen breiteren Widerhall gefunden. Es ist nicht bekannt, ob es nicht etwa auch an anderen höheren Lehranstalten zum Unterricht verwendet wurde. Auf dem ihm in erster Linie zugedachten Arbeitsfelde hat es jedenfalls lange Jahre segensreich gewirkt, indem es den jungen Kadetten anschauliches Wissen vermittelte und Sinn und Liebe zu ihrer schönen Heimat weckte. Die neuen Wege, welche der Verfasser dabei beschreitet, gehen Hand in Hand mit seiner Lehrmethode. Auch diese ist für die damaligen Zeiten ein novum in ihrer induktiven und die germanistischen Wissenschaften komponierenden Art. So manches, was heute als neue Errungenschaft der Pädagogik angesehen wird, hat eben schon zu früherer Zeit mit der bescheidenen Selbstverständlichkeit sicherer Intuition seine ersten Früchte gezeitigt. So sind in dem genannten Lehrbuch auch bereits Probleme mit zu verwirklichen gesucht, welche unsere moderne Geopolitik neu und erfolgreich aufgegriffen hat. Bei seinen Vorgesetzten werden die Fähigkeiten und Leistungen Walthers anerkannt: nicht nur, daß sein Kommando als Professor über die sonst übliche Zeit der Verwendung wiederholt verlängert wird, will man ihn auch für Arbeiten größeren Umfanges heranziehen. Als im Jahre 1841 König Ludwig I. für die deutschen Schulen und Gymnasien ein neues Lehrbuch der Geographie bestimmt, wird verfügt, daß dem durch umfassende geographische Kenntnisse bewährten Professor am Kadettenkorps dessen Abfassung übertragen werde, soferne derselbe geneigt sein sollte, sich ihr zu unterziehen. Dringende andere Arbeiten scheinen die Ausführung vereitelt zu haben.

Im Jahre 1842 legt Walther durch seine Vermählung mit der Tochter Wilhelmine des k. b. Rats und Rentamtmanns Georg Geiger den Grund zu einer glücklichen Ehe, der 10 Kinder entsprossen. Durch diese Heirat hat er eine eigene Häuslichkeit und eine verständnisvolle Lebensgefährtin gewonnen.

Die schon so viele Jahre dauernde ausschließliche Beschäftigung mit der Geschichte, Geographie und Naturkunde hat in Walther auf

Digitized by Google

Grund seiner Forschungen und Reisen nunmehr den Plan reifen lassen, ein „Werk der erschöpfenden Vaterlandskunde" abzufassen. Damit will er seinen Studien einen gewissen Abschluß geben und zugleich dem jungen Staatsgebilde ein bisher entbehrtes Denkmal setzen. Entsprechend den Ergebnissen seiner Forschungen und folgend der damals aufkommenden neueren Richtung in der Erdkunde, beabsichtigt er „Land und Volk, sowohl an sich als in ihren gegenseitigen Wechselbeziehungen" lebendig darzustellen. „Das Land sollte in seiner Bedingtheit zur Natur und ihren Gesetzen, das Volk in seiner Abhängigkeit von Geschichte und Weltordnung und beide in ihrer wechselseitigen Berührung und Entwicklung dargestellt werden." An diesem großangelegten Plane arbeitet Walther unermüdlich und bringt im Mai 1844 als ersten Teil des Ganzen seine „Topische Geographie von Bayern" in München bei der Literarisch-artistischen Anstalt zum Erscheinen.

Das Buch umfaßt 476 Seiten Oktav und trägt eine Widmung an den Kronprinzen Maximilian von Bayern. Im Vorwort legt der Verfasser die Grundlagen seiner Arbeit dar. Nach Aufstellung eines übersichtlichen und geistvollen Gliederungsschemas zu einer bayerischen Vaterlandskunde und nach einer grundlegenden Betrachtung des Landes in seinen vier topischen Phasen — Lineamente, Hydrographie, Orographie und Relief — werden diese in eingehenden auf eigenen Forschungen beruhenden Abhandlungen dargestellt. Diese Ausführungen sind durch klare Disposition, praktische Art der Zusammenstellung, Zuverlässigkeit der Angaben und treffenden Stil ausgezeichnet. Man erkennt überall den Meister seines Stoffes, der das Material überlegen beherrscht.

Der Erfolg ist ein entsprechender. Zahlreiche anerkennende Beurteilungen zeigen die hohe Einschätzung des Werkes. Der große Geograph v. Sydow sagt, daß in diesem Werke Elemente niedergelegt seien, wie sie nur irgend geeignet sein können, tiefstes geistiges Verständnis zwischen Natur des Landes und Geschichte des Volkes zu erschließen. Es sei hier ein topographisches Musterbuch gegeben. In den gelehrten Anzeigen der bayerischen Akademie der Wissenschaften lobt eine längere Besprechung aus dem Dezember 1845 das Werk, in dem ein lebens- und geistvolles Bild mit Natur und Kunstgefühl verarbeitet sei, und wünscht, daß der Verfasser recht bald in der Lage sein möge, auch die Schilderung von Natur und Volk dem Lande zu schenken, dessen äußere Gestalt er so wahr und reizend dargestellt habe.

Digitized by Google

Als Anerkennung des Kronprinzen erhält Walther von diesem seine goldene Medaille. Außerdem wird er im Sommer 1846 von der k. b. Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen Mitglied ernannt und ist, wie sich aus deren Protokollen ergibt, als Mitarbeiter für den topographischen Teil des damals beabsichtigten historisch-topographischen Wörterbuchs in Aussicht genommen. Diese Mitarbeit kommt infolge anderweitiger beruflicher Inanspruchnahme nicht zustande.

Schon im Jahre 1845 hat man ihn mit der Bearbeitung eines passenden Leitfadens für den Unterricht in der Geographie und Geschichte bei den Regimentern beauftragt. Dieser Aufgabe entspricht er mit gewohnter Gründlichkeit und bringt beim Kriegsministerium einen „Grundriß einer Militärgeographie und Kriegsgeschichte von Bayern" in Vorlage. Die Arbeit findet die Anerkennung des Königs, dem Verfasser wird ein Ehrenhonorar in dessen Auftrag übergeben. Die infolge des Jahres 1848 eingetretenen Veränderungen lassen von einer Drucklegung des Werkes jedoch dann Abstand nehmen.

Mit Nennung des Jahres 1848 haben wir bereits die Periode von Walthers Lehrtätigkeit verlassen. Die 15 Jahre geistigen Schaffens und erzieherischen Wirkens gehören mit zu seinen fruchtbarsten Lebensabschnitten. Nicht nur, daß er mit seiner Feder Werke schafft, die sein Ansehen als Mann der Wissenschaft begründen, auch seine Tätigkeit als Lehrer und Erzieher bringt ihm reichen Erfolg. Daneben läßt ihn der anregende Verkehr mit Gelehrten auch auf anderen Wissensgebieten sich fortbilden und mit vielen Geistern von Bedeutung in Beziehung treten. Besonders auf dem Boden der Philosophie tritt er dem evangelischen Religionsphilosophen Julius Hamberger nahe, mit dem ihn bis ins hohe Alter enge Freundschaft verbinden soll. Auch von den Schülern zum Lehrer schlingt sich manches Band, das den Lehrberuf adelt. Menschenfreundlichkeit, Gottvertrauen und Pflichttreue sind Walther selbst in seiner Jugend eingepflanzt worden. Vermehrt um reiches Wissen sucht er diese Eigenschaften bei seinen Schülern zu gründen. Und hier wird seinem Mühen mancher Lohn. Mit steter Anhänglichkeit danken die meisten Schüler ihrem Lehrer und viele von ihnen, die ihr Lebensweg in hohe Stellungen bringt, halten ihm die Treue.

*

So war die Tätigkeit als Professor für den geistig hochstehenden Offizier ein Quell reichster Förderung. Trotz aller Liebe zur Wissen-

Digitized by Google

schaft aber muß er sich sagen, daß es für den Soldaten nur ein Weiterkommen im eigentlichen militärischen Dienst gibt. Wie daher im Jahre 1847 die Beförderung zum Hauptmann II. Klasse unter gleichzeitiger Versetzung in das 2. Infanterie-Regiment ihm die Beendigung des Kommandos zum Kadettenkorps bringt, nimmt der neue Hauptmann seine praktische militärische Tätigkeit bewußt mit besonderer Energie auf. Mit Fleiß und Geschick arbeitet er sich nach so langer Unterbrechung des Frontdienstes in den Wirkungskreis des Kompagniechefs ein. Bald ist er im praktischen Truppendienst bei seinen Vorgesetzten nicht weniger angesehen wie vordem auf dem Gebiete der Wissenschaft. Die wissenschaftlichen Arbeiten freilich müssen von nun an auf lange Zeit ganz zurücktreten.

Im Jahre 1854 erfolgt die Beförderung zum Major im 11. Infanterie-Regiment in Regensburg. Nach nur dreiviertel Jahren wird er als Oberstleutnant zum 1. Infanterie-Regiment nach München zurückversetzt. In dieser Stellung, die er über 4 Jahre inne hat, ergibt sich aufs neue Fühlung mit den wissenschaftlich tätigen Männern der ihm zusagenden Fächer. Nur eine Folge der vorangegangenen Betätigungen ist es, wenn König Max II. ihm die Mitarbeit an dem damals entstehenden Werke „Bavaria" nahelegen läßt. Doch die Einsicht, daß derartige Arbeiten ihn aufs neue dem militärischen Dienst zum Nachteil seiner Zukunft entfremden müßten, lassen ihn, wenn auch schweren Herzens, dem lockenden Angebot entsagen.

Der 9. Mai 1859 führt Walther als Kommandeur an die Spitze des 1. Infanterie-Regiments, dem er schon so lange angehört hat. Nahezu sechs Jahre steht er diesem alten Regiment vor. Durch die Art seiner Kommandoführung weiß er den Eifer seiner Untergebenen zu heben und deren Zuneigung zu erringen. Die Regimentsgeschichte rühmt von ihm: „Er führte ein anderes System insoferne ein, als er seinen Bataillonskommandeuren und Kompagniechefs statt des zwingenden Rahmens von Detailbefehlen vollkommen freie Hand bezüglich der Ausbildung der Abteilungen ließ und sie nur für die Erreichung des entsprechenden Resultates verantwortlich machte." Seine Methode bewährt sich und das Regiment erntet reiches Lob. Als Kuriosum aus seiner Kommandoführung hebt die Regimentsgeschichte noch die Bildung eines Sängerkorps hervor, was bei der Neuheit dieser Einführung seinerzeit viel bemerkt und ob der guten Leistungen der Sänger sehr anerkannt wurde.

Im Januar 1865 zum Generalmajor und Kommandeur der 6. Infanterie-Brigade in Nürnberg ernannt, kommandiert der

Digitized by Google

General im Herbst desselben Jahres eine bei Neumarkt i. d.O. zusammengezogene Brigade. Für seine dabei gezeigte ausgezeichnete Führung wird ihm große Anerkennung zuteil. Am Kriege 1866 kann Walther keinen weiteren Anteil nehmen, weil ihm schon am zweiten Tag des Ausmarsches bei einer Rekognoszierung bei Bamberg sein sich überschlagendes Pferd den linken Arm im Handgelenk bricht.

Von dieser schweren Verletzung kaum genesen, wird ihm das Kommando der in München stehenden 2. Infanteriebrigade und bald darauf 1867 die Stellung als Stadtkommandant von München übertragen. Von hier aus erfolgt im Januar 1869 seine Beförderung zum Generalleutnant und Kommandeur der 3. Division in Nürnberg.

Der Sommer 1870 ruft die 3. Division gleich der übrigen Armee zum Schutze des Vaterlandes nach Frankreich. Nun endlich, im 66. Lebensjahre, erfüllt sich der natürliche Wunsch des Soldaten, im Feuer des Feindes zu erproben, was von allem seither Gelernten und Geübten Erfolg zu erlangen geeignet ist.

Nachdem bei Weißenburg und Wörth nur Teile der Division dem Feinde entgegengetreten waren, zeigt der 1. September, an welchem die ganze Division bei Bazeilles und Balan dem wiederholten Durchbruchsversuch der Franzosen sich entgegensetzt, die volle Tüchtigkeit von Führer und Truppe. Die Division nimmt Balan nebst den anliegenden Höhen in raschem Ansturm und hält in verlustreichem Feuergefecht den Nordrand. Der General hat Balan während eines vorübergehenden Rückschlages nicht verlassen und ist nur durch eine merkwürdige Fügung dem Handgemenge mit drei in seinem Rücken vorgedrungenen französischen Marinesoldaten entgangen, deren Leichen in geringer Entfernung von seinem Standort als Zeugen der äußersten Grenze des feindlichen Zwischenvorstoßes liegen. Die Division hat in diesem heißen Kampfe nach Ausweis der amtlichen Verlustlisten mehr Menschen verloren als das mit seinen beiden Divisionen beteiligte I. bayer. Armeekorps.

Noch am Abend der Schlacht beglückwünscht General v. d. Tann Walther zu dem errungenen Erfolg und legt ihm nahe, sich um den Max-Joseph-Orden zu bewerben. In dem hierzu statutenmäßig nötigen Zeugnis sagt v. d. Tann, daß durch die infolge der ausgezeichneten Dispositionen des Generals v. Walther herbeigeführte Wegnahme Balans und der dortigen Höhen es dem I. Korps möglich wurde, den letzten Vorstoß der Franzosen am Abend des 1. September gesammelt, mit neuer Munition und Reserven versehen, abzuweisen.

Digitized by Google

Am 19. September 1870 sind die beiden Brigaden der 3. Division durch höhere Verfügung auf getrennten Marschlinien gegen das Plateau von Chatillon angesetzt. Obwohl nun jede der beiden Brigaden getrennt ins Gefecht mit überlegenem Gegner verwickelt wird, gelingt es Walther sie zu vereinigen und den allgemeinen Angriff gegen Plessis—Piquet — den Hauptpunkt des Gegners — durchzuführen. Die Wegnahme dieses Ortes, sowie die Ersteigung des Höhenrandes am Plateau, ermöglicht die Besetzung der später so bekannt gewordenen Bayernschanze und gewinnt damit hier im Süden eine Stellung, welche den Ausfällen der Pariser Besatzung wirksam zu widerstehen vermag.

Der große Erfolg dieses Tages bleibt eine der schönsten Erinnerungen des Generals; denn er darf es seinen Anordnungen voll zuschreiben, wenn bei diesem ursprünglich keineswegs günstig gelagerten Kampf der Ausgang ein so glücklicher war.

An der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 nimmt Walther als einer der wenigen bayerischen höheren Truppenführer teil, weshalb sein Porträt auch auf dem Relief am Niederwalddenkmal festgehalten ist.

Am 1. März zieht Walther nach der Parade vor Kaiser Wilhelm I. auf dem Longchamps an der Spitze seiner Division in Paris ein. In kurzen Zwischenräumen folgen Friede und Heimmarsch. Letzterer wird aus der Gegend von Toul angetreten. Walther verabschiedet die ihm unterstellten Truppen in Feindesland mit nachstehendem Tagesbefehl, der ein Beispiel ist für die hohe Auffassung, die der General vom Soldatenberuf und vom Kriege hat:

„Tagesbefehl des Kommandeurs 3. bayer. Infanterie-Division vom 2. Juni 1871.

Ehrenhafte Männer der 3. bayer. Division!

Was ich vor nun bald einem Jahreslauf Euch auf den Bivouacfeldern von Walsheim als einziges und höchstes Ziel unseres Kriegszuges darstellte, das hat sich verwirklicht! Es ist nicht nur erreicht, es ist übertroffen worden, übertroffen in einer Weise, die unser kühnstes Erwarten noch weit hinter sich läßt. Wer wollte da nicht dankbar sein Auge emporrichten dahin, woher aller Segen ausfließt? Dem Herrn der Heerscharen sei dafür Preis und Dank! Eine höchst geniale und kraftvolle Oberleitung und das brüderlich-treue Zusammenstehen der geeinigten Waffen waren die Mittel, durch welche so Großes möglich wurde. Erinnert Euch

Digitized by Google

stets, daß Gehorsam, Pflichttreue bis zum Tode, hohe Ehrenhaftigkeit die Fäden waren, welche weit über eine halbe Million von Männern von Sieg zu Sieg führten. Vererbt in den Reihen der Armee den Geist edler Manneszucht, verpflanzt in alle Volkskreise das echte Gefühl für Botmäßigkeit, Treue und hohes Gottvertrauen und unsere Heere werden für alle Zeit siegreich, unser Volk ein beglücktes bleiben. Was Ihr getan, was Ihr erlebt, was Ihr gesehen, das werde eine Schule kommender Geschlechter: dann ist der Segen des Jahres 1870 richtig verstanden und dankbar anerkannt."

Geschmückt mit dem kleinen und doch so hochgewerteten weißen Kreuz des Bayerischen Max-Joseph-Ordens, dem Großkomturkreuz des Bayerischen Militär-Verdienst-Ordens und dem Eisernen Kreuz I. Klasse kehrt Walther am 2. Juli 1871 zu den Seinen nach Nürnberg zurück.

Wenige Tage später kann die Truppe ihren Einzug in der altehrwürdigen Noris halten. Auch an dem großen Truppeneinzug in München am 17. Juli 1871 nimmt der General teil. Mit Stolz und Dank betrachtet der Bürger den Soldaten als seinen Beschützer, und zum ehrenden Zeichen dieser Gesinnung verleihen Nürnbergs Stadtväter General v. Walther das Ehrenbürgerrecht.

Ein weiterer Gnadenbeweis folgt noch im Dezember 1871. Seit dem Jahre 1702 hatte ein Zweig der Familie Walther den Adel mit dem Titel „von Walderstötten" geführt. Der König erneuert die erbliche Führung dieses Adels für die Familie des Generals.

Heimgekehrt gilt es nun für den höheren Truppenführer die Erfahrungen des beendeten Feldzuges in der Ausbildung der unterstellten Stäbe und Truppen nutzbar zu machen. Diese Zeit anstrengender Friedensarbeit stellt weiterhin hohe Anforderungen an die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit des Divisionskommandeurs. Am 24. Oktober 1872 kann Walther sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum feiern, bei welcher Gelegenheit er mit dem Ludwigsorden dekoriert wird.

Haben im Verlaufe einer langen und an Erfolgen reichen Dienstzeit bisher Körper und Geist Hervorragendes geleistet, so macht sich nun die Rückwirkung der in so hohen Jahren noch durchlebten besonderen Aufregungen und Anspannungen bemerkbar. Diese Wahrnehmung veranlaßt den General um seinen Abschied einzukommen. Unter Anerkennung seiner hervorragenden Dienstleistung wird ihm dieses im März 1873 unter Stellung zur Disposition und Verleihung

Digitized by Google

des Großkreuzes des Militär-Verdienst-Ordens bewilligt. 1883 wird ihm noch der Charakter als General der Infanterie verliehen.

Im Ruhestand zieht General von Walther nach dem ihm so heimisch gewordenen München, woselbst ihm noch sechzehn Jahre eines reichen Lebensabends beschieden sind. Im Kreise seiner Familie widmet er sich nun neuerdings seinen Studien, insbesondere der Botanik und Mineralogie sowie der Geschichte. Mit dem Eifer eines Jungen nimmt er seine Wissenschaften wieder auf und pflegt seine botanischen und mineralogischen Sammlungen.

Reger Verkehr im Freundeskreis, mit Gelehrten und Künstlern bei verwandten Interessen, beleben seinen reichen Geist immer neu.

So gehen die Jahre in Tätigkeit dahin, ohne daß Krankheit oder Unglück die wohlverdiente Ruhe stören. Noch einmal zu seinem achtzigsten Geburtstag tritt Walthers Leben in den großen Schein der Zeit, dann sinkt es wieder zurück in des Alters friedsame Bahn. Ohne ernstlich krank gewesen zu sein, erlöscht sein Leben am 29. September 1889.

Am 2. Oktober erfolgt auf dem alten südlichen Friedhof zu München die Beisetzung nach den Bestimmungen des Militär-Max-Joseph-Ordens mit den einem Generalfeldmarschall gebührenden militärischen Ehren.

So hat am Ende noch einmal die Form prunkender Konvention dieses Leben umkleidet, das eigentlich in seinen Grundzügen wie in seinem innersten Streben so ungleich mehr Inhalt als Form gewesen war. Dieser Gedanke scheint auch mit jenem Sinnspruch zugrunde zu liegen, den der General in die „Gedenkblätter 1870/71" des Germanischen Museums in Nürnberg eingetragen hat und den man füglich auf ihn selbst und auf sein Leben anwenden kann:

„Erst die Gesinnung, dann die Tat, dann das Wort:
Dies pflanze Gesinnung und Handlungen fort!"

Quellen: Familienakten. — Handschriftlicher Nachlaß Walthers. — Persönliche Erinnerungen der Söhne Walthers. — Akten des bayer. Kriegsarchivs. — Akten des Bayer. Militär-Max-Joseph-Ordens. — Akten der bayer. Akademie der Wissenschaften. — Archiv der Stadt Nürnberg. — Archiv des Fränkischen Kuriers. — Geschichte des k. b. Kadettenkorps von A. Frhrn. von Schönhueb 1856. — Geschichte des k. b. 1. Inf.-Regts. „König", 1882. — Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, herausg. vom Gr. Gen.-St. I. II. — Geschichte des k. b. M.M.J.O. von Schrettinger 1882. — Gelehrte Anzeigen der k. b. Akademie der Wissenschaften 1845. — Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 41. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch: Alter Adel und Briefadel 1909 Bd. III.

Digitized by Google

Nekrologe: Militär. Wochenblatt 1890 Nr. 22. — Löbells Jahresberichte 1890. — Augsburger Abendzeitung 1889. — Münchener Neueste Nachrichten 1889. — Fränkischer Kurier 1889.

Bibliographie: 1. a) Bayerns Land und Natur, München 1833. J. A. Gießer; b) Umrisse zur Landes-, Volks- und Staatskunde von Bayern, sonst wie vor. 2. Topische Geographie von Bayern, München 1844. Lit.-art. Anstalt.

Bildnisse: Pastellbild als Leutnant im 3. Jäger-Bat. im Familienbesitz. Ölgemälde als Gen. d. Inf. von Prof. Anton Seitz im Familienbesitz. Reliefporträt in der Gruppe der Heerführer auf dem Niederwalddenkmal.

Widmungen: Goldene Medaille des Kronprinzen Maximilian, lebensgroßes Brustbild König Ludwig II. mit Rahmen und eigenhändiger Unterschrift, zwei Militärmärsche und ein Requiem nach Walther benannt.

Wohnsitze: Amberg, Eichstätt, Ingolstadt, Landau i. d. Pf., München, Neuburg, Nürnberg, Pöcking, Regensburg, Rothenburg o. d. T.

W. v. Walther-Gauting.

42. **Weber**, Georg Michael Ritter von, Rechtslehrer, Schriftsteller und Staatsbeamter, 1768—1845.

I. Georg Michael Weber wurde zu Bamberg am 19. Januar 1768 geboren als Sohn des Fürstbischöflich Bambergischen Legationsrates, Hofkriegsrats und Direktorialgesandtschaftssekretärs beim Kreise Franken Georg Melchior Weber und seiner Gattin Anna Maria, geb. Metz. Der Vater, aus ländlichen Verhältnissen im Frankenwald stammend, war der erste akademisch gebildete Jurist, der mit dem Direktorialkreissekretariat betraut wurde. Seit 1769 versah er auch die Funktion eines Kreisarchivars, wurde 1773 Legationsrat, 1783 Hofkriegsrat mit Sitz und Stimme im Hofkriegsrats- und Obereinnahmekollegium. Seine Gattin war die Tochter des Fürstbischöflich Würzburgischen Regierungsfiskals Johannes Karl Metz. Georg Melchior hatte lebhaftes Interesse für die schönen Künste. Seine Frau war in Bamberg der Mittelpunkt eines musikalischen Kreises. Er selbst sammelte eifrig Gemälde. 1779 erwarb er sein Wohnhaus, das Haus „Zum Stern" in Bamberg, zu Eigentum. Eine an diesem Hause, jetzt Adolf Hitler-Straße 14, angebrachte Gedenktafel weist darauf hin, daß in ihm der Appelationsgerichtspräsident Dr. Georg Michael von Weber, „berühmt als Rechtslehrter" das Licht der Welt erblickt hat.

Digitized by Google

So wächst der junge Weber in einem kulturell gepflegten Kreise auf. Er besucht in Bamberg die Gelehrtenschule, bezieht dort 1783 die Universität, erwirbt 1786 den Doktor der Philosophie, studiert dann in Bamberg und Göttingen die Rechtswissenschaften und erhält 1793 in Bamberg das juristische Lizentiat. Noch im selben Jahre wird er außerordentlicher Professor an der Universität Bamberg. Es war die Zeit der Aufklärung, der Ausgang der Regierungszeit des fortschrittlichen Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal. Die Universität, deren juristische Fakultät unter seinen Vorgängern vernachlässigt worden war, wird besonders gefördert. Dem jungen aufstrebenden Professor wird so ein günstiges Feld zur Entwicklung seiner Fähigkeiten eröffnet. Neben seinem akademischen Lehramt nimmt er auch Fühlung mit der Praxis, indem er Beisitzer des Hofgerichts und der Polizeikommission wird.

Die Jagdherren hatten zu jener Zeit den Wildbestand so stark anwachsen lassen, daß er der Landwirtschaft erheblichen Schaden zufügte. Während Franz Ludwig von Erthal das Wild entsprechend abschießen ließ, hatte in Ansbach-Bayreuth der Minister Freiherr von Hardenberg, der nachmalige preußische Staatskanzler, den Kreis-Direktorial-Gesandten Julius Graf von Soden mit der Regelung des Jagdrechtes betraut. Dieser ließ das Wild abschießen, wenn die Grundeigentümer des Jagdbezirkes als Ersatz für die verminderten Jagdeinkünfte eine nach der Höhe des Wildschadens bemessene Abgabe zahlten. Der König von Preußen als Markgraf von Ansbach-Bayreuth hatte auch in den Hochstiften Würzburg und Bamberg Wildbannrechte. Graf von Soden ließ den Gemeinden dieser Jagdbezirke ein Vertragsangebot nach der von ihm angewandten Übung zugehen. Weber untersucht 1794 in der Schrift „Über die Einführung der Wildsteuer" die Frage, ob die Landleute verpflichtet seien, die durch den Abschuß des Wildes verminderten Kammergefälle zu ersetzen. Das Jagdregal dürfe, so legt Weber dar, nur insoweit ausgeübt werden, als die Landwirtschaft keinen Schaden leide; wenn der Landesherr für den Verzicht auf ein nicht bestehendes Recht eine Entschädigung fordere, so bedeute das nichts anderes als eine Wildsteuer. Weber schließt seine Betrachtungen mit einem Appell an die Landesherren, ihre Rechte nur unter Wahrung der Rechte Dritter auszuüben, durch angemessenen Wildstand ihren und auch fremden Untertanen Erleichterung zu gewähren und damit vor ganz Deutschland eine Probe ihrer Gerechtigkeit und Billigkeit, zugleich ein Beispiel des Gemeingeistes zu geben, vermöge

Digitized by Google

dessen deutsche Fürsten nicht isoliert sich wie feindselige Staaten behandeln, sondern mit gemeinschaftlichen Kräften zur gemeinschaftlichen Wohlfahrt mitwirken sollten. Die Schrift ruft großes Aufsehen hervor. Die preußische Regierung läßt eine scharfe Vorstellung beim Fürstbischof von Bamberg erheben und verlangt die Ahndung des Verfassers. Auf diesen Angriff rechtfertigt sich Weber seinem Landesherrn gegenüber: Es handle sich um eine rein wissenschaftliche Arbeit, die nur bestimmt werde durch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und das Gemeinwohl. Vier Jahre später, als der Zwischenfall längst erledigt war, setzt sich Weber in einem Nachtrag zu der Schrift mit seinen wissenschaftlichen Kritikern auseinander und druckt auch das Schreiben des Gesandten Grafen von Soden und seine Antwort an seinen Landesherrn ab. Wenn auch Weber in seiner Rechtfertigung jede Verbindung seiner Schrift mit den Maßnahmen des Königs von Preußen ablehnt, so dürfte der Anstoß für die Abhandlung doch in dem Vorgehen des Grafen von Soden gelegen haben. Weber hat diese Maßnahme nicht billigen können und die Form der wissenschaftlichen Abhandlung gewählt, um seine rechtlichen und staatspolitischen Bedenken darzulegen.

1794 schreibt Weber „Über die Nothwendigkeit einer Sammlung vaterländischer Verordnungen". Durch seine Tätigkeit als Hofgerichtsassessor mit den Bedürfnissen der Praxis vertraut, erkennt er schon damals die Nachteile der ungeheuren Rechtszersplitterung und die Notwendigkeit, zunächst durch Sammlung des Rechtsstoffes der Praxis und der Wissenschaft erfolgreiche Dienste zu leisten, ein Gedanke, der die treibende Kraft für spätere größere Werke wurde.

1795 zum Doktor beider Rechte promoviert, wird er zum Hofrat mit Sitz und Stimme in der Regierung, bald darauf auch zum ordentlichen Lehrer des Lehenrechts berufen, schließlich mit einem Lehrauftrag für Polizei-, Kameral- und Finanzwissenschaften betraut. Im folgenden Jahre wird er zum ordentlichen öffentlichen Lehrer der Rechtsinstitutionen ernannt. Zugleich erhält er das Amt des Universitätsfiskals, das er bis 1800 versieht. Als Universitätsfiskal nimmt er alle mit der Gerichtsbarkeit der Universität zusammenhängenden Aufgaben wahr, untersteht unmittelbar dem Kabinett, ist Sekretär des Senats, gleichzeitig auch ständiger Beisitzer des engeren Senats.

Als Fiskal ist Weber mehrfach hervorgetreten. Einen Zuständigkeitsstreit mit dem Geistlichen Rat entscheidet 1797 der Fürstbischof

Digitized by Google

im Sinne Webers. Im selben Jahre wird ein Seminaralumnus von dem Seminarregens wegen Ruhestörung während des Gottesdienstes mit der Prügelstrafe belegt. Dagegen protestieren die Stadtstudenten der philosophischen Klassen und fordern ein Einschreiten Webers, der aber ihrer Forderung nicht Rechnung tragen kann, weil der Seminarregens der Aufsicht des Präsidenten des Seminars, eines Mitglieds des Domkapitels, untersteht. Das Kapitel beschließt die Entlassung des Alumnus und bestraft einen an der Demonstration beteiligten Stadtstudenten mit Arrest in der Wohnung des Subkustos, wo er unter Leitung eines Franziskaners Exerzitien zu machen hat. Seminardirektor Limmer und Weber treten beim Fürstbischof für Abschaffung solcher entehrenden Strafen ein. Weber bemerkt, daß Drohungen seitens der Studenten nicht vorgekommen seien, auch das Recht der Petition ihnen nicht verwehrt werden könnte. Der Fürstbischof schließt sich der Auffassung Webers an und ersucht das Domkapitel, die überholten Hausgesetze des Seminars abzuschaffen.

Neben kleineren akademischen Arbeiten und Reden erscheint in diesen Jahren die erste Übersetzung eines fremdsprachigen Werkes, der englischen Preisschrift von W. L. Brown „Versuch über die natürliche Gleichheit der Menschen".

Als erstes seiner größeren Werke bringt Weber 1798 das Buch über die „Repartition der Kriegsschäden" heraus. Nach ihm sind die Kriegsschäden und Kontributionen des Feindes kein Lösegeld, wie bisher angenommen wurde, sondern eine gemeinschaftliche öffentliche Staatslast. Bei ihrer Verteilung müßten die leistungsfähigeren Bürger in erhöhtem Maße herangezogen werden, auch dürften keine Vorrechte geschont werden, also auch nicht die Kammer- und Domänengüter der Fürsten. Diese seien nicht Eigentum des Fürsten als Privatperson, sondern Eigentum des Staates, der Regent sei nur ihr Verwalter. Weber entwickelt damit Gedanken, die bis auf unsere Zeit von staatsrechtlichem Interesse waren und noch nach der Staatsumwälzung von 1918 bei der Vermögensauseinandersetzung mit den vormals regierenden landesherrlichen Familien eine Rolle gespielt haben.

II. Die politische Neugliederung Deutschlands nach dem Frieden von Lunéville 1801 wird auch für Webers weiteres Wirken von ausschlaggebender Bedeutung. Dem kurfürstlichen Generalkommissariat für die Übernahme des Hochstiftes Bamberg und seine Eingliederung in das Kurfürstentum Bayern unter dem Freiherrn von Asbeck als

Digitized by Google

Präsidenten wird er als Rat zugeteilt und besorgt nun die obersten Regierungsgeschäfte für das ehemalige Hochstift. Die Universität Bamberg wird aufgehoben. Weber wird Direktor des aus dem Hochstift als Gericht des zweiten Rechtszuges übernommenen Hofgerichts. Der bayerische Kurfürst Maximilian IV. Joseph berief sofort nach seinem Regierungsantritt Maximilian Freiherrn von Montgelas als Minister des Äußeren, der in der Folgezeit der erfolgreiche Organisator des neuen Bayern wurde. Auf gesetzgeberischem Gebiete harrt eine Fülle von Reformen ihrer Lösung. Für Weber bietet sich so bei der Neugestaltung des bayerischen Rechtswesens ein reiches Feld der wissenschaftlichen und praktischen Betätigung.

1805 läßt er eine Übersetzung seiner beim Weggang von der Universität veröffentlichten lateinischen Abhandlung unter dem Titel „Über die Appellation in Criminalsachen" erscheinen. Mit starker Leidenschaft tritt er für die Einführung eines Rechtsmittels gegen strafgerichtliche Urteile ein, die bis dahin in der Regel unanfechtbar waren.

Montgelas erwog den Gedanken, für ganz Bayern ein einheitliches bürgerliches Recht zu schaffen. Durch Organisationsreskript vom 23. April 1803 beauftragte er die Justizkollegien, den Codex Maximilianeus Bavaricus civilis von Kreittmayr mit den in den Fürstentümern Bamberg und Würzburg geltenden Gesetzen zu vergleichen und zu prüfen, ob seine Einführung dort möglich wäre. Weber erkennt sofort, daß eine Beantwortung der von Montgelas aufgeworfenen Frage die genaue Kenntnis des bambergischen und würzburgischen Rechtes zur Voraussetzung hat. Er hält Montgelas in München Vortrag und legt ihm und dem Kurfürsten 1804 den Plan für eine einheitliche Gesetzgebung für ganz Bayern vor, indem er zunächst die Sammlung der in den einzelnen Landesteilen geltenden Rechte anregt. Montgelas billigt die Anregung Webers, der nun daran geht, das 1769 geschaffene Bambergische Landrecht systematisch zu ordnen, die lateinische Kommentierung des Geheimen Rates Johann Melchior Hanauer zu übersetzen und den Rechtsstoff unter Weglassung überholter Teile durch weitere Erläuterungen zu ergänzen. So entstehen 1806 und 1807 die „Grundsätze des Bambergischen Landrechts" in vier Bänden. Der erste Band ist dem nunmehrigen König von Bayern, Maximilian Joseph, der zweite dem Minister Grafen von Montgelas gewidmet. Webers Absicht, neben dem Bamberger Landrecht auch das Recht von Würzburg zu behandeln, wurde durch die politischen

Digitized by Google

Ereignisse überholt. Durch den Frieden von Preßburg und die Ereignisse des Jahres 1806 hatte Bayern weiteren Gebietszuwachs erfahren. Weber nahm nun den Gedanken auf, die in den verschiedenen Landesteilen überkommenen Provinzial- und Statutarrechte umfassend zu bearbeiten. Auch kommt er Ende 1806 auf seinen früheren Gesetzgebungsplan zurück und betont in einer Eingabe an den König das Bedürfnis nach einer allgemeinen Gerichtsordnung und einem allgemeinen Landrecht. Der König sichert ihm am 30. Dezember 1806 Unterstützung des Werkes über die Provinzial- und Statutarrechte Bayerns zu. Die Arbeiten für eine einheitliche Justizgesetzgebung für Bayern setzen jetzt stärker ein. Am 6. Juni 1807 erhält Weber den Auftrag, eine Zivilprozeßordnung zu entwerfen. 1808 wird eine Gesetzeskommission eingesetzt, in die auf Anregung des Grafen Montgelas neben vier anderen Beamten der Praxis auch Weber berufen wird. Er beteiligt sich an der Beratung der im Justizdepartement hergestellten Entwürfe eines Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches und eines Strafgesetzbuches und stellt den Entwurf einer Allgemeinen Prozeßordnung fertig.

1808 hatte König Max I. Joseph seinem neu eingerichteten Staate eine erste Verfassung gegeben und im Zusammenhang damit am 19. Mai 1808 den Verdienstorden der Bayerischen Krone gestiftet, mit dem der persönliche Adel verbunden war. Weber gehörte zu den Männern, die als erste in unmittelbarem Anschluß an die Stiftung mit diesem Orden ausgezeichnet wurden.

Juli 1808 wird die bayerische Gerichtsverfassung neu geordnet, und es werden Appellationsgerichte als Berufungsgerichte in Zivilsachen und Gerichte des ersten Rechtszuges in Strafsachen von besonderer Bedeutung eingerichtet. Weber wird Direktor des Appellationsgerichts in Bamberg, welches Amt er nach Beendigung der Arbeiten der Gesetzeskommission im November 1808 übernimmt.

In die Zeit seiner richterlichen Wirksamkeit in Bamberg fällt auch die Fertigstellung seines umfassenden Werkes „Handbuch des in Deutschland üblichen Lehenrechts nach den Grundsätzen Georg Ludwig Böhmers“. Dieses Werk schließt sich der älteren Bearbeitung des Lehenrechts durch Böhmer an. Weber übernahm die Lehren von G. L. Böhmer (Professor in Halle und Göttingen, 1715—1797) nicht ohne weiteres, wich vielmehr von ihnen teilweise ab, besonders in der Geschichte des Lehenwesens, wo er Montesquieu, dem schottischen Geschichtsschreiber William Robertson und dem unbekannten Verfasser der pragmatischen Geschichte der Lehen unter den Karolingern folgte.

Digitized by Google

Professor Ernst Landsberg hat diese Arbeit 100 Jahre später dahin beurteilt, daß sie die letzte derartige Darstellung des deutschen Lehenrechts, also ein in dieser Art abschließendes Werk sei, auf das man regelmäßig bei Behandlung lehenrechtlicher Dinge werde zurückgehen müssen.

III. 1814 wird Weber Vizepräsident des Appellationsgerichts zu Amberg, an dem er bis 1827 wirkt. Nach dem Tode des Gerichtspräsidenten Freiherrn von Aretin 1825 fällt ihm die Stellvertretung des Chefpräsidenten zu, die er bis 1827 führt. Seine Erwartung, in die Präsidentenstelle einzurücken, erfüllt sich nicht. Die Stelle wird einem jüngeren Beamten aus dem Justizministerium übertragen. Doch spricht König Ludwig I. ihm sein besonderes Wohlgefallen für die Umsicht und Tätigkeit aus, mit der er länger als zwei Jahre diese Stelle versehen hat, und bewilligt ihm für die Funktion eine außerordentliche Entschädigung. Weber läßt es bei dieser seinem Wirken und seinem Dienstalter nicht angemessenen Regelung nicht bewenden und bittet den König um eine andere Verwendung. So erhält er als Vorbereitung für ein einheitliches Zivilgesetzbuch den Auftrag, die Provinzial- und Statutarrechte Bayerns zu sammeln und herauszugeben, wird zu diesem Zwecke beurlaubt und 1828 auch förmlich seiner Stellung in Amberg enthoben. Er ist nun in München ganz mit Sammlung und Sichtung des Materials tätig. 1829 wird er zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Würzburg ernannt, aber schon 1832 als Präsident des Appellationsgerichts nach Neuburg a. d. D. berufen.

In die letzte Zeit seines Aufenthalts in Bamberg und in die ersten Jahre seiner Wirksamkeit in Amberg fällt die Veröffentlichung eines größeren Werkes allgemein wissenschaftlicher Natur: „Höchstwichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland aus den nachgelassenen Papieren des Magisters Aletheios". Das Werk erscheint in vier Bänden unter dem Pseudonym „Antibarbaro Labienus" mit dem Zusatz „Der schönen Künste und Wissenschaften Magister, der Weltweisheit Doctor und mehrerer gelehrten Institute weiland Mitglied". Weber berichtet über die damals erschienenen Werke der verschiedensten Wissensgebiete, indem er den Inhalt der neuen Schriften und Lehren in knapper Form zusammenfaßt und dazu in satirischen Glossen Stellung nimmt. Er verbirgt seine Person hinter einem doppelten Pseudonym. Einmal gibt er der Sammlung den Anschein des hinterlassenen Werkes eines Magisters Aletheios, der er selbst

Digitized by Google

ist. Er will damit andeuten, daß die Sammlung während seiner Tätigkeit als Universitätslehrer entstanden ist, worauf auch der Gebrauch des Wortes „Magister“ und des Decknamens „Aletheios“ hindeutet, der maskulinen Form für die griechische Göttin Aletheia, die Göttin der Wahrheit. Als Decknamen für den Herausgeber wählt er den Namen des römischen Redners Labienus, der von Seneca wegen seiner beißenden Freimütigkeit auch Rabienus genannt wurde, und setzt diesem Namen noch „Antibarbaro“ voraus, womit er sich als Gegner jeglicher Barbarei bezeichnet. Die „Höchstwichtigen Beyträge“ berühren alle Wissensgebiete und führenden Gelehrten und Schriftsteller jener Zeit. Die Dichter der romantischen Strömung, unter den Philosophen vor allem Fichte und Schelling, werden mit Ausschnitten aus ihren Werken und Lehren behandelt. Einen großen Raum nimmt der Streit um die damals viel erörterte Schädellehre oder Kranioskopie des Mediziners Gall (1758—1828), des Begründers der Phrenologie, ein. Die „Höchstwichtigen Beyträge“ waren wohl auch der Anlaß, daß die Philosophisch-Medizinische Gesellschaft zu Würzburg den Verfasser am 26. August 1827 zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt hat.

Die politische Anlehnung, die das Bayern des Königs Maximilian I. Joseph an Frankreich suchte und fand, hatte auch ihre Auswirkungen auf das kulturelle Leben der führenden Staatsbeamten. Dies macht sich auch bei Weber geltend. In allen seinen Schriften finden sich immer wieder Zitate aus der französischen Literatur. Die Vorliebe für die französische Kultur zeigt sich in der Übersetzung der Reden, die der Kanzler von Frankreich Henri François D'Agueſſeau (1668—1751) bei der Eröffnung von Audienzen und den feierlichen Versammlungen der Parlamente gehalten hat. Das Buch wird dem Kronprinzen Karl Ludwig von Bayern, dem späteren König Ludwig I., gewidmet.

Mit der 1819 erschienenen Schrift über das „Baierische Credit- und Schuldenweſen, die Einführung der Hypothekenbücher, den Koncursprozeß und das Executionsverfahren“ greift Weber erfolgreich in die Frage der Neuregelung des Hypothekenrechts ein. Er verteidigt den Entwurf für ein bayerisches Hypothekengesetz, der Gewähr für die Herstellung des allgemeinen Kredites biete.

In Neuburg bringt er sein letztes großes, auf den Auftrag seines Königs zurückgehendes Werk heraus, die „Darſtellung der ſämtlichen Provinzial- und Statutarrechte

Digitized by Google

des Königreich Bayern". Die Anfänge zu diesem Sammelwerke gehen auf die Gesetzgebungserwägungen unter Montgelas zurück. Das umfassende Material ermöglicht erst 1838 das Erscheinen der beiden ersten Bände. Ihnen folgt der IV. Band in zwei Teilen 1841, dann der III. Band 1842 und der Schlußband 1844. Das Werk ist König Ludwig I. gewidmet. Die Vereinigung der verschiedenen Reichsteile zu dem einheitlichen Königreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat für den neuen bayerischen Staat kein einheitliches bürgerliches Recht gebracht. Bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900 blieb das in den früheren Fürstentümern, Landesherrschaften, Grafschaften und Städten überkommene Recht auf dem Gebiete des Familienrechts, des Ehe- und Erbrechts, teilweise auch des Rechts der Schuldverhältnisse und des Sachenrechts in der Form der Provinzial- und Statutarrechte als primäres Recht bestehen. Weber hat alle diese Rechte systematisch dargestellt. Seine Provinzial- und Statutarrechte sind bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches in ganz Bayern rechts des Rheins ein unentbehrliches Hilfs- und Nachschlagewerk geblieben.

In die Neuburger Zeit fällt auch die Übersetzung eines englischen Werkes, der „Grundsätze der politischen Ökonomie", aus der Feder des Nationalökonomen der Universität zu London, J. R. Mac-Culloch (1769—1864), des späteren Controller of the Stationary Office.

Am 9. November 1843 vollendete sich das fünfte Jahrzehnt, seitdem Weber in den Staatsdienst getreten war. Aus diesem Anlaß wird ihm das Ehrenkreuz des Ludwigordens verliehen. Das fünfzigjährige Dienstjubiläum wird zu einer großen Ehrung für Weber, an der ganz Neuburg teilnimmt.

Bald danach schließt seine Laufbahn im öffentlichen Leben ab. Er tritt in den Ruhestand und siedelt nach München über. Aus diesem Anlaß wird er, der zu Neujahr 1842 mit dem Kommentur des Ordens zum Heiligen Michael ausgezeichnet worden war, von seinem König noch mit dem Kommentur des Ordens der Bayerischen Krone geehrt. Schon 1836 war ihm eine Ehrung seiner engeren Heimat zuteil geworden, indem der Historische Verein zu Bamberg ihn zu seinem Ehrenmitgliede ernannte.

In München vollendete Weber noch den letzten Band der Provinzial- und Statutarrechte, dessen Vorrede am 2. November 1844 geschrieben ist. Er wird auf das Krankenlager geworfen, und schon

Digitized by Google

vier Monate später, am 2. März 1845, geht er siebenundsiebzigjährig in die Ewigkeit ein.

IV. Georg Michael Weber war eine vielseitig begabte Persönlichkeit mit einem umfassenden Wissen, einer außergewöhnlich großen Belesenheit, ausgestattet mit ausgezeichnetem Scharfsinn, einem feinen Verständnis für den Fortschritt, einer starken Willenskraft.

In den Jahren seiner Wirksamkeit als Hochschullehrer sind seine kleineren, geistig aber am höchsten stehenden Arbeiten entstanden, auch die Grundlagen für größere wissenschaftliche Werke gelegt worden. Er ist ein Bekenner, ein Professor im wahrsten Sinne des Wortes, der mit großer Leidenschaft die Ergebnisse seiner Forschungen vertritt und seine Überzeugung verteidigt.

Staatspolitisch ist er ganz Kind seiner Zeit. Geboren und aufgewachsen in der Epoche des aufgeklärten Absolutismus, erlebt er als junger Mann die politischen und weltanschaulichen Umwälzungen durch die französische Revolution. Den Lehren der geistigen Väter dieser Bewegung, Montesquieu und Rousseau, folgt er in jugendlicher Begeisterung und geht ganz im Ideengut des herrschend werdenden Liberalismus auf. Als gereifter Mann in verantwortliche Staatsstellungen gelangt, vermag er sich den Strömungen der allseitig einsetzenden Reaktion nicht zu verschließen.

Staatspolitisch ist er ganz Diener seiner Landesherren. Auch bei ihm zeigt sich das Gesetz, daß, wenn es auch Grundfragen der Staatstheorie gibt, die eine bleibende Antwort erfordern, die Staatslehre doch stets in ihrer politischen Richtung wie in der konkreten Fassung der Begriffe und Fragen den politischen Ideenströmungen ihrer Zeit verhaftet ist. Mit der gleichen Liebe und Anhänglichkeit, mit der er dem Fürstbischof von Würzburg und Bamberg ergeben ist, stellt er sich nach dem Übergang des Hochstiftes Bamberg an das Kurfürstentum Bayern in den Dienst der Wittelsbacher. Manche mögen mit dem Herzen noch bei dem fürstbischöflichen Regiment gewesen sein, war doch das Regiment des Krummstabes wegen seiner Nachsichtigkeit bei den Untertanen recht beliebt. Bei Weber steht die bayerische Gesinnung nie im Zweifel. So schreibt er in einem Briefe an seinen Bruder aus Bamberg vom 21. Juli 1814: „Würzburg und Aschaffenburg werden entschieden bayerisch, und wir bleiben es auch dahier."

Seine Einstellung zur Religion ist eine Kernfrage, deren Beantwortung er sich nicht leicht macht. Wie sehr es ihm um Beziehungen zum Göttlichen zu tun ist, zeigt sein Ausspruch in den „Höchstwich-

Digitized by Google

tigen Beyträgen", IV S. 221: „Für die Liebe des Höchsten in der Flamme der Hölle hätte ich freudig die Seligkeiten des Paradieses ohne diese Liebe hingegeben."

Bei Georg Michael Weber spüren wir überall, in seinem öffentlichen Wirken und in allen sittlichen Entscheidungen, ein persönliches Verantwortungsgefühl, das auch herausklingt aus seinem Leitspruch „Wahr und gerecht".

Georg Michael Weber war dreimal verheiratet. Aus seiner ersten Ehe mit Barbara Steinlein, einer Tochter des Fürstbischöflich Bambergischen Hofkammerrats Andreas Steinlein und der Anna von Reider, sind 13 Kinder entsprungen, von denen fünf Familien mit Nachkommen hinterlassen haben. Die zweite Ehe mit Maria Anna Mayer, geb. Reichhold, der Witwe des Hofkammerrats Franz Anton Mayer in Bamberg, ist kinderlos geblieben, desgleichen seine dritte Ehe mit Friederike Amalie Freiin von Prugglach, einer Hofdame der Herzogin Amalie von Zweibrücken, der letzten Herzogin von Neuburg. Enge freundschaftliche Beziehungen verbanden die Familie zu Isabella Braun (1815—1886), der Jugendschriftstellerin und späteren Begründerin und Herausgeberin der „Jugendblätter". In seinen Mußestunden widmete sich Weber gern der Dichtkunst. Zahlreiche Gedichte sind von ihm erhalten, die über den Rahmen reiner Gelegenheitsgedichte hinausgehen. In ihnen tritt seine ganze Persönlichkeit, sein Familienleben, seine Sorge um die Gesetzgebung, um Recht und Rechtsprechung, um Wissenschaft und Forschung immer wieder in die Erscheinung, der religiöse Unterbau seiner Lebensauffassung wird deutlich spürbar. Auch über einen gesunden Humor verfügte er, wie das den Advokaten gestellte Rätsel zeigt:

Ihr Herren Advokaten!
Ich geb euch was zu raten;
Denn ich verstehe auch das Jus,
Weil's doch auch in der Welt sein muß.
Mein Bruder macht an seinem End,
Wie hergebracht, sein Testament:

Bringt meine Frau mir einen Knaben,
So soll er zwei Drittel der Erbschaft haben,
Ein Drittel soll der Mutter sein.
Doch bringt sie mir ein Töchterlein,

Digitized by Google

So sind zwei Drittel ihr beschieden,
Mit einem Drittel sei das Töchterlein zufrieden.
Mit Sohn und Tochter wird sie heut entbunden.
Nun reibet euch die Köpf und Händ
Und sagt: Wie steht es mit dem Testament?
Nur nicht zu lang. — Hat's keiner noch gefunden?

Der Würzburger Professor für deutsche Rechtsgeschichte, Ernst Mayer (1862—1932), hat somit durchaus recht, wenn er Georg Michael Weber zu den besonders gearteten, geistig hochstehenden Charakterköpfen der bayerischen Rechtspflege und Verwaltung rechnet, die aus dem Kulturkreis der geistlichen Territorien Frankens hervorgegangen sind.

Schriften: Diss. inaug. de decimis novalibus, Bamberg 1793. — Über die Einführung der Wildsteuer [nebst] Nachtrag, Nürnberg 1794—98. — Von dem Nutzen und der Anordnung einer Sammlung vaterländ. Verordnungen, Bamberg 1794. — Von der Nothwendigkeit einer Sammlung vaterländ. Recesse, Bamberg 1795. — De relegatione. Oratio, Bamberg 1796. — Diss. de imperfecto feudor. incapace, Bamberg 1796. — Über die Repartition der Kriegsschäden, in juristischer Hinsicht, nebst e. krit. Darstellung aller bisher gemachten Vorschläge, Würzburg 1798; 2. Aufl., Hannover 1809. — De appellatione in causis criminalibus, Bamberg 1803. — Über die Appellation in Criminalsachen, Bamberg 1805. — Grundsätze des Bambergischen Landrechts, nebst einer Parallele d. Würzburg. Rechts, 3 Bde., Bamberg 1807—08; 2. Ausg. 1814—15. — Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts, nach G. L. Böhmers Grundsätzen, Th. 1—4 mit Register, Leipzig 1807—18. — [Pseud.] Höchstwichtige Beyträge z. Geschichte der neuesten Litt. in Deutschland aus den nachgel. Papieren d. Magisters Aletheios. Hrsg. v. Antibarbaro Labienus, Abth. 1—4, St. Gallen 1813—15; Neue Wohlfeile Ausg. Bd. 1—4, 1817; 3. Aufl. Bd. 1—4, 1829. — Über das Baierische Credit- und Schuldenwesen, die Einführung der Hypothekenbücher, den Concursprozeß u. d. Executionsverfahren, mit Rücksicht auf d. österreich., französ. und preußische Recht, Sulzbach 1819. — Abhandlung vom Handlohn nach Bamberger Observanz, Ansbach 1835. — Darstellung der sämtl. Provinzial- u. Statutar-Rechte des Königr. Bayern, mit Ausschluß des gemeinen, preußischen u. französ. Rechts, nebst den allgemeinen, dieselben abändernden Gesetzen. In 6 Bdn. oder 17 Lfrgg., Augsburg 1838—45.

Beiträge: Über Justizverfassung in d. kurfürstl. fränk. Fürstentümern, „Argus für Franken", Bd. 2 Nr. 12, 1803. — Über Einquartierung, Hamburg. Correspondent, Nr. 20, 1807.

Übersetzer von: Brown, W. L.: Versuch über d. natürl. Gleichheit d. Menschen. Preisschr. aus d. Engl., Frankfurt u. Leipzig 1797. — Godwin, Will.: Untersuchung üb. polit. Gerechtigkeit und ihren Einfluß auf Moral und Glückseligkeit; aus d. Engl., mit Anmerk. u. Zusätzen von G. M. Weber, Würzburg 1803. — D'Aguesseau: ... Reden bei Eröffnung der Audienzen und den feierlichen Versammlungen der Parlamente ... aus d. Französ. hrsg., Sulzbach 1816. —

Digitized by Google

Mac-Culloch, J. R.: Grundsätze d. polit. Ökonomie . . . aus d. Engl. überf. u. mit einer Vorrede v. G. M. v. Weber, Stuttgart 1831.

Quellen: von Völderndorf, Besprechung von Webers Schrift über die Wildsteuer in „Staatswirtschaftliche u. juristische Literatur" Juni 1794 S. 313. — Besprechung von Webers Lehenrecht in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1810. — Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 3. Jahrg., 2. Abt. 1. bis 8. Heft, Heidelberg 1810, S. 193—214. — Pantheon, Bamberg 1812, S. 1139. — Okens Isis, 1828. — Brockhaus, Konversat.-Lex. d. neuesten Zeit u. Literatur 1834, Bd. 4, S. 889. — Augsburger Abendzeitung vom 17. Nov. 1843 Nr. 321. — Bamberger Tageblatt vom 17. Nov. 1843 Nr. 316. — Allg. Zeitung vom 22. u. 25. Nov. 1843 Nr. 326 u. 329. — Der Hausfreund, ein Augsburger Morgenblatt, vom 20. Nov. 1843 Nr. 319 u. vom 29. Dez. 1843 Nr. 357. — Die Bayerische Landbotin vom 7. Dez. 1843 Nr. 146. — Zweites Pantheon, Bamberg 1844 S. 141. — Der Bayerische Volksfreund, München, vom 4. März 1845 Nr. 36. — Bamberger Tageblatt 1845 Nr. 67. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jg. 23, 1845, T. 1, S. 184. — Larousse, Grand Dictionnaire Universel, Bd. 15, S. 1292. — Graesse, Trésor de Livres Rares et précieux, Bd. VI Teil II S. 426. — Weber Heinrich, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803, 43. Bericht des Histor. Vereins zu Bamberg, Bamberg 1881, S. 368, 387, 389, 406, 412. — Leitschuh, Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Bamberg 1894, S. 77, 210 f. — Altbamberg, 3. Jahrg. 1900, S. 315. — Carl Graf von Soden, 97 ungedruckte Briefe des Ministers Freiherrn Carl August von Hardenberg an den Reichsgrafen Julius Heinrich von Soden, 51. Jahresbericht des Histor. Vereins für Mittelfranken. 1904, S. 6. — Fester, Franken u. die Kreisverfassung 1906, S. 31 ff. — Landsberg, Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft, 2. Halbband Noten, München u. Berlin 1910, S. 88. — Heß, Die Matrikel der Akademie u. Universität Bamberg, Bamberg 1923, I S. 291 Nr. 8282, S. 412 Nr. 11 221. — Mayer Ernst, Lorenz von Braunwart, in Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Bayer. Verwaltungsgerichtshofes, München 1929, S. 36. — Ein eingehendes Lebensbild mit einer Auswahl seiner Gedichte, herausgegeben von Dr. Georg Kaisenberg (Berlin) und Cläre Henrika Weber-Hohagen (Hamburg), ist unter dem Titel „Georg Michael von Weber, 1768—1845" als Privatdruck erschienen und den Staatsbibliotheken in Berlin, München und Bamberg sowie dem Hauptstaatsarchiv München und dem Staatsarchiv Bamberg einverleibt.

Kayser, Vollst. Bücher-Lexikon, Teil III, Leipzig 1835, S. 344, führt Georg Michael von Weber auch als Mitherausgeber der 1831 und 1832 in Nürnberg erschienenen „Neuen allgemeinen Kirchenzeitung zum Ausbau der Kirche Christi" an. Im gleichen Nachschlagewerk Teil VI, Leipzig 1836, S. 164, wird Georg Michael von Weber als Bearbeiter der in Erlangen 1829 erschienenen „Hundert Beschwerden der gesamten Deutschen Nation, dem Römischen Stuhle übergeben im Jahre 1523, ihrer Wichtigkeit wegen in Erinnerung gebracht und mit Anm. begleitet" erwähnt. Beide Angaben beruhen auf Irrtum. Es handelt sich um den damals in Nürnberg wirkenden evang. Pfarrer und Distrikts-Schulen-Inspektor Georg Michael Weber.

Georg Kaisenberg (Berlin).

Digitized by Google

43. Welser, Dr. Ludwig Freiherr von, Verwaltungsbeamter und Geschichtsfreund, 1841—1931.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Augsburger Stamm des Geschlechtes der Welser ausgestorben. Den Ulmer Zweig der Familie verkörperte nur noch Marcus Theodosius III., Ratsherr der Freien Reichsstadt Ulm. Als Ulm an Württemberg fiel, zog er sich auf sein Gut Bellenberg bei Illertissen zurück. Dort befaßte er sich jahrzehntelang mit geschichtlichen Arbeiten; neben der Sammlung von Nachrichten über seine Familie beschäftigte ihn namentlich die Vergangenheit Schwabens. Sein ausgeprägter Sinn für Geschichtsforschung hat sich auf Sohn und Enkel vererbt.

Seiner Ehe mit Sabine Magdalene Barbara von Stetten entsproß 1808 ein Sohn, Johann Michael, der sich dem bayerischen Justizdienste widmete. Seine Gattin Friederike, Tochter des Appellationsgerichtspräsidenten Staatsrats Ludwig Freiherrn v. Leonrod, verlor er wenige Tage nach der Geburt des ersten Kindes Rosa, die später mit dem nachmaligen bayerischen Justizminister Leopold Freiherrn v. Leonrod verheiratet war. Aus der zweiten Ehe des Johann Michael v. Welser mit Cölestine Freiin v. Leonrod, der jüngeren Schwester seiner ersten Gattin, gingen fünf Kinder hervor.

Der älteste von ihnen war Ludwig, geboren am 6. Mai 1841 zu Eichstätt. Die ersten fünf Lebensjahre verbrachte er in Ansbach, wo sein Vater als Rat am Kreis- und Stadtgericht tätig war. Die Versetzung des Vaters nach Nürnberg leitete für die Kinder, drei Knaben und drei Mädchen, die sich im Lebensalter sehr nahestanden, eine fröhliche Jugendzeit ein. Ein Haus mit Garten vor dem Tiergärtnertor war der geeignete Tummelplatz für die muntere Schar. Die Mutter, reich an Verstand und Gemüt, widmete sich hingebend ihrer Erziehung und war hierbei bestrebt, dem Vater, der bei lebhaftem Rechtsempfinden und hervorragendem Ordnungssinn eine ernstere Veranlagung besaß, die kleinen Sorgen des Alltaglebens und der Kinderstube zu ersparen. Die Beförderung des Vaters zum Direktor des Kreis- und Stadtgerichtes Schweinfurt brachte 1852 den nächsten Aufenthaltswechsel. Eine schlichte, aber rege Geselligkeit im elterlichen Hause führte auch den damaligen Lateinschüler Ludwig in neue Kreise ein und verhalf ihm zu Jugendfreundschaften, an denen er zeitlebens festhielt. Noch im Alter sprach er gerne von der reizvollen Schweinfurter Zeit, von verständnisvollen Lehrern und guten Kame-

Digitized by Google

raben, wie von den schönen Feierstunden, die der Vater in einem gepachteten Garten mit den Seinen verbrachte. Das Pflichtgefühl und die Gewissenhaftigkeit, die später den Staatsdiener und den Geschichtsfreund ausgezeichnet haben, trat zunächst in dem Lerneifer und den Fortschritten des Schülers in Erscheinung. Zahlreiche Schulpreise aus seiner Gymnasialzeit zeugen für die Anerkennung, die seinen Leistungen zuteil wurde.

Nach abermals fünf Jahren war das Bedauern, den liebgewonnenen Aufenthalt in Schweinfurt beendet zu sehen, gemildert durch die Rückkehr nach Nürnberg, wo Johann Michael v. Welser an die Spitze des Handelsappellationsgerichtes trat. Sein Vater war inzwischen gestorben; aus dem Nachlaß ging ihm eine umfangreiche Sammlung familienkundlicher Nachrichten und Aufzeichnungen zu. Von da ab sah der Gymnasiast Ludwig seinen Vater die berufsfreien Stunden und die Urlaubszeiten den familiengeschichtlichen Arbeiten widmen und empfand von Jugend auf als seine künftige Aufgabe, diese Arbeiten, wenn es nötig werden sollte, einst zu ergänzen und fortzuführen. Der neuerliche Aufenthalt in Nürnberg, der sich für Ludwig v. Welser über mehr als ein Jahrzehnt ausdehnte, hat in ihm das dauernde Bewußtsein innerer Verbundenheit mit dieser Stadt und, trotz des häufigen Wohnsitzwechsels im späteren Berufsleben, ein festes Heimatgefühl begründet. Die Bindung wurde noch verstärkt durch die freundschaftlichen Beziehungen, die Ludwig v. Welser in Nürnberg zu Altersgenossen gewann. Mit Georg v. Kreß, Alexander v. Praun, Adolf Heller, Christoph v. Tucher, Wilhelm Beckh, Theodor v. Scheurl und anderen hat er mit der ihm eigenen Beständigkeit und Treue bis an ihr Lebensende persönlichen und schriftlichen Verkehr gepflogen.

Im August 1859 bestand er mit der I. Note die Reifeprüfung am Melanchthongymnasium zu Nürnberg, das er 1852 als Erster seiner Klasse verlassen hatte. Die hohe Achtung vor dem Richterberufe, in dem er seinen Vater mit innerer Befriedigung wirken sah, bestimmte ihn zum Studium der Rechte, das er an der Universität Erlangen begann. Seine Begeisterungsfähigkeit, sein sittlicher Ernst und sein deutschvaterländisches Fühlen führten ihn dort zur Burschenschaft der Bubenreuther. Der Eintritt in den Bund mit dem Wahlspruche „Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland“ war ihm Gewissenssache und blieb in mancher Hinsicht bestimmend für seine Grundeinstellung im öffentlichen wie im persönlichen Leben. In diesem Kreise lagen die Wurzeln seines Sinnes für eine maßvolle freiheitliche Entwicklung des

Digitized by Google

Staatswesens und seines sozialen Empfindens. Der Verkehr mit zahlreichen Norddeutschen, die der gleichen Burschenschaft angehörten, hat wohl auch seine politische Auffassung beeinflußt; schon als Student war er Anhänger der sog. kleindeutschen Lösung der Reichsgestaltung unter preußischer Führung und ein überzeugter Gefolgsmann der Bismarckschen Politik. Er hat oft bedauert, daß er sich über die politischen Fragen, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sehnsucht nach deutscher Einheit aufgeworfen hatte, nicht mit seinem Vater aussprechen konnte, da dieser als Großdeutscher die Einbeziehung Österreichs in ein Deutsches Reich als unerläßlich erachtete.

Nach zwei Erlanger Semestern bezog der 19jährige Student die Universität Heidelberg, um bei Vangerow Pandekten, bei Zöpfl Staatsrecht zu hören. Daneben genoß er die Annehmlichkeiten fröhlichen Verkehrs mit Nürnberger Freunden und bei der Burschenschaft Alemannia, sowie die reizvolle Umgebung Heidelbergs. Im Herbst 1861 ging er nach Berlin, wo er bei Gneist abermals Pandekten hörte und auf Grund mannigfacher Beziehungen in angesehenen Familien liebenswürdige Aufnahme fand und seinen Gesichtskreis erweitern konnte. Das sechste Semester verbrachte er in Leipzig, und die beiden letzten wieder in Erlangen, wo er im Winterhalbjahr Sprecher seiner Burschenschaft war. Nach bestandener Universitätsprüfung kehrte er ins Vaterhaus zurück und leistete in Nürnberg, dann in Erlangen den dreijährigen Vorbereitungsdienst der Rechtspraktikanten. Inzwischen war er vom Heeresdienste befreit worden, indem er nach damaliger Übung einen Ersatzmann stellte. Die bayerische Heeresverwaltung pflegte den Aufwand für ihre Kapitulanten durch zahlungsfähige Wehrpflichtige bestreiten zu lassen; so besoldete Ludwig v. Welser mehrere Jahre einen Sergeanten des 1. Chevaulegerregimentes.

Sehr früh hat er die Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin getroffen. Schon als Student faßte er eine tiefgehende Neigung zu der ältesten Tochter Charlotte des Obersten Sigmund Freiherrn Haller von Hallerstein, die er bald erwidert fand. Daß die Wohnungen der beiderseitigen Eltern in Nürnberg nur durch eine Gasse, die Füll, getrennt waren, erleichterte die Beziehungen, die zur Verlobung des 23jährigen Rechtspraktikanten führten.

Natürliche Neigung und der romantische Zug seiner Jugendzeit, in der zu Nürnberg der Pegnesische Blumenorden in Blüte stand, in der Liebhaberaufführungen und selbstverfaßte Festspiele im

Digitized by Google

Schwange waren, haben in zahlreichen Gedichten und poetischen Briefen an die ersehnte Braut und später an die junge Gemahlin Ausdruck gefunden. Die Charakterfestigkeit, Beständigkeit und treue Anhänglichkeit, die schon den jugendlichen Mann kennzeichneten, waren die sichere Grundlage des innigen Verhältnisses, das die Liebenden über ein Jahrzehnt verband und durch das vorzeitige Ableben der Gattin schmerzlich zerrissen wurde. Kaum hatte Welser im Mai 1866 die Prüfung für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst abgelegt, da erwarb er die „Ansässigmachung" in dem Dorfe Großgründlach bei Nürnberg, in dem der Hallersche Schloßbesitz lag und die Braut das Sommerhalbjahr verbrachte. Im folgenden Jahre wurde der Ehebund geschlossen.

Den Winter 1866/67 hatte Ludwig v. Welser in Paris zugebracht, um seine Kenntnisse in der französischen Sprache zu verbessern und wissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Dann führte ihn seine Absicht, sich dem Richteramte zu widmen, zunächst in eine Anwaltskanzlei. Doch erkannte er rechtzeitig, daß ihn seine Veranlagung und sein Sinn für praktische Wirksamkeit und organisatorische Betätigung zum Verwaltungsdienste bestimmte. Seinem Ansuchen entsprechend wurde er im Herbst 1869 zum Akzessisten der Kgl. Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern, berufen. Die nun folgenden Jahre in Ansbach gehörten zu den glücklichsten in seinem Leben. Angenehme dienstliche Verhältnisse, ein geselliger Kreis von Beamten und Offizieren, die Zugehörigkeit zu einer Jagdgesellschaft, häusliches Musizieren, wobei Welser eifrig das Violoncello spielte, im traulichen Heim drei kleine Kinder verursachten Freude und Befriedigung. Der Ausbruch des Krieges 1870 brachte zwar eine Störung des gewohnten Daseins, aber keine ernsten Sorgen. Als im September 1870 eine deutsche Verwaltung für das besetzte Gebiet von Elsaß-Lothringen eingerichtet wurde, meldete sich Welser, der, wie erwähnt, vom Heeresdienste befreit war, sofort für den provisorischen Verwaltungsdienst. Zunächst wurde er dem Präfekten des Niederrheines in Hagenau, Graf Luxburg, nachmals Regierungspräsident von Unterfranken, zugewiesen, dann vom Präfekten von Deutsch-Lothringen, Graf Henckel zu Donnersmarck, als Stellvertreter des Unterpräfekten von Saargemünd eingesetzt. Dort fand er reichlich Arbeit, die regelmäßig mit größter Beschleunigung erledigt werden mußte, aber unter dem Eindrucke der Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatze freudig geleistet wurde. Anregende Abwechslung brachten die häufigen Dienstfahrten in die Umgebung und einige dem mittelfränkischen Jäger

Digitized by Google

ungewohnte Jagden auf Sauen und Wölfe. Für den jungen Verwaltungsbeamten war die Aussicht, bei der Durchführung der deutschen Verwaltung mitzuwirken, neben den Reizen der Landschaft so verlockend, daß er ernstlich erwog, dauernd in den Reichsdienst in Elsaß-Lothringen überzutreten. Da ihm aber auf seine Anfrage keine Aussichten auf eine selbständige Stellung eröffnet wurden, kehrte er im März 1871 in die Heimat zurück.

Nach längerer Aushilfe am Bezirksamt Bamberg I erhielt Ludwig v. Welser zum 1. April 1873 seine erste Anstellung als exponierter Bezirksamtsassessor und Badkommissär in Reichenhall. Da traf ihn der schwerste Schicksalsschlag seines Lebens. Seine geliebte Gattin hatte ihn eben mit dem vierten Kinde beglückt; da erlag sie vierzehn Tage nach der Geburt einem Kindbettfieber. So trat er seine erste Dienststelle als Witwer mit vier kleinen Kindern an. Das neue Amt nahm ihn sofort ganz in Anspruch. Reichenhall, das bis dahin ein wenig bekannter Kurort und vorwiegend von Gästen aus besten deutschen Kreisen besucht war, begann seinen Ruf weiterhin auszudehnen. Der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Deutsch-Französischen Kriege begünstigte die Entwicklung. Damit traten aber auch an die Badverwaltung vermehrte Aufgaben heran: Kurgärten, Alleen, gute Fußwege, Lesesaal, Abendunterhaltungen für die Kurgäste usw. stellten neue Anforderungen. Dabei blieben Rückschläge nicht aus wie die Folgen der Cholera von 1874 und der wirtschaftliche Zusammenbruch der sog. Gründerzeit. Es waren Jahre mühseliger Arbeit, in denen namentlich die Notwendigkeit der Vermittlung und des Ausgleiches widerstreitender Interessen an die persönliche Einwirkung und die organisatorischen Fähigkeiten des leitenden Beamten hohe Anforderungen stellten. Sein redliches Streben fand aber volle Anerkennung in Stadt und Land, die bei seinem Scheiden in einer stimmungsvollen Abschiedsfeier seitens der Bürger- und der Beamtenschaft, des Badkomitees, der gemeinnützigen und geselligen Vereinigungen einmütig zum Ausdruck kam.

Die Amtsgeschäfte in Reichenhall hatten ihm wenig Zeit gelassen, sich der Kinderschar zu widmen und den zunehmenden geselligen Verpflichtungen nachzukommen. Diese Erkenntnis bewog ihn, sich im Herbst 1874 mit der jüngeren Schwester Johanna seiner verstorbenen Gattin zu vermählen.

Als im folgenden Jahre sein Vater starb, war er zum ersten Verwalter der Familienstiftungen berufen, eine Aufgabe, der er sich mit seinem ausgeprägten Rechtsgefühl und seinem lebhaften Sinn

Digitized by Google

für Familie und Überlieferung eifrig widmete. Gleichzeitig fiel ihm der schon weit gediehene Entwurf einer Familiengeschichte mit einer großen Sammlung von Urkunden, Abschriften und Drucksachen zu. Solange er aber dem Staatsdienst angehörte, erlaubte ihm die Fülle der dienstlichen Obliegenheiten und seine Pflichttreue nicht, an die Vollendung dieses Werkes heranzutreten.

Nach dreijähriger Tätigkeit als Referent an der Regierung von Niederbayern wurde er 1881 zum Vorstande des Bezirksamtes Nürnberg ernannt. Die Berufung in die Vaterstadt löste sowohl bei ihm als bei seiner Gattin, die in Nürnberg aufgewachsen war und dort einen größeren Verwandten- und Bekanntenkreis wiederfand, große Freude aus. Sie wurde für den Bezirksamtmann noch erhöht durch die Aussicht, wieder praktische Arbeit leisten zu können, die sichtbaren Erfolg zum Wohle der Bevölkerung versprach. Freilich war mit seiner Stellung ein Amt verbunden, das damals viele Schwierigkeiten und Aufregungen verursachte, rasche Entscheidungen erforderte und der Anfeindung in der Öffentlichkeit besonders ausgesetzt war. Als Kgl. Stadtkommissär hatte er im Bezirke der kreisunmittelbaren Stadt die politische Polizei auszuüben, namentlich das Vereins- und Versammlungsrecht zu handhaben. Der Vollzug des Sozialistengesetzes und die Durchführung einer Reichstagswahl haben dem im Grunde seines Wesens unpolitischen Beamten schwere Sorgen bereitet. Weit wohler fühlte er sich, wenn er draußen in seinem Bezirke weilen, die Amtstage in Altdorf oder Gemeindebesichtigungen abhalten, an Schulprüfungen, Feuerwehrübungen, landwirtschaftlichen Versammlungen u. dgl. teilnehmen konnte. Immerhin haben ihm die drei Nürnberger Jahre nicht nur seelisch, sondern auch körperlich zugesetzt, wie Lichtbilder aus jener Zeit bezeugen, auf denen er stark abgemagert erscheint. Auch die Landesausstellung in Nürnberg 1882 hatte ihm mancherlei Pflichten auferlegt, deren umsichtige Erfüllung von Allerhöchster Stelle besonders anerkannt wurde.

Nach dieser außerordentlichen Anspannung der Arbeitskraft bildete die nachfolgende Beschäftigung als Regierungsrat an der unterfränkischen Regierung eine gewisse Erleichterung. Sie dauerte freilich nur dreiviertel Jahre. Im Februar 1885 wurde Ludwig v. Welser in das Staatsministerium des Innern einberufen, in dem er mehr als fünf arbeitsreiche Jahre verbrachte, mit verschiedenartigen Aufgaben betraut war und die Zusammenarbeit der Regierung mit dem Landtage kennenlernte. Bezeichnend für seinen Ordnungssinn ist, daß er sich neben seinem Geschäftsbereiche noch die Zeit nahm, die

Digitized by Google

ganze Ministerialbibliothek neu einzurichten. Im übrigen war er im Ministerium als Sachbearbeiter des Presse-, Vereins- und Versammlungswesens auf seinen künftigen Posten als Polizeidirektor der Haupt- und Residenzstadt München vorbereitet worden, der ihm im Sommer 1890 übertragen wurde. Sieben Jahre hat er dieses sorgenreiche Amt geführt mit dem ganzen Eifer und dem hohen Pflichtbewußtsein, die ihn auf allen Gebieten seiner Wirksamkeit kennzeichneten, wenngleich die rein polizeiliche Tätigkeit seiner Veranlagung weniger entsprach. In jener Zeit stellte der öffentliche Verkehr besondere Aufgaben, die durch die engen Straßen und die winkelige Bauweise Alt-Münchens sehr erschwert waren. Das Radfahren nahm einen ungeahnten Aufschwung, dessen Gefahren für den Wagen- und Personenverkehr man durch Prüfungen und Nummernzwang einschränken zu können glaubte. Die Straßenbahnen wurden auf elektrischen Strom umgestellt, und es tobte in der Öffentlichkeit ein lebhafter Kampf um die Zulassung neuer Bahnlinien durch den Mittelpunkt der Stadt. Dabei spielte die Rücksicht auf die ehrwürdige Persönlichkeit des Prinzregenten, der häufig durch die Straßen der Residenzstadt fuhr, eine bedeutsame Rolle. Für die Sicherheit des hohen Herrn empfand der Polizeidirektor, dem schon 1875 die Würde eines Kgl. Kämmerers verliehen worden war, eine besondere Verantwortlichkeit. Den scharfen und angriffslustigen Ton der Presse, die sich damals größter Freiheit erfreute, zumal weil ihre Ausschreitungen von den allein zuständigen Schwurgerichten selten geahndet wurden, nahm sich Ludwig v. Welser vielleicht mehr zu Herzen, als er wert war. Seine Zeit wurde überdies durch gesellige Verpflichtungen, Vereinstagungen, Hoffeste, Empfänge auswärtiger Fürstlichkeiten, durch die Teilnahme des Regenten an wissenschaftlichen und künstlerischen Veranstaltungen, durch Ausstellungen und Feste stark in Anspruch genommen; die Auffassung, daß der Polizeidirektor für alles verantwortlich sei und überall dabei sein müsse, hatte sich aus kleineren Verhältnissen der Hauptstadt erhalten. Mit der Stadtverwaltung, deren Bestrebungen vielfach die Zuständigkeiten der Polizeidirektion berührten, wußte er in freundnachbarlichen Formen bei sachlicher Rücksichtnahme stets gute Beziehungen zu unterhalten. Bei seinem Scheiden von München haben ihm die städtischen Kollegien in einer künstlerischen Adresse ihre dankbare Anerkennung ausgesprochen. Auch die Tagespresse bekannte rückblickend, er sei „maßvoll und nie schroff" gewesen.

Am 1. Juni 1897 hatte Ludwig v. Welser die Stellung erreicht, die damals für den bayerischen Verwaltungsbeamten als das er-

Digitized by Google

strebenswerte Endziel galt. Er war zum Regierungspräsidenten ernannt und siedelte in die Rheinpfalz über, die ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Mit Freudigkeit übernahm er den neuen Wirkungskreis, in dem er sich rasch wohl fühlte; denn die lebhafte, anregende und offene Art der Pfälzer entsprach durchaus seinem eigenen Wesen. Auf den Regierungspräsidenten der Pfalz waren aus Zeiten der französischen Präfektur Befugnisse überkommen, die den Präsidenten der rechtsrheinischen Kreise nicht zustanden; seine Stellung kam der eines Statthalters nahe. Der Kreis der Aufgaben und der Verantwortung war weit gezogen; damit stand ein reger Verkehr mit den verschiedensten Schichten der Bevölkerung im Einklang. Infolge der Lage des Regierungssitzes Speyer am Ostrande des Kreises, seiner ungünstigen Verkehrsverhältnisse und der geringen wirtschaftlichen Bedeutung der Stadt fanden Sitzungen, Tagungen und festliche Veranstaltungen meist in anderen Städten der Pfalz statt, so daß der Regierungspräsident viel unterwegs war, aber auch seinen Bezirk gründlich kennenlernte und allenthalben persönliche Fühlung gewann. Die bewegliche Natur Welsers, der oft versicherte, daß er den Begriff „unbequem" nicht kenne, fügte sich leicht in diese Formen der Geschäftsführung und griff gerne die mannigfachen Anregungen aus Industrie und Landwirtschaft, Verkehr und geistigen Bestrebungen auf.

Während seiner Amtszeit suchten wiederholt Mitglieder des Königshauses die Pfalz auf, vor allem der Prinzregent selbst, dann die Prinzen Ludwig, Ludwig Ferdinand mit Gemahlin, Heinrich und Ferdinand. Die Dankschreiben, die sie nach den Besuchen an den Regierungspräsidenten richteten, lassen ersehen, welche Freude ihnen die herzliche Aufnahme und die begeisterte Begrüßung seitens der Pfälzer aller Stände sowie die Gastlichkeit im Hause des Regierungspräsidenten bereitet hatten.

Wenn Ludwig v. Welser in späteren Jahren von seiner fünfjährigen Dienstzeit in der Pfalz erzählte, hob er gerne hervor, wie sehr der Unternehmungsgeist, der Gemeinsinn und die Opferbereitschaft der dortigen Bevölkerung für das allgemeine Wohl die Wirksamkeit der Verwaltungsbehörden angeregt und erleichtert hat. Daher waren auch die Beziehungen des Regierungspräsidenten zu dem Kreise von gegenseitigem Verständnis und Vertrauen erfüllt. Namentlich bestand ein schönes Einvernehmen mit dem Landrat, der es zu würdigen wußte, wenn der Regierungspräsident alljährlich bei der Eröffnungssitzung in freier Rede alle Angelegenheiten der bevor-

Digitized by Google

stehenden Beratungen, die Vorschläge der Regierung einschließlich der Ziffern des Budgets vortrug und damit seine volle Vertrautheit mit der Lage und den Bedürfnissen des Kreises bekundete. Daneben mußte er freilich auch beim Landratsdiner nachweisen, daß er sich von den Spitzenleistungen des Pfälzer Weinbaues anerkennenswerte Kenntnisse erworben hatte.

Dem Regierungspräsidenten war aber auch die erwünschte Gelegenheit geboten, seinen Sinn für Geschichtsforschung und -pflege praktisch zu betätigen. Als Vorstand des Historischen Vereines der Pfalz nahm er regen Anteil an der Erforschung und Darstellung der Vergangenheit dieses Gebietes, das so reich an wechselnden Geschicken, an schweren Leiden und kraftvoller Selbstbehauptung ist. Damals wurden Ausgrabungen von Glas- und Tongefäßen, Münzen und Werkzeugen aus vorgeschichtlicher und geschichtlicher, besonders aus römischer Zeit mit Eifer und Erfolg betrieben. Die reichen Funde drängten zu dem Entschluß, in Speyer ein Historisches Museum der Pfalz zu schaffen. 1899 wurde unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten der Verein „Historisches Museum der Pfalz" gegründet; 1905 legte der geniale Meister der Baukunst, Gabriel von Seidl, die Pläne für den Bau vor; als er 1909 vollendet war, ernannte die Stadt Speyer Freiherrn v. Welser zu ihrem Ehrenbürger.

Inzwischen hatte ein anderes Ereignis sein Interesse stark in Anspruch genommen. Der Dom zu Speyer, in dem acht deutsche Kaiser beigesetzt sind, war von den Franzosen wiederholt zerstört, die Kaisergräber aufgerissen und die Gebeine umhergestreut worden. 1900 endlich bildete die bayerische Regierung eine Kommission zur Ausgrabung der verschütteten Kaisergräber und zu ihrer Instandsetzung. Der Regierungspräsident wurde zum Vorsitzenden ernannt, die Münchener Universitätsprofessoren Grauert, Johannes Ranke, Ferdinand Birkner u. a. ihr zugeteilt. Die spannenden Tage des Wegräumens und Durchforschens der Schutthaufen, dann das Bloßlegen einzelner, der französischen Zerstörungswut entgangener Steinsärge und Grabdenkmale, das Auffinden der zusammengehörigen Gebeine, das Ermitteln der ursprünglichen Lage der Gräber, wie der bedeutsame Gedankenaustausch der Sachverständigen haben auf den Leiter der Kommission einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und ihn veranlaßt, sich eingehender mit den Vorgängen zu befassen, deren Ablauf durch die Ausgrabungen zutage gefördert waren.

Zu den Aufgaben der Regierung der Pfalz zählte bis in die neuere Zeit auch die Verwaltung der staatlichen und der gemeindlichen

Digitized by Google

Forste, die damals von 61 Forstämtern betreut wurden (zwei Fünftel der Bodenfläche der Pfalz ist Waldland). Diesem Arbeitsgebiet widmete sich der Präsident warmen Herzens, zumal da er als Verwalter der Welserschen Familienstiftung mit der Pflege ihres Waldbesitzes seit langem befaßt war. Besichtigungen der prächtigen Laubwaldungen des Westrichs waren ihm Freude und Erholung; der landschaftliche Reiz dieser Forste bestimmte ihn nach seinem Übertritt in den Ruhestand wiederholt, mit dem ihm befreundeten Regierungsforstdirektor der Pfalz v. Ritter die Westpfalz aufzusuchen.

Im Laufe von mehr als fünf Jahren war er mit der Pfalz innerlich verwachsen und glücklich im Bewußtsein einer vielseitigen und aussichtsreichen Wirksamkeit. Da trat ein Ereignis ein, das ihn vor einen schweren Entschluß stellte: das Regierungspräsidium von Mittelfranken war unerwartet frei geworden. So sehr er von seiner damaligen Stellung befriedigt war und das Entgegenkommen der Pfälzer Bevölkerung dankbar empfand, die Liebe zur Heimat und die Aussicht auf die Nähe von Nürnberg, wo er und die Gattin sich stets zu Hause gefühlt hatten, überwog; der Franke in ihm siegte, und er bat um Versetzung nach Ansbach. Es war das einzige Mal in seiner Beamtenlaufbahn, daß er sich um eine Stelle bewarb; sonst hatte er in strenger Loyalität seine Geschicke der vorgesetzten Behörde anheimgestellt. Seiner Bitte wurde willfahren, und so zog er am 1. November 1902 wieder in das Regierungsgebäude in Ansbach ein, in dem er vor 33 Jahren den Dienst als Verwaltungsbeamter begonnen hatte.

Rasch nahm ihn die umfangreiche Arbeit im Kreise Mittelfranken, der den Umfang des Pfälzer Kreises erheblich übersteigt, vollauf in Anspruch. Die kraftvolle Entwicklung der Industrie- und Handelsstadt Nürnberg, in der die Pflege der Überlieferung sich mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und der öffentlichen Wohlfahrt verbanden, künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen mit der Förderung des Bildungswesens Hand in Hand gingen, gaben dem Regierungspräsidenten vielfache Gelegenheit zur Fühlungnahme mit den weitesten Kreisen der Stadt. Daneben lag ihm die Fürsorge für die Landwirtschaft und ihre Schuleinrichtungen besonders am Herzen. Hier kam ihm zustatten, daß sein Geschlecht, wie alle Nürnberger Patrizierfamilien, seit Jahrhunderten über ländlichen Besitz verfügte und daß die auf dem Lande verbrachten Ferien- und Urlaubszeiten ihn von Jugend auf mit den Sorgen und Mühen der fränkischen Landwirte in Verbindung gebracht hatten. Diese Ver-

Digitized by Google

bundenheit fand Ausdruck, als die Gemeinde Neunhof, in der die Welser seit 1660 ansässig sind, ihm 1899 das Ehrenbürgerrecht verlieh.

Die Verwirklichung eines Gedankens, der ihn schon als Akzessisten der mittelfränkischen Regierung beschäftigt hatte, gelang nun dem Regierungspräsidenten freilich nur nach langen Verhandlungen unter Überwindung vieler Schwierigkeiten. Die Altmühl hatte infolge ihrer zahllosen Windungen und ihres geringen Gefälles alljährlich bei der Schneeschmelze und bei heftigen Niederschlägen ihr Tal überschwemmt und an Wiesen und Feldern schweren Schaden verursacht. Nunmehr wurde die Verkürzung und geradlinige Führung des Flußbettes durchgeführt, die den beteiligten Grundbesitzern dauernden Vorteil bietet.

Zu innerer Befriedigung gereichte dem Präsidenten das Zusammenarbeiten mit dem großen Beamtenkörper der Regierung. Die Beamten sahen in ihm nicht nur den unermüdlichen Leiter der Behörde, der jederzeit für sie zu sprechen war und lebhaft auf ihre Vorträge und Anregungen einging; sie anerkannten auch gern im Gespräch mit Berufsgenossen die vornehme Haltung ihres Chefs und sein vorurteilsloses Bestreben, jedem seiner Mitarbeiter gerecht zu werden, sowie sein Wohlwollen und seine Anteilnahme an ihren persönlichen Geschicken. Gleiches Entgegenkommen fand er auch bei den Bewohnern des ganzen Kreises, deren Wünschen und Sorgen er tatkräftiges Interesse bezeigte, und deren Veranstaltungen und Feste er gerne besuchte. Im Vordergrunde stand hierbei Nürnberg, wo er sehr häufig weilte, die laufenden Geschäfte der strebsamen Stadt verfolgte und bei außergewöhnlichen Unternehmungen, z. B. dem Deutschen Turnfest 1903, eifrig mitwirkte. Zahlreiche Tagungen, wie des Kanalvereines, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Verbände, sahen ihn regelmäßig in den Mauern der ehrwürdigen Stadt.

In jener Zeit entstand auch der Plan eines Unternehmens, das seine Arbeitslust für viele Jahre, seine Gedanken bis an sein Lebensende in Anspruch nehmen sollte. Im Herbst 1904 hatte der Würzburger Universitätsprofessor Dr. Anton Chroust in einer Denkschrift das Bedürfnis dargelegt, die bisher ungedruckten Quellen zur Geschichte Frankens zu erforschen und zu veröffentlichen und damit ihre wissenschaftliche Verwertung anzubahnen. Die Denkschrift bildete die Grundlage für eine vorbereitende Aussprache, zu der Professor Dr. Chroust im Dezember 1904 nach Nürnberg eingeladen hatte. Unter den Geladenen befand sich auch der Regierungspräsident von Mittelfranken als Vorsitzender des Historischen Vereines dieses

Digitized by Google

Kreises. Mit der Freudigkeit, die seinem Sinne für Geschichtspflege entsprach, hat er den Gedanken des Dr. Chroust begrüßt und ist dem vorbereitenden Ausschusse zur Gründung der „Gesellschaft für Fränkische Geschichte" beigetreten. In der von Dr. Chroust geleiteten ersten Mitgliederversammlung der Gesellschaft ist er zum Vorsitzenden des Vorstandes berufen worden.

Ludwig v. Welser sah seine Aufgabe darin, die junge Gesellschaft auszubauen und ihren dauernden Bestand zu sichern, das Königshaus und die Staatsregierung, die Kreise und Städte Frankens, die kirchlichen Stellen, die Vereinigungen und Persönlichkeiten mit geschichtlichem Interesse usw. für ihre Pläne zu gewinnen, den Geschäftsführer Professor Dr. Chroust und dessen wissenschaftliche Mitarbeiter, denen selbstverständlich die sachliche Arbeit zufiel, zu unterstützen und in dem gewaltigen Rahmen der Aufgaben, die sich die Gesellschaft gestellt hatte, den jeweils gangbaren Mittelweg und den Ausgleich zwischen den verschiedenen Wünschen und Bedürfnissen zu finden. Neben der Vertretung der Gesellschaft nach außen waren dem Vorsitzenden die Angelegenheiten rechtlicher und verwaltungsmäßiger Art, wie die Regelung der Verpflichtungen der Mitglieder und Mitarbeiter vorbehalten. Zu seiner Befriedigung und Aneiferung war der Gesellschaft schon in den ersten Jahren ihres Bestehens eine aussichtsreiche Entwicklung beschieden; die Zuwendungen der Stifter und sonstige Zuflüsse gestatteten die Ansammlung eines Grundstockvermögens; die Zahl der Patrone hatte bald das erste Hundert erreicht. Dabei schritten die wissenschaftlichen Arbeiten auf einigen Gebieten rüstig fort; erinnert sei nur an die ersten Bände der Chroniken der Stadt Bamberg, die Geschichte des Fränkischen Kreises, die Matrikeln der Universitäten Altdorf und Würzburg, die Repertorisierung der Pfarrarchive, dann das regelmäßige Erscheinen der Neujahrsblätter. Auch der Vorsitzende der Gesellschaft beteiligte sich bei gegebenem Anlasse an der Einleitung wissenschaftlicher Unternehmen, wie der Bestandsaufnahme der Pfarrakten, der Bibliographie der Fränkischen Geschichte und der Sammlung der Unterlagen für eine Handelsgeschichte der Stadt Nürnberg. Die zahlreichen Ausschußsitzungen und Verhandlungen mit dem Geschäftsführer der Gesellschaft, Professor Dr. Chroust, galten dem Vorsitzenden als wertvolle Einführung in die wissenschaftliche Behandlung geschichtlicher Aufgaben. Eine Auszeichnung, die den Bestrebungen und Leistungen der Gesellschaft zugedacht war, empfand ihr Vorsitzender freudig und dankbar als hohe Ehre; im Jahre 1906 verlieh ihm die philoso-

Digitized by Google

phische Fakultät der Universität Erlangen die Würde eines Dr. phil. h. c.

Im dienstlichen Bereiche stellte sich rasch ein vertrauensvolles Verhältnis des Regierungspräsidenten zu dem großen mittelfränkischen Landrate ein, dessen Mitglieder den verschiedensten Kreisen angehörten und vielerlei Interessen vertraten. Sie anerkannten das gute Einvernehmen und bekundeten ihre Hochachtung für den Leiter der Regierungsgeschäfte, indem sie ihm bei seinem Scheiden ein prächtiges Album mit den Bildern aller Mitglieder zur Erinnerung an das einmütige Zusammenwirken überreichten. Das gleiche gilt für den landwirtschaftlichen Kreisausschuß; seinen bedeutsamen Bildungsstätten für die ländliche Jugend beiderlei Geschlechtes erwies der Regierungspräsident warme Fürsorge. Die einstimmige Wahl zum Ehrenmitgliede des Kreisausschusses war ein sichtbares Zeichen für die Würdigung, die seine Bemühungen um die Förderung der mittelfränkischen Landwirtschaft fanden.

Als anfangs 1909 für die bayerischen Verwaltungsbeamten gesetzlich die Möglichkeit geschaffen wurde, nach Vollendung des fünfundsechzigsten Lebensjahres vom Dienste zurückzutreten, zögerte er nicht, um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Rücksicht auf die „Nachleute" und die Aussicht, seine Kräfte künftig ganz seinen Lieblingsaufgaben widmen zu können, hatten ihm den Entschluß erleichtert. So schied er am 1. April 1909 aus dem Staatsdienst und aus dem Regierungspräsidium in Ansbach, das ihm in $6^1/_2$jährigem Zeitraum wahrhaft ans Herz gewachsen war und ihm schöne Erinnerungen für den Lebensabend mitgab. Die städtischen Kollegien Ansbachs hatten ihm noch vor seinem Scheiden das Ehrenbürgerrecht verliehen und die Stadt Nürnberg gab ihrer Dankbarkeit einen dauernden Ausdruck, indem sie einen Teil der Ringstraße im Osten der Stadt „Welserstraße" benannte.

Die Wahl des künftigen Wohnsitzes bereitete ihm und der Gattin, die an ihrer Vaterstadt hing, keine Schwierigkeiten; sie zogen selbstverständlich nach Nürnberg. Die von manchem Mitarbeiter ausgesprochene Befürchtung, der arbeitsfreudige Mann, der sich trotz seiner 68 Jahre geistiger und körperlicher Frische erfreute, werde sich schwer mit dem Ruhestande abfinden, bewahrheitete sich nicht. Mit Feuereifer trat er nun an die Aufgabe heran, die er längst plante, aber während seiner Dienstzeit hatte zurückstellen müssen: die Ausarbeitung der Geschichte seiner Familie. Zunächst mußten die reichlichen Aufzeichnungen und Sammlungen seines Vaters und seines

Digitized by Google

Großvaters gesichtet und geordnet werden. Dann begann die Nachprüfung der noch nicht belegten Angaben und der Verlässigkeit der Quellen selbst. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, zahlreiche geschichtliche Veröffentlichungen durchzusehen und einen umfangreichen Schriftwechsel zu führen mit Archiven und Büchereien wie mit Angehörigen anderer Geschlechter, deren Vorfahren mit den Welsern in verwandtschaftlicher oder wirtschaftlicher Beziehung gestanden hatten. Zur Ausfüllung von Lücken und zur Klärung mancher Zweifel durchforschte Ludwig v. Welser die Archive zu Augsburg und Nürnberg, München und Wien. Endlich konnte er an die Ausarbeitung der Handschrift gehen, die er selbst vollständig niederschrieb und 1917 in Druck gab. Das Werk, das nahezu 1200 Seiten umfaßt, ist unter der Aufschrift „Die Welser" im Selbstverlag der Familienstiftung erschienen. Acht Jahre hat der Verfasser auf diese Arbeit verwendet und hat sich glücklich gepriesen, daß ihm so lange die nötige Leistungsfähigkeit beschieden war und daß er die Vollendung des Werkes erleben durfte, für das ihm seine Familie wärmsten Dank weiß. Eine besondere Befriedigung hat es ihm gewährt, daß die Arbeit auch in Kreisen der Wissenschaft als vollwertig anerkannt wurde. Die Sorgfalt in der Ausarbeitung und die strenge Kritik bei der Verwertung der Überlieferungen, die ganz seinem Wesen entsprach, war namentlich durch seine Betätigung in der Gesellschaft für Fränkische Geschichte und seine Erfahrungen in ihrer Leitung gestärkt und gefördert worden.

In der Heimatstadt nahm er alsbald die Verbundenheit mit dem „Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg" wieder auf, den sein Jugendfreund und Schwager Justizrat Georg Freiherr v. Kreß 1878 ins Leben gerufen hatte und dem er selbst als eines der frühesten Mitglieder bis zu seinem Tode angehörte. Vierzehn Jahre war er im Ausschuß des Vereins tätig und beteiligte sich lebhaft an seinen Arbeiten, hielt auch selbst fünf Vorträge über geschichtliche Gegenstände.

Seine berufliche Erfahrung im Gemeindewesen kam ihm zustatten, als er in den Aufsichtsrat der Nürnberger Lebensversicherungsbank gewählt wurde. Dort war er lange Jahre mit der Prüfung der Darlehensgesuche von Gemeinden und der Berichterstattung hierüber an den Aufsichtsrat betraut.

Nachdem er das siebzigste Lebensjahr vollendet hatte, trat er Ende 1912 von dem Vorsitz im Vorstand der Gesellschaft für Fränkische Geschichte zurück und legte gleichzeitig das Amt als Ausschußmitglied

Digitized by Google

und als Leiter der Abteilung „Bibliographie" nieder. Die Gesellschaft würdigte seine Verdienste durch die Ernennung zum Ehrenvorsitzenden. Im gleichen Jahre hatte er der Gesellschaft eine geschichtliche Arbeit zur Verfügung gestellt, zu der ihn seine familiengeschichtlichen Forschungen angeregt hatten. Es handelt sich um die in Urschrift erhaltenen Beschlüsse der Nürnberger Welsergesellschaft über ihren Handel namentlich in den zahlreichen ausländischen Niederlassungen von 1529 bis 1551, die der Herausgeber mit einer zusammenfassenden und erläuternden Darstellung des Inhalts und mit einigen Anlagen versehen hatte. Die Gesellschaft für Fränkische Geschichte hat die Schrift (85 Seiten) der Versammlung des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine in Würzburg gewidmet.

Noch einmal, in seinem siebenundachtzigsten Lebensjahre, konnte der Ehrenvorsitzende der ihm so teueren Gesellschaft einen Beitrag liefern, den sie als XVIII. Neujahrsblatt der Öffentlichkeit übergab. Auf Grund der reichhaltigen Urkunden und Akten des Welserschen Gutsarchivs gab er eine vielseitige kulturgeschichtliche Darstellung des Dorfes Neunhof bei Lauf besonders aus dem Zeitraum vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Die Schrift (190 Seiten) behandelte neben der Geschichte des Dorfes und seiner Besitzer hauptsächlich das Gerichts-, Gemeinde- und Polizeiwesen, dann Landwirtschaft, Gewerbe, Dienstleistungen und Abgaben sowie die kirchlichen Angelegenheiten und war mit dem Abdruck verschiedener Urkunden und Übersichten ausgestattet.

Seine Neigung zur Geschichtskunde hielt auch seine Beziehungen zum Historischen Verein der Pfalz aufrecht, für den er 1920 das eingehende Register zu einer Geschichte der rheinischen Städtekultur ausarbeitete.

So hat Ludwig v. Welser seinen Ruhestand, der ihm nahezu 23 Jahre vergönnt war, in unermüdlicher Tätigkeit verbracht, die teils seinen Neigungen, teils seinem Pflichtbewußtsein entsprang. Das Winterhalbjahr verlebte er in Nürnberg, die Sommermonate in Neunhof. Als im Juli 1923 seine zweite Gattin völlig unerwartet einem Herzschlag erlag, löste er seinen Nürnberger Haushalt auf und siedelte endgültig nach Neunhof über. Fast 57 Jahre hat er die Welsersche Familienstiftung verwaltet, die außer dem Schloßgut Neunhof ein altes Patrizierhaus in Ulm und ein Landhaus nahe dieser Stadt besitzt. Die Instandhaltung der durchweg alten Gebäude hat der Verwaltung manche Sorge bereitet, zumal als die Geldentwertung den Kapitalbesitz der Stiftung nahezu vernichtete. Um

Digitized by Google

die Stiftungsverwaltung erwarb er sich ein dauerndes Verdienst, indem er das Gutsarchiv in Neunhof sichtete und ordnete und ein genaues Aktenverzeichnis anlegte. Der Vorgang der Inflation war für den streng rechtlich denkenden Mann unfaßbar. Daß der Staat, dem er jahrzehntelang gedient hatte, daß die Verfassung, die dem Beamten als unantastbar gegolten hatte, umgestürzt wurde, daß die Rechtsordnung, die Grundlage des Gemeinwesens, durchbrochen wurde, widerstrebte auf das tiefste seinen sittlichen Grundanschauungen. Zwar hat er nie einer politischen Partei angehört, aber nach Art, Empfinden und Lebensführung war er ausgeprägt konservativ — im nichtparteipolitischen Sinn. So sehr er gerade als Verwaltungsbeamter sich für Fortschritt und Entwicklung einsetzte, so stand doch immer im Hintergrunde das Bestreben, Bestehendes und geschichtlich Gewordenes zu erhalten, zu pflegen und zu fördern. Als ehrlicher Monarchist hielt er an der Überzeugung fest, daß über den Parteien und Zeitströmungen eine Stelle unentbehrlich sei, die, nur auf das Wohl des Landes und seine Zukunft bedacht, unparteiisch entscheidet, lenkt und ausgleicht. Der Entwicklung im Deutschen Reich seit 1919 stand er so ablehnend gegenüber, daß Gespräche über öffentliche Angelegenheiten ihn lebhaft erregten und daher von seiner Umgebung möglichst vermieden wurden.

In Übereinstimmung mit dieser Grundhaltung stand auch sein Verhältnis zur Kirche. Einem Geschlecht entsprossen, das sich frühzeitig der Confessio Augustana zuwandte, war er zeitlebens ein treues Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche, fest im Glauben und im Vertrauen zur Führung der bayerischen Landeskirche. Als Bezirksamtmann in Nürnberg gehörte er dem Kirchenvorstand bei St. Lorenz an; als Verwalter des Neunhöfer Patronats über die Pfarrkirche Beerbach blieb er in steter Verbindung mit den inneren und äußeren Angelegenheiten der protestantischen Kirche. Religionsgeschichtliche und religiöse Bücher hatte er dauernd zur Hand. Das Ansehen, das er in kirchlichen Kreisen genoß, war wohl der Grund dafür, daß er im Jahre 1913, obwohl schon im Ruhestande, von Allerhöchster Stelle zum Landesherrlichen Kommissär für die Generalsynode der protestantischen Kirche Bayerns rechts des Rheins ernannt wurde, eine Aufgabe, der er sich mit Freudigkeit und gewohnter Pflichttreue unterzog, und für deren Lösung ihm die Anerkennung des Königs ausgesprochen wurde.

Als Gnade Gottes empfand er, daß ihm ein hohes und im wesentlichen glückliches Alter beschieden war, namentlich daß er seinen neun-

Digitized by Google

zigsten Geburtstag zwar bei abnehmenden körperlichen Kräften, aber doch geistig noch rege begehen konnte. Die Fülle der Glückwünsche wie des anerkennenden und dankbaren Gedenkens, die ihm an diesem Tag aus den verschiedensten Kreisen seines früheren Wirkens, von Ministern wie von Kanzleibeamten, von Gemeinden und Vereinen, von Gelehrten, Freunden und Bundesbrüdern zugingen, bereitete ihm große Freude und innere Befriedigung. Unter den mancherlei Ehrungen ragte eine künstlerische Adresse der Gesellschaft für Fränkische Geschichte hervor, die der Empfänger als Bestätigung seiner erfolgreichen Mitwirkung besonders hoch gewertet hat. Er ließ sich nicht nehmen, für die überwiegende Zahl der Glückwünsche handschriftlich zu danken; die schöne, klare Schrift, die seit seiner Jugend kaum verändert war, ließ die Bürde der Jahre nicht erkennen.

Auch sein Gedächtnis für weit zurückliegende Zeiten und die früheren Ereignisse seines Lebensraumes blieb in erstaunlichem Maß ungetrübt, während die Vorgänge der jüngsten Zeit seiner Erinnerung bald entschwanden. Schmerzlich war ihm, als er wahrnehmen mußte, daß er sein geliebtes Violoncello nicht mehr ausreichend festhalten konnte und das Spielen aufgeben mußte. Immerhin setzte er sich in Stunden der Dämmerung noch gern an das Klavier, um nach dem Gehör die melodiösen Weisen aus den Opern seiner Jugendzeit, Lieder und Choräle zu spielen.

Dann aber ließen die Kräfte sichtlich nach. Seit zwei Jahren hatte er das Schloß nicht mehr verlassen, und am Weihnachtstage 1931 war er so schwach, daß er nicht mehr aufstehen konnte. Am 26. Dezember ist er sanft und schmerzlos entschlummert. Als seltene Gunst darf man bezeichnen, daß er sich bis zu den letzten Lebenstagen geistig beschäftigen konnte. Er fand die letzte Ruhe an der Seite seiner zweiten Gattin im Schloßgarten zu Neunhof, in dem er selbst eine Begräbnisstätte hatte anlegen und weihen lassen.

Ludwig v. Welser stammte aus Schwaben; noch sein Vater konnte die schwäbische Mundart nie ganz verleugnen. Und doch war er nach seinem ganzen Wesen, seinem Denken und Fühlen Franke; die Umwelt, die Eindrücke der Jugendzeit und die Verbundenheit mit der erworbenen Heimat waren stärker als die Stammeszugehörigkeit.

Hans Freiherr v. Welser (München).

Digitized by Google

44. Wirth, Johann Georg August, Rechtsgelehrter, Politiker, Schriftsteller, 1798—1848.

Johann Georg August Wirth wurde zu Hof als Sohn des dortigen Reichspoststallmeisters am 20. November 1798 geboren. Das 1823 abgebrannte und durch einen Neubau ersetzte Geburtshaus lag an der Ludwigstraße (früher Nr. 113/114, dann, 1827, Nr. 116). Da der Vater schon im 31. Lebensjahr — am 3. Dezember 1803 — an den Folgen eines Reitunfalles starb, blieb der Mutter allein die Sorge um die Erziehung ihrer vier Kinder, unter denen unser Wirth das zweite war; ein jüngerer Bruder, Franz August, starb bald nach dem Vater, ein älterer, Christian, Ende des Jahres 1813; jung starb auch, nach Angaben der Familie, eine Schwester Franziska.

So stand der frühverwaiste und durch solche Schicksalsschläge erschütterte junge Wirth ganz unter dem Einfluß seiner Mutter, der Tochter des Pfarrers Gelbricht aus Theuma im sächsischen Vogtland. Sie war nach den Worten des Sohnes „eine reichbegabte Frau", dabei „womöglich noch feuriger und heftiger als ihr Gatte", der vom Sohn als „tatkräftiger Mann, lebhaft bis zur Heftigkeit, doch gütig und milde, als ein kühner Reiter, leidenschaftlicher Jäger und bei Gefahren trotz des angeborenen Feuers kaltblütig und geistesgegenwärtig" geschildert wird. Dazu war der Vater „wohltätig und weichsten Herzens", die Mutter aber zeigte sich, zumal nach des Gatten frühem Tode, „wohlunterrichtet, voll Entschlossenheit und wußte in der Verwaltung des Vermögens sogar Rechtsgelehrten gegenüber sich manches Sieges zu rühmen".

Als „Liebling der Mutter, vielleicht, weil ich" — nach den Worten des Sohnes — „geistig am meisten Ähnlichkeit mit ihr hatte", wuchs Wirth heran, „mit der größten Gewissenhaftigkeit" in seiner Erziehung von ihr überwacht und allen Möglichkeiten der Ausbildung zugeführt. Schon mit vier Jahren Schüler der Volksschule, vom achten Lebensjahr an des Gymnasiums der Vaterstadt, saß Wirth 1811 in einer Klasse mit „dem gebildeten, fleißigen und sittlichen" Karl Ludwig Sand, mit dem zusammen er oft nach dessen Heimat Wunsiedel wanderte, wo auch der viel ältere Jean Paul zu Hause war und wo Wirths Großmutter wohnte. Nach etwas unruhiger Gymnasialzeit (1811/12 Bayreuth, 1813 Plauen) und nach vorübergehendem Schwanken in der Berufswahl — er wollte Soldat

Digitized by Google

werden — geleitete ihn der Privatunterricht des Hofer Pfarrers Gebhardt (1813/14) bis zum Eintritt in die oberen Klassen des Gymnasiums Nürnberg, das „der berühmte Hegel" als Rektor 1808—1816 meisterhaft leitete. Neben seinen Lehrern Götz, Heller, Müller, Rehberger gewann Hegel durch seine philosophische Wissenschaftlichkeit und seine vornehm-akademische Art so großen Einfluß auf Wirth, daß er lange Zeit geistig von ihm völlig abhängig blieb. Als Hegel seine Professur in Heidelberg, Heller seine in Erlangen antrat, bezog Wirth als Student der Rechte die Universität Erlangen. Hier hörte er die von ihm rühmlich genannten Professoren Glück, Groß, Harleß, Henke, Posse, Rhode und nicht zuletzt auch den Philosophen Joh. Simon Ehrhardt (1776—1829), der durch seine vom Geiste Herders umwehte Psychologie, durch „einen Reichtum von Erfahrungen und feinen Bemerkungen" bedeutend auf Wirth einwirkte; unmerklich, aber mit dauerndem Erfolg lenkte er ihn ganz von der Hegelschen Richtung ab. Im studentischen Leben hielt es Wirth mit der Landsmannschaft der Franken, seiner fränkischen „Landsleute": „Ich war ein großer Verehrer der Landsmannschaften, da deren Wetteifer, in Humor [den Wirth immer gern als Eigenart seiner engeren Heimat bezeichnete], Waffenübung und glanzvoller Repräsentation sich gegenseitig zu überbieten, mir Freude machte. Mit unendlicher Lust stürzte ich mich in dieses vielseitige Leben, jedoch in einer Weise, die mir entschieden gefährlich wurde. Fast einem Wunder ist es zuzuschreiben, daß ich in Erlangen mein Grab nicht fand." Schon 1815 hatte Wirth als Schüler der vorletzten Klasse des Gymnasiums eine viertägige Karzerstrafe wegen „Duellvergehens" unter Androhung der Entfernung von der Anstalt im Wiederholungsfall sich zugezogen. Mit seiner Landsmannschaft der Franken stand Wirth Pate bei der Gründung der Erlanger Allgemeinen Burschenschaft, die unmittelbar nach dem Wartburgfest unter dem Wahlspruch „Freiheit, Ehre, Vaterland" auf kurze Zeit die ganze Erlanger Studentenschaft umfaßte und dann mit der Gründung von Burschenschaften im engeren, heutigen Sinne, so 1827 der Erlanger Germania, wieder zerfiel. Wirth kann also nur im weiteren Sinne als Erlanger Germane bezeichnet werden.

Mit dem „an seltsamen Originalen und feinen Spöttern" besonders reichen Volk seiner engeren fränkischen Heimat, dem der mittlere Bürger und der Bauer ein gewisses einheitliches Gepräge gab, war Wirth damals wie zeitlebens aufs engste verwachsen. Adel und

Digitized by Google

Beamtentum traten den genannten Ständen gegenüber um so mehr zurück oder aber auch wieder gegensätzlich hervor, als Wirths fränkische Heimat in den vorausgehenden Jahren wiederholt politische Wandlungen erfahren mußte und nach dem preußischen und französischen Regiment im Fürstentum Bayreuth der Übergang an Bayern (1810) allerlei Verstimmungen hervorgerufen hatte. Solcherlei Gegensätze, die der 1819 noch eigentlich unpolitische Rechtskandidat während seiner Praxis bei Landgerichtsassessor Gast in Erlangen und bald als Praktikant an dem Fürstlich Schönburgischen Patrimonialgericht zu Schwarzenbach an der Saale kennenlernte, weckten Wirths wissenschaftlich gerichtete Neigung, durch Reformvorschläge die bayerische Regierung auf Mißstände aufmerksam zu machen und so zur Besserung der Verhältnisse beizutragen; die für seine Heimat neue bayerische Gesetzgebung und die am 26. Mai 1818 ins Leben getretene bayerische Verfassung wirkten sich in Wirths Praxis immer wieder aus und befeuerten die eigene Tätigkeit eines Mannes, der „nichts Unrechtes leiden konnte“: „Ich verfechte eine gerechte Sache, und wenn ich darüber das Leben verlieren sollte.“ So auf Besserung der Rechtslage entschieden bedacht kehrte Wirth nach seiner Promotion zu Halle (1820) ins Elternhaus zurück, um in einem stillen Gelehrtendasein sich allgemein mit der Frage zu beschäftigen: Läßt sich der Volkscharakter durch Gesetze beeinflussen? Und Wirth kommt zu der Erkenntnis, die Gesetze schaden dem Volkscharakter, sie lassen kein harmonisches Zusammenleben der Volksgenossen aufkommen. So fängt Wirth selbst an, sein „Volk“, wie er es sich dachte, zu konstruieren; „die Würde freier Volkszustände gestaltete sich allmählich zum Kultus meines Herzens“, bekennt er selber.

Inzwischen hatte er sich mit der jüngsten Schwester Regina seines Schwarzenbacher Gerichtsvorstandes Johann Wilhelm Werner verlobt und verheiratet (1821) und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zur Reform des Strafrechts, die seine Absicht, sich an der Universität Breslau zu habilitieren, begleiteten; in Breslau kam Wirths ältester Sohn Max, der Volkswirt, am 27. Januar 1822 zur Welt; neben ihm hatte Wirth noch den als Techniker und Philanthrop bekanntgewordenen Sohn Franz Ulpian und eine Tochter Rosa. Wirtschaftliche Erwägungen und praktische Neigungen führten Wirth von Breslau zurück nach Bayreuth, in die Kanzlei des Rechtsanwaltes Keim, dessen weitausgedehnte Tätigkeit ihm Gelegenheit genug gab, vor allem fiskalische Streitfälle meist selb-

Digitized by Google

ständig zu bearbeiten, das „System der Fiskalität“ dabei genau kennenzulernen und es — bald zu befehden; andererseits aber bot sich Wirth auch die Möglichkeit, in Seele und Stimmung des Volkes tiefen Einblick zu gewinnen. Wirths in zwei Arbeiten zur Besserung der Straf- wie der Bürgerlichen Rechtspflege niedergelegte Vorschläge beachtete die bayerische Regierung nicht; so trat er bald in offene Gegnerschaft zu ihr und der Staatsverwaltung.

Hier bekundete sich schon jenes später fast bis zur Ideologie gesteigerte Rechtsgefühl, das Wirth zeitlebens beherrschte und das ihn zu der irrigen Anschauung verführte, daß die Schäden schon gebessert seien, wenn man sie nur aufdecke. Seine mehr noch von allgemeiner Menschenliebe getragenen Reformpläne führten ihn so fast auf Umwegen zur Politik. Dazu im Banne der Mächte einer neuen deutschen Bildung, des Neuhumanismus und der Nationalidee, verkannte Wirth die vielfachen Schwierigkeiten der Wirklichkeit und glaubte, von innerstem, reinstem Verantwortungsgefühl getrieben, der Erreichung seiner Ziele nahe zu sein, wenn er sie erst tätig ins Auge faßte. Ernstlich bemühte sich Wirth auch, seinem Deutschland die Segnungen eines freien wirtschaftlichen Binnenverkehrs nach dem Vorbilde Englands zu erkämpfen.

Nach Aufgabe seiner Stellung in der Keimschen Kanzlei, bei einem Vorstand, der später dem gerichtlich Verfolgten das beste Zeugnis nach jeder Richtung ausstellte, ging Wirth Ende 1831 beruflich zur Tagesschriftstellerei über, die ihm weitere Kreise für seine Gedanken zu erschließen schien.

Die vom 1. Januar 1831 an zweimal wöchentlich zu Bayreuth von ihm herausgegebene Zeitschrift „Kosmopolit“, die Wirth ohne Mitarbeiter auf eigene Kosten drucken und im Selbstverlag erscheinen ließ, erlag schon bald der bayerischen Zensurverordnung vom 28. Januar 1831, nachdem sie es auf sieben Bezieher und sieben Nummern gebracht hatte. Ende Februar 1831 fuhr Wirth in Begleitung seines neunjährigen Söhnchens Max nach München, um dort, von der Mechanik des jungen bayerischen Parlamentarismus gereizt, mit der Eröffnung der Ständekammer sich eine öffentliche Wirksamkeit zu schaffen; seine reformatorischen Gedanken drangen nun rasch und mit einer Macht hervor, die alles Persönliche, Gesundheit, Familie, Vermögen vor ihnen zurücktreten ließ. So von seinen bisher mehr allgemeinen Besserungsabsichten in die Stellung des Politikers und Kritikers unwiderstehlich gedrängt blieb er, da er selbst nicht Mitglied der Kammer war, auf das Mittel der Presse angewiesen.

Digitized by Google

Nach vergeblichem Bemühen, selbst eine Zeitung zu gründen, übernahm Wirth die Leitung der Cottaschen regierungsoffiziösen Zeitschrift „Das Inland", geriet aber bald in heftigsten Widerspruch mit der Regierung und gab seit 1. Juli 1831 in München die „Deutsche Tribüne", von August bis Ende 1831 ebenda zwanglos „Das liberale Deutschland" heraus, immer stärker von der Polizeigewalt ob seines scharfen Wortes bedrängt. Vor den Quälereien der Zensur, die Wirth wiederholt ins Gefängnis und im Zweikampf vor die Pistole des durch seine Tätigkeit in Griechenland bekannten Generals K. W. Frhr. v. Heideck genannt Heidegger geführt hatten, zog er sich schließlich nach dem westpfälzischen Homburg unweit Zweibrückens, also in den bayerischen Rheinkreis, zurück, wo eine einst von Frankreich beeinflußte freiere Rechtsauffassung, ein rascherer Nachrichtendienst von Westen her und lebhafte Teilnahme des Volkes ihm bessere Möglichkeiten politischen Wirkens versprachen; in Homburg wirkte auch schon, ähnlich wie Wirth, Philipp Jakob Siebenpfeiffer als Landkommissär (Bezirksamtsvorstand oder Landrat) und als politischer Schriftsteller. Hier nun wurde Wirth, im Ringen um Deutschlands Einigung, wurde der bisher im Grunde vielleicht immer noch konstitutionell-monarchisch gesinnte Kritiker nach neuer, schlimmer Bedrängung durch die Behörde zum fanatischen Verfechter seiner Idee, die in einem großen, einigen, freiheitlichen Deutschland etwa nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika und unter Aufhebung der Souveränität der Teilstaaten die Rettung des Volkes vor Fürstengewalt sah. Es ist hier nicht möglich, den an anderer Stelle, im Zusammenhang mit der Geschichte des Hambacher Festes eingehend geschilderten Kampf, den Wirth in Homburg führte, gleich ausführlich zu betrachten. Der Gründung des zur Ausbreitung seiner Reformgedanken von Wirth veranlaßten Deutschen Preß- oder Vaterlandsvereins folgte das von Wirth mit vorbereitete Nationalfest der Deutschen auf der Schloßruine von Hambach bei Neustadt a. H. am 27. Mai 1832, dem Jahrestag der bayerischen Verfassung. Dort offenbarte Wirth glänzend seinen unbeugsamen Willen zum Aufbau eines neuen und schöneren, zugleich menschlicheren und mächtigeren Deutschlands wie seinen zutiefst in ihm lebendigen Glauben an den einzigartigen Beruf des deutschen Volkes. Begeistert und begeisternd war dabei auch Wirths völlige Absage an alle Franzosenschwärmerei: „Selbst die Freiheit darf auf Kosten der Integrität unseres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unser Vaterland und

Digitized by Google

seine Freiheit muß ohne fremde Einmischung durch unsere eigene Kraft von innen heraus geführt werden, und die Patrioten müssen in dem Augenblicke, wo fremde Einmischung stattfindet, die Opposition gegen die innern Verräter suspendieren und das Gesamtvolk gegen den äußeren Feind zu den Waffen rufen." Mit dem von Frankfurter Freunden der Freiheit ihm geschenkten Schwert als kämpferischem Sinnbild umgürtet ritt Wirth von Hambach auf seinem Goldfuchs zurück nach Homburg. Wie dort in Hambach die Worte Wirths einen innern Höhepunkt des ersten großen politischen Volksfestes der Deutschen bezeichneten, so seine glänzende, mehrstündige und gefeierte Verteidigungsrede vor dem Schwurgericht zu Landau, das ein Jahr später über Wirth und sein Auftreten zu Hambach richten sollte. Im Überschwang ihrer Gefühle verglich eine Wirth befreundete Frau sein Auftreten vor dem Schwurgericht zu Landau mit dem Luthers wohl vor dem Reichstag zu Worms; andere freilich fühlten sich an Mirabeau erinnert, wenn sie — wie früher schon — den hinreißenden, leidenschaftlich erregten Redner hörten. Den Eindruck, den Wirths Verteidigungsrede auf die zahlreichen Zuhörer machte, schildert ein der Politik gänzlich fernstehender Mann in einem Privatbrief also: „Soeben komme ich aus dem Sitzungssaale des Assisengerichts, vor welchem die bekannten sieben, politischer Verbrechen wegen Angeklagten gerichtet werden. Du kennst mein philosophisches Phlegma und weißt, daß ich vor dem Erstaunen, Bewundern und Hingerissenwerden eine wahre Antipathie habe. Doch hier war es mir unmöglich, nicht erschüttert, nicht hingerissen zu werden. Ich hörte Wirth! Etwas der Art hatte ich nicht erwartet, nie gesehen und gehört. Es ist mir nicht möglich, Dir einen Begriff zu geben von der Kraft und Beredsamkeit dieses Mannes. Nur von dem Eindrucke, den er auf mich und, wie ich glaube, auf das ganze Auditorium machte, will ich Dir einiges wenige melden. Denke Dir einen Riesen unter Zwergen, ein höheres geistiges Wesen, das aus einer andern Welt auf diese Erde gekommen ist, um sich hier niederzulassen, dem man das Bürgerrecht verweigern, das man als widerrechtlichen Usurpator, als einen Ruhestörer und Verbrecher mit aller Gewalt verfolgt und hinaustreiben will. Da steht nun der Geist unempfindlich, unverletzbar, sich allen Streichen der Gewalt furcht- und rücksichtslos bloßstellend, die Hände den Fesseln hinreichend, nur um die Gewalt die Erfahrung ihrer Ohnmacht und der gänzlichen Erfolglosigkeit ihres Wirkens machen zu lassen. Mit sanfter, aber fester,

Digitized by Google

männlicher Würde, mit kräftiger Entschiedenheit, die bisweilen von einem leisen Anfluge edler Entrüstung gehoben ist, drückt dieser Geist seinen Willen aus, nicht zu weichen, nicht den kürzern zu ziehen. Du glaubst jetzt einen gründlichen Geschichtsforscher, jetzt einen scharf und bündig räsonierenden Staatsrechtler, jetzt einen mit Begeisterung, Wahrheit und Tugend predigenden Weisen, jetzt einen Propheten zu hören, der Dir zwei Spiegel vorhält: in dem einen siehst Du das abschreckende Bild der Verworfenheit, der Verkrüppelung, des Elends und der Schmach Deutschlands als Folge des Abweichens von jener Grundidee; in dem andern gewahrst Du es verklärt und in himmlischer Lichtgestalt als Folge der Verwirklichung derselben. Denke Dir alles dies in dem reizendsten mannigfaltigsten Schmuck der Rede ausgedrückt: Du glaubst bald einen großartigen Choral, bald die weichste, lieblichste und schmelzendste Melodie, bald den rollenden Donner zu hören, und in dieser zauberischen Mannigfaltigkeit vernimmst Du stets klar das einfache Thema. . . . Er redete aus einem höhern Geiste, der bei aller Stärke und Rücksichtslosigkeit mild und sanft war und keines Menschen Persönlichkeit verletzte. Er sprach nicht nur Wahrheit, er sprach sie im Geiste der Wahrheit. . . . Dieser göttliche, sanfte Kraftgeist der rein idealen Menschheit ist wirklich in unserer Zeit etwas Neues." Dieses beschwingte Urteil eines klugen Zuhörers, das zudem unter dem frischen Eindruck der Persönlichkeit Wirths gefällt ist, spiegelt wohl alle Seiten seines Wesens leuchtend wider.

Wirth hatte unmittelbar nach dem Fest von Hambach die offizielle Festbeschreibung und in der langen Zweibrücker Untersuchungshaft auch eine Schrift zur politischen Reform Deutschlands abgefaßt, deren Handschrift der zehnjährige Max auf dem Leib aus dem Gefängnis schmuggelte und die dann, angeblich in Straßburg, in Wahrheit aber zu Zweibrücken bei Georg Ritter gedruckt, durch Wirths Gattin von Homburg aus vertrieben wurde, um Mittel für den Unterhalt der Familie zu schaffen. Bald darnach verlegte Frau Wirth mit ihren Kindern den Wohnsitz nach dem unmittelbar an der Pfalzgrenze gelegenen französischen Weißenburg im Elsaß. Den Freispruch des Landauer Schwurgerichtes machte die Verurteilung Wirths zu mehrjähriger Gefängnisstrafe hinfällig, die das Zuchtpolizeigericht fast wegen der gleichen Vergehen aussprach, von denen ihn das von der Pfälzer Franzosenzeit her im bayerischen Rheinkreis schon vor dem Jahre 1848 (seit 1816) bestehende Volksgericht der Geschworenen freigesprochen hatte.

Digitized by Google

Die Zeit der Haft, die Wirth seit November 1833 in Zweibrücken, seit April 1834 in Kaiserslautern und seit April 1836 bis zu seiner Entlassung am 12. Juni 1836 auf der Feste Oberhaus bei Passau verbüßte, wandelte Wirths Denken in mancher Beziehung und erschließt uns einen tiefen Einblick in Wirths rührend-herzlichen Familiensinn, von dem die Briefe aus dem Gefängnis zeugen. An Flucht aus den Kerkermauern, die andern Hambacher Mitangeklagten, so Siebenpfeiffer, wohl unschwer gelang, hätte Wirth nie gedacht, so wenig wie zunächst auch an Auswanderung: „Die treue Bewahrung der Nationalität muß eine heilige Pflicht, ja das wichtigste Interesse aller unserer Landsleute sein." Erst das Verbot eines Aufenthaltes am bayerischen Rhein zwang ihn, nach der Entlassung aus der Haft, der Polizeiaufsicht in seiner Heimat Hof sich durch Übersiedlung nach Weißenburg zu seiner Familie, dann — auf Veranlassung der von Bayern gedrängten französischen Regierung — durch Verlegung seines Wohnsitzes von der pfälzischen Grenze weiter weg, nach Nancy, zu entziehen.

Die Einsamkeit der Zelle, in der Wirth wöchentlich drei Paar wollene Socken zu stricken hatte und stets auch richtig ablieferte, hatte Wirth zum spekulativen Naturphilosophen im Geiste Herders werden und ein zweibändiges Werk „Fragmente zur Kulturgeschichte" schreiben lassen. Dieses Werk, das in Kaiserslautern erschien, gab Wirth die durch seinen politischen Mißerfolg und seine ihn immer wieder befallende reizbare Nervenschwäche („Hypochondrie" der damaligen Zeit) erschütterte Sicherheit wieder und ließ ihn eine neugefestigte weltanschauliche Grundlage seines politischen Radikalismus finden; die öffentliche Wirksamkeit aber war ihm längst zum Lebensbedürfnis geworden, selbst wenn er zeitweise darauf verzichten mußte. So leiteten die literarischen und geschichtlichen Arbeiten, die ihn seit 1838 in Straßburg, Herbst 1839 in Konstanz und von dem nahen, auf Schweizer Boden, bei Emmishofen im Thurgau gelegenen Belle-Vue aus — der Name haftete schon früher an dem hochgelegenen Besitz — beschäftigten, im Grunde doch nur über zu neuer politischer Tätigkeit und bereiteten auf den Augenblick vor, wo dem Fanatiker des Rechtsgefühls solches politische Wirken wieder möglich wurde. Zwar gemäßigter geworden und mitunter ernstlich schwankend in seinen Ansichten über die Gestaltung seines Deutschen Reiches blieb Wirth doch im Herzen der Alte: als ungenannter Herausgeber und alleiniger Mitarbeiter der „Vaterländischen Blätter für Kunst und Wissen-

Digitized by Google

schaft Braga" (1838—1839) mit ihren uns heute wieder neu ansprechenden Beiträgen, wie erst recht als Schriftleiter der Zeitschrift „Der Leuchtturm", dann die „Deutsche Volkshalle" (1839—1841) betitelt, und als Verfasser geschichtlicher Werke wie „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert" (1841) und einer vierbändigen „Geschichte der Deutschen" (1842 bis 1845), für die er sich durch Studien im Gefängnis, zu Nancy, St. Gallen und Zürich (von Belle-Vue, Thurgau aus) wohl vorbereitet hatte. Das an erster Stelle genannte Geschichtswerk gilt Wirth selbst und wohl mit Recht als der Inbegriff seines ganzen staats- und sozialpolitischen Denkens und Wollens. Außenpolitisch sind für Wirth die Sätze beachtenswert: „England erkennt kein anderes Gesetz der Staatskunst an als seinen Vorteil" und „Frankreich und Deutschland sind organisch getrennt; sie waren nie aufrichtige Verbündete, sie werden es nie sein". Die nicht selten besonders befeuerte Darstellung der romantisch gerichteten Deutschen Geschichte, die in Lieferungen erscheinend rund 1200 meist süddeutsche Bezieher zählte, verrät Wirths dichterische Veranlagung und macht ihn wohl auch zum Propheten. Im literarischen Kampf mit Thiers und seinen Rheingelüsten 1840 sowie dem der Pfalz persönlich verbundenen, mit der Pfälzerin Moré (Grünstadt) vermählten französischen Schriftsteller Edgar Quinet bewährte Wirth seine grundbeutsche Gesinnung, die auch alle trübsten Tage persönlicher Not überdauerte. Mit der Deutschen Geschichte hielt Wirth selbst seine schriftstellerische Laufbahn für abgeschlossen. In seinem Nervensystem wie schon öfter zuvor wieder schwer erschüttert, nach dem Verlust seines kleinen Besitztums im Thurgau völlig mittellos und doch die Unterstützung seiner Freunde ablehnend, kehrte Wirth in müdem Verzicht, den auch die Selbstverteidigung seines Lebenswerkes in der Novelle „Walderode" (1845) verrät, im Jahre 1847 auf deutschen Boden dauernd zurück; zunächst hatte er dabei an Hof gedacht.

Von Karlsruhe aus, entgegen seiner Absicht, bald wieder schriftstellerisch tätig erlebte er hier auch ein Jahr später den Ausbruch der so lange von ihm vorhergesehenen und vorhergesagten deutschen Revolution. Wie einst als junger Mann in seinem Hofer Heimatbereich und in der Pfalz zwischen Homburg und Hambach, so schwang er sich wieder aufs Pferd und sprengte hoch zu Roß als Volkstribun durch das badische Land, das er bald mitten im staatlichen Umsturz sah. Doch der Ruf des alten Kämpfers, auch sein

Digitized by Google

gedrucktes „Wort an die deutsche Nation" verhallten im lauteren Lärm des Tages. Nur durch Verzicht seines Verehrers August Thieme auf das eigene Mandat zog Wirth als Abgeordneter für Reuß (jüngere Linie) in die Frankfurter Nationalversammlung ein und saß dort wohl kurze Zeit noch unter den Radikalen; als die Frankfurter Glocken den aufziehenden Reichsverweser begrüßten, lag der zum Tod erschöpfte Streiter im letzten Kampf. Den am 26. Juli 1848 Verstorbenen deckt ein vom Frankfurter Parlament errichtetes Ehrenmal auf dem alten Frankfurter Friedhof; in Homburg erinnert seit 1932 an seinem einstigen Wohnhaus eine Denktafel an den Herausgeber der „Deutschen Tribüne". Moritz Hartmann rief dem Freunde 1848 nach:

Er starb wie Moses auf dem Sinai,
nachdem er Kanaan von fern gesehn.

Über Wirths nur Deutschland dienendes Leben möchte man ein allgemein gültiges Wort seines Sohnes Max setzen, das auch dem Vater und seiner Stellung in der deutschen Geschichte vor seinen fränkischen Landsleuten gerecht wird: „Jede höhere und bessere Ordnung der Dinge muß durch Übergangsperioden erkauft werden, in welchen einzelne vorübergehend zu leiden haben. Je rascher sie sich mit dem Neuen befreunden, um so geringer werden jene Opfer sein. Nach Vollendung der Übergangszeit werden sich alle besserer Zustände erfreuen." Der Schwung eines solchen hochbegabten Übergangsmenschen, dessen frische Natürlichkeit die Zeitwende des anhebenden 19. Jahrhunderts befeuerte, ließ Johann Georg August Wirth zeitlebens eine für ihn unerreichbare Idealwelt schauen und ersehnen, der er in dämonischem Drang und von keinem Mißerfolg jemals zu Boden geschmettert sein Letztes zu opfern bereit war: als zeitweise einflußreichster politischer Führer des Linksliberalismus, als Fanatiker der Wahrheit im Ringen um ein besseres Deutschland, dabei mehr Mann des Gedankens als der Tat, doch immer und überall rein und unbestechlich in seinen Absichten, ein deutscher Idealist von lauterstem Gepräge, in vielem eine echt fränkische Natur, vor allem ein treuer Sohn seines Volkes und seiner Frankenheimat.

Quellennachweis: Urkundliches aus dem Archiv des Oberlandesgerichts Zweibrücken, jetzt im Staatsarchiv Speyer. Mitteilungen der Nachkommen J. G. A. Wirths (Fräulein Sophie W. und Patentanwälte Herren Dr. Richard und Max W.) in Frankfurt a. M.; des Reichsmilitärgerichts-Senatspräsidenten Herrn Dr. von Weigel in Nürnberg; der Herren Oberstudienrat Dr. Ebert und Hauptlehrer Reichold in Hof.

Digitized by Google

Gedruckte Erinnerungen: J. G. A. Wirth, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben [bis 1831], Emmishofen 1844. [Derſ.], Walderode, eine hiſtoriſche Novelle aus der neueren Zeit (Emmishofen 1845). Max Wirth, Ernſte und frohe Tage (Köln 1884). Albert Becker, J. G. A. Wirth im Gefängnis: Briefe eines Hambacher Patrioten (Neuſtadt a. H. 1832).

Werke J. G. A. Wirths (ſoweit nicht ſchon genannt) in zeitlicher Folge: Handbuch der Strafrechtswiſſenſchaft und Strafgeſetzgebung in einer erſten Reviſion der bis jetzt gemachten Fortſchritte . . . In 6 Bänden. [A. u. d. Tit.:] Kritik der Strafrechts-Theorien. Breslau, Schöne, 1822. Bd. 1, 2, 3. — Beiträge zur Reform der bürgerlichen Prozeßgeſetzgebung. Bayreuth. [Nach den „Denkwürdigkeiten", 1844.] 1826. — Das Inland. Ein Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutſchland, mit vorzüglicher Rückſicht auf Bayern. München, J. G. Cotta, 1831. — Jg. 1831. Nr. 1/2—168 (1./2. Januar bis 30. Juni). Hrsg. von J. G. A. Wirth. Endet hiermit. An ſeine Stelle tritt die Deutſche Tribüne ſowie auch verſchiedene Flugblätter. — Die Fünfziger und die Cenſur. Ein cenſurfreyes Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1831.] — Das liberale Deutſchland. Eine cenſurfreie Zeitſchrift. In zwangloſen Blättern und Heften. Hrsg. von J. G. A. Wirth. München, o. V., 1831. Nr. 1—6. Ergänzt die „Deutſche Tribüne". — Über die Nothwendigkeit eines Miniſterwechſels in Bayern. Ein Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1831.] — Die Congregation, der Abſolutismus und die Preſſe. Ein cenſurfreyes Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1831.] — Die bayeriſche Charte, die Ordonnanzen und die Cenſur. Ein Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1831.] — Das neue Preßgeſetz für Bayern, der Miniſterverweſer und die Congregation. Ein cenſurfreyes Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1831.] — Oppoſitions-Blatt für Baiern. Hrsg. von J. G. A. Wirth, München, 1831. — Deutſche Tribüne. [Verantwortlicher Redacteur: J. G. A. Wirth, München-Homburg. Dr.: München, dann Homburg und Zweibrücken, G. Ritter] 1831—32. [1. Jg.] 1831. M. d. Untertit.: Ein conſtitutionelles Tagblatt, München, Literar.-Artiſt. Anſtalt, 1831. Nr. 1—182 (1. Juli bis 15. Dezember). [2. Jg.] 1832. Nr. 1—71 (1. Januar bis 21. März.) — Die bayer'ſche Pairs-Kammer, der Obſcurantismus und die preußiſche Cenſur. Ein cenſurfreyes Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. Hrsg. von J. G. A. Wirth. [München, J. G. Cotta, 1832.] — Die bayriſche Cenſur und die Churheſſiſche Camarilla. Ein cenſurfreyes Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1832.] — Gründe für die Verſetzung des bayeriſchen Miniſters des Innern, Eduard von Schenk, in den Anklageſtand. Ein cenſurfreies Flugblatt als Entſchädigung für die Abonnenten des Inlandes. [München, J. G. Cotta, 1832.] — Aufruf an die Volksfreunde in Deutſchland. (Homburg, Deutſche Tribüne 1832.) — Das Nationalfeſt der Deutſchen zu Hambach. Unter Mitwirkung eines Redaktions-Ausſchuſſes beſchrieben. Neuſtadt a. H., Philipp Chriſtmann, 1832. — Reden von Siebenpfeiffer und J. G. A. Wirth, gehalten zu Hambach bei dem Nationalfeſt der Deutſchen am 27. Mai 1832. Ein Erinnerungsblatt veröffentlicht am fünfzigjährigen Gedenktage 27. Mai 1882. Kaiſerslautern, Ph. Rohr, 1882. — Das Recht des deutſchen Volkes und die Beſchlüſſe des Frankfurter Bundestages vom 28. Juni 1832. O. O., o. V. [1832.] — Die politiſche Reform Deutſchlands. Noch ein dringendes Wort an die deutſchen Volksfreunde, Straßburg, Selbſtverlag, 1832. [Dr.: Ritter,

Digitized by Google

Zweibrücken]. — Die Rechte des deutschen Volkes, eine Vertheidigungsrede vor den Assisen zu Landau. Nancy, o. V., 1833. Noch öfter aufgelegt, so: Die Rechte des deutschen Volkes. Eine Vertheidigungsrede vor den Assisen zu Landau. Paris, Tétot Frères, Th. Heideloff, 1857. — Fragmente zur Culturgeschichte. Kaiserslautern, J. J. Tascher, 1835—1836. 1. Th. Mit 8 lithogr. Beil. 1835. 2. 1. Abt. 1836. — Braga, Vaterländische Blätter für Kunst und Wissenschaft, Heidelberg, C. F. Winter, 1838—1839. Bd. 1 1838. Bd. 2 1839. Hrsg. von J. G. A. Wirth. — Der Leuchtthurm. (Verantwortlicher Redakteur: J. Banotti.) Konstanz [Dr.: G. Glükher]. 1839. Nr. 1—236 vom 1. Januar bis 31. August, Forts. u. d. Tit.: Deutsche Volkshalle. — Deutsche Volkshalle (Redigirt von P. Schlumpf [ab Nr. 36 vom 4. März 1841:] J. G. A. Wirth). Hrsg. von J. Banotti. (Belle-Vue bei) Konstanz, „Deutsche Volkshalle". 1840. Nr. 1—233 vom 1. Januar bis 31. Dezember. 1841 Nr. 1—51 vom 2. Januar bis 30. März. Endet hiermit. Forts. von: „Der Leuchtthurm." — Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Belle-Vue, Canton Thurgau, Deutsche Volkshalle, 1841. — Die Geschichte der Deutschen. 1. und 2. durchaus verb. Aufl. Stuttgart, Hoffmann, 1842 ff. [1]. 1846[2]. 4 Bände. Band I Selbstverlag, II, III, IV „Druck und Verlag des literarischen Instituts". — Die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage von Johann Georg August Wirth. Nach dessen Tode fortgesetzt von Wilhelm Zimmermann. [Band III/IV.] Karlsruhe, Kunstverlag, 1847—1853. 1865[4]. — Deutsches Nationalblatt. [Hrsg. von J. G. A. Wirth.] Karlsruhe, o. V., 1847—1848. — Handbuch für Zeitungsleser. Hrsg. von F. Fenner v. Fenneberg unter Mitwirkung von F. Grieb, Hermann Rollet, J. G. Wirth und mehreren andern. Ulm, H. Müller, 1847. — Ein Wort an die deutsche Nation. Karlsruhe, Kunstverlag, 1848. — J. G. A. Wirth's letztes Wort an die deutsche Nation. Mit Randglossen von M. Wirth. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1849.

Schrifttum über J. G. A. Wirth: Im ganzen vgl. J. A. Brein, Das Hambacher Fest. Eine Bibliographie. Mitteilungen der Pfälzischen Landesbibliothek (Speyer), 3. Jahrgang, 1932, Nr. 1, dazu Nachträge Pfälzisches Museum = Pfälzische Heimatkunde 1932; 1933. Besonders sei genannt: O. H. Müller, Johann Georg August Wirth und die Entwicklung des radikalen Liberalismus von 1830—1848. Inaug.-Diss. Frankfurt a. M. [1925/26; Maschinenschrift.] Johannes Bühler, Das Hambacher Fest (1932). Albert Becker, Deutschlands Wiedergeburt (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz 13), 1932, mit vielen Bildern. Kurt von Raumer, Das Hambacher Fest in: Staat und Volkstum, Festg. f. K. A. v. Müller, 1933. Hermann Schreibmüller, Bayern und Pfalz 1816—1916 (1916). Albert Becker, Der Geist von Hambach in: Pfälzisches Museum = Pfälzische Heimatkunde 1932. Hugo Steiger, Das Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg 1526—1926 (1926). Erlanger Germanen-Stammbuch Nr. 5 und 6 (1917); 60 und 61 (1931). Zu Max Wirth (1822—1900) vgl. C. Meitzel, Handwörterbuch der Staatswissenschaften [4] (1928), VIII, 1050—1051; zu Franz Ulpian (1826—1897): L. Fränkel, ADB 43, 527—531.

Albert Becker (Heidelberg).

Digitized by Google

45. Wohlgemuth, Johann Caspar, markgräflich-Ansbachischer Baudirektor, 1738—1803.

Aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, der Stilperiode Louis' XVI., besitzen wir in Franken nicht allzu viele Bürgerhäuser. Ansbach aber besitzt in der Maximilianstraße eine ganze Häuserfront mit sieben bestens zueinander abgestimmten Gebäuden im Louis-XVI.-Stil. Der Schöpfer dieser hübschen Häuser, der nach der schillernden Pracht des Rokoko zur zweckmäßigen Einfachheit zurückkehrte, war in Vergessenheit geraten. Fr. H. Hofmann nennt uns (Die Kunst am Hofe der Markgrafen 1901) seinen Namen unter den markgräflichen Architekten, sagt aber irrtümlich, daß gegen Ende der Regierung des letzten Markgrafen noch zwei „Hofbauinspektoren Johann Caspar Wohlgemuth und Jakob Atzel tätig waren, Architekten, die kaum bemerkenswerte Spuren ihres Schaffens hinterlassen haben". Für Wohlgemuth stimmt dies am allerwenigsten.

Als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die fränkischen Residenzstädte sich aus der Enge der Stadtmauern befreiten, ließ die kunstsinnige und baulustige Markgräfin Christiane Charlotte in der Nähe des neuen Schlosses, zwischen Hofgarten und Triesdorfer Allee, ein neues Stadtviertel südlich der Altstadt anlegen. Ihr Sohn und Nachfolger, Markgraf Karl, ließ dieses Viertel weiter ausbauen und versprach an jeden, der einen Hausbau nach genehmigtem Bauplan ausführe, Baumaterialien unentgeltlich abzugeben und als „Bau-Gnade" den vierten Teil der Baukosten zuzuschießen. Zu den einheimischen Baumeistern, welche nun wirtschaftlich vorwärtskommen und ihren Kindern eine bessere Berufsausbildung ermöglichen konnten, gehörte Maurermeister Johann Jakob Wohlgemuth, dem am 20. November 1738 der Sohn und Geschäftsnachfolger Johann Caspar geboren wurde.

Im väterlichen Geschäfte konnte dieser seine Lehrzeit erledigen, durch den praktisch wie theoretisch-schriftstellerisch tätigen Hofbaudirektor Joh. David Steingruber nähere Kenntnis von der westdeutsch-rheinischen Baukunst erhalten. Die Wanderzeit gab ihm wohl Gelegenheit, auch Frankreichs neueste Bauten kennenzulernen.

Zu Hause gab es 1777 eine besondere Aufgabe zu lösen. Markgraf Alexander hatte den Katholiken in Ansbach, die sich durch die auswärtigen Künstler und Soldaten stark vermehrt hatten, gestattet, ein Gebäude für ihren Gottesdienst zu errichten. Bedingung war,

Digitized by Google

daß das Gebäude äußerlich keiner Kirche gleiche, insbesondere auch keinen Turm haben dürfe. Wohlgemuth schuf im Hause Karlsplatz 5 ein den dortigen Wohnhäusern aus der Zeit des vorigen Markgrafen genau angepaßtes Bethaus, das einen durch beide Stockwerke gehenden stimmungsvollen Saal in edlen, einfachen Formen und weiße Stuck-Verzierungen enthält, heute noch ein Schmuckkästchen intimen Reizes.

Offenbar hatte diese gute Befriedigung der katholischen Gemeinde auch beim Hofe Anerkennung gefunden, so daß man Wohlgemuth das Zutrauen schenkte, auch die wegen des schwierigen versumpften Baugeländes und der Notwendigkeit einer Zwangsenteignung noch unbebaute Ostseite der Maximilianstraße baulich so herzustellen, daß diese zum Herrieder Tor führende Straße den von Süden und Westen kommenden Fremden den Eindruck einer würdigen Residenz-Stadt verschaffe. Während bisher Adel und Beamte des Hofes die besseren Häuser errichtet hatten, wandte sich Wohlgemuth an das emporkommende Bürgertum. Im Jahre 1778 legte Wohlgemuth dem Markgrafen Alexander zwei Pläne für die Nordwest-Ecke in verschiedener Größe vor, der Markgraf wählte das größere Gebäude, das 10 000 Gulden Baukosten erforderte. Im Laufe von 10 Jahren schuf Wohlgemuth dann die 7 Häuser der Maximilianstraße bis zu dem entfernten älteren Bürgerhause.

Neu ist der Baustil nach französischem Geschmack, die kräftigere Gliederung und die einheitliche Ordnung mit den durch sämtliche Geschosse laufenden Pilastern. Ein Haus mit Toreinfahrt wechselt ab mit zierlichem Hauseingang und breiter Freitreppe. Gleichheitlicher Ausbau des zweiten Obergeschosses zwischen Mansardendach vollendet das einheitliche Fassaden-Bild.

Wohlgemuth wurde nun Stadt-Maurermeister und Hofmaurer, dann Markgräflicher und Königlich preußischer Bauinspektor. Die Aufhebung des Hofes und der Übergang des Landes an Preußen verringerte die Gelegenheit zu öffentlichen Neubauten. Bei Privatbauten konnte er noch seine Meisterschaft bewähren, so 1787 bei dem Rosaschen Hause Karolinenstraße 8 und 1792 bei dem ehemaligen Bad, Feuchtwanger Straße 7. Den Übergang Ansbachs an Bayern erlebte Wohlgemuth nicht mehr.

Auf der Grabplatte seiner Gruft im Ansbacher Friedhof steht: „Diese stille Gruft deckt die verweslichen Reste eines edlen Biedermannes des Herrn Johann Caspar Wohlgemuth, Königl. Preuß. Bauinspektors, welcher Ao 1803 den 2. Nov. 65 Jahre alt ver-

Digitized by Google

schieden. Seinem Kunstfleiß verdankt unsere Stadt ihre Verschönerung und seiner Menschenliebe mancher Unglückliche Hilfe."

Quellen: Akten der Ansbacher Regierung, Bauten von J. G. Steurer u. a. 1726—1788; Bauakten des Stadtrats Ansbach 1731 und 1779—1788; Matrikel St. Johannis; Haenle, Geschichte der Stadt Ansbach im Adreßbuch 1865.

Adolf Bayer (Ansbach).

46. Zahn, Theodor von, Professor der Theologie, 1838—1933.

Er war von je ein ungewöhnlicher Mensch gewesen. Niemals hatte er eine öffentliche Schule besucht und seinen ersten deutschen Aufsatz schrieb er erst, als er sein Abiturientenexamen ablegte — freilich war er damals erst 16 Jahre alt und das Jahr zuvor gerade noch konfirmiert worden. In ihm gipfelte die Kultur einer alten Familie, deren Häupter seit Anfang des 18. Jahrhunderts immer thüringische Pfarrer gewesen waren in (Schwarzburg-Sondershausen). Sein Vater gründete in Mörs, zwischen Düsseldorf und Wesel, eine Stunde westlich vom Rhein, eine christliche Erziehungsanstalt, deren Bedeutung als Pflanzstätte wiedererwachenden Christenlebens vor hundert Jahren erst neuerdings gebührend gewürdigt worden ist. Hier wurde Theodor Zahn am 10. Oktober 1838 als neuntes Kind seiner Eltern geboren. Seine Mutter war eine geborene Schlatter aus St. Gallen (der berühmte Tübinger Theologe dieses Namens ist ein Vetter Zahns). Vom fünften bis zum neunten Lebensjahre wurde er von Hauslehrern unterrichtet. Es ist wie ein Vorausleuchten kommender Leistungen, wenn er bereits als Neunjähriger alle acht Bücher von Cäsars Gallischem Krieg schriftlich ins Deutsche übersetzte. Mit 10 Jahren trat er in die Anstalt seines Vaters ein und gehörte ihr fünf Jahre an. Dann „ließ" man ihn „zu Hause noch ein Jahr älter werden", wie er in seinem kurzen Lebensabriß launig sagt, und bestand 1854 „schmerzlos" das Abiturientenexamen am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Daß er sich nun dem Studium der Theologie zuwenden würde, darüber war er sich schon längst klar, ohne daß er dabei an ein bestimmtes Lebensziel gedacht hätte. Verwandtschaftliche Beziehungen bestimmten Basel als Anfangsuniversität. Hier schloß Zahn mit dem um sieben Jahre älteren

Digitized by Google

Friedrich von Bodelschwingh, dem weltbekannten Begründer der Stadt der Liebe, Bethel, eine Freundschaft fürs Leben. Von ihm lernte er damals das schöne Abendlied des Wandsbecker Boten „Der Mond ist aufgegangen" kennen und lieben, das ihm dieser bei einem Abendspaziergang vor den Toren der alten Rheinstadt vorsang, und das sein Lieblingslied bis in die letzten Tage blieb. Die es ihm vor seinem Heimgang noch einmal vorgesungen haben, werden es nie vergessen, wie sich der alte Herr, Tränen der Rührung in den Augen, aus übervollem Herzen bedankte.

Ostern 1856 ging Zahn für drei entscheidende Semester an die Universität, deren Namen er in Gemeinschaft mit anderen zu vollem Glanze erheben sollte, nach Erlangen. Die Matrikel, in die sich damals die Studenten selbst einzutragen hatten, zeigt seinen Namenszug mit dem für alle Zeiten so charakteristischen Z, nicht weit drunter steht der Name des getreuen Bodelschwingh. Hier geriet Zahn unter die Zucht des Mannes, dessen Schüler er sich stets voll Dankbarkeit genannt hat: das war J. Chr. Hofmann, der große Exeget und Systematiker, dessen Werk Zahn nach der philologisch-historischen Seite hin später in vollkommener Weise ergänzen sollte. Das vierte und letzte Studienjahr verbrachte Zahn in Berlin. Besondere Eindrücke scheint er von dieser Universität nicht mit fortgenommen zu haben. Reicherer Gewinn floß ihm vielmehr von den Kanzeln bedeutender Prediger zu, und vor allem gesteht der Greis, daß die stärkste Wirkung auf ihn damals die Bühne gemacht habe: er hat sich in jenem Jahr so ziemlich alle klassischen Dramen von Goethe, Schiller, Lessing und Shakespeare angesehen.

Es folgten nun die üblichen beiden theologischen Examina vor dem Konsistorium zu Koblenz und zwischenhinein eine Betätigung am Institut seines Vaters. Bedeutsamer für sein ganzes Leben war ein schweres Augenleiden, das zu jener Zeit akut wurde und eine Reihe von lästigen Operationen einleitete. Es ist schier unfaßbar, daß Zahn seine monumentalen Werke mit ihrem beispiellosen Vielerlei philologischer Klein- und Kleinstarbeit mit einem einzigen Auge bewältigt hat, denn war das linke Auge auch nicht gerade erblindet, brauchbar war es jedenfalls nicht zum Dienst. Der dreieinhalb Jahre, die er sodann als Lehrer in Religion, Deutsch und Geschichte am Gymnasium zu Neustrelitz verbrachte, gedachte er immer in Dankbarkeit. Sie gaben ihm viel Anregung nach allen Seiten und auch Zeit zur Vervollständigung seiner philologischen und theologischen Studien — ja sogar zu seinem ersten Werke, einer lateinisch ge-

Digitized by Google

schriebenen Darstellung der Theologie des Marcell von Ancyra (gest. etwa 374), mit der er sich erfolgreich um die Repetentenstelle an der theologischen Fakultät von Göttingen bewarb (1865). Ebendort habilitierte er sich 1868 als Privatdozent für Neues Testament und altkirchliche Literatur. Drei Jahre darauf überkam er neben der inzwischen schon vertretungsweise übernommenen Stelle des zweiten Universitätspredigers die Ernennung zum außerordentlichen Professor, „in welcher Stellung ich sechs Jahre ausgehalten habe". Daß Zahn trotz allgemein anerkannter Leistungen bei Besetzungen von Professuren fortwährend übergangen wurde, hat seinen Grund darin, daß er dem preußischen Kultusminister Falk als ein Gegner des Kulturkampfes denunziert worden war. Er hatte allerdings wohl auch gesagt: „Die Idee, den katholischen Klerus durch ein Kulturexamen zum Patriotismus zu erziehen, erscheint mir eher chinesisch als deutsch." Endlich, 1877, wurde er aber doch als Ordinarius nach Kiel berufen und das Jahr darauf nach Erlangen als Nachfolger seines Lehrers Hofmann — nach dessen letztem Wunsche. 1888 nahm Zahn zwar einen Ruf nach Leipzig an, kehrte aber schon 1892 „erleichterten Herzens nach dem kleinen und stillen Erlangen" zurück, wo er nun seine Meisterjahre vollendete. 1909 wurde er von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, entbunden; er hat aber noch nach dem Kriege vertretungsweise Vorlesungen und Übungen gehalten.

Zahns wissenschaftliches Ziel ist nach seinem eigenen Wort gewesen „ein auf selbständige Quellenforschung gegründetes geschichtliches Verständnis der Anfänge des Christentums". Wie sein ganzes Leben ein sinnvoll geleitetes und zum vollen Ausreifen kommendes Wachsen darstellt, ebenso gestaltete sich auch sein Kern, die wissenschaftliche Leistung, planvoll. Es liegt eine wundervolle Ordnung in seinem Schaffen, das sich harmonisch wie ein Kunstwerk entfaltet. Konzentrisch geht es von außen nach innen. Er beginnt mit der Erfassung der außerkanonischen Literatur des ältesten Christentums (bis etwa 450). Hieraus erwachsen die noch heute bedeutsamen Werke über Marcell von Ancyra, den Hirten des Hermas, Ignatius von Antiochia wie seine Mitarbeit an der Herausgabe der sog. Apostolischen Väter. Dann untersucht er innerhalb dieses Gebietes das Werden des kirchenschaffenden Kerns, des Neuen Testamentes als Kanons, das heißt: als amtlicher Sammlung heiliger Schriften — das geschieht in seinen neunbändigen, in der Hauptsache von ihm selbst geschriebenen „Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons" (1881 ff.) und in der „Geschichte des neutestament-

Digitized by Google

lichen Kanons" (in zwei Bänden, 1888 ff.). Dann folgen die Untersuchungen über das Werden der einzelnen Schriften dieses festgestellten Kanons in der zweibändigen „Einleitung zum Neuen Testament" (1891, englisch 1909) — eine Literaturgeschichte der 27 neutestamentlichen Schriften. Zuletzt schreitet er zum Innersten vor mit seiner streng philologisch-historischen Auslegung dieser Schriften in seinem weltberühmten Kommentarwerk, zu dem er selbst sieben Bände beisteuerte (Matthäus, Lukas, Johannes, Apostelgeschichte, Römerbrief, Galaterbrief, Offenbarung; 1903—1926). Zu einer systematischen Zusammenfassung der Theologie des Neuen Testaments kam er nur in einem „Grundriß". Das lag ihm nicht; er war durch und durch Philolog und Historiker. „Ich habe niemals ein eigenes System gehabt", und der Philosophie als systematischem Denken war er so abhold, daß er sich sogar eine Sammlung von Sprüchen weiser Männer wider die Philosophie anlegte und sie auch noch gegen Ende seines Lebens zu veröffentlichen sich getrieben sah (Altes und Neues, 3. Folge, 1930).

Daß sich auf den etwa 16 000 Druckseiten, die Zahn veröffentlicht hat (die Bibliographie zum 90. Geburtstage zählt 217 Nummern), eine fast unheimliche Gelehrsamkeit auftut, wissen fünf Weltteile, eine Gelehrsamkeit, wie sie wohl nur noch das Barockzeitalter kennt. Aber ebenso groß ist der Scharfsinn, der sie überall durchleuchtet, sowie die genialen schöpferischen Kombinationen, die uns oft überraschen, meist überzeugen.

Diese bunte Fülle wird aber nun durch e i n e starke Überzeugung zu einer Einheit zusammengehalten: Zahn kommt aus seinem umfassenden Forschen heraus zu dem Ergebnis, daß alle im Kanon des Neuen Testaments vereinigten Bücher e ch t sind, d. h. wirklich von den Aposteln her stammen, denen sie die Kirche zugeschrieben hat. Zahn hat mit dieser Stellung viele Gegner gefunden. Im 19. Jahrhundert ging ja der Hauptstrom der neutestamentlichen Arbeit (und nicht bloß dieser!) darauf hinaus, möglichst viele Schriften als „unecht" zu erweisen. Aber Zahn durfte es mit dieser seiner „Kritik der Kritik" noch erleben, daß, nicht zuletzt durch sein wissenschaftliches Werk, eine Rückflut einsetzte, die der kirchlichen Überlieferung — und damit auch ihm — wieder weithin recht gab. Und wenn auch Zahn keine eigentliche „Schule" gebildet hat (wer hätte auch solche Gelehrsamkeit fortsetzen können!), so hat er doch merklich mit dazu beigetragen, wieder zur Ehrfurcht vor den Schriften des Neuen Testaments zu erziehen. Es ist für ihn charakteristisch, daß er einmal auf eine biblische

Digitized by Google

Schrift (das Johannesevangelium) das Goethewort anwendet: „Wenn ein moderner Mensch an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien!“

Über Einzelergebnisse der Zahnschen Forschungen zu berichten, ist hier nicht der Ort. Vielmehr sei diesen „Lebensläufen“ entsprechend noch etwas über den „Menschen“ Zahn angefügt.

Zahn war klein von Gestalt. Um so mehr imponierte sein wundervolles Haupt, das von vollem weißen Haar bis ins höchste Greisenalter umrahmt war. Der Glanz seines rechten Auges war bedeutend, es konnte aber auch in mildem, freundlichem Lichte strahlen. Die Nase sprang in überraschend kühnem Bogen hervor. Darunter stand ein überaus fein geschnittener bartloser Mund. Bis in die letzten Tage zeichnete sich sein Antlitz durch straffe rosige Haut aus. Im ganzen erinnerte er etwas an den alten Fritz. In dem gewaltigen schwarzen Schlapphut, geführt von seiner liebevoll um ihn besorgten Tochter, sah man ihn durch die Straßen Erlangens wandeln, zuletzt in seinem Garten an der Ecke der Östlichen Stadtmauerstraße und Universitätsstraße, unter seinen Rosenstöcken, die er alle kannte und liebte.

Der Charakterzug, der sein ganzes Leben, sein wissenschaftliches wie sein persönliches, beherrschte, war eine bedingungslose *Wahrhaftigkeit*. Das ist manchem Gegner unbequem gewesen. Zahn war in gewissen theologischen Kreisen wegen dieser rückhaltlosen Offenheit im wissenschaftlichen Kampfe etwas gefürchtet. Denn nichts konnte seine Wahrhaftigkeit mehr erregen als windige Hypothesen, und noch dazu an dem ihm heiligen Objekt. Aber auch im Alltag wußte man genau, wie man mit ihm daran war. Verletzend aber konnte das nur auf kleinliche Menschen wirken, der sittlich Empfindende ehrte dieses sittliche Pathos, und außerdem besaß Vater Zahn eine so köstliche, sich allezeit in wohlgesetzter Rede bewegende Urbanität, daß nur Esel ihm etwas übelnehmen konnten. Er war immer der Typus des vornehmen alten Herren.

Verwandt war mit dieser Wahrhaftigkeit eine unerschütterliche *Treue*. Nichts konnte ihn schwerer kränken als ihr Gegenteil. Er hat A. v. Harnack alle seine Ketzereien verziehen, aber daß er den Kaiser nach dessen Entthronung verleugnete, das hat er ihm nie vergessen können: er hat ihm nie wieder auf einen Brief geantwortet. Ein hochverdienter Kollege hatte seinen Namen gewechselt — nie durfte man Vater Zahn auf dieses Thema bringen, wenn man ihn

Digitized by Google

nicht in Zorn versetzen wollte. Obgleich es nicht seine Art war, in politische Dinge öffentlich einzugreifen, drängte ihn doch die innerste Empörung dazu, einen Aufsatz über „Staatsumwälzung und Treueid in biblischer Beleuchtung“ (1919) zu schreiben, um Römer 13 („jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“) gegen den Mißbrauch derer zu schützen, die sich mit Hinweis auf dieses Pauluswort „auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellten“.

Solche Strenge paarte sich nun aber mit rührender Freundlichkeit und zartem rücksichtsvollen Empfinden und Benehmen. Sein Haus, der Abglanz eines überaus harmonischen Familienlebens, war geradezu berühmt durch seine schöne Gastfreundlichkeit, deren Meister der Hausherr selber war, neben seiner gütigen Gattin. Insbesondere erfreuten sich eines gewissen Rufes die Reden, mit denen der Hausherr seine Gäste begrüßte und namentlich neu auftretende Kollegen zu charakterisieren pflegte — mit seiner stark betonenden Stimme, die die rheinische Herkunft nie verleugnete. Noch heute kann mancher an der „Zahnecke“ nicht ohne wehmütig dankbares Gedenken vorübergehen. Man sieht dann im Geist den würdigen Greis an seinem Stehpulte inmitten des Heerbannes seiner Bücher arbeiten oder die geliebte Zigarre rauchen bei einem Glase Wein — Freuden, die ihn bis in die letzten Tage begleitet haben: er hatte überhaupt eine starke Abneigung gegen unlutherische Askese. Niemals, erklärte er mir, habe er einen wissenschaftlichen Strich nach neun Uhr getan; dafür aber begann er sein Tageswerk mit der aufgehenden Sonne. Der Abend gehörte seiner Familie. Da las er (noch bis über die Neunzig hinaus) mit dramatischer Stimme klassische Schauspiele vor oder er spielte mit den Seinen Halma, bisweilen auch mit dem altgetreuen Dienstmädchen — volksverbunden im echtesten Sinne des Wortes! In Geselligkeit liebte er es nicht, über wissenschaftliche Dinge zu sprechen; bisweilen konnte er die Aufforderung dazu sogar strikt ablehnen. „Es sind Damen da, die dieses Thema wohl nicht interessieren würde“, sagte er einmal. Er war überhaupt keineswegs ein weltabgewandter Stubengelehrter, wie ja schon seine Freude an Geselligkeit zeigt. 1894/95 legte die Friderico Alexandrina das Rektorat vertrauensvoll in seine Hände. Wissenschaftliche Reisen führten ihn nach Venedig, Rom, Paris, nach England. Reizend hat er einmal eine Italienreise beschrieben als „Federzeichnungen eines deutschen Theologen von einer italienischen Reise im Herbst 1913“. Solche Reisen brachten ihn in freundliche

Digitized by Google

Berührungen mit katholischen Gelehrten, die er hoch schätzte. Zahn übertrug das auf ihre Kirche, wie ihn denn auch die römische Schwesterkirche weithin in seinen Ergebnissen dankbar schätzend anerkannte. Zahn konnte sehr „einschnappen", wenn einer ungünstig über den römischen Katholizismus sprach. Mit dem Bamberger Erzbischof Abert stand er im Verhältnis persönlicher Freundschaft; er hat zuletzt noch einen Briefwechsel mit ihm veröffentlicht.

Er fühlte sich der römischen Schwester aber nicht bloß wissenschaftlich oder persönlich, sondern auch im Glauben verbunden. So unzweideutig sich Zahn immer als Lutheraner bekannte, so sehr wußte er sich als Glied der einen christlichen Kirche, der Kirche des dritten Glaubensartikels. Denn dieser große Gelehrte war eine kindlich fromme Seele. Wie erbaulich wirkte darum seine ehrfurchtgebietende Greisengestalt in der Neustädter Kirche, deren Kanzel er in früheren Jahren selbst des öfteren betreten hatte, wie sein Predigtband mit dem bezeichnenden Titel „Salz und Brot" kundtut. Die Gemeinde empfand es: die Feier der Stunde war erst vollkommen, wenn Vater Zahn (am Arme seiner ebenso kleinen Tochter) in das Gotteshaus eingetreten war. Man sah mit Bewunderung und Rührung, wie der Greis, der nun schon über die Neunzig hinaus war, die ganze Liturgie bis zum letzten Tone stehend mitsang und wie er mit ganz persönlicher Anteilnahme der Predigt folgte, für manche beschämend, für alle erbaulich.

Während Zahn sich bis ins höchste Greisenalter hinein bei seinen Hausandachten an das gegebene Wort der Kirche hielt, wie es in Bibel und Gesangbuch vorliegt, so fiel in den letzten Jahren seines Lebens diese Stütze dahin, und er sprach ganz freie, ihm selbst entströmende Gebete, meist als Tischgebete. Er vergaß dabei in der Regel ganz, daß er bei Tisch saß, und seine Seele schwebte weithin über diese Alltagslage hinaus in ewige Gefilde, wo er seinen Gott suchte, aller irdischen Speise vergessend.

Im Lehnstuhl sitzend, um sich seine treuen Hausgenossen, hauchte er sein Leben aus mit einem Ja! zu einem vorgesprochenen Bibelspruch. Es war der Morgen des 15. März 1933. Die Sonne schien in das stille Gemach und spielte um das schneeweiße Haupt des heimgegangenen Patriarchen. Morgenglanz der Ewigkeit leuchtete auf.

Quellen: Außer eigenen Erinnerungen — Zahns Lebensabriß in dem Werke „Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen" hrsg. v. E. Stange 1925, S. 221ff. Ferner A. Meyer, Th. v. Zahn in „Religion in Geschichte und Gegenwart", 2. Aufl. 1931, V. Band, Sp. 2070 f.

Digitized by Google

Schriften: Zahn-Bibliographie. Verzeichnis der literarischen Veröffentlichungen Theodor von Zahns zu seinem achtzigsten Geburtstage am 10. Oktober 1918, zusammengestellt und dargebracht von Freunden und Kollegen. Leipzig. Deichert 1918. 217 Nummern. Seitdem erschienen außer Neuauflagen noch der zweite Teil des Kommentars zur Apostelgeschichte 1921, der Kommentar zur Offenbarung Johannis 1924 ff., Grundrisse zum Leben Jesu, zur Einleitung ins Neue Testament, zur neutestamentlichen Theologie und zur Geschichte des Apostolischen Zeitalters 1928 f. Staatsumwälzung und Treueid in biblischer Beleuchtung 1919. Altes und Neues, in drei Folgen, 1927 ff. Festschriften für Zahn: 1908, 1928.

Bildnisse: In der genannten Selbstdarstellung Wiedergabe eines Porträts von Frau Knapp-Baal 1925. Ein Jugend- und ein Altersbild in der „Deutschen Theologie in Wort und Bild", Verlag Deichert 1922 Nr. 4.

Hans Preuß (Erlangen).

47. Zorn, Philipp Carl Ludwig, Rechtslehrer, Historiker und Politiker, 1850—1928.

Zorn, Carl Ludwig Philipp, wurde geboren am 13. Januar 1850 in Bayreuth als Sohn des damaligen Kgl. Pfarrers an der reformierten Kirche Johannes Zorn und seiner Ehefrau Johanna, geb. Held. Sein Vater entstammte einer Bürgersfamilie aus Kempten im Allgäu, die Mutter war eine Tochter des Bayreuther Gymnasialrektors Dr. Held, eines bekannten und geachteten Philologen. Bald nach Zorns Geburt wurde sein Vater nach Kaiserslautern versetzt und kam dann, als Philipp sieben Jahre alt war, nach Ansbach. Dort machte er das Gymnasium durch und Ansbach wurde ihm zur rechten Heimat. Dieser seiner Heimat hat er immer mit Liebe und Anhänglichkeit gedacht, auch, nachdem ihn sein Amt in den preußischen Staatsdienst geführt hatte, nachdem er in seinen staats- und verwaltungsrechtlichen Arbeiten immer mehr die überragende Bedeutung Preußens für Deutschland erkannt hatte und so selbst zum Preußen geworden war. So ist er auch an seinem Lebensabend gern wieder in die fränkische Heimat zurückgekehrt, das schöne, viel zu wenig gekannte Städtchen, in dem die Steine und Bäume von der hohenzollerischen Vergangenheit reden, die dem Bewußtsein seiner Bewohner fast ganz entschwunden ist. Seine mittelfränkische Heimat hat Zorn auch stets davor bewahrt, Preußen über Deutschland zu stellen. Daß es der Beruf Preußens, wie der aller „Bundesstaaten" sei, dermaleinst in Deutschland aufzugehen, war ihm klar, und er hielt es für die gegebene ge-

Digitized by Google

schichtliche Entwickelung. Freilich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmut, angesichts der gewaltigen historischen Größe Preußens und angesichts der mancherlei wertvollen Besonderheiten der deutschen Einzelstaaten, insbesondere seines bayerischen Heimatlandes.

Daß die Arbeit die Aufgabe und die Freude des Lebens sei, lernte Zorn an dem Beispiel seines Vaters. Streng positives, aber gewiß nicht engherziges, bewußt evangelisches Christentum und hohe Achtung vor den Geistesschätzen des klassischen Altertums gab ihm sein Elternhaus mit und beidem ist Zorn sein Leben lang treu geblieben. Luther war ihm der größte Deutsche neben Bismarck und v. Stein. Und seine Rektoratsrede in Königsberg 1886 hat der Verteidigung des damals heftig umstrittenen humanistischen Gymnasiums gegolten. Vor allem aber war die Pflege des deutschen Gedankens Hauptbestandteil der Lebensluft des Elternhauses. Auch das Ansbacher Gymnasium beherrschte dieser Gedanke, trotzdem es ein königlich bayrisches war. Aufwachsend in den Gedankengängen eines großen deutschen Vaterlandes, soweit die deutsche Zunge klingt, blieb Zorn die welthistorische Bedeutung des Krieges 1866 zunächst unverständlich. Aber der Primaner wanderte den weiten Weg von Ansbach nach Nürnberg, um dort die gefürchteten Preußen zu sehen. Diese erste Begegnung mit den Deutschen von nördlich des Mains ist ihm immer in lebhafter Erinnerung geblieben.

Im Herbst 1867 bezog Zorn die Universität München. Auf Grund des mit Auszeichnung bestandenen Abiturientenexamens wurde er in das Maximilianeum einberufen, das von König Max II. gestiftet war, um tüchtige junge Männer in besonderer Fürsorge für den Staatsdienst heranzubilden. Damit war der Zweifel, ob Zorn Jurisprudenz oder Geschichte studieren sollte, zugunsten der ersteren Wissenschaft gelöst. Sein hohes Interesse für Geschichte ist Zorn aber stets geblieben und die Verbindung von Geschichte und Rechtswissenschaft hat seiner wissenschaftlichen Arbeit den Stempel aufgeprägt. Sie hat ihn auch stets davor bewahrt, sich in Gedankengänge zu verlieren, die sich auf dem Papier prächtig ausnehmen, während das Leben ihrer spottet. Seine politische Tätigkeit ging stets von dem Gedanken aus, daß alle Politik nur die Fortsetzung der Geschichte ist.

„Fünf goldene Jugendjahre" — so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen — konnte Zorn im Maximilianeum zubringen. Er hörte seine juristischen Vorlesungen — das Römische Recht beherrschte die Rechtswissenschaft vollständig — mit mehr oder weniger Interesse. Der Formalismus des Römischen Rechts lag ihm nicht und die ge-

Digitized by Google

suchte Vorlesung über Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte fand er nicht. Eine seiner ersten juristischen „Taten" war, daß er auf das „Bundes-Gesetzblatt für den Norddeutschen Bund" abonnierte. Besonderen Eindruck machte auf ihn die Persönlichkeit des nordischen Rechtsforschers Konrad Maurer, dem und dessen Familie er stets treu verbunden blieb. Persönliche Beziehungen führten Zorn zum Korps Isaria. Diesem, das ihm nach seinem eigenen Zeugnis so viel für das Leben und seine spätere Arbeit gegeben hat, dem er den Bruder, Kinder und Enkel zuführen konnte, und dessen Ehrenmitglied er mit Stolz war, hat zeit seines Lebens seine besondere Liebe gegolten. Der Wahlspruch des Korps „Virtus et Honos!", der in unübertrefflicher Prägnanz sagt, was man vom Manne verlangt, ist der Wahlspruch seines Lebens gewesen.

Der Kriegsausbruch im Jahre 1870 traf Zorn in Leipzig, wo er während dieses Sommersemesters studierte. Sein Bemühen, beim heimischen Ulanenregiment als Freiwilliger einzutreten, scheiterte an kleineren körperlichen Mängeln. Es ist ihm immer ein Schmerz gewesen, daß er nicht, gleich seinen Freunden, dem Vaterlande mit der Waffe hat dienen können.

Im Jahre 1872 erwarb Zorn mit einer Dissertation über „Das Beweisverfahren nach langobardischem Rechte" die juristische Doktorwürde in München, und im Jahre 1874 bestand er als erster von 137 Prüflingen den „Staatskonkurs", das bayerische Assessorexamen.

Nun konnte sich Zorn, der sich inzwischen mit Maria Kayser, der Tochter eines Münchener Kaufmanns, verlobt hatte, wieder der wissenschaftlichen Arbeit widmen, um die erstrebte akademische Laufbahn einzuschlagen. Mit einer Schrift über „Staat und Kirche in Norwegen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts" habilitierte er sich im Mai 1875 in München. Schon vorher hatte er sich in zahlreichen vornehmlich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Aufsätzen mit der brennenden kirchenrechtlichen Zeitfrage des Verhältnisses von Staat und Kirche (Vatikanisches Konzil, Preuß. Maigesetzgebung von 1873, Kulturkampf) auseinandergesetzt. So war er als Kirchenrechtler bekannt geworden und erhielt, bevor er noch in München eine Vorlesung halten konnte, im Juli 1875 einen Ruf als Professor des Kirchenrechts nach Bern. Dort wurde ihm der erste Sohn geboren, und im Kreise liebenswürdiger Kollegen vergingen die ersten Ehejahre. Aber heimisch konnte Zorn in Bern nicht werden. Insbesondere lehnte er die Demokratie ab, die das öffentliche Leben der Schweiz beherrschte.

Digitized by Google

Ein Ruf nach Königsberg in Preußen im Mai 1877 war ihm daher willkommen. Wenn auch der Nordosten Deutschlands dem bayerischen Franken sehr fern lag und der Weg dorthin sehr weit war, er bedeutete Zorn die Rückkehr in das geliebte deutsche Vaterland, das stolze, von Bismarck auf den Schlachtfeldern Frankreichs geschaffene Deutsche Reich.

Mit stillem Grauen hört der Süd- oder der Westdeutsche die Botschaft, wenn ihn Amt oder Beruf nach Ostpreußen verschlägt: tränenden Auges und wehen Herzens verläßt er die Provinz wieder, wenn er nach wenig Jahren abberufen wird aus dem Lande, das er lieben gelernt hat, und aus dem Freundeskreise, der ihm zwar das Einleben nicht leicht, aber den Abschied um so schwerer machte.

Dreiundzwanzig Jahre hat Zorn an der Albertina, der Königsberger Universität, beredten Mundes und begeisterten Herzens seinen Studenten, die ihm so ans Herz gewachsen waren, die Größe des deutschen Vaterlandes und die Größe des Reichsgründers Bismarck verkündet. In immer steigendem Maße nahm er teil an dem Leben der Provinz, sei es in wissenschaftlichen Dingen, sei es in politischen und in kirchlichen Fragen oder im gesellschaftlichen Leben, und er beeinflußte es immer entscheidender. Als er 1900, schweren Herzens, dem Gebote der Pflicht folgend, Königsberg verließ, war ihm Ostpreußen zur zweiten Heimat geworden. In einer Festrede in Bonn am 18. Januar 1901 hat er dem beredten Ausdruck gegeben.

Zunächst freilich war ihm alles fremd, Land, Leute und Leben. Der starke militärische Einschlag in der Festungsstadt und großen Garnison ebenso wie die Bedeutung der alten ehrenwerten Kaufmannschaft der Handels- und Hafenstadt; das Überwiegen der landwirtschaftlichen Interessen in dem rein agrarischen Lande, wie die Bedeutung des alteingesessenen ostpreußischen Adels für die Provinz und darüber hinaus für den preußischen Staat. Felix Dahn, der bayerische Landsmann, wurde ihm ein treuer Führer in den ersten Zeiten, und die Familien blieben in Freundschaft verbunden, auch als Dahn nach einigen Jahren nach Breslau berufen wurde. In Königsberg vollendete Zorn sein Lehrbuch des Kirchenrechts, in dem er sich bemühte, diesem Stoff, den er „einen der anziehendsten und reichhaltigsten" nennt, eine von den bisherigen Lehrbüchern abweichende neue Gestaltung zu geben. Das Kirchenrecht gehört heute nicht zu den beliebten Disziplinen; Zorns Lehrbuch wird von Kennern des Stoffes auch heute noch geschätzt. Er selbst, den sein Weg später vom Kirchenrecht abführte, hat ihm doch immer sein Interesse erhalten. In dem Kampf seines Korpsbruders Gottfried Feder um

Digitized by Google

die „Brechung der Zinsknechtschaft“ erkannte er den Gedanken wieder, den das Zinsverbot des Kanonischen Rechtes schon im Mittelalter zur Geltung zu bringen versucht hatte.

In Königsberg entstand auch unter dem starken Eindruck, den Ostpreußen und die Ostpreußen auf ihn machten, und historisch aufgebaut auf der Überzeugung, daß Ostelbien die Wiege Preußens und Preußen die Wiege Deutschlands sei, Zorns wissenschaftliches Hauptwerk, das „Lehrbuch des Deutschen Reichsstaatsrechtes“. Laband in Straßburg und Zorn in Königsberg, der eine im äußersten Westen, der andere im äußersten Osten des Reiches, waren und sind die juristischen Interpreten des Bismarckschen Reiches. In seinem Staatsrecht brachte Zorn vor allem den Gedanken zur Geltung, daß die Entstehung eines Staates ein Vorgang sei, der jeder juristischen Konstruktion spotte, und leidenschaftlich verfocht er in seinem Werke gegenüber seinem streitbaren Gegner Max Seydel die Lehre, daß die Souveränität beim Reiche liege und nicht bei den Bundesstaaten. Die Arbeiten an seinem Staatsrecht festigten in Zorn die Überzeugung von der gewaltigen Größe Bismarcks, des Retters Preußens vor dem Unglück einer demokratischen Parlamentsherrschaft — 1863 — und dem genialen Reichsgründer und Politiker. Glühendste Verehrung Bismarcks und ein durch nichts zu erschütternder Glaube an die Richtigkeit seiner Politik sind von da ab Zorns politisches Glaubensbekenntnis gewesen und geblieben. In seinem Studierzimmer standen und hingen neben den Büsten von Stein und Luther wohl 14 Bilder und Büsten seines über alles verehrten Fürsten Bismarck.

Mit stets wachsendem Interesse vertiefte sich Zorn in Königsberg in die preußische Verwaltung, besonders, nachdem er den Auftrag erhalten hatte, eine Vorlesung über preußisches Verwaltungsrecht zu halten. Mit dem Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, von Schlieckmann, der zugleich Kurator der Universität war, verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen, und dieser veranlaßte, daß Zorn als Mitglied in den Bezirksausschuß, das Verwaltungsgericht bei der Regierung in Königsberg, gewählt wurde. Länger als ein Jahrzehnt hat Zorn dieser Behörde angehört und mit steigendem Interesse an ihrer Arbeit teilgenommen, die ihm nicht nur „eine überaus wertvolle Schule verwaltungsrechtlichen Denkens“ war, sondern auch ihm, dem Theoretiker, den Einblick in die praktische Verwaltung gab, auf dem er seine Vorlesung über das preußische Verwaltungsrecht nutzbringend gestalten konnte. Die vielfachen Be-

Digitized by Google

ziehungen mit den Verwaltungsbehörden, die sich aus dieser Tätigkeit Zorns und auch aus seiner Arbeit auf vielen anderen, die Staatsverwaltung berührenden Gebieten ergaben, verstärkten sich noch, als der zweite Sohn des Fürsten Bismarck, Graf Wilhelm v. Bismarck, Oberpräsident in Königsberg wurde, und sie bestanden fort, bis der Tod Wilhelm von Bismarck abberief.

Mit der Studentenschaft verband Zorn immer ein besonderes Vertrauensverhältnis. Den Dingen des Verbindungsstudententums, insbesondere den Waffenstudenten, stand er aus seiner Studienzeit nahe und jahrzehntelang leitete er alljährlich den großen Königsberger SC.-Kommers. Aber auch andere kamen in ihren Nöten zu ihm. Als bei Gründung des Vereins Deutscher Studenten sich Schwierigkeiten ergaben, half Zorn sie beseitigen, und auch der Akademische Gesangverein in Königsberg ernannte ihn wegen seines Eintretens für ihn zu seinem Ehrenmitglied.

Aus seiner, weit über den Rahmen der Professur hinausgehenden Anteilnahme an allen Dingen der Universitäten und der Studentenschaft entwickelten sich im Laufe der Jahre immer engere Beziehungen zu dem damals in Universitätsdingen allmächtigen, aber auch weit über seinen Geschäftsbereich hinaus einflußreichen Ministerialdirektor Althoff, die bis zu dessen Tode fortbestanden haben.

Die Politik hatte Zorn stets angezogen, und es ergab sich von selbst für ihn, den Staatsrechtler, daß er an den politischen Tagesfragen auch unmittelbar teilnahm. Seine Erziehung, seine Arbeit im Deutschen und preußischen öffentlichen Recht und seine Erfahrungen in Ostpreußen führten ihn zur Konservativen Partei, wenn er auch deren Schwächen und Einseitigkeiten nicht verkannte. In zwei großen Fragen aber stimmte er unbedingt mit ihr überein: In der Überzeugung, daß die Stärkung und Erhaltung der Monarchie für Deutschland notwendig sei und in der Überzeugung, daß es erste Aufgabe der deutschen Politik sei, die Landwirtschaft in Deutschland zu schützen und zu fördern. Den im Zentrum verkörperten politischen Katholizismus hat er lebenslang gehaßt, ebenso die internationale Sozialdemokratie. Auch die Demokratie lehnte er ab: „Der Zeit und Kraft vergeudende französische Parlamentarismus mit seiner jammervollen Parteizerrissenheit, der sich in den Orgien der Revolution von 1918 zum grotesken Unsinn entwickelt hat, stellt nicht nur ein dem deutschen Wesen fremdes, sondern auch ein für die deutsche Volks- und Staatsentwickelung geradezu verhängnisvolles, ja verächtliches Ge-

Digitized by Google

bilde dar." (1927.) Ein Versuch, als konservativer Abgeordneter in das preußische Abgeordnetenhaus zu kommen, schlug fehl.

Auch auf kirchlichem Gebiete hat Zorn in Ostpreußen eine reiche Tätigkeit entfaltet. Schon bald in den Gemeindekirchenrat seiner Kirchengemeinde gewählt, wurde er 1890 in die ostpreußische Provinzialsynode berufen, wo er der Gruppe der positiven Union beitrat. Später wurde er zum Präses der Synode gewählt und hat dies Amt mit lebhafter innerer Anteilnahme versehen, bis er Königsberg verließ. Mit besonderer Freude beteiligte er sich an den Generalkirchenvisitationen, die ihn in alle Teile der Provinz führten. Die Tage, die er dabei bei den kurischen Deutschen im jetzigen Memelgebiet verbrachte, sind ihm bis an sein Lebensende eine ebenso schöne wie schmerzliche Erinnerung geblieben, und er hat die Vergewaltigung dieses rein deutsch fühlenden Volksteiles immer auf das bitterste empfunden. Die Sitzungen des Konsistoriums, das sich „in altgewohnten bürokratischen Formen weiterbewegte, ohne den Wellenschlag einer neuen Zeit zu ahnen", fanden kaum sein Interesse. Lebhaften Anteil aber nahm er an den Beratungen der Generalsynode in Berlin. Ein von ihm ausgearbeiteter Entwurf eines Gesetzes über die Rechtspersönlichkeit der kirchlichen Kreise und Provinzen ist geltendes Recht geworden. Vermehrt und vertieft wurde diese Arbeit in kirchlichen Dingen durch die Arbeit im evangelisch-kirchlichen Hilfsverein, an dessen Spitze sich Zorn ebenfalls gestellt sah.

So war Zorn, der bayerische Franke, mit der Provinz im äußersten Osten auf allen Gebieten des Lebens so stark verwachsen, daß es ihm unmöglich erschien, sich wieder davon zu lösen. Ehrenvolle Rufe — 1886 nach Halle, 1887 nach Marburg, 1895 nach Bonn, später auch nach Göttingen — lehnte er ab und blieb in Königsberg, bis er 1900 auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, der die staatsrechtliche Ausbildung des Kronprinzen in seine Hand zu legen wünschte, an die Universität Bonn übersiedelte. Vorher aber trat noch ein Ereignis ein, das zum Höhepunkt in Zorns Leben wurde und ihm einen neuen Inhalt und eine neue Richtung gab.

An einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1899 las Zorn, als er seine Osterferien am Gardasee verbrachte, in der Zeitung, daß er zum wissenschaftlichen Delegierten des Deutschen Reichs für die Friedenskonferenz im Haag bestimmt sei. Im Mai 1899 begann diese, wie bekannt, auf Anregung des Zaren einberufene und bald als „Friedenskonferenz" bekannte Beratung fast aller Mächte der Welt. Die Aufgabe der deutschen Abordnung war nicht leicht. Die

Digitized by Google

Öffentlichkeit in Deutschland lehnte die „Abrüstung" und die „Schiedsgerichtsbarkeit" ab. Der Kaiser und die deutsche Regierung standen diesen Gedanken ebenfalls nicht wohlwollend gegenüber. Auch erleichterte es die Stellung der deutschen Abordnung nicht, daß eines ihrer Mitglieder, Professor von Stengel, vor seiner Berufung in die Abordnung eine Broschüre geschrieben hatte, die die Konferenzpläne nicht eben freundlich behandelte. Zorn selbst war bekannt als glühender Verehrer Bismarcks und seiner politischen Gedankengänge, in denen die Welt, sehr zu Unrecht, ja immer eine Bedrohung des Weltfriedens sah. Der „Kladderadatsch" gab wohl die Ansicht der Welt wieder, wenn er seine bekannte Wochenschau mit den Worten schloß: „Wer vom ‚Zorn' sich läßt beraten, kann nicht gut beraten sein!" So wurde die deutsche Abordnung, an deren Spitze der Pariser deutsche Botschafter, Graf Münster, stand, mit unverhohlenem Mißtrauen empfangen. Zorn wurde Mitglied der 2. Kommission — Kriegsrecht —, hier zusammen mit dem deutschen Militärdelegierten Oberst Groß von Schwarzhoff, und Mitglied der 3. Kommission — Schiedsgerichtsbarkeit —. Die Beratungen der 2. Kommission, bei denen naturgemäß das militärische Mitglied das Wort führte, ergaben keine großen Schwierigkeiten. Nur einmal gab es einen historischen Augenblick. Bei Besprechungen über die Ausgestaltung der Genfer Konvention über die Fürsorge für Verwundete und Kranke sprach der amerikanische Delegierte sich für die Bearbeitung dieser Frage durch eine Sonderkonferenz aus, die in Rußland stattfinden sollte. Er benutzte hierbei nicht die Konferenzsprache, die französische, sondern sprach englisch. Darauf erhob sich Zorn und hielt nun in deutscher Sprache eine Rede, in der er betonte, daß es ein Schweizer gewesen sei, Henry Dunant, der der Welt diesen edlen Gedanken geschenkt habe. Also habe die Schweiz ein Recht darauf, daß er auf Schweizer Boden weiterentwickelt werde. So wurde denn auch beschlossen. Die Schweiz aber nahm Anlaß dem Deutschen Reiche in aller Form für dies Eintreten zu danken, das ohne jede Weisung von Berlin lediglich der Initiative Zorns entsprungen war, aber eine wertvolle Sphäre des Vertrauens zwischen der deutschen und der schweizerischen Abordnung schuf.

Nicht so einfach entwickelten sich die Dinge in der 3., der Schiedsgerichtskommission. Das Auswärtige Amt hatte Vorbereitungen für die Verhandlung dieser Dinge nicht getroffen und gab den Delegierten außer der allgemeinen Richtlinie, sich bei den Beratungen zurückzuhalten, zunächst keine ins einzelne gehenden Weisungen. Dagegen

Digitized by Google

wandte sich das Interesse nicht nur der Konferenz selbst, sondern der Welt immer lebhafter gerade diesen Dingen zu. Zorn selbst hatte der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit bis dahin kein großes Interesse entgegengebracht. Im Haag überzeugte er sich aber davon, daß sie doch ein geeignetes Mittel zur Beseitigung internationaler Streitfälle sein, und daß bei geeigneter Ausgestaltung dabei eine Beeinträchtigung der Lebensinteressen und der Ehre der Völker sehr wohl ausgeschlossen werden könnte. Von diesen Gedanken ausgehend, arbeitete Zorn in dem kleinen Ausschuß mit, der zur eingehenden Prüfung der Fragen eingesetzt worden war. So schritten die Arbeiten gut vorwärts, bis zwei Fragen zu Schwierigkeiten führten. Es waren dies das sog. Obligatorium und der Ständige Schiedshof: Für eine Liste unpolitischer Streitigkeiten sollte das Anrufen der Schiedsgerichtsbarkeit zwingend vorgeschrieben werden, und es sollte die feste Organisation eines dauernden, jederzeit zur Verfügung stehenden internationalen Schiedsgerichtshofes geschaffen werden. Beide Punkte waren in dem ursprünglichen Konferenzprogramm nicht vorgesehen gewesen. Zorn unterließ nicht, darauf hinzuweisen und seine Zweifel auszudrücken, ob die Reichsregierung ihre Zustimmung geben würde. Inzwischen hatten sich nicht nur die Delegierten fast aller Staaten mit Begeisterung für den Ständigen Schiedshof erklärt, sondern auch die öffentliche Meinung der Welt beschäftigte sich mit der Frage in durchaus zustimmendem Sinne. Da erging von Berlin an Zorn die Weisung, in der am nächsten Tage stattfindenden Sitzung eine Erklärung zu verlesen, in der in scharfer, fast brüsker Form die beiden Punkte abgelehnt wurden. Zorn, der erkannte, daß diese Erklärung nicht nur die damaligen guten Beziehungen zu Rußland gänzlich vernichten, sondern auch Deutschland in der Welt als Zerstörer aller internationalen Arbeit für den Frieden hinstellen und somit die politische Stellung des Reichs aufs äußerste beeinträchtigen würde, weigerte sich, diese Erklärung zu verlesen, und stellte dem Grafen Münster sein Delegiertenmandat zur Verfügung. Trotz aller Geheimhaltung waren die Schwierigkeiten den Delegierten der anderen Staaten nicht unbekannt geblieben. Insbesondere der erste englische Delegierte, Sir Julian Pauncefote, bat Zorn auf das lebhafteste, doch selbst nach Berlin zu fahren und dort persönlich Vortrag zu halten. Graf Münster griff ein. Es gelang ihm, die Sitzung in der letzten Minute zu vertagen, und er setzte auch durch, daß Zorn zur Berichterstattung nach Berlin berufen wurde. Dort legte Zorn nach mündlichem Vortrag in einem eingehenden Bericht — ab-

Digitized by Google

gedruckt in der unter dem Titel „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871 bis 1914" erschienenen Sammlung der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes, XV. Band, Seiten 293 bis 296 — die Gründe für seine Haltung dar. Er führte aus, daß bei richtiger Ausgestaltung, insbesondere bei Fortfall des „Obligatoriums", der Ständige Schiedshof keine Gefahr für Deutschland bilden könne, während seine Ablehnung eine schwere Verstimmung Rußlands — des Einberufers der Konferenz —, aber auch Englands und der Vereinigten Staaten, ja der ganzen Konferenz hervorrufen würde. Da weder Österreich noch Italien den deutschen Standpunkt teilten, würde die Welt nicht zögern, Deutschland als den einzigen Friedensstörer hinzustellen, der alle auf Festigung des Friedens gerichteten Bestrebungen zunichte mache. Nachdem auch der deutsche Botschafter in Petersburg dringend davon abgeraten hatte, die vom Auswärtigen Amt beabsichtigte Erklärung abgeben zu lassen (a. a. O. S. 286 bis 292), entschied der Kaiser auf Vorschlag des Reichskanzlers, Zorns Vorschlägen entsprechend, daß Deutschland seine Zustimmung zur Errichtung des Ständigen Schiedshofes unter gewissen Bedingungen geben solle. Damit war die Gefahr der Sprengung der Konferenz, deren Odium allein auf Deutschland gefallen wäre, beseitigt. Der Entwurf über die Schiedsgerichtsbarkeit konnte nun einstimmig angenommen werden. Die deutschen Delegierten aber hatten sich ein hohes Maß persönlichen Vertrauens bei den Abordnungen der anderen Staaten erworben, das für die künftige Arbeit ein wertvolles Aktivum sein konnte. Die Schiedsgerichtsbarkeit, um die Zorn damals mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit gekämpft hat, ist heute ein Bestandteil des Deutschen Rechts geworden, der in zahlreichen Verträgen Verwirklichung gefunden hat und aus den internationalen Beziehungen des Deutschen Reichs schlechterdings nicht mehr fortzudenken ist.

Schon 1905 sollte Zorn Gelegenheit haben, praktisch auf dem auf der I. Haager Konferenz geschaffenen Boden der Schiedsgerichtsbarkeit zu arbeiten. Streitigkeiten mit Venezuela hatten zu einer Blockade der venezolanischen Küste geführt, die Deutschland zusammen mit England und Italien durchführte. Die Vereinigten Staaten griffen ein, und die Streitfragen wurden in einem Schiedsverfahren im Haag beigelegt, bei dem Zorn Mitglied der deutschen Abordnung war.

Auf der II. Friedenskonferenz — 1907 — war Zorn ebenfalls als deutscher Delegierter anwesend. Indessen nahm hier das Auswärtige

Digitized by Google

Amt die Führung der Arbeiten in der Schiedsgerichtsfrage für seinen Beamten in Anspruch, und Zorn wurde von der Arbeit ausgeschaltet, so daß er von der Absicht, sein Mandat niederzulegen, nur auf Wunsch des Führers der deutschen Abordnung und Anderer im Interesse der deutschen Stellung auf der Konferenz und der Konferenzarbeiten Abstand nahm. Irgendeinen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge auf dieser Konferenz und die deutsche Stellungnahme dazu hat Zorn nicht gehabt. Das große Kapital, das in dem Vertrauen lag, das sich Zorn durch seine Arbeit auf der I. Konferenz bei den übrigen Mächten erworben hatte, blieb ungenutzt.

Von der I. Konferenz im Haag führte der Lebensweg Zorns unmittelbar nach Bonn. Wieder tat sich eine neue Welt vor ihm auf. Das landschaftlich so schöne Rheinland, seine bewegliche, lebhafte Bevölkerung, die Nähe des Industriegebiets, das Leben in einem Gebiete mit überwiegend katholischer Bevölkerung, dazu die Aufgabe, den Kronprinzen des Deutschen Reichs in das Staatsrecht und Verwaltungsrecht des Reiches und des preußischen Staates einzuführen, daneben die auf der Haager Konferenz neugewonnene Fühlung mit dem Völkerrecht und seinen Problemen, genug, ein ganzes Leben auszufüllen, gab dem Fünfzigjährigen den Rahmen für neues fruchtbares Wirken. Seine Fakultät, nicht befragt, als er nach Bonn versetzt wurde, begrüßte ihn nicht eben freundlich. Jedoch gelang es Zorn bald, mit allen seinen Kollegen in gute Beziehungen zu kommen. Der Verkehr mit Mitgliedern der katholisch-theologischen Fakultät — Königsberg hat nur eine evangelisch-theologische — gab ihm neue Gesichtspunkte und, wie er selbst schreibt, auch wertvolle Berichtigungen seines bisherigen Denkens. Sein Standpunkt gegenüber dem Zentrum blieb freilich der gleiche. Mit den fast durchweg kirchlich stark liberal eingestellten Kollegen der evangelisch-theologischen Fakultät haben sich engere Beziehungen nicht ergeben. Eine Tätigkeit in kirchlichen Dingen hat er in Bonn im Gegensatz zu Ostpreußen nicht ausgeführt.

Zorns Lehrtätigkeit bewegte sich in denselben Bahnen wie in Königsberg, nur bei der Größe der Universität in erheblich erweitertem Umfange. Die staatsrechtlichen Übungen, die er in Königsberg mit anfangs wenigen Studenten in seiner Privatwohnung abgehalten hatte, mußten bald in den größten Hörsaal der Universität verlegt werden. Daneben trat, nachdem der sparsame Staat einige Mittel dafür bewilligt hatte, ein juristisches Seminar, aus dem eine Anzahl deutscher Staatsrechtslehrer hervorgegangen sind. Die von Zorn mit-

Digitized by Google

erarbeiteten Ergebnisse der I. Haager Konferenz wurden von ihm als erstem in Form einer Vorlesung den jungen deutschen Juristen nahegebracht. 1910/11 vertraute die Universität ihm ihr höchstes Amt, das Rektorat, an. Als Rektor verstand es Zorn, den seit den Jahren des Kulturkampfes zwischen den nicht katholischen und den katholischen Studentenverbindungen bestehenden Zwiespalt zu beseitigen. So konnte er sein Rektorat mit einem einheitlichen Kaiserkommers der gesamten Studentenschaft der Universität, als dem Zeichen der wiederhergestellten Einheit der Bonner Studentenschaft, krönen. Auf diesen Erfolg ist Zorn immer besonders stolz gewesen. Und er hat immer betont: Ohne das, was er bei seinem Korps gelernt hatte und ohne das Vertrauen, das er als alter Korpsstudent bei den schlagenden Verbindungen genoß, wäre ihm dieser Erfolg wohl nicht möglich gewesen.

Die bedeutsamste Aufgabe aber, die Zorn in Bonn zu erfüllen hatte, war der staatsrechtliche Unterricht, den er zunächst dem Kronprinzen, später den Prinzen Eitel-Friedrich, August-Wilhelm und Oskar von Preußen, dem Herzog Carl-Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha, dem Prinzen Adolf, dem Thronfolger von Schaumburg-Lippe und dessen Bruder zu erteilen hatte. Die persönlichen Beziehungen, die sich aus diesen Vorträgen ergaben und die mit mehreren der Genannten bis zu seinem Tode fortbestanden, zeigen, daß Zorn es verstanden hat, seinen Hörern nicht nur den Wissensstoff zu vermitteln, sondern ihnen auch als Mensch nahezutreten. Vorträge rechtshistorischen, staats- und verwaltungsrechtlichen Inhalts rundeten, wie in Königsberg, so auch in Bonn die öffentliche Tätigkeit Zorns. Von seiner Rednergabe wurde bei vaterländischen Anlässen auch in Rheinland reichster Gebrauch gemacht. Daneben ging die Arbeit an einer großen Anzahl von Gutachten auf staats- und verwaltungsrechtlichem Gebiete, die sehr umfangreich war, wenn auch Zorn durchaus nicht jedes Gutachten übernahm. Als die mecklenburgische Ritterschaft von ihm ein Rechtsgutachten über ihre verfassungsmäßigen Rechte erbat, lehnte er ab. Denn er sah das bessere Recht auf seiten des Großherzogs, der die mittelalterlichen staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes zeitgemäß gestalten wollte. Demgegenüber für das formaljuristisch vielleicht vorhandene Recht der Ritterschaft einzutreten, konnte für ihn nicht in Frage kommen.

1904 wurde Zorn in Anerkennung seiner Verdienste zum Syndikus der Krone Preußens ernannt und aus Allerhöchstem Vertrauen auf Lebenszeit in das Preußische Herrenhaus berufen.

Digitized by Google

So vergingen 14 Jahre angestrengten Schaffens in Bonn. Hatte, nach Zorns eigenen Worten, „Ostpreußen den fränkisch-bayrischen Jüngling zum preußisch-deutschen Manne erzogen, so war ihm das Rheinland zur Vollendung deutscher Liebe und deutschen Lebens geworden".

Mitten in der Arbeit brach Zorn 1914, noch vor Ausbruch des Weltkrieges, gesundheitlich zusammen. Er gab seine Vorlesungen auf und verlegte seinen Wohnsitz aus der weichen Luft des Rheintales in die Stadt seiner Jugend, nach Ansbach. In staunenswert kurzer Zeit erholte er sich vollkommen, und die alte Arbeitslust erwachte. Inzwischen war der Weltkrieg ausgebrochen. Es ging um das Dasein des Reiches, dessen Staatsrecht Zorn mit der heißen Kraft der Liebe, Treue und Überzeugung Tausenden deutscher Jünglinge gelehrt hatte. Seine Söhne standen im Felde, im Westen, im Osten und im deutschen Südwestafrika. Er selbst kämpfte mit der einzigen Waffe, die er hatte, mit der Feder, für sein Vaterland. In zahlreichen Aufsätzen für die großen Tageszeitungen und in wissenschaftlichen Arbeiten bekämpfte er die Kriegspropaganda der Feinde und wies bei den vielen völkerrechtlichen Fragen, die der Krieg mit sich brachte, nach, daß auch das formale Recht auf deutscher Seite war. Von der Heeresverwaltung eingerichtete Fortbildungskurse führten ihn nach Warschau und Uesküb. Die von den deutschen Bodenreformern unter Führung von Adolf Damaschke ausgehende Bewegung für die Errichtung von Kriegerheimstätten begrüßte er von Herzen und unterstützte sie ebenso, wie Hindenburg für sie eintrat, nach Kräften. Er sah darin einen hochwichtigen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Mit den Bodenreformern erkannte er die Notwendigkeit, ein besonderes, auf deutsch-rechtlichen Gedankengängen beruhendes Bodenrecht zu schaffen, das die Spekulation mit dem deutschen Boden ausschließen und jedem Volksgenossen die Möglichkeit geben sollte, ein Stücklein deutschen Landes sein unverlierbares Eigen zu nennen.

1917 rief ihn sein alter Schüler, der Kronprinz, in sein Hauptquartier und erbat seinen Rat, wie die, dem geltenden Recht zwar entsprechende, bei der Lage der Dinge aber widersinnige Ausschaltung des Thronerben von den Staatsgeschäften beseitigt werden könne. Ein von Zorn in dieser Frage, die ja nicht zum ersten Male in Preußen auftauchte, ausgearbeitetes Gutachten, das er auf Wunsch des Kaisers auch Hindenburg und Ludendorff vortrug, blieb in den sich dann bald überstürzenden Ereignissen ohne Auswertung. Ebenso erging es dem von Zorn für das Preußische Herrenhaus ausgearbeiteten

Digitized by Google

Entwurf einer neuen Verfassung Preußens auf ständischer Grundlage.

Der Zusammenbruch des Reiches, dem seine ganze Lebensarbeit gegolten hatte, traf Zorn aufs tiefste. Aber aus der Tatsache, daß die deutschen Stämme auch in der größten Not zusammenhielten, schöpfte er die Gewißheit, daß dem tiefen Fall ein neuer Aufstieg folgen werde. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur suchte er in häufigen öffentlichen Reden seinen Ansbachern ins Herz zu schreiben: Viel sei verloren; aber alles sei verloren nur dann, wenn man den Mut verliere. Deshalb gelte es, den Mut zu behalten und mutig, fleißig und zäh an den Wiederaufbau des Vaterlandes zu gehen.

Noch einmal sollte die große Politik Zorns Wege streifen. Kronprinz Wilhelm, den der Zusammenbruch nach der holländischen Insel Wieringen verschlagen hatte, erstrebte nach mehr als drei Jahren der Verbannung die Rückkehr in die deutsche Heimat. Die geringe Neigung der damaligen deutschen Regierung, dem Hohenzollern die Rückkehr in seine Heimat zu ermöglichen, auf die er doch Anspruch hatte wie jeder Deutsche und die Besorgnis vor Schwierigkeiten mit den Feinden erschwerten das Vorhaben. Ein Briefwechsel des Kronprinzen mit seinem alten Staatsrechtslehrer, der veröffentlicht wurde, schuf dann die Vorbedingungen für die Rückkehr des Kronprinzen.

Die neue Zeit hat Zorn nicht mehr erleben dürfen. Wohl hat er einen Hauch davon verspürt, und gerne hätte er selbst den Mann gesehen, von dem er hörte, daß er mit hinreißender Beredsamkeit und heißestem vaterländischen Empfinden die Münchener Bevölkerung in immer stärkerem Maße in seinen Bann zwinge. Die Last der Jahre gestattete es ihm nicht mehr. Wie hätte er den 30. Januar 1933 begrüßt! Er, der immer wieder seine Söhne auf die Sentenz der Griechen hingewiesen hatte: Nicht gut ist die Herrschaft vieler, e i n Führer soll sein!

Seit Jahren war er, den Auszeichnungen aller Art schmückten, Ehrenphilister seines Korps. Die Stadt Ansbach gab ihm die Würde des Ehrenbürgers, die staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Bonn die Würde des Doktors ehrenhalber. Die ihm ehrenhalber zuerkannte Doktorwürde der Universität Glasgow hatte er bei Kriegsausbruch niedergelegt. Seines goldenen Doktorjubiläums — 1922 — gedachte die Wissenschaft Deutschlands und Europas.

Am 4. Januar 1928 wurde Zorn, kurz vor der Vollendung seines achtundsiebzigsten Lebensjahres, durch den Tod abberufen. Wie den

Digitized by Google

Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Gedankenarbeit, so ist er auch seiner politischen Überzeugung stets treu geblieben. Den Wert und die Notwendigkeit politischer Zusammenarbeit der Völker hatte er auf den Haager Konferenzen erkannt. Immer aber machte er dabei den Vorbehalt der „Ehrenklausel“: „en tant celles-ci ni touchent ni aux intérêts vitaux ni à l'honneur national des parties en litige“, wie es in dem Entwurf zu dem später fallen gelassenen „Obligatorium“ des Schiedsgerichtsvertrags heißt. Die Meinung seines großen Lehrmeisters Bismarck, daß die großen Fragen der Nation nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse gelöst werden können, hat er immer mit Schärfe vertreten. Dem in dem „Politischen Wörterbuch“ (Verlag von K. F. Köhler) unternommenen Versuch, ihn unter die „Pazifisten“ im landläufigen Sinne des Wortes einzureihen, hat er selbst noch unter eingehender Darlegung seiner Stellung auf das energischste widersprochen (Hann. Kurier vom 14. und 15. Aug. 1924) und dabei die Versuche „pazifistischer Verseuchung unserer Jugend“ auf das schärfste verurteilt.

Deutschland, Deutschland und nur Deutschland ist der Inhalt seines reichen, vor allem an Arbeit reichen Lebens gewesen und geblieben.

Schriftenverzeichnis: Das Beweisverfahren nach langobardischem Recht. Dissertation 1872. — Staat und Kirche in Norwegen bis Ende des 13. Jahrhunderts. Habilitationsschrift 1875. — Die Evangelische Kirchenverfassung in Bayern 1878. — Staat und Kirche in der Schweiz. 2 Bände. 1877/78. — Lehrbuch des Kirchenrechts 1880. — Lehrbuch des Deutschen Reichsstaatsrechts. 2 Bände. 1. Aufl. 1880/81. 2. Aufl. 1899/1901. — Deutsche Kolonialgesetzgebung 1901. — Staatsrecht der Preußischen Monarchie von Rönne. Neubearbeitete 5. Aufl. 2 Bände. 1. Bd. 1899. 2. Bd. 1907. — Im neuen Reich, Reden und Aufsätze zur preußisch-deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 1902. — Das Deutsche Reich und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit 1911. — Die Deutsche Reichsverfassung. 2. Aufl. 1913. — Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit 1917. — Das Problem des Weltfriedens (Deutsche Revue) 1917. — Die Zukunft des Völkerrechts 1919. — Der Völkerbund. Eine Kritik der Entwürfe für die Verfassung des Völkerbundes 1919. — Deutschland und die beiden Haager Friedenskonferenzen 1920. Deutsches Gesandtschafts- und Konsularrecht auf der Grundlage des allgemeinen Völkerrechts 1920. — Der Deutsche Staatsgedanke 1921. — Zur Geschichte der ersten Haager Friedenskonferenz (Archiv für Politik und Geschichte) 1924. — Die alte und die neue Reichsverfassung 1924. — Weltunionen, Haager Friedenskonferenzen und Völkerbund. Vortrag 1925. — Vom alten zum neuen Reich. Kurzer Abriß der deutschen Verfassungsgeschichte 1927. — Aus einem deutschen Universitätsleben 1927. — Außerdem zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelwerken, Tageszeitungen u. a. m.

Konrad Zorn (Minden i. W.).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google